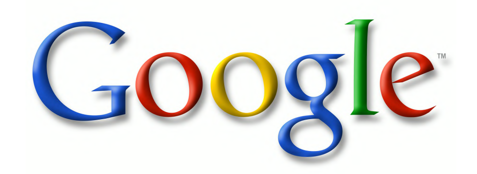






Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sechsunddreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

1853

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1 8 5 3.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Jänner.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 13. November las Hr. Prof. Thomas:

Ueber einen Codex Venetus zum Dialog und zur Germania des Tacitus.

Als ich diesen Sommer zu anderem Behufe die noch ungedruckten Cataloge der kostbaren Bibliothek von St. Marcus durchzumustern erwünschte Gelegenheit hatte — ich kann hiebey nicht umhin, auch hierorts der wahrhaft ausgezeichneten Zuvorkommenheit und Gefälligkeit des edelsinnigen Vorstandes dieser Anstalt, Hrn. Dr. Joseph Valentinelli, ein Wort des lautersten Dankes zu sagen — fand ich im Appendix ad Catalogum Codicum Latinorum in der XIV. Classe derselben (classis Miscellaneorum) im cod. I auch einen Tacitus de oratoribus und de Germania verzeichnet.

Ich bemerkte mir dieß, wie anderes Zufällige, nur an den Rand, weil voraussichtlich für andere litterärische Arbeiten, als die im Plane liegenden, kaum eine Zeit übrig bleiben würde.

Dennoch fielen zuletzt einige Stunden für Nebendinge ab, und durch die stäts bereite Hilfe meines hochverehrten Freundes Prof. Dr. Tafel, war ich im Stande, auch obigen Codex zu den besagten Schriften des Tacitus anzusehen und zu vergleichen. Da mir keine der neueren Textesrecensionen des Historikers zur Hand war, geschah die Vergleichung mit der Pariser Ausgabe von Lemaire, der, so viel ich weiß, die Oberlin'sche Bearbeitung zu Grunde liegt.

Die bedeutende Veränderung, welche seit dieser Ausgabe mit unserem Schriftsteller vorgegangen ist, — wie namentlich eine Menge sogenannter Kleinigkeiten zur Herstellung des ächten alten Gewandes unseres Schriftstellers abgemacht worden sind, das zeigt eine derartige Vergleichung am besten; aber anderseits ist freylich auch die Ausbeute selbst, die ebendeßwegen im ersten Augenblicke nicht gerade unbedeutend erscheint, nachher an sich kaum mittelmäßig.

Die Lesarten dieses Codex Venetus, der, wie ich nachher ersah, kein anderer ist als der auch von Maßmann zur Germania benützte (siehe dessen Ausgabe Seite 19 — 21; 170 und 192), bestätigen nur in den meisten Fällen, was durch den Codex des Perizonius und den Farnesianus (bey Maßmann N. das ist Neapolitanus) als glaubwürdig für die Germania, wie für den Dialogus de oratoribus kritisch gerichtet und anerkannt ist. Die Quelle aus der er floß, ist somit verhältnißmäßig immer eine sehr gute, und da nach den vorliegenden Untersuchungen (nach Maßmann am kürzesten bey Ritter, Corn. Taciti Opera, vol. quart. praefatio) überhaupt keine der vorhandenen Handschriften über das Jahr 1460 hinaufreicht, in welchem Jahre Jovianus Pontanus aus dem nun verschwundenen Codex Germanicus eben jene Abschrift gemacht hat, die jetzt in Leyden als ein Geschenk des Jacob Perizonius dessen Namen führt, da, sage ich, die älteste Urkunde aus dem Jahre

1460 ist, der Coder Venetus aber im Jahre 1464 in Bologna geschrieben wurde, so ist er auch in Ansehen des Alters wohl zu schätzen.

Es mag also nicht unstatthaft herauskommen, wenn ich sowohl die Maßmann'sche Collation zur Germania ergänze oder verbessere — er verdankt dieselbe Hrn. Prof. Heubach, und „erfreut sich ihrer, wie er S. 21 sagt, als einer besonders genauen Lesartensammlung“ — als auch jene zum Dialogus, so weit es nöthig dünkt, ganz mittheile. Denn diese hat derselbe nicht nur nicht gehabt, sondern auch nicht gekannt; ja er mußte, natürlich ohne sein Verschulden, annehmen, der Dialogus stehe gar nicht in diesem Coder, er fehle, während der Suetonius de Grammaticis etc., wie in den andern verwandten Handschriften, auch dort seine Stelle hat (vgl. S. 192).

Allein der Dialogus steht ganz und voll im Coder, von der nämlichen „saubern“ Hand geschrieben, wie der Suetonius und wie die Germania. Er wurde von Prof. Heubach, wie von anderen nur deßwegen übersehen, weil er im alten Inder des Coder selbst nicht aufgeführt ist, wohl aber im geschriebenen Appendix der Bibliothek.

Jener alte Inder verzeichnet folgendes:

Eneae de Picolominibus Senensis episcopi postea Pii Pape secundi tractatus de ortu Gothorum a c. (i. e. carta) 1.
Oratio eiusdem ad principes Ungariae a c. 42.
oratio eiusdem ad ambasiatores regis Franciae a c. 101.
copia cuiusdam bulae magnae eiusdem a c. 121.
copia brevis apostolici ad S. ducem Venetiarum a c. 133.
copia brevis ap. ad il. ducem Mediolani a c. 134.
copia brevis ad d. ducissam a c. 140.
copia duarum bullarum eiusdem a c. 145.
Oratio funebris in die exequiarum cardinalis Firmani a c. 149.
Suetonius de grammaticis et rhetoricis a c. 167.
Cornel. Tacitus de situ et origine Germanorum a c. 186.
Tabula Flavii Josephi de bello Judaico a. c. 196.

Allein im Coder selbst beginnt auf fol. 172 verso der Dialogus des Tacitus mit folgender Ueberschrift:

C. CORNELII TACITI EQUITIS ROMANI DIALOGUS DE ORATORIBUS INCIPIT

und schließt dann fol. 184 verso mit dem Zeugnis:

τελως.

OPUS ABSOLUTUM BONONIAE. ANNO D. M. D. CCCCLXIIII. AD PETITIONEM JO. MARCANOVAE. Dasselbe steht zu Ende der Germania, welche fol. 186 anhebt mit der Aufschrift: CORNELII TACITI LIBER DE SITU ET ORIGINE GERMANORUM. Die Art wie der Coder nach Padua gekommen, erhellt aus einer Bemerkung am Schluße: hunc librum donauit eximius artium et medicinae doctor Johannes Marchanova de Venetiis congregationi Canonicorum et Regularium Sancti Augustini ita ut tantum sit ad usum dictorum Canonicorum in monasterio Sancti Johannis in Viridario Paduae commorantium, et quod nunquam possit uendi nec alicui extra ipsum monasterium commodari. Quare omnes pro eo pie orent. M. CCCC° LXVII°. Das weitere Schicksal der Handschrift siehe bey Maßmann S. 20, 21, der auch das obige, jedoch nicht ganz vollständig angeführt hat.

Die Lücke im Dialogus C. 35 nach den Worten: cum ad veros iudices ventum — die schon Pontanus angedeutet hat, mit der Bemerkung *deerant in exemplari sex pagellae vetustate consumptae* — ist auch in unserem Venetus nicht unberührt geblieben.

Es sind im Context selbst vier Linien frey gelassen und am Rande steht: *hic deficiunt quatuor paruae pagellae;* hierauf folgt, wie gewöhnlich: rem cogitant etc. Wie wir diesem Defect begegnet sind, so ist nicht zu zweifeln, daß wohl auch die Schrift des Suetonius in unserem Coder ebenso unvollständig erscheinen wird, wie in den verwand-

ten Urkunden, welche gerade diese drey Schriften zusammen bieten. (Vgl. Maßmann a. d. a. Stelle). Vielleicht kann ich bald das Thatsächliche darüber in Erfahrung bringen. *)

Nach dem Vorausgehenden reiht sich der Codex Venetus dem Inhalt nach zunächst an den Farnesianus und die beyden Vaticani 1862 u. 1518 an (nach Maßmann an NRa Rc); der Folge der drey Stücke nach stünde er dem Rc am nächsten. Aus diesem Grunde wird sich auch das anders gestalten, was von Tagmann (de Taciti Germaniae apparatu critico) über unsern Codex vorgebracht ist, der im ganzen sieben Familien von Handschriften für die Germania aufgestellt und in seiner äußerst sorgfältigen Abhandlung dem Cod. Venetus noch ein besonderes Capitel (V) gewidmet hat, in welchem derselbe dem Wiener u. Zürcher Codex beygesellt wird. Hinsichtlich der Lesarten aber steht er namentlich durch einige auffallendere Abweichungen dem Farnesianus so zur Seite, daß man entweder auf gleiche Herkunft beyder oder auf Abkunft des einen vom andern zu schließen berechtigt ist. So z. B. German. c. 13 vel *pater* vel *propinquus*, bietet der Venet. wie der Farn. am Rande die Variante uel *ipsi* uel *propinqui*; c. 14 haben beyde non *aequare*, c. 19 inue*nit*, c. 29 beyde zu *collationibus* die Variante *collocationibus*. So im Dialogus c. 5. beyde adsciscere *necessitudines*, c. 10 pretium *omnes* laboris sui, c. 16 sed *fama* eodem, c. 17 et *alium*, c. 27 *freta* sit — perstrin*git*, c. 29 inve*nies*, c. 33 *et scie*ntiae — *quod* aut — forum in*gressi*, c. 34 dissimu*larent* u. s. w.

Ich möchte nach allem lieber das erstere annehmen. Jedenfalls bestätigt auch dieser Codex die herrschende Ansicht, daß die sämmtlichen Handschriften der Germania und des Dialogus aus einem Originalcodex stammen, dessen treueste nicht fehlerlose Copie uns im Perizonianus vorliegt, während

*) Mittlerweile ist diese Vermuthung durch freundliche Mittheilung aus Venedig bestätigt worden. Der Suetonius schließt auch im Venet. mit den Worten „abstinuit cibo," mit der Randbemerkung: *non uidetur integrum hoc exemplar.*

die übrigen mehr oder weniger die Spuren einer zweyten Hand zu erkennen geben. Unter diesen aber steht der Venetus mit in erster Reihe; aus den nun folgenden Collationen wird dieß jedem klar werden, welcher dieselben mit dem Perizonianus zusammenhalten will. Unter fünf Fällen wird derselbe in vier mit diesem und dem Farnesianus zusammentreffen, wobey zu bemerken ist, daß er öfter die prima manus des Perizon. wieder gibt, z. B. im Dial. c. 25: *si uere*, c. 29 *biba*citati, c. 31 grammatic*ae*, music*ae* et geometri*ae* u. dgl.

I. Nachtrag zur Germania von Maßmann.

C. 1. *donec* in Ponticum mare — *donec* fehlt.
erump*at*, nicht erum*pit* wie Maßm. und nach ihm Ritter.

C. 2. expu*lle*rint.

C. 3. *ut* Ul.
nominatumque *ἀσκιπυργιον*.

C. 5. propiciine an.

C. 6. *cassiae*, wie der Münchner.
concilii: alii consilii ad marg.

C. 11. nec *ini*ussu, wie der Münchner.

C. 12. pro modo poenarum.
qui *iu*dicatur.

C. 13. uel pater uel propin*quus* (nicht propin*qui*, wie Maßm.) mit der schon oben berührten Variante: alii uel *ipsi* uel propin*qui*.

C. 14. tue*are*.

C. 18. hoc i. b. hoc p. equ. hoc d. a. *renun*tiant.

C. 20. nudi *et* sord.
ad patrem (nicht apud, wie bey Maßm.).
tanquam *et in* animum. Sollte nicht in diesem *et in*, was die besten Handschr. geben, einfach *etiam* liegen?

C. 26. labor*are* contendunt.

C. 30. durant. si quidem colles paulatim rarescunt. Die Interpunction deutet hier wohl auf einen kleinen Mangel hin, der sich am gefälligsten durch die Aenderung duran*tes* ergibt, wie bereits in der Halm'schen Recension angedeutet worden ist.

C. 33. *in* urgentibus. Döderl. richtig: *inurgentibus*.
C. 35. sin*atur* al. sin*uetur*.
C. 36. nomin*e* superioris.
*t*acti.
C. 37. M. quoque Manlio.
consulari*s*.
C. 39. prolapsus attolli ohne *est*.
C. 40. multa veneratione ohne *cum*.
quid sit *id* quod.
C. 42. Marco*ni*ani, so auch später.
*per*agitur.
C. 43. Legiorum, wie P. a m. prim.
Ma*mm*os.
ceterum *alii* (nicht *arii* wie Maßm.).
umbra *fertilis* (nicht *fertis*).
C. 44. ministr*an*tur.
C. 45. persuasio ad*iscit*.
at in ipso litore.
C. 45. liquantia. [e]
*ra*sinam*que*.

II. Varianten zum Dialogus de oratoribus.

C. 1. floruerint — appellemus — redderent — iisdemque rationibus prosequar.

„ 2. consecutum esse — Aper cum — aliarum artium — adniti.

„ 3. interpretamini mat. — aggregares.

„ 4. et assidua — defendis adv. — michi satis superque.

„ 5. cogn. excusent ohne se — et ego enim — inueniri — parere — adsciscere necessitudines — amitti — ferat — cuius et ohne vis — prope fluentibus — aliorum perfugio et — loricae gladius — partim.

„ 6. iocunditas — quod illud gaudium — et in unum — coram — volgata — trepid. animis — iocunditas — nam ingenio.

„ 7. tum abire. quod si non in alio or●ur — cuius artis — illustres et in urbe non solum — uolgus quoque imp. — et peregrini tam —

„ 8. hunc e proprium — minus esse in — nec hoc illi (s) [a correct.] alt. ter m. sextertium — proxima et quae — haberemus — quosque not. — angustia ereptum — potentissime se ac donec — suos his niti quae ab ipsis acc. —

C. 9. respuant crebro est — recurret [a] aut ad te — recedendum est.

„ 10. nec opinio — esse praecipuum pretium omnes lab. sui — loquar — et semel — in ipsam artem — sicut nunc — ad illud quidem — obn. sicut offendere — vid. aut elegisse — hic ingentis ex his assensus hoc in ipsis.

„ 11. Maternus parant (parent?) quid enim me — laudauerat — et niti — improbum — Vaticinii — fregi hodie ohne et — deiungere — statum cuiusque —

„ 12. non in strepitu — haec primum — nec ullus aut gloria inore . . aut aug. — Licium.

„ 13. et consulatus — et quietum Virg. — aliqui rog. — in quibus — all. cum adulatione — sollicit. a curis.

„ 14. Vibanius M. — accutissimus — disputationes assecutis —

„ 15. antiquis eo credo — maligni in his op. — sac. iste enitet.

„ 16. mouistis — explicabit — cognitiones meas illud — manifestus est iamd. — nam sicut Cicero — quaecunque max. — annorum (marg. add.) XII[m] DCCCLIIII — Demosth. videt< (i. e. videtur) quem — set fama eodem.

„ 17. Caes. et alium et Calu. — quos quid ant. — statue VIIII et XL. — Gaii — atque unum Galb. — Vit. longum et unum ann. — colliguntur in unius — et pugnae — Caes. arma (inferentem fehlt) — et quidem Caesarem —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Prof Thomas über einen Codex Venetus zum Dialog und zur Germania des Tacitus.

(Schluß.)

C. 18. propriorem — aut C. Carb. — merito antiquos — nulla p. imit. — detrectatores (corr.) obtrectatores — parum antiquus videtur — legisti — ac attritum — Br. autem occisum atque deuinctum.

„ 19. Cass. quem reum fac. — id ipsum laudabat si — quod si quis ~~aderatus~~ ph. uidetur atque ex ea — cogn. nec ~~acc~~. —

„ 20. quis exceptione (ohne de) — aut Aulo — et in ipsa — a*u*dire (*u* punct. not.) — siue in suis al. — exercetur enim —

„ 21. non Ganuti aut atide furnio et coramo quique alios — et altera — desentire — conscribuntur — at praecipue — auribus iudicium — scias quoque ipsum — haec placent sine uniuersa parte, serum in quibus — in eloquentiam — sed felicius quam illos — proprioribus — uiderimus in quam iudicio — suffecerit.

„ 22. genus est — sensus opt . . et cum — laudatum patrem — aut aspicere — liceat — arcentur — inherti — componatur. fugitet. —

C. 23. haec imitatus (marg. adscr.) inuitatus — ii qui s. a. o. uocabant — tui fidi Bassi — Seru. non inani — fab. aud. (non fehlt) — san. infirmitati — quae animi anxietate configit — proprie abest — planitas —

„ 24. exegimus — nostrorum — a uestris phil.

„ 25. si quo alio — orat. Dem. (primae fehlt) — concessu — sicut apud — Brutus si uere — at strictior — sanctitatem el. seruunt — sumpseris etiam quamuis — et cogitationem — et sunt al. — arbitror utrum non —

„ 26. actores — ita utimur — frequens sicut his clam et exclamatio — temere dic. — post se posse — contexto ordine — utimur — studiis — ueritum —

„ 27. freta sit — apparate — me equidem — ante plane mitiore eloquentia et temporum nostrorum miratus, iratus ante — a prima disp. — nam et uos — perstringit — Mat. cum — libert. qua —

„ 28. iam prov. (ohne in) — uestra uobis — a seuer. — iam pridem — cellam — cuiusdam prob. — committerent. Actiam — et in nullis.

„ 29. erroribus et uides teneri — nec improb. — bibacitati — inuenies — nec praec. — colligunt *alii* corrigunt (marg. adscr.) — laboratur — nec in euolu. — noticiam. —

„ 30. statim de curiis referam — quo ausos —

est nobis — referre — Diodorum — iis dcet. — ita est enim — clauditur

C. 31. linguam et uocem — ut in his — cognouit neque humanam uim — quid irae pr. et mis. — iis art. — uersatur. — uenas an. — fidem mer. *plus* marg. app. — mutuabimus ab per. aptos — iisque — qui quasdam artes audire (om.) l. debet — grammaticae musicae et geometriae — plerique — scientia requiritur.

„ 32. sufficeret — primum autem — et ut denique — uis quoque — artium dicunt pulch. — ac praec. c. arbitratur in t. — uerbis refert — quas nobis — quod in consuet. — quod si forte h. audierint —

„ 33. liniamenta — sol. sunt — et scientiae — ex te dici quod — iam et forum ingressi — dum arte et in scient. — fac. et eloquentia. — iis sign. u. uidetur — persequor — tot aut rec. tam v. — longe parato — proprie et ornaturum uid.

„ 34. eloqu. probatur — sudibus — dissimularent — praeceptionibus — Poll. Cat. — aetatem ant. —

„ 35. in scena — deducimur in sch. quibus — suas. quidem. et si tanquam — sic fit in t. — uerbis prosecuntur — uentum est (marg. adscr. hic deficiunt quatuor parue pagelle) — rem cog. —

„ 36. materialiter; marg. adscr. ma alr. (i. e. materia alitur). — eloquentia prov. — accus. potentium rerum — magis cumul. — assequebantur — probabat — nisi qui — respondendo — in publicis non — commoda: disert. — sed contra.

„ 37. stipulab. — transissent — nec tanquam inhertes. — quae et in — sed et Luc. — dicendi hab. — et comitibus truc. — caus. p. inuenerit — Archias (superscr. poeta) — ut urbem ad dic. — quaestiones — qui pugnas sibi ipsas des. — nobil. criminibus —

„ 38. ad fortunam et consuet. — apt. est. ita erit el. tantum illud — comperandin — dicendo — primus hoc III° — omnia in ferro — Urinae. —

C. 39. uidetur — ridentur — alius oratorum — patronus ind. — exercitare et inc. —

„ 40. ius quoque potent. — quoque et histriones auribus — nec Maced. — sicuti domitus — nec tanta r. p. — bene formam.

„ 41. orationibus (m. adscr. uel oratoribus) — quas enim quod nemo nos adu. — in iis g. — oratorum horum obsc. — uitas ac uestra t. —

„ 42. erant plura de quibus dici u. — cum antiquariis.

So viele von diesen Lesarten entweder schon die Verderbtheit oder Mangelhaftigkeit der Quelle verrathen, oder den Irrthum und das Versehen des Abschreibers zu erkennen geben, so verdienen doch manche eine achtsame Berücksichtigung und andere fordern wiederholt auf, aus ihnen dem klaren Gedanken die rechte Einkleidung zu verschaffen.

Wenn zu Anfang des 10. Cap. unser Codex allein die Lesart bietet: ne opinio quidem et fama, cui soli seruiunt et quod unum esse praecipuum pretium omnes laboris sui fatentur, so möchte ich diese nicht sofort als unterschoben am Rande stehen lassen; Stellen wie Germ. 14: sua quoque fortia facta gloriae eius assignare praecipuum est sacramentum — ebendort 35: id praecipuum virtutis ac virium argumentum est — Dial. 6: extemporalis audaciae atque ipsius temeritatis vel praecipua iucunditas est — 28: cuius praecipua laus erat tueri domum et inservire liberis — 32: ergo hanc primam et praecipuam causam arbitror — sichern dem Worte seinen Platz und verleihen dem Gedanken eine rednerische Fülle, die wenigstens eben so gut sich vertheidigen läßt, als man sie vermissen mag. Gegen Ende desselben Cap. lese ich: meditatus videris ante elegisse personam notabilem. Auch der Venetus gibt ant. —

Wenn es Cap. 22 heißt: non ea solum instrui supellectile (sc. volo oratorem), quae necessariis usibus sufficiat, sed sit in apparatu eius et

aurum et gemmae, ut sumere in manus et aspicere saepius libeat, so wird mit der Lesart des Venetus aut aspicere sowohl das Schwanken zwischen et (des Periz.) und ut (des Farnes.) vermittelt, als auch der Ausdruck schärfer und schöner.

Cap. 23 fragt es sich, ob nicht nach der Spur unseres Codex [an. anxietate configit] passender geschrieben wird: porro ne in corpore quidem valitudinem medici probant, quae animi anxietate contigit; dieser Aorist hat hier bey Angabe von Beyspielen, die zur Vergleichung dienen, gar gut seine Stelle.

Minder fest halten wir Cap. 24 an: neque enim defensorem antiquorum exegimus.

C. 28: Jam pridem suus cuique filius, ex casta parente natus, non in cella emptae nutricis sed gremio ac sinu matris educabatur. Daß pridem ganz richtig ist, hat jüngst Spengel in seinem Specimen emendationum in Cornelium Tacitum p. 14 dargethan. Ich halte aber auch iam für untadelhaft; es bildet wie so oft den Uebergang, gleichsam als einleitende Partikel, da wo eine längere Beweisführung angeknüpft wird.

Eleganter wird die Rede, wenn wir C. 37 mit dem Venetus lesen: crescit enim amplitudine rerum vis ingenii, nec quisquam claram et illustrem orationem efficere potest, nisi qui causam parem invenerit; kräftiger und bezeichnender ist, was derselbe C. 40 bietet: iam vero contiones assiduae et datum ius quoque potentissimum quemque vexandi.

In dem nämlichen Capitel hat Spengel am angeführten Orte die Conjectur des Rhenanus tanti als unbegründet abgewiesen und die Lesart der Codd. zurückgerufen: sed nec tuta respublica Gracchorum eloquentia fuit ut pateretur et leges: *leges enim Gracchorum eloquentia perlatae rempublicam turbaverunt*. Statt tuta gibt der Venetus tanta, was zum Gedanken des Folgesatzes gar nicht übel paßt.

Cap. 10 ist in unserem Codex dieselbe lückenhafte Periode: sentio quid responderi possit: hic ingentis ex his assensus haec in ipsis auditoriis praecipue laudari etc. Am nächsten liegt wohl die Ergänzung: hinc ingentis ex [clamationes ex] his assensus etc. —

Cap. 15. Tum Aper, non desinis, Messala, vetera tantum et antiqua mirari, nostrorum autem temporum studia irridere atque contemnere? nam hunc tuum sermonem saepe excepi, cum oblitus et tuae et fratris tui eloquentiae neminem hoc tempore oratorem esse contenderes antiquis, eo credo audacius, quod maligni in his opinionem non verebaris, cum eam gloriam quam tibi alii concedunt ipsi tibi denegares. So der Venetus, in der Hauptsache wie der Perizon. und Farnesianus. Untadelhaft ist meines Erachtens antiquis, an dem sich alle Herausgeber gestoßen haben. Stünde hier: quod neminem hoc tempore oratorem esse contenderes antiquum, so würde man das sich gefallen lassen, und doch sagt die überlieferte Ausdrucksweise nur das nämliche und zwar noch feiner und anzüglicher: „kein jetziger Redner gälte als solcher den Alten.“ Statt maligni in his hat der Farnes. mal. *in iis*. Im Periz. steht malig*nis iis* und von anderer Hand über der Sylbe gnis *ius*. Ich vermuthe fast, es möchte ursprünglich geheißen haben: quod maligni suspicionem non verebaris.

Es genüge bey dieser Gelegenheit nur noch einen zufälligen Verbeßerungsversuch für eine jedenfalls verdorbene Stelle vorzubringen. Im 39. Cap. gibt Maternus die Hindernisse zum Besten, die zu seiner Zeit der freyen Entwicklung des rednerischen Talentes schon in der Form der äußeren Gewohnheiten entgegen stünden. Darunter heißt es: ipsam quin immo curam et diligentis stili anxietatem contrariam experimur, quia saepe interrogat iudex, quando incipias, et ex interrogatione eius incipiendum est; frequenter probationibus et testibus silentium patronus indicit. So auch der Venetus nach einer übel verstandenen Abbreviatur des Originalcodex, die schon im Perizon. (pronus) sich kund gibt. Mir fiel ein: silentium importunum indicit.

Das wenigstens scheint mir kaum bestreitbar, daß der ganze Zusammenhang hier eine nähere Bestimmung des *silentium* erfordert: denn im frequen-

ter silentium indicere allein liegt nicht gerade so viel, als hier übel empfunden und übel aufgenommen wird; dadurch aber, daß es allerdings frequenter geschieht, wird es eben lästig und störend, und hemmt den freyen Lauf der Rede, ohne den, wie Maternus sagt, die Kraft und Wirkung derselben nicht bestehen kann: est aliquis oratorum campus, per quem nisi liberi et soluti ferantur, debilitatur ac frangitur eloquentia. Die Weise der Entstellung unseres Wortes liegt noch offener als für das Ritter'sche impatiens, das erstlich etwas Schiefes hereinbringt und zweytens kaum recht lateinisch seyn dürfte.

Uebrigens sehe ich nachträglich, daß schon Weissenborn auf dieses Wort gekommen ist; nur will dieser „silentium importunus indicit" gelesen haben. Darüber zu rechten ist unnöthig. —

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Académie des sciences in Paris:

a) Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXIV. No. 14 — 23. Avril — Mai — Juin 1852. Paris 1852. 4.

b) Tables des comptes rendus des séances. Deuxième semestre 1851. Tom. XXXIII. Paris 1852. 4.

Von dem Herrn Professor Dr. Zantedeschi in Padua:

Giornale fisico-chimico italiano ossia raccolta di scritti risguardanti la fisica e la chimica degli italiani anno VII. Padova 1852. 8.

Von dem Herrn Dr. Ernst Förster hier:

Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart, zur Begründung der Zukunft. VIII. Geschichte der deutschen Kunst. 1 Thl. Leipz. 1851. 8.

Von dem Herrn J. Heilmann, k. bayer. Oberlieutenant und Brigadeadjutant in Ingolstadt:

Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges mit besonderer Rücksichtnahme auf Aufbringung, Ergänzung, Unterhalt u. Kriegszucht der Truppen rc. Leipz. 1850. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXIV. Heft V. Mai. Landau 1852. 8.

Von dem Herrn Dr. Albert Höfer in Greifswald:

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. 3 Bd. 3. Heft. Greifswald 1852. 8.

Von der K. K. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen in Prag:

a) Centralblatt der Land- u. Forstwirthschaft in Böhmen, Nr. 26 — 52. 1851. Nr. 1 — 6. 1852. Prag. 8.

b) Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft. Nr. 26 — 52. 1851. Nr. 1 — 6. 1852. Prag 4.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

a) Neues Lausitzisches Magazin. 28. Bd. 4. Hft. 29 Bd. 1. Heft. Görlitz 1851. 8.

b) Scriptores rerum lusaticarum. Sammlung Ober- und Niederlausitzischer Geschichtsschreiber. N. F. 3. Bd. 2 Abthl. G. 1852. 8.

c) Beyträge zur Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, der Böhm'schen Empörung von 1547, so wie des Pönfalles der Oberlausitzischen Sechsstädte in demselben Jahre. Von Dr. Neumann. Görl. 1848. 8.

d) Ueber Kaiser Karl IV. als Schriftsteller. Von Dr. Neumann. Görl. 8.

e) Ueber Dr. Benedict Carpzov, als Historiker, von Dr. Haupt. Zittau 1851. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der Preußischen Rheinlande und Westphalen in Bonn:

Verhandlungen 8. Jahrg. 3. u. 4. Heft. Bonn 1851. 8.

Von dem Herrn Prof. Graunert zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 18. Thl. 3. u. 3. Heft. Greifsw. 1852. 8.

Von dem Herrn M. de Laborde in Paris:

Notice des émaux exposés dans les galeries du musée du Louvre. I. Partie. Paris 1852. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Jänner.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch = physikalischen Classe am 13. November 1852.

Herr Akademiker Dr. von Liebig hielt 2 Vorträge:

1. Ueber die Harnstoffe und die neuen von ihm aufgestellten Methoden zur sichern Auffindung derselben.
2. Ueber eine neue Säure aus dem Harne des Hundes.

Ein Auszug aus diesen Vorträgen wird nachfolgen.

Herr Akademiker Dr. A. Wagner trug vor: die Charakteristik einer neuen Art von Ichthyosaurus aus den lithographischen Schiefern und eines Zahnes von Polyptychodon aus dem Grünsandsteine von Kelheim.

Im Laufe dieses Herbstes habe ich das Vergnügen gehabt, die Petrefaktensammlung des Herrn Dr. Oberndorfer in Kelheim und die des Herrn Landarztes Häberlein in Pappenheim zu besichtigen. Beyde Herren beschränken sich darauf, die in ihren Umgebungen vorkommenden Versteinerungen zu sammeln und bey der günstigen Gelegenheit, die ihnen hiezu geboten ist, haben sie höchst ansehnliche Sammlungen zusammengebracht, zumal Herr Häberlein, der seit mehreren Decennien diesen Zweck mit größtem Eifer verfolgt. Ich habe daselbst eine Menge der interessantesten fossilen Formen gesehen, die unsere, obwohl an den Vorkommnissen des lithographischen Schiefers so überaus reiche Sammlung gar nicht oder doch nicht in so wohl erhaltenen Exemplaren besitzt, und es hat mir an beyden Orten nicht an Stoff zu vielfacher Belehrung gefehlt.

1. Ichthyosaurus leptospondylus.

Da ich mich in letzterer Zeit viel mit der Bestimmung der im süddeutschen Juragebirge vorkommenden Arten von Ichthyosaurus beschäftigt habe, so erregten besonders die in beyden der gedachten Sammlungen aufbewahrten Ueberreste aus dieser Gattung meine Aufmerksamkeit. Es gehören aber auch in der That solche Ueberreste aus der weißen Juraformation zu den allerseltensten, und sind erst in der neuesten Zeit aufgefunden worden. Mir selbst war bisher aus Autopsie nichts weiter als der eine, im Diceraskalke von Kelheim gefundene Zahn bekannt worden, auf den ich eine neue Art unter dem Namen Ichthyosaurus posthumus begründet habe *). Vom Vorkommen der Ichthyosauren in den eigentlichen lithographischen Schiefern selbst hatte ich bis dahin nichts Weiteres in Erfahrung gebracht als eine kurze Notiz von Quenstedt **), daß im

*) Abhandl. der II. Classe der k. bayr. Akad. d. Wissenschaften VI. S. 702.

**) Petrefaktenkunde S. 129.

Solnhofer Schiefer ein Exemplar mit Polygonaltafeln in den Finnen und damenbrettförmigen Wirbelkörpern gefunden worden wäre. Quenstedt gibt nicht an, wo dasselbe aufbewahrt wird; ich habe indeß keinen Zweifel, daß er das Exemplar des Herrn Häberlein meint, denn das des Herrn Dr. Oberndorfer ist erst im heurigen Jahre gebrochen worden.

Von diesen beyden Exemplaren ist am vollständigsten das erstere erhalten, indem sich von ihm der Schädel, viele Wirbel, sämmtlich von biconcaver, nach Art der Damenbrettsteine gestalteter Form, und eine Menge von Tafeln aus der Vorderflosse, so wie auch einige aus der Hinterflosse vorfinden. Die ganze Beschaffenheit dieser Theile gibt den Typus von Ichthyosaurus unzweydeutig zu erkennen. Zu einer näheren Vergleichung dieses Exemplares hatte ich indeß weder Zeit noch Befugniß, daher ich mich gleich mit meiner Schilderung dem andern zuwende.

Das im Besitz des Herrn Dr. Oberndorfer befindliche Exemplar ist leider nicht so vollständig als das eben erwähnte, denn da es erst bey den Sprengarbeiten im dickschaligen Gesteine des lithographischen Schiefers zufällig zum Vorschein kam, so war es bereits in viele Stücke zertrümmert, die nicht mehr aneinander zu passen waren, da viele Zwischenglieder fehlten. Ich begnüge mich daher mit einer Charakteristik derjenigen Theile, aus welchen die Thiergattung, von der sie herrühren, mit aller Sicherheit erkannt werden kann. Der Gefälligkeit des Herrn Dr. Oberndorfer verdanke ich es, daß ich diese seltenen Ueberreste hier mit Muße untersuchen und mit den in unserer Sammlung aus dem Lias aufbewahrten Exemplaren genauer vergleichen konnte.

Der Schädel ist bey der gewaltsamen Manipulation, die er erlitten hatte, gänzlich auseinander gesprengt worden; nur einzelne Trümmer sind davon übrig geblieben, die anzeigen, daß er eine ziemliche Größe besaß. Ein Stück vom Oberkiefer ist über 6'' lang; ein etwas kürzeres Bruchstück des Unterkiefers hat in seinem hinteren Theil eine Höhe von $1\frac{1}{2}$''. Der hintere Theil des Augenringes hat sich von beyden Seiten erhalten; man kann aus

diesem Bogensegment schließen, daß die Augenhöhle mindestens eine Höhe von $2\frac{1}{2}$'' hatte. Eine isolirte, übereinander geschobene Schuppenparthie möchte ich für Ueberbleibsel des Knochenringes in der Sclerotica ansehen; wenigstens wüßte ich nicht sie für etwas anderes zu deuten. Ein etwas nierenförmig gestalteter flacher Knochen, der zwischen dem einen Augenhöhlenbogen und dem Schulterblatte seine Lage bekommen hat, stimmt mit dem Quadratknochen des Ichthyosaurus tenuirostris, wovon mir zwey isolirte Exemplare vorliegen, im Wesentlichen so sehr überein, daß ich ihn für nichts anderes als für diesen Theil des Schädelgerüstes erklären kann. Seine Länge beträgt etwas über 2'', seine größte Breite am untern Ende 1'' 3'''.

Von Zähnen haben sich bloß sechse erhalten, wovon nur einer noch mit dem Oberkiefer in Verbindung ist. Für die Stärke der Kinnladen sind sie klein; ihre Gestalt ist kegelförmig, an dem Wurzeltheil etwas bauchig erweitert. Der mit Schmelz belegte Kronentheil ist der Länge nach regelmäßig und deutlich gefurcht; der Wurzeltheil ist durch unregelmäßige und unterbrochene Längsfurchen mehr grubig ausgehöhlt. Der längste von diesen Zähnen mißt $8\frac{1}{2}$'''. An einem kleineren Zahne sieht man bereits im Wurzeltheile die runde Oeffnung, welche durch das Eindringen des Ersatzzahnes seitlich hervorgebracht worden ist.

Von den der Bewegung dienenden Organen ist nur das Schulterblatt und einige Tafeln aus der Handflosse der Zerstörung entgangen. Das Schulterblatt ist im Allgemeinen von der typischen Form der Ichthyosauren. Es ist ein langgestreckter, an seinem vordern Rande gerader, am hintern ausgeschweifter Knochen, der jedoch an der Erweiterung des untern Endes abgebrochen ist. So wie er jetzt beschaffen ist, ist er noch $2\frac{1}{2}$'' lang und an der schmälsten Stelle $6\frac{1}{2}$''' breit; seine vollständige Länge möchte $2\frac{3}{4}$'' betragen haben.

Die Gliedmassen haben nur noch ein Dutzend zerstreute Tafeln aufzuweisen, die wahrscheinlich alle den Vorderflossen angehören. Sie sind ziemlich dick, von unregelmäßig fünf- oder sechsseitiger

Form, und an keiner sieht man eine Einkerbung. Die längste hält $8\frac{1}{2}$, die kleinste $3\frac{1}{2}'''$ im Durchmesser.

Auch die Wirbel liegen unregelmäßig zerstreut umher und geben gleich durch ihre biconcave, den Damenbrettsteinen ähnliche Form sich als Theile eines Ichthyosaurus zu erkennen, so wie sie auch sonst die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der Wirbel dieser Gattung zeigen. Im Verhältnisse zum Schädel sind sie klein und insbesondere von geringer Stärke. Der Durchmesser der Gelenkflächen eines solchen Wirbelkörpers beträgt ohngefähr 1''; die Dicke derselben am Rande erreicht nur bey einem von diesen Wirbeln 5''', bey den andern ist sie weit geringer und sinkt bey den schwächsten fast bis auf die Hälfte dieses Maaßes herab. Die Wirbel gehören wohl sämmtlich dem Vordertheil der Wirbelsäule an, und da dieselben bey allen Ichthyosauren in dieser Gegend am schwächsten sind und nach hinten an Stärke zunehmen, so bleibt uns bey vorliegendem Exemplare das Maximum der Größe, bis zu welcher die Wirbel gelangen können, unbekannt, oder es läßt sich nur nach der Analogie der andern Arten annähernd errathen.

Endlich sind noch mehrere Rippen vorhanden, die auf der einen Seite von einer tiefen Längsfurche durchzogen sind; über die Beschaffenheit ihres obern Endes konnte ich mir keine Gewißheit verschaffen.

Mehr als eben angegeben, läßt sich nicht wohl mit Sicherheit über die Beschaffenheit des nur in einigen Trümmern uns vorliegenden Knochengerüstes sagen. Es ist indeß ausreichend, um mit voller Gewißheit darin einen Ichthyosaurus zu erkennen. Fragt man weiter, in welchem Verhältnisse die durch diese Fragmente repräsentirte Form zu den bisher bekannten Arten stehen möge, so dürfen wir die aus dem Lias herrührenden schon der Verschiedenartigkeit der Gebirgsformation wegen unberücksichtigt lassen; aber auch selbst davon abgesehen, wüßten wir sie keiner der Lias-Arten zuzutheilen. Steht ihr nun auch der Ichthyosaurus posthumus nach seinen Altersbeziehungen ungleich näher, so ist doch die Verschiedenheit in der Beschaffenheit der Zähne so außerordentlich bedeutend, daß diese beyden Formen nicht miteinander vereinigt werden dürfen. Wir haben daher in den eben beschriebenen Ueberresten den Repräsentanten einer neuen Art anzuerkennen, der wir den Namen Ichthyosaurus leptospondylus beylegen wollen.

Die Auffindung von Ichthyosauren in den lithographischen Schiefern hat die an Reptilien so ungemein reiche Fauna dieser Formation um ein neues wichtiges Mitglied vermehrt, das zugleich zu den seltensten unter allen dortigen Vorkommnissen gehört. Hat man früher im süddeutschen Juragebirge die Enaliosaurier bloß auf die schwarzen Liasschiefer beschränkt geglaubt, so weiß man jetzt, daß sie bey uns auch noch in den obersten Abtheilungen der weißen Juraformation auftreten; indeß bereits als eine Form, die im Verschwinden begriffen ist und von der wir bisher noch keine Spur in unserer Kreide- und Grünsandstein-Formation wahrgenommen haben, so daß es scheint, als ob diese Thiere von absonderlicher Gestaltung bey uns zu der Zeit, wo die letzterwähnte Gesteinsablagerung sich bildete, bereits erloschen waren. In England dagegen haben sich die Enaliosaurier bis in die Kreide erhalten, und zwar nicht allein die Ichthyosauren, sondern auch die mit ihnen dort immer in Gesellschaft vorkommenden Plesiosauren. In dieser Beziehung findet ein großer Unterschied zwischen der Fauna unserer süddeutschen Lias- und Juraformationen und den englischen statt. Nicht nur kennen wir keine Ueberreste von Plesiosauren in unserem weißen Jura, sondern Quenstedt *) ist noch der Meinung, daß sie auch unserem Lias abgehen und bloß auf England beschränkt seyen. Wenn gleich letztere Angabe nicht richtig ist, indem Owen **) selbst schon unter den im Stuttgarter Kabinet aufbewahrten Ueberresten aus dem Lias von Boll ächte Plesiosaurus-Wirbel [an Plesiosaurus macrocephalus und brachycephalus sich anschließend] erkannt

*) Petrefaktenkunde S. 130.

**) Report of the IX meet. of the Brit. Associat. p. 69, 71.

hat, und mir ebenfalls solche von Altdorf *) und Banz bekannt sind, so ist doch so viel richtig, daß die Plesiosauren im süddeutschen Lias nur eine sporadische — bloß durch einzelne isolirte Wirbel angedeutete — Erscheinung sind. Lediglich die Ichthyosauren kommen in gleicher Häufigkeit bey uns wie in England vor, und dieß nicht allein in Bezug auf die Individuen, sondern auch hinsichtlich der Mehrheit der Arten **).

*) Schon vor fast 25 Jahren erhielt ich in Altdorf aus dem dortigen Lias einen Rückenwirbel von einem Plesiosaurus; er trägt wenigstens alle Merkmale, durch welche die Wirbel dieser Gattung sich auszeichnen.

**) Nach neueren Erfahrungen habe ich Grund zu vermuthen, daß im fränkisch-pfälzischen Lias noch 3 Arten mehr, als ich früher aufführte, vorkommen dürften.

(Schluß folgt.)



Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen in Harlem:

Historische en letterkundige Verhandelingen. Eerste Deel. Harlem 1851. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine hier:

Centralblatt, July 1852. München. 8.

Von der Entomological Society in London:

Transactions (New Series. vol. I). Lond. 1852. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VIII. Part. 2. Nr. 30. May 1852. Lond. 8.

Von dem Herrn W. Hopkins, Sq. in London:

a) Address delivered at the anniversary meeting of the geological Society of London on the 20. of February 1852. London 1852. 8.

b) On the causes which may have produced changes in the earths superficial temperature. London 1852. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal, nro. CCXXV. nro. LI. No. 1 — 1852. Calc. 1852. 8.

Von der Société de l'histoire in Paris:

Bulletin, nro. 5. May 1852. 8.

Von der K. Akademie d. Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht, May 1852. Berl. 1852. 8.

Von dem Herrn Grafen Teleki in Pesth:

Hunyadiak kora Magyarországon. Elsö kötet. Pesth 1852. 8.

Von dem Herrn Professor Zantedeschi in Padua:

Giornale fisico-chimico italiano ossia raccolta di scritti risguardanti la fisica e la chimica degli Italiani. Anno VII. Padova 1852. 8.

Von dem Herrn Georgios K. Typaldos Ephor zu Athen:

a) *Χιτοπάδασσα ἤ πάνστα τάντρα συγγαφεῖσα ὑπὸ τοῦ σοφοῦ Βισνουσαρμανὸς καὶ Ψιττάκου.* *Ἐν Ἀθήναις* 1851. 8.

b) *Ἰτιχασαμουτσαΐα τουτ' ἐστὶν ἀρχαιολογίας συλλογὴ παρὰ Δημητρίου Γαλανοῦ.* *Ἐν Ἀθήναις* 1851. 8.

Von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen, 3. Bd. 1. Heft. Würzb. 1852. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Jänner.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Herr Akademiker Dr. A. Wagner trug vor: die Charakteristik einer neuen Art von Ichthyosaurus rc.

(Schluß.)

2. Polyptychodon interruptus.

Mit dem Namen Polyptychodon bezeichnete Owen einen riesenhaften Saurier, dessen Ueberreste in den Grünsandstein= und Kreideablagerungen Englands gefunden worden waren. Seine Zähne sind dick kegelförmig, an der Spitze etwas gekrümmt, im Querdurchschnitt rundlich und der Länge nach mit feinen Rippen oder Leisten besetzt, die bey einigen Exemplaren fast von gleicher Länge sind und bis gegen die Spitze des Zahnes verlaufen, bey den meisten aber von ungleicher Länge sind, so daß nur wenige Rippen die Spitze des Zahnes erreichen. Erstere benannte Owen als Polyptychodon continuus, letztere als P. interruptus.

Aus dem Grünsandsteine von Kelheim hat nun Herr Dr. Oberndorfer einen Zahn erhalten, der alle Merkmale der Gattung Polyptychodon an sich trägt. Er ist leider nicht mehr ganz, sondern in zwey Stücke zerbrochen: das kleinere ist die Spitze mit vollständig erhaltenem Schmelzbelege; das größere besteht aus der mit Gesteinmasse ausgefüllten Keimhöhle, die noch von mehreren Lagen der eigentlichen Zahnsubstanz umlegt ist, und ihre Spitze unversehrt bewahrt hat.

Die abgebrochene Zahnspitze ist noch 1'' lang und hält an der, im Umfange ziemlich rundlichen Bruchfläche gegen 7''' im Durchmesser. Sie ist gegen die wohlerhaltene Spitze etwas gekrümmt, von saftbrauner Schmelzmasse umlegt, während die solide, in ihrer Beschaffenheit mit der des Pliosaurus gigantens übereinkommende Zahnsubstanz licht gelblich gefärbt ist. Der Schmelz ist glatt, aber auf seiner Außenfläche mit feinen, scharfen, einfachen Längsrippen oder Leisten besetzt, von welchen 9 die Zahnspitze erreichen, indeß die andern in größerer oder geringerer Entfernung davon aufhören. Je nach den geringeren oder größeren Abständen der bis zur Spitze verlaufenden Leisten voneinander finden sich in ihren Zwischenräumen 1, oder 2 oder 3, in einem Falle auch 4 kürzere Leisten, die selbst unter sich wieder von verschiedener Länge sind. Uebrigens sind diese Rippen lediglich dem Schmelze aufgesetzt und verursachen deßhalb auf der Zahnsubstanz keine Furchung. Die ganze Zahnspitze ist im Umfange rundlich, und keine von den ganz durchgehenden Leisten ist mehr markirt als die andere; die Zwischenräume zwischen letzteren sind glatt.

Der durch die Masse des Grünsandsteins ausgefüllte Zahnkeim ist von walziger Form, mit kurzer bauchig=konischer Zuspitzung. Er ist bis zur abgebrochenen Basis 3½'' lang und hält an letzterer im Durchmesser gegen 1''. Zum Theil ist er noch von concentrischen Lagen der Zahnsubstanz umkleidet, wo=

durch der Wurzeltheil eine Dicke von 1'' 3''' gewinnt.

Nach der Beschreibung und den vielen Abbildungen, welche Owen*) von den Zähnen des Polyptychodon lieferte, kommt unser Zahn vollständig mit dem des P. interruptus überein. Die einzige Differenz, die ich finde, besteht darin, daß bey diesem auf der convexen Seite mehr Leisten die Spitze erreichen als bey unserem Zahne; dagegen ist in dieser Beziehung insoweit wenigstens wieder Uebereinstimmung, daß auch bey letzterem auf der concaven Seite mehr Leisten als auf seiner convexen bis zur Zahnspitze vordringen, und daß auf jener die kürzeren etwas häufiger als auf dieser sind. Da in der Erstreckung der Leisten leicht nur individuelle Differenzen liegen dürften, so erkläre ich unsern Zahn für identisch mit denen des P. interruptus.

Die Auffindung des eben beschriebenen Zahnes ist insofern von Wichtigkeit als dadurch ein neuer Beleg von Uebereinstimmung der paläontologischen Beziehungen zwischen der süddeutschen und der englischen Grünsandstein- und Kreideformation gegeben ist. **)

*) Report of the XI Meeting of the Brit. Associat. p. 156; Odontography II. tab. 72 fig. 3, 4; Hist. of Brit. foss. Reptils IV p. 200 tab. 2 fig. 16, tab. 26, tab. 29.

**) In welchen Beziehungen Owen's Polyptychodon zu H. v. Meyer's beyden Gattungen: Thaumatosaurus und Ischyrodon steht, vermag ich aus Mangel an eignen Vergleichungsmitteln nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Hinsichtlich der Beschaffenheit der Zähne sind sie sich jedenfalls nahe verwandt; da indeß Quenstedt [Petrefaktenk. S. 119] von Thaumatosaurus den Schmelz der Zähne als „dichotomgestreift" bezeichnet, und H. v. Meyer [Jahrb. f. Mineralog. 1841 S. 184] vom Schmelze des Ischyrodon sagt, daß er zwischen den Längsleisten „durch unregelmäßige Erhabenheiten rauh" ist, so bleibt immerhin zwischen diesen beyden Gattungen und dem Polyptychodon ein Unterschied bestehen und unser Kelheimer Zahn kann nur der letztgenannten Gattung zugewiesen werden. Mit Pliosaurus kann er ohnedieß nicht verwechselt werden.

Herr Akademiker Dr. v. Martius brachte zur Vorlage:

Hrn. Dr. Heßler's Bericht über den Ayurvedas des Susrutas.

Während alle Medicin mittelbar oder unmittelbar von den Griechen auf uns überkommen ist, und die Lehren des großen Coischen Arztes den römischen, arabischen und abendländischen medicinischen Systemen zu Grunde liegen; so erscheint uns dagegen hier im Ayurvedas des Susrutas aus dem höchsten Alterthume herab ein ganz originelles System der Heilkunde und ihrer Hülfswissenschaften, welches an Form und Inhalt sich mit keinem anderen Systeme der Medicin vergleichen läßt, und einen von allen übrigen medicinischen Systemen ganz gesonderten und unabhängigen Ursprung hat.

Die Sagen von dem Ursprunge des Ayurvedas des Susrutas verlieren sich in das mythische Dunkel der vorhistorischen Götter- und Heroenzeit der alten Hindu.

Svayamb'hu, d. h. der durch sich selbst erzeugte Brahma, hatte den Ayurvedas lange vor Erschaffung des Menschengeschlechtes den beyden Himmelsärzten, den beyden Asvinen geoffenbart, damit diese im titanischen Kampfe der Deven und Asuren als Aerzte und Wundärzte fungiren konnten.

Diese Päanen machten Wunderkuren; sie heilten gespaltene Köpfe, sie heilten den luxirten Arm des Gottes Indra, sie heilten das Hinken des aus dem Monde gefallenen Chandra, und selbst die Schwindsucht des Mondes, u. s. w.

Brahma, nach der Weltenschöpfung vom Mitleid über sein von zahllosen körperlichen und geistigen Leiden ergriffenes Menschengeschlecht erfüllt, sendet den Götterarzt Dhanvantari auf die Erde zum Heile und Rettung des Menschengeschlechtes. Dhanvantari kündigt sich in der Waldeinsamkeit bey Kasi, dem heutigen Benares, als Himmelsarzt und Lehrer der Heilkunde an. Zu diesem, der hier von einer großen Zahl heiliger Weisen (Rishen) umge-

ben ist, tritt Susrutas, der Sohn des Wisvamitra, von vielen anderen Schülern begleitet, mit der demüthigen Bitte, die Heilkunde des Himmels für die Menschen von Dhanvantari zu erlernen.

Hier beginnen nun die heiligen Ueberlieferungen über die Heilkunst und deren Hülfswissenschaften durch lebendige Mittheilung. Susrutas stellt die geoffenbarten Lehren des Dhanvantari nach Form und Inhalt so zusammen, wie wir sie hier in seinem Ayurvedas, der nun den europäischen Aerzten und Naturforschern zugänglich gemacht ist, vor uns haben.

So schreitet der mythische Ursprung des Ayurvedas in den historischen hinüber.

Ueber das hohe Alter des Ayurvedas ist hier nicht wohl der Ort, sich weitläufiger einzulassen, da dasselbe schon daraus entnommen werden kann, daß dieser Vedas in dem tiefen Boden des ältesten Hindumythus gewurzelt ist, und von da herausgewachsen in der historischen Wirklichkeit als ein Baum mit unzähligen Verzweigungen, Blüthen und Früchten sich unsern erstaunten Blicken darstellt. Ueberdieß trägt die Form, der Inhalt und Styl des Ayurvedas unverkennbar den Stempel eines literarischen Documentes aus dem grauesten Alterthume an sich. Hier manifestirt sich der noch ungetheilte Brahmacultus, wie in den Veden, von welchen der Ayurvedas einen integrirenden Bestandtheil ausmacht. Nichts von Buddhaismus, dessen Anfang in das 6te Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fällt, — nichts von Siva-Cultus, nicht einmal den Namen dieses Gottes, nichts von den späteren Religions- und dynastischen Streitigkeiten der Pandaven und Kuraven, die mindestens vor das 1000ste Jahr unserer Zeitrechnung fallen, finden wir hier.

Die Einkleidung des Ayurvedas ist theils in Sloken (Doppelversen), theils in ungebundener Schreibart, wie in den Veden. Die Schreibart selbst ist so zu sagen patriarchalisch einfach.

Der Ayurvedas besteht aus sechs größeren Abtheilungen, wovon die erste die medicinischen Prinzipien, die zweyte die Pathologie mit Aetiologie und Symptomatologie, die dritte die Anatomie mit Embryologie, die vierte die Therapie der chirurgischen und inneren Krankheiten, die fünfte die Lehre von den Giften und Gegengiften, und die sechste den Ergänzungstheil der chirurgischen und inneren Krankheiten enthält.

Jede dieser Abtheilungen umfaßt wieder mehrere freye, in den Waldeinöden von Dhanvantari gehaltenen Vorträge (Adhyayen).

So viel im Allgemeinen über Ursprung, Alter, äußere Form und Inhalt dieses umfangreichen Werkes.

Der Ayurvedas ist wegen des Reichthums des darin niedergelegten Materiales eben so staunenerregend, als eine ausgezeichnete, nicht zu übersehende Stelle darin die Originalität einnimmt.

Die **Kosmogonie** der alten Hindu, so wie sie uns hier im Ayurvedas entgegentritt, ist, um mich so auszudrücken, durchweg centrifugal, während dagegen die Theosophie rein centripetal ist.

Brahma ist das aus und in sich von Ewigkeit existirende geistig-materielle und materiell-geistige Ureins, die Totalität alles Geistigen und Materiellen.

Als **Naturbrahma** setzt er sich peripherisch, objectivirt sich. Die großen Naturpotenzen treten in geistig-materieller und materiell-geistiger Gestaltung aus ihm hervor, sehr verschieden von der materiellen Vorstellung des todten Molecul oder Atoms. Alle von Brahma ausgehende Weltengestaltung ist geistig-materiell und materiell-geistig. Diese große und lebensfrische Idee ist durchgehends bis in's Einzelne und Individuellste wahrzunehmen.

Die Weltenschöpfung geschieht aber in großen Zeitepochen. Aus Brahma's geistig-materiellem und materiell-geistigem Wesen tritt im Fortschreiten der Kosmogonie zuerst der Mahan, der große Weltgeist, hervor, in welchem alle materiellen und geistigen Naturpotenzen noch unentzweyt, aber mit dem Drange peripherisch zu werden, vereiniget sind. Dieser große Weltgeist zeugt aus sich den Ahankara, den sich selbst Setzenden, und aus sich die individuellen Naturpotenzen Zeugenden. Ahankara ist dreypotenzig, er ist das metamorphosirende, das geistig-materiell-leuchtende und die 5 Elementarprin-

zipien erzeugende Wesen, die 3te Emanation des Brahma selbst.

Die **Elementarprinzipien** sind das Tonprinzip, das Gefühlsprinzip, das Formprinzip, das Geschmacksprinzip und das Geruchsprinzip. Aus diesen Elementenprinzipien, welche der ganzen Weltenschöpfung zu Grunde liegen, werden die 5 individuellen Naturelemente, Aether, Luft, Feuer, Wasser und Erde gezeugt, welche Naturelemente zugleich geistig-materiell und materiell-geistig sind. In diesen 5 Naturelementen ist Brahma das Universum durchdringend, ewig, geschlechtlos, die höchste geistig-materielle und materiell-geistige Substanz.

Aus den 5 Naturelementen geht eine vierfache Gruppe von Einzelwesen hervor, nämlich: von der Wärme entstandene, aus Eyern geborne, aus Keimen gewordene, und Lebendiges gebärende. Zu letzteren gehört der Mensch, als das vollendetste aus diesen Naturelementen hervorgegangene Product, in welchem die größte Ausbildung und Harmonie des Geistigmateriellen und Materiellgeistigen sich manifestirt. Der Mensch allein in seinem gesunden und kranken Zustande ist im Ayurvedas Gegenstand der weiteren Betrachtung.

Die 5 Sinneswerkzeuge des Menschen entsprechen den 5 Naturelementen, und jene sind, wie diese, geistig-materiell und materiell-geistig. Der Aether entspricht dem Gehöre, die Luft dem Gefühle, das Feuer dem Gesichte, das Wasser dem Geschmacke und die Erde dem Geruche.

Die Beziehungen der 5 Naturelemente auf die Heilkunde, heißt es wörtlich in dem Ayurvedas, sind immer festzuhalten, weil über diese Elemente hinaus keine Forschung in der Medicin existirt.

Weiter heißt es: der Ausgangspunkt der Medicin und der mannigfaltigen Heilstoffe sind die 5 Elemente.

Das gesammte Menschengeschlecht geht drey große **Weltstadien** hindurch. Sogleich nach der Schöpfung des Menschengeschlechtes beginnt das erste Stadium, und ist das Stadium der Vollkommenheit (Satva). In diesem Stadium waren die Menschen geistig und körperlich vollkommen; sie waren geistreich, leidenschaftslos, human, wahrheitliebend, vertrauensvoll auf ein zukünftiges Leben, und frey von allen körperlichen Leiden.

Das 2te Stadium ist das der Trübung (Rajas). In diesem brachen schon viele Krankheiten über die Menschen herein; Unbeständigkeit, Anmaßung, Treulosigkeit, Falschheit, Betrug, Sinnenlust und Jähzorn bezeichnen dieses Stadium.

Das 3te und letzte Stadium der Existenz des Menschengeschlechtes ist das der Verfinsterung (Tamas). In diesem Stadium nimmt Geistesverwirrung, Gotteslägnung, Stumpfsinn, tiefe Bosheit, Lasterhaftigkeit, Empörung gegen göttliche und menschliche Gesetze überhand, und ein Heer von schmählichen Krankheiten rückt heran. Diese physischen und moralischen Uebel führen zur endlichen Auflösung des Menschengeschlechts.

Diese 3 großen Stadien in der Menschengeschichte haben ihre unmittelbaren Beziehungen zu den 5 Naturelementen. So herrscht in dem Stadium der Vollkommenheit des Menschengeschlechtes der Aether, im Stadium der Trübung die Luft, und im Stadium der Verfinsterung die Erde vor. Das Feuer übt zugleich auf das Stadium der Vollkommenheit und Trübung, das Wasser auf das Stadium der Trübung und Verfinsterung vorherrschend seinen Einfluß aus.

Aber nicht nur das Menschengeschlecht, sondern auch die ganze übrige Schöpfung beginnt mit der ursprünglichen Vollkommenheit und geht durch diese 3 Stadien der allmähligen Verschlimmerung und gänzlichen Auflösung (Pralaya) entgegen.

Dieß im Allgemeinen über die Kosmogonie des Ayurvedas.

(Schluß folgt.)



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hrn. Dr. Heßlers Bericht über den Ayurvedas des Susrutas.

(Schluß.)

Die Lehre von der Zeugung des einzelnen menschlichen Individuums, die Embryologie, so sonderbar sie uns auch im Ayurvedas erscheinen mag, so ist diese Lehre ja auch auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft noch sehr im Dunkeln.

Dhanvantari behauptet, daß bey der Erzeugung des Menschen der milde männliche Same sich mit dem feurigen weiblichen Uterusblute vermische, und daß beyde Zeugungsstoffe gleiche Befruchtungskräfte besitzen. Ist ein größerer Theil männlichen Samens bey dieser Vermischung, so entsteht ein männliches Individuum; ist ein größerer Theil Uterusblut bey dieser Vermischung, so wird ein weibliches; sind beyde Zeugungsstoffe ganz gleich, was nur äußerst selten der Fall seyn kann, so wird ein Mannweib (Hermaphrodit) erzeugt."

So entsteht der Embryo durch die Vereinigung des Feuers und Wassers, wobey im Momente der Zeugung der Mann das Wasserelement, das Weib das Feuerelement abgibt.

Sobald der Embryo gezeugt ist, so entwickeln sich auf dessen Peripherie 7 Membranen von äußerster Dünne. Von diesen ist die erste glänzend. Diese wird nach der Geburt der Sitz von leichten Hautausschlägen. Die zweyte Membran ist röthlich, und wird der Sitz von Ecchymosen und dunkeln Flecken. Die dritte ist weiß, und wird der Sitz von Ichthyosis, Blattern und verschiedenen Pusteln. Die vierte ist kupferfarbig und wird der Sitz tieferer Hautkrankheiten, als z. B. der leprosen Ausschläge. Die fünfte ist sensibel, da schon Nervenenden diese erreichen. Sie wird Sitz tiefer wurzelnder Herpesformen. Die sechste ist blutfarbig, und wird Sitz der tiefsten Hautkrankheiten, als z. B. der Elephantiasis. Die siebente enthält Fleischfasern, und wird Sitz phlegmonöser Entzündungen, Hämorrhoidalausschläge u. s. w.

Die innere und äußere Entwicklung des Embryo geht durch das Ein- und Zusammenwirken der 5 Naturelemente vor sich. Die Luft gliedert den Embryo in seine Theile; das Feuer zeitigt ihn; das Wasser befeuchtet ihn; die Erde verdichtet ihn; der Aether begeistet ihn.

Durch die ursprünglich gleichförmige Schleimmasse des Fötus bricht zuerst die Blutströmung, welche aufwärts, abwärts und in die Quere läuft, und in ihrem Laufe die verschiedenen Organe als Niederschläge absetzt.

So viel über den Embryo im Allgemeinen, dessen allmählige Entwicklung im Uterinenleben Dhanvantari, sehr in's Einzelne gehend, verfolgt.

In Beziehung auf Physiologie finden wir hier schon Aufschlüsse, die wir vergebens von Hippokrates bis Harvey suchen.

Die einzelnen Organe des aus dem Uterus geschiedenen Embryo verwandeln ihren Ueberfluß wieder in Blut zurück, und auf diese Weise wird der

Blutkreislauf vermittelt, den der Ayurvedas in der angegebenen Form schon kennt.

Das Blut durchströmt, befeuchtet und ernährt den ganzen Körper, und setzt in diesem drey Grundsäfte ab, die Galle, das Phlegma und die organische Luft. Diese drey Grundsäfte spielen in der ganzen altindischen Pathologie die größte Rolle, da von ihrer Verderbniß die meisten Krankheiten entstehen.

Die Körpergrundstoffe (Dhatu) sind Chylus, Blut, Fleisch, Zellstoff, Knochen, Mark, männlicher Same.

Von feinen Röhrengefäßchen wird aus den Alimenten der Chylus eingesogen, in die Blutströmung gebracht, und in der Leber in wirkliches Blut umgewandelt, welches von da in das Herz strömt. Vom Herzen aus werden nach aufwärts, abwärts und in die Quere die Gefäße mit Blut entsendet. Es wird hier schon ein Unterschied zwischen dunklem (venösem) und hochrothem (arteriellem) Blute gemacht.

Aus dem Blute wird zunächst das Fleisch, aus diesem der Zellstoff mit Fett, aus dem Zellstoff die Knochen, aus diesen die Marksubstanz, und aus dieser der männliche Same.

Im Verlaufe eines Monates geht der Chylus alle Metamorphosen im menschlichen Körper bis zum männlichen Samen hindurch.

Das unbrauchbar gewordene wird aus dem Körper geschafft. Diese Ausscheidungsstoffe sind Darmexcremente, Urin, Schweiß, Speichelüberfluß, Ohrenbutter, Nasalschleim, Milch und Menstrualblut.

Alle Grundsäfte, Körpergrundstoffe und Ausscheidungsstoffe werden durch die Vitalität, durch die Lebenskraft, erwärmt, belebt und in zweckmäßige Bewegung gesetzt. Diese vis vitalis gestaltet sich aber in jedem einzelnen Organe, in jeder organischen Flüssigkeit und in jeder organischen Funktion specifisch.

Die Nerven sind die Träger der Vitalität, und stehen unter beständigem Einflusse der alles belebenden 5 Naturelemente; sie sind das thätige Agens bey der Ausbildung der einzelnen organischen Gebilde im menschlichen Körper.

Die Pathologie ist sehr ausführlich behandelt.

Die Wurzeln aller Krankheiten sind das Verderbniß der drey Grundsäfte (Dosha), der organischen Luft, der Galle und des Phlegmas. Sind diese 3 Grundsäfte pathisch geändert, so werden sofort die Körpergrundstoffe (Dhatu) und Ausscheidungsstoffe (Mala) krankhaft afficirt.

Die entfernten Krankheitsursachen sind die alimentarischen, atmosphärischen, hereditären, tellurischen, kosmischen, mechanischen und dämonischen.

Das Heer der im Ayurvedas vorkommenden Krankheiten wird in 2 große Schaaren getheilt, wovon die eine alle Krankheiten, die mit dem Wasser, mit dem Feuer, mit dem Aetzkali und mit äußeren Heilmitteln zu curiren sind, in sich faßt; die 2te Schaar umschließt alle Krankheiten, die mit innerlichen Heilmitteln zu bewältigen sind.

Die originelle und systematische Durchführung der Pathologie von den entferntesten zu den nächsten Krankheitsursachen bis zu dem speciellen Theile einer jeden Krankheit ist wahrhaft staunenerregend, und es dürfte bey einem genaueren Vergleiche hierin Hippokrates dem Dhanvantari weit nachstehen.

Die höchste Blüthe der Ausbildung und technischen Fertigkeit hat jedoch die altindische Chirurgie erreicht. Diese hohe Ausbildung der altindischen Chirurgie ist aber um so mehr staunenswerth, als die Grundlage aller Chirurgie die Anatomie ist, die aber gerade bey den alten Hindu in einem noch eben so unvollkommenen Zustande sich befindet, als wir sie bey den Hippokratikern antreffen.

Den wesentlichen Zusammenhang der Chirurgie mit der inneren Heilkunde finden wir im Ayurvedas schon auf das bestimmteste ausgesprochen, und bey vielen Gelegenheiten wird auf diesen Zusammenhang hingewiesen.

Ich erlaube mir hier einige der wichtigsten chirurgischen Operationen kurz anzuführen, um die Kühnheit und Fertigkeit ihres operativen chirurgischen Verfahrens anschaulicher zu machen.

Die Rhinoplastik wird auf folgende Weise bewirkt. Das Maaß des wiederzuersetzenden verlo-

renen Nasentheiles wird mit einem Pflanzenblatte genommen, dieses nach Größe und Form des verlorengegangenen Theiles zugeschnitten, dann auf den angrenzenden Wangentheil aufgelegt, dieser nach der Größe dieses zugeschnittenen Blattes bis auf einen mit der Wange noch zusammenhängenden Theil ausgeschnitten, über den verlorengegangenen Nasentheil herübergezogen und so gehörig angefügt und verbunden.

Die Operation des Blasensteines geschieht oberhalb der Schambeine. Es wird die Gegend oberhalb der Vereinigung der Schambeine tief nach unten angedrückt, während der in den Mastdarm eingebrachte Zeige- und Mittelfinger nach vorne und oben den Stein drängt, so daß dieser oberhalb der Symphysis ossium pubis beym Fingerdrucke gefühlt wird. Hier wird nun ein der Größe des Steines entsprechender Einschnitt gemacht, und aus dieser Oeffnung mit einer passenden Zange der Stein herausgezogen, wobey wohl Acht zu haben ist, daß nichts von dem Steine sich abbröckelt, weil jedes Stückchen, welches in der Harnblase zurück bleibt, wieder zu einem größeren Steine heranwächst.

Die äußeren Hämorrhoidalknoten werden einfach aufgeschnitten und mit kaustischer Lauge betupft; bey inneren, tiefer im Mastdarme sitzenden Hämorrhoidalknoten wird ein doppeltgefenstertes Speculum ani in den Mastdarm eingebracht, und durch das eine Fenster das Messer zum Durchschneiden des Knotens, durch das andere das Kausticum zum Betupfen geleitet.

Die Operation der Mastdarm-Fisteln ist verschieden, je nachdem die Fistel eine äußere, eine innere, oder eine äußere und innere Oeffnung zugleich hat. Voraus geht eine genaue Sondirung. Die äußere Fistel wird einfach mit dem Messer bis auf ihr blindes inneres Ende dilatirt, und dann cauterisirt, bis die callösen Ränder der Fistel zerstört sind.

Die innere Fistel wird mit einem halbmondförmigen Messer von innen nach außen durchaus einfach gespalten, und dann von außen nach innen mit kaustischer Lauge betupft.

Die Fistel mit äußerer und innerer Mündung zugleich wird ihrem ganzen Canale entlang dilatirt und durchaus cauterisirt. Bey Lateralverzweigungen der Fisteln wird analog verfahren.

Die innerliche und äußerliche Nachbehandlung ist bey Fisteln sehr weitläufig im Ayurvedas auseinandergesetzt.

Bey Convolvulus, Intussusception und hartnäckigen Infarcten der Gedärme wird unterhalb des Nabels, vier Querfinger nach links, ein entsprechend großer Einschnitt durch die Bauchwand gemacht, die afficirte Darmparthie mit dem beölten Zeigefinger untersucht, die Gedärme an und um die leidende Stelle in der Länge von 4 Fingern aus der gemachten Bauchöffnung herausgezogen, das Uebel gehoben, und dann diese Gedärmparthie wieder in ihre gehörige Lage reponirt. Die gemachte Oeffnung der Bauchbedeckung wird durch die blutige Naht wieder vereiniget.

Darmwunden werden nach erforderlicher Erweiterung der Bauchwand und Entfernung der Unreinigkeit in der Unterleibshöhle dadurch geheilt, daß man die Darmwundränder zusammenhält und eine Art großer Ameisen mit ihren Hörnern diese Ränder zu beyden Seiten einbeißen läßt, dann den Rumpf dieser Thiere abreißt, ihren Kopf aber mit den vereinigenden Hörnern zurückläßt, und dann die Bauchwandung durch die blutige Naht vereiniget.

Die chirurgische Behandlung der verschiedenartigsten Wunden, Geschwüre, der Abscesse, Balggeschwülste, des Markschwammes, der Teleangiektasien, der Pseudoplasmen, des Lippen- und Zungenkrebses, der Anschwellungen der Hoden, der Syphilis, der Elephantiasis, der Hernien, Frakturen u. s. f. näher hier auseinander zu setzen, würde zu umständlich seyn.

So kühn das chirurgisch-operative Verfahren im Ayurvedas erscheint, so mannigfaltig sind die Bestandtheile des chirurgischen Apparates. Röhrenförmige Instrumente dienen theils zur Entfernung fremder Körper, theils zur Untersuchung der Krankheiten zugänglicher Höhlen. Es kommen Nadeln, Sägen, Messer, Zangen, Löffel, Scheeren, Haken, Glüheisen, Aetzkali, u. s. f. in Anwendung.

Eben so reich ist die Geburtshülfe im Ayurvedas ausgestattet, wovon ich hier auch Einiges speziell anführen will.

Die Frauen aus der Kaste der Brahmanen, der Kshatriyas, Vaisyas und Sudras begeben sich im 9ten Mondsmonat ihrer Schwangerschaft in das Entbindungshaus, wo sie von 4 muthigen Frauen entbunden werden. Bey regelwidrigen Kindslagen wird die geburtshülfliche Operation von einem Geburtshelfer unter Oberaufsicht und Leitung eines Protomedicus vollzogen.

Als abnorme Kindslagen gelten: 1) die doppelte Fußlage, 2) die Fußknielage, 3) die Steißlage, 4) die Brustseitenlage, 5) die seitliche Kopflage mit vorliegendem Arme, 6) die gerade Kopflage mit Vorlage beyder Arme, 7) die Vorlage sämmtlicher Extremitäten, 8) die Vorlage eines Fußes mit Festkeilung des andern in der Tiefe des Uterus.

Als Hülfsmittel bey diesen regelwidrigen Kindslagen werden angegeben: 1) bey Fußlage: Extraction an den Füßen, 2) bey Steiß- und Querlagen: Wendung auf die Füße und Extraction; 3) bey Kopflage und eingekeilter Schulter oder Vorlage der Arme: Wendung auf den Kopf und Extraction; 4) bey Erfolglosigkeit dieser Hülfsmittel und nach erfolgtem Tode des Kindes: die Zerstückelung; endlich 5) bey schwanger Verstorbenen der Kaiserschnitt.

Am ausführlichsten ist die spezielle Therapie der innern Krankheiten im Ayurvedas behandelt.

Noch muß, was auch heut zu Tage Beachtung verdient, hier besonders bemerkt werden, daß Susrutas nur topische Krankheiten annimmt, und daß ihm alles Fieber nur als ein Symptom und gleichsam Reflex der localen Krankheiten erscheint.

Die Krankheiten der Augen und Ohren werden sehr speciell behandelt, und bey den Augenkrankheiten künstliche Operationen ausgeführt.

Der Heilung der inneren Krankheiten steht im Ayurvedas eine fast unübersehbare Masse von Heilstoffen zu Gebote. 760 Arzneypflanzen, welche in ihrer sehr zahlreichen Composition mehr als 1000 Rezepte abgeben, finden wir hier. Indessen hat Susrutas zur leichteren Uebersicht dieses großen Arzneyvorrathes die wirksamsten Heilstoffe unter 37 Klassen zusammengestellt, und jeder dieser Klassen ihre Pharmakodynamik genauer bestimmt, und ihre Anwendung in der speciellen Therapie angegeben.

Die Form, in welcher die Arzneystoffe applicirt werden, ist theils die flüssige, als Decocte, Infusen, Waschungen, Bäder und Tuschbäder; theils die breyigen, als Latwergen; theils die feste, als Pillen, Bissen u. s. f.; theils die rauch- und dampfförmige. Klystiren werden in flüssiger und rauchförmiger Gestalt applicirt.

Aderlässe und Blutegel sind in häufigem Gebrauche bey Entzündungskrankheiten.

Ich übergehe hier die Angabe der speziellen Behandlung einzelner innerer Krankheiten, weil diese zu weitläufig wäre.

Die Toxicologie ist in einem gesonderten Buche des Ayurvedas vorgetragen, und den sehr zahlreichen Giften aus den 3 Naturreichen sind eben so viele Gegengifte entgegengestellt worden.

Eine wichtige Stelle im Ayurvedas nimmt die Diätetik ein. Diese geht sehr in's Einzelne, und schreibt dem Menschen von seiner Geburt bis zu seinem Tode die Lebensweise umständlich vor.

Da der Ayurvedas des Susrutas zu den Veden, den heiligen Büchern der alten Hindu, gehört, und die Medicin einen Theil der geoffenbarten Brahmareligion ausmacht, so ist sehr begreiflich, daß sie noch in der innigsten Verbindung mit dem religiösen Cultus steht. Zwar ist der ärztliche Stand in seiner Ausübung von dem der Priester getrennt, steht jedoch unter priesterlichem Schutze; und religiöse Handlungen und heilige Segnungen (Mantra) stehen dem ärztlichen Wirken förderlich zur Seite.

So viel über Form und Inhalt dieses antikesten aller medicinischen Werke.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Jänner.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 22. November kamen folgende Nachrichten über des Schwedischen Königs Gustav Adolphs Aufenthalt in München, durch Hrn. Baron K. M. v. Aretin, ordentl. Mitglied der Classe, zum Vortrag:

Es sind uns vor einigen Monaten sehr schätzbare Mittheilungen geworden über den Aufenthalt Gustav Adolphs und seines Heeres in unserer schönen Hauptstadt und über die damals vorgefallene Beraubung unserer Kunstsammlungen. Die nachfolgenden aus authentischen Papieren geschöpften Nachrichten betreffen gleichfalls die Anwesenheit des Schweden-Königs zu München; wenn sie auch kein allgemeines historisches Interesse bieten, dürften sie doch vielleicht schon vom rein localen Gesichtspunkte aus einige Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir begegnen zuerst Berichten über den Zustand der Hauptstadt, nachdem der Kurfürst dieselbe verlassen hatte, um sich an der Spitze seines Heeres dem Feinde entgegen zu werfen, und nachdem er, nach fruchtlosen Versuchen, dem Schweden-König den Uebergang über den Lech streitig zu machen, sich unter die Kanonen von Ingolstadt hatte zurückziehen müssen.

Die Kurfürstin und die obersten Regierungsbehörden wurden, nebst den Archiven und Hausschätzen und allem kostbaren Geräthe, nach Salzburg in Sicherheit gebracht. Die Bevölkerung der Hauptstadt, die nie einen Feind in ihren Mauern gesehen hatte, gerieth in Bestürzung; eine große Anzahl floh, und nahm das Beßte ihrer Habe mit sich. Der Clerus, namentlich die zahlreiche Klostergeistlichkeit, hielt es für Pflicht, die Stadt nicht zu verlassen, zum Troste für die zurückgebliebenen ärmeren Einwohner.

Von Seite des Kurfürsten war der Kammerdirektor Dr. Johann Mändl mit einigen andern geheimen Räthen in München zurückgelassen worden, um die Flüchtungs- und Rettungsanstalten zu leiten. In dessen Berichte vom 8. April heißt es:

„E. Ch. D. melde ich hiemit gehorsamst, daß die Hauptstadt nunmehr also auffgeraumbt vnd gelähret, sowohl an E. Ch. D. als den priuatis angehörig, das man gleich der Feindt sich deren bemächtigen solle, Er einen schlechten Schnitt thuen vnd nur die leere Halm finden wurde. So ist die Stadt an Personen dermaßen entblößt, daß man sich schier nit mehr, ob es München seye, erkhennen kann; denn es hat yber das waß schon gestern geschehen, das flehnen, ausreißen vnd fortziehen von dem morgen bis zur nachtspärr gewährt, yedermann biß auff den armisten burger geflehnet, waß durch Fuhren zu waßer und Landt nit fortkhommen khunden, hat hinausgetragen. Die Obrigkheiten, Haupter vnd alle Burgermeister sein zeitlich davon, welches vnder der Burgerschaft vmb das sy von Ihren immediat obrigkheiten dergestalt in der necessität gelaßen vnd abandonirt werden, ein schrökhen, Kleinmüthigkheit vnd welches das ybelste ist troliche Reden verursacht, daß es schier ein selzambes ansehen gehabt, vnd sich mehr einer Vngelegenheit ab intus quam foris zu besorgen gewesen. Damit nun die er-

schrockhenen vnd trostlosen Leuth etwas gesterckht vnd animirt worden, hat Herr Hofmarschalkh *), den von Heimbhausen vnd mich für guett angesehen, daß wir aller Orten in der Stadt herumbgeritten, den gefaßten Schröckhen etwas gelindert, die gefahr extenuirt, sy ihrer bestandhafftigkheit halber vnd daß sy, vneracht der Magistratus gewichen, also beherzt verblieben seyn, gelobt, dasselbe auch gegen E. Ch. D. zu rühmen versprochen, worauf sy wol content gewesen, vnd für E. Ch. D. vnd hiesige Stadt zu fechten sich anerbotten."

Am Schlusse sagt er:

„Weillen nunmehr vaßt alles fort vnd in Sicherheit gebracht, wäre Ich vorhabens gewesen, E. Ch. D. gnädigstem Befehlch gemäß mich zu meiner gnädigsten Frauen **) zu begeben. Es hat mich aber die Kleinmüthigkeit der Burgerschaft, vnd daß ich vermerkht, sy die Anwesenheit etlicher Räthe gar gerne sehen, noch allhier behalten, bis der gefahr halber weitter auisen einkhommen."

Eben so schreibt derselbe am 16. April:

„Daß im Zeughauß biß dato tag vnd Nacht ohne vnderlaß gearbeittet, die Stuckh (außer 2 so man nacher Waßerburg geschickht) verpackht oder vergraben, andere Sachen aber als Secrete, ***) Muskheten, Harnisch, wehren vnd waß noch guett vnd brauchbar, auff die flöss gebracht, vnd alles der gestalten fertig gemacht worden, daß sammbt den Arbeittern vnd Zeughausleutten, welche zum Vergraben geholffen, alß auch waß auff den Flößen ist, stündlich khönte fort geschickht werden."

Ueber den Einzug Gustav Adolphs in München und seinen Aufenthalt daselbst gibt der folgende Bericht nähere Aufklärung. Derselbe ist von der Hand des Vicekanzlers Bartholomäus Richel, wie es scheint unter den Augen des Kurfürsten selber, geschrieben, da er mit dessen eigenhändigen Zusätzen und Correcturen versehen ist. Er trägt das Datum vom 4. Junius 1632 und lautet folgendermaßen:

---

*) Johann Christoph von Preysing.

**) Zur Kurfürstin nach Salzburg.

***) Vorrichtung zum Geschwindschießen — Geschützpatronen, welche damals noch Geheimniß waren.

„Waß bey vnd Nach eroberung der Churfl. Residenzstatt München verloffen souiel man allhie bey dem Churfl. Leger bißher dauon erfahren können.

„Nachdem der Konig in Schweden Freitag den 14. May all seyn Volkh, waß er zu vnd vmb Landshutt gehabt, zu sich Nacher Moßburg abgefordert, vnd darauff gegen Freising sich begeben, hat er am Sambstag den VeldMarschalkh Horn mit etlich tausend Mann vorhin auff München geschickht; welcher auch gegen Abend allda angelangt, die Statt berennen vnd auffordern lassen, auch am Sonntag darauff den 16. May nach getroffenem accordo, derowegen von München auß etliche zum Konig nacher Freising geschickht vnd Ihme $\overline{300}^{m}$ Reichsthaler accordirt worden, mit etwaß Volkh in die Statt hineingezogen, sein Quartier in Herzog Albrechts palatio genommen vnd die vbrige armada vor der Statt liegen lassen.

„Montags den 17. eiusd. Nachmittag ist der Konig von Schweden sambt Pfalzgraff Friedrich vnd Augusto vnd zween Herzogen von Saxenweimar, auch vielen Graven vnd Herren, selbst gehn München kommen, vnd mit den erst gemelten Fürsten-Personen gleich in das Churfürstliche palatium geritten vnd sein Quartier darin genommen, auch allda bis auf Mittwoch den 26. May vnd also bis in den zehenten Tag verblieben. Obgedachte Fürsten haben auch im Churfürstlichen palatio logirt, die andere Offizier aber in der Statt hin vnd wider. Dem König soll das palatium vber alle Maßen wol gefallen, vnd derselbe nach dem Meister, welcher eß gepaut, gefragt, vnd vermeldt haben, er wolt ein solches zu Stockholm bauen lassen. Die vornehmbste Kirchen, alß bei vnser Frauen vnd St. Michael hat er selbst auch besucht vnd besichtiget, vnd sich ob denen schönen Gepäuen sehr verwundert, vnd vermeldt, es sey schad daß man nit das rechte Wort Gottes darinnen predigen solle.

„Gutte disciplin hat er in der Statt halten vnd dreу, welche waß weniges excedirt, gestracks auffhänkhen lassen. Die exercitia religionis im Meßlesen, predigen vnd andern hat er frey vnd vngehindert gelaßen, vnd sonderlich hat der schwedische Obriste Hebronn, so catholisch, denen Geistlichen gutten Schutz gehalten, vnd Ihnen auff Begern lebendige salvaguardien geben.

„Im palatio sollen Sie gar vnsauber gehauset, etliche gemähl darauß hinweggenommen, auch auß der Kunst-Cammer etliche Sachen entwendt haben. Die große Stuckh Geschütz, welche man im Zeughauß ver-

graben, seind dem König alßbaldt verrathen, außgraben vnd nacher Augspurg gefiehrt worden.

„Alles getraidt, Wein vnd Bier, waß bey denen Churfürstlichen Kästen, vnd Kellern vorhanden gewesen, ist zum Theil auff die schwedische armada alß baldt spendirt, zum Theil auch hinweg gefiehrt worden, wie ingleichen auch das meiste, was man an dergleichen victualien bey denen Burgern vnd andern Einwohnern gefunden.

„Daß Siechhauß zu Schwäbing, aber sonsten weiter nichts sowol inner alß außerhalb der Statt soll abgeprandt worden sein.

„Ein Regiment Knecht soll allzeit bey Tag vnd Nacht auff dem Markh, die Reiter aber vor denen Statttthoren gewacht haben.

„Daß blindern vnd rauben in der Statt ist zwar hoch verboten, aber dannoch in vielen Häußern bevorab denen, wo niemandß darinnen gewesen, gebraucht worden.

„Neben dem allen soll so wol innen alß außerhalb der Statt, geringsherumb, mit Gebür zu melden, ein solche vnsleteren vnd Gestankh sein, daß zu besorgen eß werd waß ärgers, vnd ein infection darauß erfolgen."

Sutner in seiner kleinen Schrift: „München während des dreyßigjährigen Kriegs" spricht sein Bedauern aus, daß er über die damals zwischen dem König und den städtischen Behörden verhandelte Capitulation keine Aufschreibung unter den Akten des Stadt-Archives finden konnte. Es scheint also, daß das Original der von dem Feldmarschall Horn ausgestellten Versicherungs-Urkunde in diesem Archive nicht mehr vorhanden ist. Eine Abschrift davon hat sich in den Archiven des Staats erhalten, welche wir hier wörtlich einschalten.

„Ihrer Kön. May. vnd der Reiche Schweden Rhat vnd Feldmarschalkh Gustav Horn, Herr zu Hering vnd Matta, Ritter ꝛc. ꝛc. Demnach die Stadt München vnd alle derselben Inwohner in der Kön. May. Schutz vnd protection sich vnderthänigst ergeben, vnd zur bezeugung Ires schuldigen gehorsambs sowol auch für conservation aller Chur- vnd fürstlichen palatia, Collegien, Kirchen, der an- vnd abwesenden Häuser, Haab vnd Gietter, Eine Brandschatzung benanntlichen dreimal hundert tausend Reichsthaler zu erleegen angelobt haben; Alß seint Sye hingegen von Ihrer Kön. May. begnadet vnd krafft dieses salvaguardirt worden, dergestalt vnd also das zuvorderst sowol Geist- als Weltlich außer allem Gewißenszwang bey Ihrem gewöhnlichen Römisch-katholischen Exercitio religionis frey vnd vngehindert gelassen, alle obgedachte Chur- vnd fürstliche palatia, Kirchen, Collegia, Klöster, Nichtweniger der an- vnd abwesenden Häuser, Haab vnd Gietter in vnd außerhalb der Statt, Ingleichen auch die ganze Regierung München, so viel alß durch guette Anstellung immer möglich, Conservirt, auch wieder alle privat Ranzion vnd gewaltthätigen exactionen geschützet vnd bey dieser ertheilten salvaguardia würkhlichen manutenirt werden sollen. Vrkhundt mein eigenhändige subscription vnd aufgetruckht secret.

„Sig. München den 11/21 May 1632.

„Gustaf Horn."

Gustav Adolph blieb vom 17. bis 26. May in München und ging dann einstweilen wieder nach Augsburg, das er, wie man glaubte, zur Hauptstadt seines deutschen Reiches auserkoren hatte, und wo sich die Sympathie der Einwohner, unter Anderm durch das Anagramm: Gustava (Vindelicorum) kund gab. Am 6. Junius kehrte er einen Tag nach München zurück, um den Abzug des ganzen Heeres zu betreiben. Bekanntlich wohnte er dieses zweyte Mal nicht im kurfürstlichen Palaste, sondern im freyhammerischen Gasthause. In die Zeit unmittelbar vor dieser zweyten Ankunft des Königs fällt die nachstehende Aussage eines kurfürstlichen Canzley-Beamten, welcher mit einem Paße des schwedischen Commandanten in Contributions-Angelegenheiten von München nach Salzburg geschickt wurde, und am 5. früh aus ersterer Stadt wegritt.

„Zu vnd vmb München ligen nah bey 12,000 Mann, die Reutter seindt schlecht mundirt, in der Statt ligen 1200 Mann Fußvolkh, ist ein fein starkes, vnd fast sein beßtes Volkh, vnd gern der halbe Theil in Leibziger-Schlacht vnd bey Thonauwerth gefangen worden. Darunter seynd viel Catholische, wie dann 200 Neapolitaner. so zu Oppenhaimb vnd Creuzenach gefangen worden, zu München im Quartier ligen. In der Statt Comandirt der General Panir vnd Obriste Hebronn, so Catholisch. Verschienenen Pfinstag haben 100 Tragoner vnd ein Cornet Reutter des Generals Panirs Frau von Augsburg nacher München Convoyirt, mit dem vorgeben, nur die Statt zu sehen, weils zur lez gehe.

„Der Feind hat von München nit alleine die vergrabenen Stuckh, deren mit den Mörsern bei 100

gewest, hinweckh, sondern auch die auf den Wällen gestanden, sambt aller Munition abweckh geführt.

„Was zu München vor ein nott vnd betrübnus, ist nicht zu beschreiben; es haben die vornemen Leutt nit lang mehr zu leben, will der armen prouisioner (Pensionisten) vnd anderer schlechten Offiziere vnd gemeiner Burgerschafft geschweigen, wie sie nothleiden müssen. Die Soldatten haben noch ein wenig Pier vnd Prodt, wirdts aber der Hunger baldt hinaustreiben.

„Im Lager stirbt es ziemblich, sonderlich vnter dem nürnbergischen Regiment, haben die rothe Ruhr an ihnen.

„In Ihr. Churf. D. Residenz seindt die Kunststuckh hinweckh genommen, liegt noch eine Schwedische Wacht von ein 15 oder 20 Mann Soldaten darinnen. Der Hofgarten ist bisher conseruirt. Die Kunstkammer ist ausgeraumbt, deßgleichen durch den Camerer vnd Prädicanten vil vnd die schönste Stuckh Biecher aus der Bibliotheck weggenommen worden. Der Pfalzgraf Friedrich vnd Herzog von Weimar haben fast die meisten schäden gethan."

Der Kurfürst hatte sich unterdessen, dem Rathe des sterbenden Tilly folgend, des wichtigen Punktes Regensburg versichert, und bey Stadtamhof Stellung genommen. Hier traf ihn die Nachricht von dem Verluste seiner Hauptstadt. Mit ungebeugtem Muthe vernahm er die Unglücksbotschaft. Den 22. May schrieb er an den Obersthofmeister Fürsten Hohenzollern:

„Aus E. L. Handtschreiben vom 18. May habe Ich die Zeittung wegen meiner Residenzstatt München mit mehreren vernommen" (das Beiwort betrübte vor dem Worte Zeittung ist im Conzept vom Kurfürsten eigenhändig durchstrichen) „vnd muß diesen laidigen Zustandt neben anderen meinen Landen zugestandenen schwerem Vnheil dem lieben Gott, weilen es seiner Allmacht also gefällig, bevehlichen. Ich hab mich München halber kheines andern versehen, hoff aber es werde noch sein zinß vnd interesse wieder mit sich bringen."

Ein Umstand, der von mehreren gleichzeitigen Geschichtschreibern, z. B. Chemnitz, Spanheim u. a. erwähnet wird, und in alle späteren Geschichtsbücher übergegangen ist, verdient noch nähere Beleuchtung. In einem der großen Geschütze, welche im Zeughause verscharrt, aber von den Schweden sogleich entdeckt und ausgegraben wurden, soll man einen Schatz von 30,000, nach Anderen sogar von 300,000 Ducaten gefunden haben. In den vorliegenden amtlichen Corespondenzen findet sich von einem solchen Verluste keine Spur. Wie unwahrscheinlich die ganze Erzählung ist, leuchtet schon aus dem Eingangs angeführten Bericht des Dr. Mändl hervor. Zum Ueberfluß wollen wir noch folgende Stelle aus einem Schreiben des Obersthofmeisters Fürsten von Hohenzollern aus Salzburg vom 18. May mittheilen.

„Die kostlichen Mobilia, darunter auch die schönen Tapezereien an goldt vnd seiden sambt E. Ch. D. Archiv sein allbereit nach Wersen transferirt worden, aber der Landschaft Archiv khan vnd würdet man allhie im Schloß wol vnderbringen. Die anderen Mobilia vnd die gemeinen Tapezereien, vnd Pettzieratten sein noch zu Burghhausen, wegen daß in die vierzig Fuhren dazu not thut.

„Das Gelt betreffend ist solches allbereit alles allhier. Vnd weil wir samptlich für rathsamblich befunden, daß die retirada der Chur- vnd fürstl. Personen nit auf Werffen vnd von da nach Tyrol sondern von hier durch Reichenhall den khürzeren vnd beßeren Weg nach Innspruck zu nehmen, erachten Ich vnd die geheimen Räthe ebenmäßig beßer zu seyn, daß alles golt sambt einer zur Hoffstatt nothwendigen Summa gelt an Silber gleich mit auf Tyrol, die vbrigen Silbersorten alspaldt nach Werffen zu den khostlichen Mobilien geführt werden, vnd der Landschaft Gelt allhier im Schloße versichert bleiben, vornämlich im Bedenkhen daß die silbernen Sorten, zumals ein schwere materie, sehr viel vnd mit Beisetzung des Landschaffts Gelts, darunter mehrentheils halbe Pazen sein sollen, von 38 in 44 Fuhren erfordern."

Ist es wahrscheinlich, wenn man vierzig Fuhren Silber zum Theil in Scheidemünze mitschleppte, daß man 30,000 Ducaten in Gold zurückgelassen habe?

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Jänner.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern am 28. November 1852.

Der Vorstand der Akademie, Hr. Geheimerath von Thiersch eröffnete dieselbe durch nachfolgenden Vortrag:

Zum fünften Male hat die k. Akademie der Wissenschaften sich zu öffentlicher Sitzung versammelt, um das Geburtsfest ihres erhabenen Monarchen und Beschützers zu feyern und ihre Stimme mit der des ganzen Volkes zu vereinigen, welches der göttlichen Vorsehung dankt, daß sie ihre Hand schützend über Ihn ausgebreitet, Ihn zur Erfüllung seines königlichen Berufes mit Kraft und Weisheit ausgerüstet und seine Sorgen und Arbeiten gesegnet hat.

Geschieht es doch in Folge dieser segengekrönten Bemühungen, daß sich vor unsern Augen das Bild einer glücklichen Regierung erneuert, welches schon der ionische Sänger entworfen hat, wenn er von dem Könige meldet, der fürchtend die Götter

Ueber ein Volk zahlreicher und tapferer Männer gebietet
Und Recht schirmt und Gesetz. Ihm tragen die dunkeln Gefilde
Erndten in üppiger Füll' und es beugen von Frucht sich die Bäume,
Immerdar mehrt sich die Heerde, die Fluth gibt reichliche Nahrung,
Unter dem weisen Gebot und an Tugenden wachsen die Völker.

Ein solches Wachsen der Völker an Tugenden aber ist, wie durch Mehrung ihres Wohlstandes so durch ihr gleichzeitiges Gedeihen an Kenntnissen und edlen Gesinnungen wesentlich bedingt, und wir preißen darum die Regierung unseres Monarchen, weil, während er die materiellen Güter seines Volkes zu pflegen und zu mehren bemüht ist, wir ihn die Güter der Intelligenz und die Pflege der Wissenschaften in gleicher Weise bedenken sehen.

Mögen auch auf diesen Gefilden die Aecker in stets reicher Fülle prangen, die Bäume unter der Frucht sich beugen und der irdischen Blüthe des Volkes seine geistige Erndte als ihr höheres Ebenbild in stets wachsender Fülle zur Seite stehen!

Die Akademie der Wissenschaften ist bestimmt, in dieses Gedeihen der Intelligenz fördernd einzugreifen, indem sie durch die in ihr verbundenen Kräfte und die ihr zur Verfügung gestellten Mittel die Bestrebungen der Einzelnen fördert, sie zu einem Ganzen vereinigt und in ihrer freyen, rein auf das Wesen der Dinge, das Rerum cognoscere causas, gerichteten Stellung dahin wirkt, daß allen sich in ihr concentrirenden Thätigkeiten der Charakter ächter Wissenschaftlichkeit, in ihm aber die lauterste Quelle des Nutzens, ja die einzige des wahren Nutzens gewonnen und erhalten werde.

Von den Maßnahmen und Berufungen, welche im Laufe des Jahres Seine Majestät vollzogen

hat, um auf der uns engverbundenen Universität das Studium der Naturwissenschaften und der Heilkunde neu zu beleben und auszubreiten, wurde die Akademie mehrfach berührt und gefördert.

Nachdem bey der letzten feyerlichen Sitzung vor acht Monaten wir die Errichtung einer naturwissenschaftlich-technischen Commission bey der Akademie und ihre großmüthige Ausstattung durch Seine Königliche Majestät zu verkündigen hatten, ist im Laufe des Sommers der Chemie ein ihrer Größe und ihrer Aufgabe entsprechender Bau gegründet, und dem unserer Akademie seit 14 Jahren angehörigen Regenerator jener Wissenschaft zur Entfaltung seiner Thätigkeit in würdiger Anordnung und Ausstattung, die er selbst geleitet, übergeben worden. Noch aber ist an diese große Anstalt nicht die letzte Hand angelegt, so wird uns durch k. Decret vom 18. Novb. als in nächster Zukunft bevorstehend die Errichtung eines gleichwichtigen, für Physiologie und seine Verbindung mit der anatomischen Anstalt, verkündet, sein Erfolg aber durch die Berufung eines unserer Akademie ebenfalls schon angehörigen, als Forscher und Lehrer längst bewährten Vertreters jenes Faches gesichert. Das nächste Frühjahr wird ihn in unsere Mitte zu seiner ursprünglichen Heimath zurückführen, und so ward auch ein schon früher unter uns bethätigter Genosse durch die Fürsorge des Monarchen seinen vielumfassenden und wichtigen Arbeiten auf dem Gebiete der Physik zurückgegeben.

Unsere Arbeiten haben während des Sommers ihren geordneten Gang eingehalten. Ihre Resultate sind zum Theil in den von der Akademie herausgegebenen Schriften niedergelegt und durch Austausch über alle gebildeten Länder schnell und sicher verbreitet worden.

Unsere Verbindung mit den auswärtigen gelehrten Anstalten hat sich auch in diesem Sommer weiter ausgebreitet. Gesellschaften von gleicher Richtung mit der unsrigen, im Innern von Frankreich, in England, so wie in Boston, Newyork, sind in jenen Kreis gegenseitiger Mittheilungen und Hülfe eingetreten, und so hat die Akademie auch von vielen Einzelnen, von Korporationen und Monarchen, Beweise hoher Theilnahme erhalten. Die ostindische Compagnie von England hat die von ihr veranstalteten kostbaren Drucke von Werken der Sanskrit-Literatur, Seine Majestät der Kaiser von Rußland den auf seinen Befehl ausgearbeiteten und herausgegebenen wichtigen Katalog orientalischer Handschriften der kaiserl. Bibliothek, und Se. Majestät der König von Preußen das große und prachtvolle Werk der Reise nach Aegypten von Lepsius, das er mit königlicher Munificenz ausstatten läßt, uns als Geschenk übersendet. Auch erwähnen wir mit Dank, daß ein Enkel eines der vornehmsten Gründer der Akademie, Herr Landgerichtsarzt Dr. von Linprunn in Starnberg, die Akademie durch das Geschenk der Büste seines Großvaters erfreut hat.

Wir haben auch in diesem Sommer den Verlust von Mitgliedern durch den Tod erfahren. Dem vortrefflichen Eugen Burnouf in Paris, auswärtigem Mitgliede unserer ersten Classe, der noch in den Jahren früher Manneskraft seinen großen Erfolgen auf dem Gebiete der indischen und altpersischen Literatur entrissen wurde, ist am 27. July d. Js. Andreas Schmeller gefolgt, der auf dem Gebiete altdeutscher Sprache und Literatur an Verdienst ihm gleich stand.

Wir achten es als eine heilige Pflicht der Akademie, das Andenken an dieses edle Paar unserer Genossen in dieser festlichen Stunde am Schlusse dieses Vortrages zu feyern.

Auch das älteste ihrer auswärtigen Mitglieder, Herrn Professor Eschenmeyer, hat die erste Classe vor wenigen Tagen in seinem 84. Lebensjahre durch den Tod verloren. In ihm ist einer der noch wenigen übriggebliebenen Männer reicher Begabung zu Grabe gegangen, welche Philosophie und Naturwissenschaft durch die Factoren der Speculation und geistigen Intuition zu verbinden bemüht waren.

Die zweyte Classe hat den Verlust ihres auswärtigen Mitgliedes, Georg Heinrich v. Langsdorff, des Begleiters von Crusenstern auf seiner Reise um die Erde, erfahren, der nach einer Reihe nützlicher Arbeiten über Völkerkunde und Naturwissenschaften seit mehr als 20 Jahren sich in gelehrte Muße zurückgezogen und in derselben sein Leben im

78. Jahre beschlossen hat. Während aber er in so hohem Alter nur den Zoll der Natur bezahlte, beklagen wir einen Mann hoher Stellung und Begabung, ein Ehrenmitglied, das uns, und speziell der zweyten Classe, am 1. Novb. d. Js. durch den frühen Tod geraubt wurde. Unsere Trauer um denselben, um Se. Kaiserliche Hoheit Maximilian, weiland Herzog von Leuchtenberg, ist um so tiefer, da wir ihn, von den frühesten Jahren an unter uns, durch sorgfältige, den Wissenschaften zugewendete Erziehung für seine Befähigung in ihnen heranreifen sahen und schon damals Zeuge seines edlen Wesens und der Tugenden waren, die ein Erbe seiner unter uns hochverehrten Eltern, seine Jugend und sein männliches Alter geschmückt haben.

Was er in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften unternommen und geleistet hat, seine glücklichen Bemühungen für Galvanoplastik, der er ein eigenes Institut gegründet hat, um geognostische und montanistische Studien, die er mit vorzüglicher Liebe und Sachkunde pflegte, und die Sammlungen für Zoologie und Mineralogie zu Eichstädt, die er gegründet und mit fürstlichem Aufwande zu hohem Range erhoben hat, um das Gedeihen unserer eigenen Sammlungen, die ihm Zusendungen aus Rußland und Madeira verdanken, das Alles wird unter uns in stetem und ungeschwächtem Andenken bleiben.

Wir haben wie in jedem Jahre, so auch in diesem, die Verluste der Akademie an Mitgliedern durch neue Wahlen zu ersetzen und ihr Personal zu ergänzen gesucht. Nachdem die Wahlen durch Allerhöchstes Decret vom 4. September die Bestätigung Seiner Majestät erhalten haben, werden sie unserm Gebrauche gemäß bey dieser Feyer verkündiget.

„Seine Majestät der König haben die am 24. July d. Js. von der königl. Akademie der Wissenschaften vorgenommenen Wahlen zu genehmigen und demnach allerhöchst zu bestätigen geruht

I. als Ehrenmitglieder:
1) Seine Königliche Hoheit Prinz Johann v. Sachsen,
2) den k. Staatsrath, Freyherrn v. Strauß.

II. als ordentliche Mitglieder der historischen Classe:
1) Dr. Kunstmann, Universitätsprofessor dahier,
2) Dr. Föringer, Custos der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek.

III. als außerordentliches Mitglied der historischen Classe:
Karl August Muffat, Kanzlist beym königl. Reichsarchiv.

IV. Als auswärtige Mitglieder:

a) für die philosophisch-philologische Classe:
1) Professor W. Göttling in Jena,
2) Wilhelm Grimm in Berlin,
3) Dr. Günther in Wien,
4) Professor Theodor Mommsen in Zürich,
5) Professor Movers in Breslau,
6) Professor Rudolph Roth in Tübingen,
7) Hofrath Dr. Sauppe in Weimar;

b) für die mathematisch-physikalische Classe:
1) Johann Franz Enke, Director der Sternwarte in Berlin,
2) Dr. Franz Heßler, Landgerichtsarzt in Wemding,
3) James David Forbes, Professor der Physik in Edinburgh;

c) für die historische Classe:
1) Johann Eutychius Kopp, Professor in Luzern,
2) Graf Joh. Nepomuk Mailáth zu Pesth.

V. Als correspondirende Mitglieder:

a) für die mathematisch-physikalische Classe:
1) Sebastian Fischer, Leibarzt Seiner k. Hoheit des Herzogs von Leuchtenberg,
2) Joseph Dalton Hocker, med. Dr. in London,
3) Francesco Zantedeschi, Professor der Physik in Parma;

b) für die historische Classe:
1) Franz Joseph Mone, Archiv-Director in Karlsruhe,

2) Dr. Paul Roth, Professor der Rechte in Marburg,
3) M. B. Wenk, Dr. philos. in Leipzig,
4) J. Heilmann, k. Oberlieutenant und Brigade-Adjutant in Ingolstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Vom Muséum d'histoire naturelle in Paris:

a) Archives. Tom. V. Livr. IV. T. VI. B. 1. 2 Paris. 4.
b) Catalogue méthodique de la collection des reptiles, par M. Isidore Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1851. 8.
c) Catalogue méthodique de la collection des mammifères de la collection des oiseaux et des collections annexes par J. Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1852. 8.

Von der Gesellschaft für Aufsuchung und Erhaltung geschichtlicher Denkmäler im Großherzogthume Luxemburg in Luxemburg:

a) Mémoires et rapports divers (deuxième partie). Burgfrieden von Uren und Felz. Ein diplomatischer Beytrag zur Untersuchung Luxemburg. Urkunden von Prof. Hardt.
b) Die Urbewohner des Luxemburger Landes und ihre Religion. Luxemb. 1850. 4.
c) Notice sur la famille de Harbonnier et la Seigneurie de Cobreville par M. A. Namur. Anvers 1852. 8.
d) Médaillon de Caracalla trouvé à Dieskirch en 1847, par M. A. Namur. Luxemb. 1848. 4.
e) Tombes Belgo-ou Gallo-Romaines Chrétiennes du IV. Siècle, decouvertes en 1849 sur la hauteur septentrionale de Steinfort. Luxemb. 4.

Von dem Herrn Girolamo Venerio in Udine:

Osservazioni meteorologiche fatte en Udine nel Friuli pel quarantennio 1803 — 1842. Vdine 1851. gr. 4.

Von dem Herrn Dr. F. Carrara in Wien:

De'scavi di Salona nel 1850. Praga 1852. 4.

Von dem Herrn Emanuel Liais in Paris:

a) Mémoire sur la substitution des électromoteurs aux machines à vapeur. Paris 1852. 8.
b) Note sur les observations faites à Cherbourg pendant l'eclipse du 28. Juillet 1851. Cherbourg 1851. 8.
c) Théorie mathématique des oscillations du baromètre et recherche de la loi de la variation moyenne de la température avec la latitude. Cherb. 1851. 8.

Von der Société nationale des sciences, de l'agriculture et des arts in Lille:

Mémoires. Année 1850. Lille 1851. 8.

Von der Société des antiquaires de Picardie in Amiens:

a) Mémoires. Tom: I — VI. Amiens 1838 — 51. 8.
b) Bulletin. Tom. II. III. 1844 — 1849. Année 1850. No. 1 — 4. 1851. Nr. 1 — 4. Amiens. 8.
c) Statuts et reglement de la Société des antiquaires de Picardie. Amiens. 8.
d) Table génerale des matières contenues dans les dix premiers volumes des mémoires de la société. Amiens 1850. 8.
e) Catalogue de l'oeuvre de Lionard de Vinci par le Dr. Rigollot. Paris 1849. 8.
f) Essai sur le giorgion par le Dr. Rigollot. Amiens 1852. 8.

Von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg:

Abhandlungen 2. Bd. 2. Abth. Hamb. 1852. 4.

Von dem Herrn Rektor Dr. Halm hier:

Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller, mit deutschen Anmerkungen. Cicero's ausgewählte Reden 2. Bd. Leipz. 1852. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig:

Neueste Schriften. 4. Bd. 4. Heft. Danzig 1851. 4.

Von dem naturhistorischen Verein der preuß. Rheinlande und Westphalens, in Bonn:

Verhandlungen 9. Jahrg. 1. u. 2. Hft. Bonn 1852. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.
Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, gehalten von Hrn. Geh. Rath Fr. v. Thiersch.

(Fortsetzung).

Nach diesen Mittheilungen sey mir erlaubt, die Theilnahme der hohen Versammlung für die Erinnerung an Andreas Schmeller anzusprechen.[1])

Johann Andreas Schmeller wurde den 6. August 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz von armen Eltern geboren. Sein Vater, der von dem Geschäfte des Korbflechtens eine Familie von 7 Kindern in alter Sitte und Frömmigkeit ernährte, siedelte schon im zweyten Lebensjahre dieses Sohnes nach Altbayern in einen Weiler (Rimberg) bey Pfaffenhofen über, der zur Pfarrey Rohr gehört.

Die ländliche Einsamkeit dieses einsam und angenehm gelegenen Wohnortes wurde die erste Pflegerin des Knaben und Zeuge seiner ersten Entwicklung.[2])

Da im Orte so wenig, wie in der Nähe desselben eine Schule war, gab der Vater selbst dem

1) Die Notizen zu folgender Darstellung des Lebens und Wirkens von Schmeller stammen theils aus den eignen Erfahrungen und dem Umgange des Verfassers mit ihm und dem Gange seiner Arbeiten, theils sind sie auf seine Einladung ihm von andern Seiten zugekommen; Mittheilungen über Leben und Familienverhältnisse aus seinen sehr sorgfältig geführten Tagebüchern von der Familie; über seine literarische Thätigkeit und seine Leistungen, von Hrn. Dr. Bernhard Hofmann, den Schmeller schon vor mehreren Jahren zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hatte; die über seinen literarischen Nachlaß von Hrn. Dr. Alex. Vollmer, dem Genossen seiner altgermanischen Studien; endlich die über seine Arbeiten bey der Bibliothek durch Vermittlung der Direction von einem Beamteten derselben.

2) Die Familie Schmeller ist in mehreren Zweigen über die Oberpfalz und Altbayern verbreitet. Der Großvater von Andreas Schmeller war Besitzer eines Wirthshauses in Tirschenreuth; von dessen älterem Sohne stammte ein sehr geachteter Beamteter, J. Schmeller, der als Appellationsgerichts-Rath in frühern Jahren zu Landshut gestorben ist; der jüngere Sohn, unsers Schmeller's Vater, hatte das oben bezeichnete Handwerk gelernt und sich im Jahre 1776 in Tirschenreuth angesiedelt. Die Uebersiedelung nach Rimberg wurde, wie die Aufzeichnungen von Schmeller angeben, durch Neid und Intriken der Zunftgenossen veranlaßt, und es lag ihr also das vitium parvis magnisque civitatibus commune zu Grunde. Von seinen Brüdern hat der Eine männliche Nachkommen hinterlassen. Ein zweyter kam im russischen Feldzuge um, ein dritter wurde durch einen Baum erschlagen, den er mit dem Vater fällte. Von seinen Schwestern hat ihn Eine überlebt, er selbst hat außer seiner Wittib nur eine Tochter, Emma, zurückgelassen, welche seine zärtlichste Liebe zu erwerben und zu bewahren gewußt hat.

Sohne neben seiner Arbeit Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, so gut er es verstand, und Andreas wußte davon so guten Gebrauch zu machen, daß in seinem neunten Lebensjahre die Einwohner von Rimberg ihre Kinder dem Söhnlein des Korbmachers zum Unterricht in einer Art von Privatschule vertrauten.

In dieser Bethätigung fand den kleinen Schullehrer der edle und um bayerische Landeskunde und Geschichte wohlverdiente, der Akademie als auswärtiges Mitglied verbundene Pfarrer von Rohr, Anton Nagel [3]), und trug Sorge, ihm vor Allem

einen bessern Unterricht, Anfangs seinen eigenen zu geben, und ihm später einen solchen zu Pörnbach, dann in dem weiter entlegenen Scheyern zu verschaffen. Dahin ging der Knabe jeden Morgen, das tägliche Mittagessen mit den Büchern auf dem Rücken, um den Abend in das väterliche Haus heimzukehren, froh der Arbeit, wie er später noch zu schildern liebte, freudig des Erlernten, voll der

3) Anton Nagel, geb. den 6. May 1742 zu Moosburg und ebendaselbst am 20. Julius 1812 gestorben, Sohn einer armen Bürgerfamilie und von früher Jugend zum Geistlichen bestimmt, hatte seine Bildung im Gymnasium zu Landshut und dann im theologischen Lyceum zu Freysing erhalten, und ward am 28. May 1765 zum Priester geweiht. Er gehörte zu dem Kreise jener thätigen und patriotischen Männer: Lori, Mederer, Westenrieder, Zirngibl, Bergmann, Scholliner, welche die Alterthümer und die Geschichte von Bayern zum Gegenstande eifriger Forschung gemacht und sich bemüht haben, das nationale Gefühl des Volkes durch Kunde der Vergangenheit zu wecken und zu heben. Seine große Sammlung für jene Fächer wurde jedoch am 22. May 1803 durch den Brand seiner Pfarrwohnung vertilgt, den ein Bösewicht angelegt hatte, ein Verlust, der um so größer war, da auch viele Originalurkunden, die er besaß oder zum Gebrauche erhalten hatte, dabey zu Grunde gingen. Nur seine Notitiae origines domus Boicae Saec. X. XI illustrantes wurden gerettet. Er war nicht ohne Lebensgefahr während des Brandes in sein Arbeitszimmer gedrungen, um zu retten was noch übrig war, und kam mit dem Manuscript jenes Werkes als der einzigen Beute zurück, die er den Flammen entrissen hatte. Auch der Tegernseeer Originalcodex, aus dem der Hauptinhalt geschöpft war, ging zu Grunde. Die Schrift selbst, eine der gründlichsten und besten über den Gegenstand, welchen sie behandelt, wurde von der Akademie der Wissenschaften gedruckt und war Veranlassung seiner Wahl zu ihrem Mitgliede.

Seine Münzsammlung war zum Theil schon vor jenem Unglücke in die öffentliche übergegangen. Ein Theil seiner Muße war poetischen Arbeiten gewidmet, und eines seiner dramatischen Gedichte: „der Bürgeraufruhr zu Landshut, ein vaterländisches Schauspiel, 1782“, behauptet an sich und auch in Verbindung mit einer gründlichen Einleitung als geschichtlich treues Gemälde, bleibenden Werth. Andere seiner Arbeiten sind belehrender und zum Theil humoristischer Art, und er steht in diesen neben Anton von Bucher, Hortig (Nariscus) und Hocheder mit gleich unerschöpflicher und heiterer Laune auf jener rein sittlichen Unterlage, die allein dem Humor seine volle Berechtigung gibt, ein Mann des Volkes im edelsten Sinn des Wortes, aus ihm hervorgegangen, mit ihm und für sein Wohl thätig und handelnd.

Noch 1820 erschien aus seinem Nachlaße das Gemälde eines bürgerlichen Hausstandes, welches die besten Dorf- und Stadtgeschichten unserer Tage übertrifft und nur in Justus Möser's „patriotischen Phantasien“ seines Gleichen hat, oder ihm noch vorangeht.

Es sind die „Abschnitzeln von dem häuslichen Leben eines Schneidermeisters in Bayern, München bey Fleischmann 1820“ und Nagels „würdigem Zöglinge dem k. baiersch. Oberlieutenant, Herrn A. Schmeller gewidmet.“ Der Schneidermeister Augustin Geiler, die Hauptfigur dieses Familiengemäldes war Nagel's mütterlicher Oheim. Schmeller aber wird in jener Dedication mit Recht Nagels Zögling genannt; denn dieser würdige Geistliche fand und weckte den Knaben, pflegte sein, nährte seine Neigungen für die Studien und stand ihm auch später helfend zur Seite. Noch in Schmeller's 13. Lebensjahre bewarb er sich für sein „Pfarrkind Andreas Schmeller, Schüler der dritten Grammatik zu Ingolstadt“, bey der Oberschuldirection um ein Stipendium, den 26. Juny 1799. Es wurde abgeschlagen. Ein Verhältniß, wie das hier vorliegende zwischen Nagel und Schmeller konnte natürlich nur mit dem Tode gelöst werden.

Frische des Landlebens, durchdrungen von seinen Gebräuchen und Sitten, und von der elterlichen Liebe über die Entbehrungen der Armuth getröstet.

Aus diesen Anfängen hat sich der Mann entwickelt, der mit allen Fasern seines Geistes und Herzens in seinem Volke gehaftet, es verstanden und geliebt, und als Träger seiner Kraft und Art, als Dolmetsch seiner Sprache und seiner Gebräuche Ruhm und Ehre gefunden hat.

Auf der Bahn des über jene Sphäre hinausgehenden Wissens ward er durch den Abt des Stiftes Scheyern, Martin, geführt, der ihn zuletzt unter die Latein und Musik lernenden Knaben seines Seminars aufnahm. Doch im Jahre 1796 wurde Bayern von dem Heere der französischen Republikaner überzogen und zerrüttet. Das Seminar zu Scheyern zerstreute sich; Schmeller ward in seinem eilften Lebensjahre seinen Eltern überlassen, und auch später, als die Ruhe hergestellt war und die Knaben sich wieder sammelten, nicht wieder aufgenommen [4]). Doch sein Vater, ein Mann von zäher Beharrlichkeit und der Hoffnung voll, welche sein Sohn für die Zukunft der Familie erregte, den man, wie natürlich, dem geistlichen Stande bestimmt hatte, machte sich auf, zog mit ihm über Freysing und Landshut nach Ingolstadt, und bemühte sich bey Bekannten und Unbekannten die ihm zur Fortsetzung der Studien nöthigen Mittel für Nahrung und Kleidung zu finden. Es gelang, wenn auch in sehr beschränktem Maaße. Einen Theil konnte die, wenn auch beschränkte Haushaltung der Eltern beysteuern, und in den Jahren 1797 bis 1799 übte sich Schmeller dort vorzüglich unter einem Benedictiner Otmar Weiß aus Ettal, einem strengen aber fähigen Lehrer in der lateinischen Sprache und der Lesung der lateinischen Prosaiker und Dichter, so weit als es für den Eintritt in die obern Classen des Gymnasiums nöthig war. [5])

Was ihn daneben schon in jener Zeit beschäftigte, war die Vergleichung der deutschen Schriftsprache,

---

4) Die Eltern hatten ihn bey der Nachricht, daß die Schule wieder geöffnet sey, dahin zurückgeschickt, und die Mutter Sorge getragen, ihm aus dem Hausgarten einen Handkorb voll schöne, rothbackige Marshansky-Aepfel für den Abt mitzugeben; aber weder Andreas noch seine Aepfel fanden Eingang. Der Bescheid war: Das Kloster sey durch Plünderung hart mitgenommen worden, es sey die Zahl der Singknaben mehr als voll, man habe schon zu viele aufgenommen. Der Knabe bat und flehte, er warf sich vor dem gestrengen Herrn auf die Kniee und zeigte auf den freylich verschlossenen Aepfelkorb, doch es blieb bey dem Bescheid, es sey für ihn kein Platz mehr vorhanden.

„Alle meine Hoffnungen“, sagt er in einer Skizze seiner ersten Lebensperiode, „waren schrecklich zertrümmert. Ich sah den Drescher, den Hirtenstab in meinen Händen und taumelte wie im Traume den Klosterberg hinab. Den Morgen hatte es geregnet; als ich aber auf die entgegengesetzte Anhöhe kam, an deren Fuße Rimberg gelegen ist, brach die Sonne im herrlichsten Glanze aus den Wolken hervor, und umher hingen die Regentropfen wie Perlen, an Bäumen und Sträuchern; die Kuppel der Klosterkirche schimmerte wie vergoldet in der Ferne, und Alles war wie durch einen Zauberglanz erhellt.“ Da saß er nieder und fing bitterlich an zu weinen. „Was wird der Vater sagen und die Mutter? Auch die Aepfel haben sie nicht gewollt! Was soll nun werden?“ Da fand er, es sey das Beste, wenn er sich selbst daran mache, das verschmähte Obst zu verzehren, und aß von ihm einen beträchtlichen Theil zu seinem nicht geringen Trost. Dann ging er hinab zu den Eltern. Der Verminderung der Aepfel wurde keine Folge gegeben. Der Unwille des Vaters hatte sich ganz auf den Abt gewendet, und die Mutter war froh, daß ihr Liebling mit guter Art davon kam.

5) Gelesen wurde von lateinischen Prosaikern Cornelius Nepos und Julius Caesar, im Griechischen ging es nicht über τύπτω und τύπτομαι hinaus, das, wie Schmeller bemerkt, an den Knaben auch „praktisch“ eingeübt wurde. Bilder des äußerlichen Lebens lieferten dort die kaiserlichen Regimenter, Slavonier, Würzburger, Kölner, welche die Festung besetzt hielten. Daß Churfürst Karl Theodor der eigentliche Herr des Landes sey, kam nirgends zur Anschauung.

die er im Unterricht und aus den Büchern lernte, mit den ächt bayerischen Mundarten, in deren Gebrauch und Liebe er aufgewachsen war. Schon damals keimten in ihm die Ideen und Neigungen, denen er später bey Begründung eines neuen Zweiges der Sprachwissenschaft Entwicklung und Form geben sollte. Auch war durch den Fortgang seiner Kenntnisse und das mit ihm begründete Bewußtseyn seines geistigen Vermögens sein Vertrauen auf sich selbst so gesteigert worden, daß er, noch ein Knabe von 14 Jahren, und obgleich der Aussicht auf ein Stipendium beraubt, dennoch beschloß, im Jahre 1799, als mit der Ankunft Maximilian Josephs ein neuer Tag über Bayern zu leuchten anfing, auf eigene Gefahr und auf die Zeugnisse seiner Lehrer vertrauend, nach München auszuwandern, mit dem Vorsatze, hier seinen Unterhalt und die Mittel zu weiteren Studien sich durch eigene Thätigkeit zu erwerben. Es gelang ihm nur mit harter Mühe durch Unterricht, in den er so früh war eingeführt worden, durch besondere, von den Wissenschaften oft weit abliegende Dienstleistungen und Verrichtungen und durch Hülfe von Männern, Lehrern besonders, denen er Gelegenheit gab zu erkennen, was er war. Auch fand er Stärkung in dem Umgange mit gleichgesinnten Jugendgenossen, deren einige den Kampf mit ähnlichen Bedrängnissen muthig bestanden, unter ihnen Desberger, einer der scharfsinnigsten Analytiker, welchem die unverdiente Noth ungeachtet seines überragenden Verdienstes bis an sein Lebensende zur Seite blieb [6]). Zwey Jahre nach seiner Ankunft finden wir den 16jährigen Jüngling in das Lyceum aufgenommen und unter Männern, wie Cajetan Weiler, Imhof, Petzl, Flurl, dem Studium der Philosophie und der Naturwissenschaften obliegen. Als es zwey Jahre darauf galt, sich über den Beruf des Lebens zu entscheiden, fiel er in einen langen Kampf mit sich selbst. Es war damals die Zeit der Aufregung und Auflösung überlieferter Formen und Ansichten, Bayern in großer Gährung und völliger Umgestaltung begriffen, dazu mitten im Krieg und von dem siegreichen französischen Heere überzogen. In den Gemüthern des heranwachsenden Geschlechtes aber war die Aufregung nicht geringer. Eine neue Zeit schien sich aus der alten zu gebären, die an innerer Schwäche zu Grunde gegangen war. Schmeller fühlte das in sich selbst und gedachte noch in spätern Jahren der innern Zerwürfnisse, die er damals zu ertragen hatte.

Aufrichtig, wie er war, empfand er tiefen Widerwillen gegen jeden Beruf, dem er sich nicht mit Leib und Seele würde widmen können, zu gut und zu selbstständig, um ohne innere Zustimmung und Neigung ein gebotenes Tagwerk zu treiben. Von der Theologie hatte er sich gegen die Hoffnung der Familie abgewendet; als der Vater erklärte, daß er nicht gemeint sey, seinen Willen und Entschluß zu binden. Eine Zeit lang schien die Heilkunde zu erlernen ihm wünschenswerth, aber auch von ihr hielt ihn die Erwägung zurück, daß abgerechnet die Anatomie und was mit dieser zusammenhängt, in ihr alles Uebrige, wie er dafür hielt, unverläßig, Täuschung oder Irrthum und in vielen Fällen die Wahl zwischen dem Heilsamen und Verderblichen dem Zufall anheimgegeben sey. Auch an das Landleben dachte er zurück, und ob es für ihn nicht das Beste sey, sein Brod durch die Arbeit seiner Hände zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

6) Schmeller hat sich nach Deßberger's Tod seiner hülflosen Hinterlassenen in aufopfernder Weise angenommen. Außer ihm waren die Bedeutenden seiner Studiengenossen in jener Zeit Barholomäus Stölzel aus Dachau, dermalen Oberberg- und Salinenrath; Weiß, der als Ingenieur-Hauptmann, Klar, der als erster Bürgermeister in München, Gebhardt, der als Steuerdirector in Passau, gestorben ist.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Jänner.
Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, gehalten von Hrn. Geh. Rath Fr. v. Thiersch.

(Fortsetzung.)

Endlich sammelten sich seine Hoffnungen und Neigungen auf dem Gebiete der Jugendbildung; hatte er dieser doch von den frühesten Knabenjahren an obgelegen und was in ihr gut und heilsam war an sich selbst erfahren. Sein Herz war dort immer geblieben, und auch die Neigung für das Organ aller menschlichen Bildung, die Sprache in ihrer lautersten und beseeltesten Gestalt, ihre Erforschung, ihr Gebrauch schien ihm in jenem Lebensberuf Befriedigung zu finden. Er hatte während des Winters 1803, achtzehn Jahre alt, das väterliche Haus wieder gesehen, und in seiner Zurückgezogenheit schrieb er eine Abhandlung „über die naturgemäßeste Art, Kinder, die eine von der Schriftsprache abweichende Mundart reden, im Schreiben und Lesen zu unterweisen". Sie zeigt deutlich, wohin die Richtung seines Geistes ging, und schon damals war ihm die Nothwendigkeit deutlich geworden, die Laute des Volksdialectes durch Vervielfältigung unserer Schriftzeichen oder Modificirung der einzelnen bestimmter zu unterscheiden, eine Unterscheidung, die er später seiner Grammatik derselben zu Grunde gelegt hat.

Damals verkündigte und vertrat Pestalozzi in der Schweiz die Grundsätze einer naturgemäßen Unterweisung und Erziehung der Jugend. Eine ungewöhnliche Theilnahme war in allen Ländern seinen Bemühungen zugewendet. Auch Schmeller wurde von ihr ergriffen: es war, als ob seine eigenen Erfahrungen und Wünsche ihm in der Lebensfrische und Gemüthesfülle des dem Volke unmittelbar zugewendeten Schweizer Pädagogen entgegenträten. Darum war sein Entschluß rasch gefaßt. Mit jener Abhandlung in der Tasche verließ er an einem Sommermorgen des Jahres 1804 die Heimath mit gar wenigen Mitteln, um zu Fuß und nicht selten den bittersten Entbehrungen ausgesetzt, nach der Schweiz und dem Ziele seiner Hoffnungen und Wünsche zu wandern. Er fand Pestalozzi im Umzug von Burgdorf nach Buchsee begriffen, sein Unternehmen von künftigen Erfolgen abhängig, und so wurde bey aller Freundlichkeit der Aufnahme von Seiten des menschenfreundlichen Pädagogen der fremde Wanderer auf eine spätere Zeit vertröstet. Schmeller nahm dieses für eine Abweisung und wandte sich nach Bern, nach Basel, und dort zuletzt an Personen, welche ihm die Möglichkeit gewähren sollten, nach Amerika überzusiedeln. Alles vergeblich. Er stand mit sich, seinem reichen Geiste, seinem edlen Herzen, in einer ihm fremden und abgewendeten Welt. An sich allein gewiesen, aber ungebeugt in seinem Innern zog er einer dunkeln Sehnsucht folgend, des Weges nach Süden. In gänzlicher Verlassenheit saß er eines Tages auf der Landstraße nach Solothurn im Schatten eines Nußbaumes nieder, um auszuruhen. Dort gesellte sich ein Mann zu ihm, der mit eigenthüm-

licher Beflissenheit ihn über seine Lage und Wünsche befrug. Es war ein Werber und Agent des solothurnischen Regiments im spanischen Dienste. Dieser öffnete dem 19 jährigen Jünglinge die Aussicht, durch Eintritt in dieses Regiment ohne Schwierigkeit zunächst nach Spanien, später in die neue Welt zu kommen. Auch in dem neuen Berufe könne er seine Kenntniße geltend machen und dadurch sich die Wege weitern Fortkommens bahnen. Schmeller faßte diese Seite des Antrages schnell auf. Er nahm an und schon Mitte Septembers war er mit großer Gesellschaft zu Tarragona in des Augustus alten Kaiserpalast eingezogen, der von dem Vorgebirg weit in das Meer hinausschaut. Nicht viele Zeit verging, so war der junge Soldat dort als Lehrer in jener Thätigkeit, die er in der Heimath und in der Schweiz vergeblich gesucht hatte. Das Bataillon, dem er gehörte, bestand großen Theils aus Solothurner Patriziersöhnen, die ihn als einen kenntnißreichen und gebildeten Kameraden von trefflicher Gesinnung bald in ihre engere Genossenschaft aufnahmen. Unter diesen war der Hauptmann Voitel, welcher, mit den Leistungen Pestalozzi's bekannt, die Lehrmethode desselben in die Schule seines Regiments eingeführt hatte.

Für ihn war der junge Pädagog aus Bayern ein glücklicher Fund, bald ein vertrauter Freund, und zeigte in jener Schule, was er als Lehrer vermochte. Nach zwey Jahren eines sehr regen Verkehrs, bekam er von Voitel die Einladung, ihm als ein der Pestalozzischen Methode kundiger Lehrer, nach Madrid zu folgen, wohin er im Jahre 1806 unter Vermittlung des Friedensfürsten durch das Kriegsministerium berufen wurde, um nach Pestalozzi's Grundsätzen eine Schule einzurichten. Sie war zunächst für Offiziersöhne bestimmt, und wurde schon am 4. November feyerlich eröffnet. [7]) Bald erregten die Fortschritte der Zöglinge öffentliche Theilnahme, selbst der höchsten Stände, wie des Hofes. Zu den hundert Zöglingen, auf welche die Anstalt berechnet war, drängten sich aus allen Theilen der Monarchie Schullehrer, Professoren, Geistliche, Beamtete und Officiere. Selbst aus Bogota und Manilla waren junge Männer angekommen, um als discipulos auscultatores die neue Lehrart kennen zu lernen. Eine Commission von fünf Gelehrten unter dem Vorsitze eines Rathes von Castilien hatte den Auftrag, Gang und Erfolg des Unterrichtes zu beobachten und darüber der Regierung zu berichten.

Durch diese Anstalt und die allgemeine Anerkennung, welche ihr Erfolg fand [8]), erschien die Zukunft Schmeller's an Spanien geknüpft, doch das Unternehmen fand beym Ausbruche der Revolution in Madrid ein schnelles Ende. Voitel kehrte mit dem Range eines Oberstlieutenants zu seinem Regiment nach Tarragona zurück, Schmeller aber, der ihm dahin gefolgt war, nahm seinen Abschied, verließ Spanien und zog friedlich an Napoleons herandrängenden Kriegshaufen vorbey und nach der Schweiz zurück [9]). Er war im Jahre 1808 zu

7) Sein Anstellungsdecret als „des ersten Gehülfen" ist Madrid den 17. Novbr. 1806 ausgefertigt, und Firmado Franco Amorós unterschrieben. Es hat den Titel: El Encargo de Primer Ajudante des R. Instituto militar Pestalozziano conferido a Dn. Andrea Smeller (con 4000 reales anuales).

8) Andeutung über seine Wirksamkeit und Nachrichten von dem Erfolge der Anstalt findet man in der Einleitung zum 1ten Bande der von Amoros besorgten spanischen Ausgabe der pestalozzischen Elementarbücher. Der Druck eines ausführlichen Berichtes darüber unterblieb, in Folge der ihm zuvorkommenden Revolution.

9) Er erhielt sie nebst andern Freunden als Licencia absoluta concedida a d. Smeller Cabo Primer del Rigmento Suizo de Wimpffen u. s. w. Tarragona 23. July 1807. Daß übrigens die Neigung und Freundschaftstreue für Voitel sich in Schmeller's Gemüth über die Trennung hinaus gleich blieb, zeigt ein Gedicht von ihm an Voitel, das er unterm 26. Jänner 1814 seinen Aufzeichnungen einverleibt hat. Es stammt aus der Zeit der politischen Erhebung Deutschlands und der hochherzigen Gesinnung, deren Mutter sie war.

O Voitel, Du vor tausend andern
Vom Himmel mir zum Freund erseh'n,
Nach fernen Landen mußt ich wandern,
Ein Jahr voll schwerer Müh' besteh'n,

Yverdun bey Pestalozzi und verband sich mit Hopf zur Errichtung einer besonderen Erziehungsanstalt in Basel, deren Erfolg in den folgenden Jahren ihm eine ehrenhafte Stellung und reichlichen Unterhalt sicherte.

Da erging im Jahre 1813 aus Bayern der Ruf „an die Söhne des Vaterlandes", sich zu seiner Vertheidigung gegen den Feind unter die Waffen zu stellen, und Schmeller, in dessen Innern Gefühl und Gesinnung für die Heimath, ihre Freyheit und Ehre jede Rücksicht überwog, beschloß, ihm zu folgen, obwohl das Gedeihen der Erziehungsanstalt, die ihm und Hopf ihre Begründung verdankte, alle seine socialen und pädagogischen Bedürfnisse befriedigte, und der enge und innere Verkehr mit seinen Amtsgenossen und Freunden ihm die Lage noch angenehmer machte. „Bin ich doch auch ein Sohn des Vaterlandes", rief er seinen Freunden zu, die ihn in Basel zurückhielten, und wanderte von da desselben Weges, den er vor 10 Jahren gekommen war, nach München zurück. Sein Tagebuch in jener Zeit ist voll von Erinnerungen an seine erste Wanderschaft, an ihre Entbehrungen und Bedrängnisse und an Vergleichungen mit der günstigern Gegenwart und ihren Hoffnungen. In München, wo S. K. H. der Kronprinz an der Spitze der Anstalten zur Landesvertheidigung und Ausrüstung des neuen Heeres stand, am Weihnachtsabend des Jahres 1813 angekommen, traf er, auf wohlbekanntem Grunde eine neue Gesellschaft, neue Verhältnisse, aber auch neue Freunde zu den alten, die ihm Liebe und Treue bewahrt hatten, und die Aufzeichnungen aus jenem Winter gehören zu den bedeutendsten und auch belehrendsten seiner biographischen Verlassenschaft. Er wäre bereit gewesen, selbst als Gemeiner unter die Vertheidiger des Vaterlandes einzutreten; aber als die Militärbehörde Kenntniß von seinen Papieren, von seinem frühern Diensten in Spanien, von seinen reichen Erfahrungen und löblichen Gesinnungen genommen hatte, ward ihm durch die Huld Sr. Königl. Hoheit das Patent eines Oberlieutenants im Jägerbataillon des Oberdonaukreises ertheilt, das in Kempten gebildet wurde [10]). Aus-

---

Damit ich Dich, den ewig theu'ren fände,
Mein Herz mit Deinem Herzen sich verbände.
Beglückend nur beglückt, erfreuend nur erfreut,
(Nie wurde frischre Saat des Guten ausgestreut!)
Erkohr'st Du mich zu schöner Wirksamkeit
Vertrauter und Gehilfe Dir zu seyn.
Die fröhlichen und auch die ernsten Stunden,
Die mir am Manzanar und Francoli
An Deinem Arm so freundlich hingeschwunden
O nimmermehr vergeß' ich sie!
Und ewig fort
O Du, der selbst im Kampf für Recht und Freyheit stand,
Tönt mir Dein letztes hohes Scheidewort:
Thu' Alles Freund für's deutsche Vaterland.

Bey dieser Gelegenheit bemerken wir, daß seine Tagebücher von vielen und zum Theil schönen Gedichten durchwebt sind. Auch Manuscripte von mehrern dramatischen Werken finden sich unter seinen Papieren, die noch jetzo der Beachtung würdig sind. Auch er zeigt, daß alle höher begabten und tieffühlenden Männer den „Trieb zu schaffen", (τῆς ποιήσεως τὴν ὁρμήν) in sich tragen.

10) In diese Zeit fällt auch der Besuch bey seinen Eltern, dessen Schilderung wir aus seinen Tagebüchern hier einschalten, weil sie einen tiefen Blick in sein reines und weiches Gemüth thun läßt.

München, Samstag den 8. Jänner 1814.

„Nach 10 Jahren die Urheber und ersten Pfleger meines Lebens wieder gesehen! O Gute zu Rimberg! nun ist so nahe, was mir lang so furchtbar ferne war! Gott, wie ist mein Herz so voll! Wie ist alles Uebrige um mich her so öde! Gute, gute Eltern, o, unaussprechlich liebe ich Euch! ich war mit Euch und jetzt wieder von Euch ferne! Kein Herz, wie Mutter- Vaterherz. Kein Haus, wie Vaterhaus.

Am Samstag kam ich noch mit Schrannenwägen bis Pfaffenhofen, wo ich in der Post übernachtete. Sutor, Oberschreiber beym Rentamt, ehemaliger Freund Desbergers, kam zu mir und leitete mich am folgenden Sonntag morgens bis Bachagen, in die Gegend, wo mir Alles Erinnerung war, und immer näher die ersehnte Stätte. Es war keine Bahn von Gundamsried nach Rimberg; der nach zehn Jahren Wiederkehrende drückte die ersten Fußstapfen in den Schnee. Alles schien mir bedeutungsvoll, ein seltenes himmlisches Fest zu feyern. Am steilen Pfad, wo ich einst die von Nagel geliehenen Dichter lesend gegangen war,

gerüstet für seine neue Würde kam er noch im Januar dort an. Sein Bataillon rückte zwar im Feldzug 1814 mit dem übrigen Heere nach Frankreich, blieb aber in Reserve, im Feldzuge 1815 wurde es zum activen Dienst verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

---

wo ich beym Scheiden vor 10 Jahren im tiefsten Wehmuthgefühl saß, stand ich wieder still. Die Schweiz und Spanien, Tarragona und Voitel, Madrid und Anduja lagen zwischen damals und jetzt. Ich ging nach Rimberg heim und statt in Ried oder Pfaffenhofen, war ich in Tarragona, Madrid und Basel gewesen. — O, unbeschreibbares Gefühl! — Ich sah hinab auf die wohlbekannten, lieblichen Hütten — noch standen sie alle, wie einst. Hinauf, hinein, mit pochendem Herzen; geklopft. — Es ist zu; durch's Fensterchen gesehen, — es ist Niemand darin. Um das Häuschen herum — eine entblätterte Rebe bekleidet die Ostseite, hinten ist eine mir neue Thür, ein neues Gemüßgärtchen, der Stall voll Thierstimmen, wohl mit Stroh verwahrt. Die Nachbarin kommt, kennt mich, sagt: Die Eltern seyen nach Rohrbach auf der ersten Messe (Primiz). — Auf der ersten Messe! . . . Gerade an diesem Tage meiner Zurückkunft! Schmerzenvoll werden sie denken, wenn unser Sohn nicht ein ungerathener wäre, so hätten wir diese Freude auch an ihm erleben können. . . . Bey der Nachbarin wartete ich nun, bis ich wirklich meine lieben Eltern kommen sah. Mit lautem, weinenden Schreyen rief die Mutter, o mein Andrel, mein Kind! dann standen sie wortlos eine Zeit lang, mich in ihren Armen haltend. Dann wieder Thränen und lautes Weinen der Mutter. „Mein Kind, so soll ich dich denn doch noch ein Mal sehen"! o mir war das Herz zum zerspringen, Aehnliches habe ich noch nie empfunden. Dann in die väterliche Stube. „So sey mir denn willkommen unter'm väterlichen Strohdach!" sagte der Vater mit einem Blick gen oben, der mich anbeten machte. O Gott, kein gewaltigerer, heiligerer Priester für mich, als mein Vater! Welche Fülle ächter begeisterter Religiosität! „Alles durch Gott, für Gott. Wir sind oft umsonst, sagte er, nach Scheyern, Freysing, Landshut gegangen, nein! nicht umsonst, weil Gott es fügte". Wohl vergab er mir, daß ich ihm nicht das Glück verschafft, auch einen geistlichen Sohn zu haben. Du hast ja deinen freyen Willen, sagte er, und Gott hat es so haben wollen. Wie die Mutter gleich alle ihre möglichen, guten Gerichte auftischte und noch immer nicht begreifen konnte, wie ihr Wunsch, nur noch einmal den Sohn zu sehen, habe in Erfüllung gehen können, — Thränen kann ich nicht zurückhalten, während ich dieses schreibe.

O, wäre ich doch länger in der niedern Stube, beym rauhen Bette, bey der tellerentbehrenden Schüßel geblieben! Wie seelig am Abend im Familienkreise beym Spanlicht! Welch' freundliches Aufstehen am Mondtag zum seelenvollen Gruße des Vaters, der Mutter. Warm Bier hatte sie sorgsam bereitet. Herrlichere Stunden gibt kein Himmel. Aepfel, rothbackige, vom wohlbekannten Baume, Schlehen, getrocknete Birnen, brachte sie, ich sollte nun den heiligen Abend feyern; auch meine vor 10 Jahren dagelassenen Papiere. O seeliges Herumwühlen in den Träumen und Bestrebungen meiner Vergangenheit!

Dann durchstrich ich im tiefsten Schnee des Vaters Garten, freute mich des Neuerworbenen, Neugepflanzten und suchte im Anger die Buchen auf, unter deren grünen Dach ich einst gelesen, geschwärmt, geträumt hatte." —

Diese Einkehr in seine Vergangenheit führt ihn auch zu seinen Lieblingsarbeiten, über Volkssprache, deren herzliche Laute ihn wieder umklangen. „Wie ein Neuerer" schreibt er aus Rimberg den 27. Jänner 1814: „von Griechenlands und Rom's Großzeit begeistert, in Athen's und Rom's Umgebung umherwandelt, so sehe ich in der Sprache, in den Sitten dieser Dörfer ehrwürdige Ueberreste und Mahnung an die Zeit der Siegfriede und Chrimhilden in Menge. Wahrhaftig mit frommer Aufmerksamkeit belausche ich die seit einem Jahrtausend rein und eigenthümlich bewahrten Töne und Worte dieser einfachen Hütten. Eine eigene Regelmäßigkeit waltet in den Aussprachgesetzen dieser heimathlichen Mundart, welche als eine der ältesten Urkunden für den ganzen deutschen Sprachbau erhalten ist", und bald darauf bezüglich der Fixirung dieser Sprachform durch die Schrift: „man müßte entweder schreiben, was ausgesprochen wird, wodurch freilich die Sprache ein fremdes Aussehen bekommen würde, oder wie im Französischen und Englischen, für die Aussprache Regeln geben und schreiben, wie es im Hochdeutschen geschrieben wird." Er folgte, wie man weiß, später der ersten Ansicht mit möglichster Benützung des überlieferten Alphabetes.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Jänner.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, gehalten von Hrn. Geh. Rath Fr. v. Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nach Herstellung des Friedens bot die Schweiz ihm das Bürgerrecht und eine Lehrstelle mit sehr anständigem Gehalte. Er aber fühlte sich glücklich nach so wechselvollen Schicksalen der Heimath wieder anzugehören und blieb. Damals traten auch die ersten Früchte seiner nie unterlassenen sprachlichen Thätigkeit hervor, in einer Schrift, welche zugleich einen allgemeinen europäischen Charakter entfaltete. Sie erschien zu Kempten 1815 unter dem Titel: „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?“ und sucht die Gleichberechtigung der französischen, englischen, deutschen und russischen Sprache bey nationalem Verkehr der Regierungen geltend zu machen.

Neben der diplomatisch-politischen Seite und dem Ausdrucke eines durch die großen Begebenheiten jener Zeit erhöhten nationalen Selbstgefühles enthält sie über vergleichendes Sprachstudium, über den Geist der einzelnen Sprachen und besonders über Natur und Werth der deutschen, so viel Neues und gründlich Ausgeführtes, daß man sie als die Vorläuferin jenes großen Systems neuer Ideen und Forschungen betrachten kann, welches seitdem unter dem Namen der germanischen Sprach- und Alterthumswissenschaft zur Ausbildung gekommen ist.

Um jene Zeit war in unserer Akademie das deutsche Studium durch zwey würdige Männer, Mitglieder der ersten Classe, vertreten, den Bibliothekar Scherer und den Custos Docen, deren Arbeiten nicht nur die schriftlichen Urkunden, sondern auch das Alterthümliche und Volksthümliche der Mundarten begriffen. Sie schloßen sich dadurch jenen Bemühungen an, welche schon früher unter uns gekeimt, und an Zaupzer, Westenrieder [11]) und Anderen patriotisch gesinnte Vertreter gefunden hatten, und traffen mit der Richtung von Schmeller in mehreren Punkten zusammen. Darum, als im Jahre 1816 von Seiten Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, nachher Königs Ludwig I., der die nationale Bedeutung der hier auftretenden Untersuchungen schnell aufgefaßt hatte, an die Akademie der Auftrag gelangte, Ihm einen Mann zu bezeichnen, der im Stande wäre, die in Bayern gesprochenen Mundarten zum Gegenstande gründli-

11) Zu seinen Werken dieser Richtung gehört Glossarium germanico-latinum vocum obsoletarum primi et medii aevi inprimis bavaricarum, collectum et illustratum a Laur. de Westenrieder, Monach. 1816, aus demselben Jahre wo Schmellers Thätigkeit bey der Akademie beginnt. Dieses Glossar behandelt zwar die aus „dem Gebrauch gekommenen Wörter“, aber die im Munde des Volks gebliebenen werden häufig zur Erklärung beygezogen und sind ihnen nicht selten fast adäquat.

cher Erforschung und Behandlung zu machen, erklärte, nach Antrag von Scherer, diese, Niemand sey dazu besser geeignet, als Andreas Schmeller.

Dadurch wurde Schmeller's Verhältniß zur Akademie herbeygeführt. Durch Vermittlung des Kronprinzen ward er in Urlaub nach München berufen und später unter Beybehaltung seines Gehaltes als Lehrer am Cadettencorps bethätiget, während er zugleich gegen eine jährliche Unterstützung von 500 fl. auf zwey Jahre aus der Casse Seiner Königlichen Hoheit den Auftrag zur Bearbeitung des Werkes über die in Bayern gesprochenen Mundarten erhielt. Die erste Klasse der Akademie ward angewiesen diese Arbeit zu überwachen und zu controliren. Sie vollzog den Auftrag durch eine Commission, welcher Schmeller seine Leistungen vorlegte und die ihm durch Rath und Ermittlung der nöthigen Hilfsquellen förderliich zur Seite stand [12]).

12) Am 11. März jenes Jahres hielt Schmeller in der Kla_e Vortrag über das, was zur Vorbereitung eines neuen bayerischen Idiotikon's nöthig sey. Am 1. May wurde der Akademie jene Entschließung Seiner königl. Hoheit mitgetheilt, der zu Folge Schmeller auf 2 Jahre die oben berührte Unterstützung erhielt. Schon am 17. July desselben Jahres berichtet die Commission, daß Schmeller sich in dem ihm übertragenen Berufe sehr thätig zeige, und die Erwartung der Akademie vollkommen bestätige. Zwey Jahre später, den 16. May und 6. Juny 1818 kamen seine Arbeiten über die Grammatik mit dem Berichte von Scherer vor die Klasse und wurden ihm durch Vermittlung von Schlichtegroll handschriftliche Nachträge zu Zaupzer's bayerischem Idiotikon, dazu Arbeiten vom Herrn geistl. Rath Deutinger aus Freysing zur Verfügung gestellt. Auch wurde damals die Commissision ernannt, der Schmeller seine, das Idiotikon betreffenden Arbeiten vorlegen, und die ihm die nöthige Hilfe leisten sollte. Sie bestand aus Schelling, Scherer und Docen. In Folge davon wurde ihm ein neuer Urlaub auf 6 Monate mit Belassung seines Gehaltes bewilliget, und damit auf die fortdauernd günstigen Berichte der Commission vom 24. April und 25. September und so für die nächsten Termine fortgefahren, bis er aus dem Militärdienst an die Bibliothek überging.

Damit war aber der Lauf seines Lebens in die wissenschaftliche Bahn zurückgeleitet und in ihr gesichert. Es wird hier nur übersichtlich erwähnt, wie Schmeller Anfangs als Adjunct, dann als außerordentliches, später als ordentliches Mitglied und seit 1848 als mein Nachfolger im Secretariate der ersten Classe der Akademie angehörte, wie er, gegen Austritt aus dem Militärverbande, zur k. Centralbibliothek Anfangs als Custos an Docen's Stelle, zuletzt als Bibliothekar, daneben nach Verlegung der Universität zu dieser Anfangs als außerordentlicher, seit 3 Jahren als ordentlicher Professor der altdeutschen

Unter den Wünschen und Anträgen Schmeller's, welche durch die Commission vermittelt wurden, gehört auch der, daß ihm zur Revision seines für das Idiotikon gesammelten Sprachschatzes gestattet wurde, diejenigen Soldaten aus der Garnison, welche zur jüngsten Conscription gehörten, als Repräsentanten der verschiedenen Dialecte des Königreiches, in dienstfreyen Stunden zu sich kommen zu lassen und über diese Gegenstände zu befragen. Er gewann dadurch eine sichere Controle über das, was er selbst mitten unter dem Volke aufgezeichnet hatte oder nicht aufgezeichnet fand, und rühmte den großen Nutzen, den er aus diesem Verkehre zog.

Es war am 29. Jänner 1824, zehn Jahre nach seiner Zurückkunft aus Spanien, daß er nach Herausgabe der Grammatik und des Idiotikons zum außerordentlichen frequentirenden Mitgliede der Akademie ernannt und den 7. Februar als solches eingeführt wurde. Damals wurde den Mitgliedern der Akademie aufgegeben, öffentliche Vorträge zu halten, und in dem Jahre 1824 und 1825 finden wir den „Akademiker und Oberlieutenant“ Schmeller mit Vorlesung über Geschichte der deutschen Sprache und Literatur aufgeführt. — Unterm 3. Jänner 1827 erhält er den Auftrag gegen Remuneration von 400 fl. im k. Cadettenkorps die Lehrstelle des wegen Kränklichkeit beurlaubten Prof. Auerbach, für deutsche Sprache und Literatur, zu versehen. — Unterm 31. Juny desselben Jahres ernannte ihn die L. M. Universität propter praeclara in linguam germanicam merita zum Doctor der Philosophie. — Dasselbe Jahr ward er unterm 28. Sept. Professor der deutschen und lateinischen Sprache im Cadettenkorps, mit 832 fl. Gehalt.

Sprache und Literatur gezogen [13]) wurde, und während eines langen Zeitraumes von 36 Jahren Zeit und Gelegenheit zu den wichtigen, umfassenden und zahlreichen Arbeiten fand, welche der Wissenschaft große Erfolge gesichert und seinen Namen mit unvergänglichem Ruhme gekrönt haben.

Die Grammatik der in Bayern gesprochenen Mundarten wurde der Akademie schon im Jahre 1818 vorgelegt. Sie erkannte, daß kein anderes Volk sich eines solchen Werkes über seine Dialecte zu erfreuen habe und besorgte den Druck derselben aus den für einen nicht zuerkannten Preis verfügbaren Geldern. Die Auflage selbst wurde dem Verfasser statt des Honorars als Eigenthum überlassen.

Indeß hatte Schmeller, wie er an diese Arbeit ging, sogleich erkannt, daß der Grammatik ein Idiotikon der Mundarten, eine Sammlung der in ihnen lebenden oder in alten Urkunden enthaltenen Wörter und Ausdrücke verbunden seyn müße. Das Werk wurde mit der Grammatik gleichen Schrittes geführt und nach ihrem Erscheinen unverdroßen fortgesetzt. Sein Druck begann 1827 und endete neun Jahre später mit dem vierten Bande. Werke dieser Art aber wachsen ihren Urhebern unter der Hand, und Schmeller, der dem seinigen fürwährend Zeit und Sorge widmete, hat zwey Bände Verbesserungen und Ergänzungen druckfertig zurückgelassen, so massenhaft, daß eine nach und mit ihnen veranstaltete Ausgabe fast ein neues Werk werden wird. Beyde Werke zeigen, daß die Sprache des Volkes, als das, was sie ist, als ein organisches, lebensvolles Ganzes und die Eigenthümlichkeiten ihrer Mundarten, nach Ausscheidung der zufälligen oder verunstalteten, als der Ausdruck seiner Art und Sitten ihm deutlich geworden war. Beyde erheben sich darum über den grammatischen und lexicalischen Bereich zu einem wahren Schatze fortgehender Sacherklärungen wie zu einem Spiegel ächt alterthümlichen Gebrauches, der sich trotz vieler Jahrhunderte dem Wesen nach frisch und kräftig erhalten hat. Dazu ist die Bewältigung des unermeßlichen Stoffes vollständig, seine Gliederung harmonisch und die Lautbezeichnung, die eine ganz neue Behandlung und Vermehrung unserer sprachlichen Zeichen zum Ausdrucke der manigfaltigsten mundartlichen Töne nöthig machte, von der größten Einfachheit und Bestimmtheit, so daß in allen diesen Dingen bis in die kleinsten die volle Meisterschaft des Urhebers, aber zugleich auch die Liebe und Hingebung, mit denen er arbeitete, offen zu Tage liegen.

„Mir", sagt er in der Vorrede (VIII) „stehen die Mundarten neben der Schriftsprache da, wie eine reiche Erzgrube neben dem Vorrathe schon gewonnenen und gereinigten Metalls, wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes neben einer Parthie desselben, die zum Nutzen verwendet, durchforstet und zum Lusthain geworden ist", und in Bezug auf seine Neigung heißt es: „Geboren in der Gegend des Fichtelgebirges habe ich einen Theil meiner Jugend an der Donau und an der Isar gelebt. Früh wurde ich von meinem Stern in die weite Ferne hinausgeführt. Ferne vom engern, ja

13) Mit der Universität ward seine Verbindung dadurch eingeleitet, daß er mit Character und Rang eines außerordentlichen Professors, nach Rescr. v. 28. Okt. 1828, Vorlesungen über altdeutsche Sprache und Literatur, gegen eine Remuneration von 200 fl., halten solle. — Seine Ernennung zur Custodenstelle bey der Bibliothek mit 1200 fl. Gehalt und der damit verbundene Austritt aus dem Militär, fällt am 27. März 1829. — Ordentliches Mitglied der Akademie wurde er den 31. May 1829; aber acht Monate nach seiner Anstellung bey der Bibliothek, wurde seine Professur bey der Universität unterm 23. Dezbr. für erledigt erklärt, um dem Hrn. Dr. Maßmann übertragen zu werden; und ward ihm am 6. Juny 1830 nur gestattet, seine Vorlesungen als Ehrenprofessor, wiewohl ohne Anspruch auf Remuneration, fortzusetzen. Dagegen folgte als wohlverdiente Anerkennung, eine lange Reihe von Diplomen über seine Aufnahme in auswärtige gelehrte Gesellschaften. — 21. Nov. 1844 Beförderung zum Unterbibliothekar bey der Hof- und Staatsbibliothek. — 1. Jänner 1845 Verleihung des Ritterkreuzes des Verdienstordens v. hl. Michael. — 30. Nov. 1846 nach Maßmann's Abgange Ernennung zum ordentlichen Professor der altdeutschen Sprache und Literatur, mit einem jährl. Functionsgehalt von 400 fl. — 26. Febr. 1848 Ernennung zum corresp. Mitgliede der kaiserl. k. Akad. d. Wiss. zu Wien.

zum Theil von unserm gemeinsamen deutschen Vaterlande habe ich es nur inniger schätzen und lieben gelernt. Seine Sprache, das Einzige, was ich noch von demselben hatte, ward mein höchstes Denken und Forschen".

Als Ergänzungen dieser Arbeiten sind seine Forschungen über die Sprache der in den südlichen Alpen lebenden deutschen Gemeinden zu betrachten, welche mitten unter italiänischer Bevölkerung auf meist unfruchtbaren Gebirgen germanische Sprache und Sitten treu bewahrt haben. An Schmeller endlich, welcher zweymal zu dieser Entdeckungsreise hinauszog, haben sie ihren Dollmetsch und Vertreter vor Deutschland gefunden. Seine Abhandlungen darüber zieren unsere Denkschriften. Ein Wörterbuch über die Sprache dieser sieben und dreyzehn Gemeinden ist zum Drucke fertig in seinem Nachlaß.

Während der Bearbeitung des den heimathlichen Gebrauch umfassenden Idiotikons erweiterte sich der Plan zur Aufnahme des ganzen alten Schatzes der deutschen Sprache. Ein allgemeines altdeutsches Glossarium, oder althochdeutsches Wörterbuch, alle einzelnen Glossarien und den sprachlichen Vorrath aus den Handschriften vom 8. bis 14. Jahrhunderte umfassend, ist unter seiner Verlassenschaft gefunden worden, eine Fundgrube quellenmässigen, streng und methodisch bearbeiteten Wissens, bis zum 12. Folianten fortgeführt, vollständiger und genauer als der im Uebrigen treffliche deutsche Sprachschatz von Graff, für dessen sechsten Band, der nach des Verfassers Tod durch Maßmann besorgt wurde, Schmeller diesem bereitwillig seinen Vorrath zur Benützung überlassen hat; aber das Werk selbst ist würdig als solches und zugleich als Erweiterung und Würdigung jenes deutschen Sprachschatzes gedruckt zu werden, welche täglich nothwendiger wird.

Während diese Werke nebst einer beträchtlichen Anzahl kleiner Sammlungen Anzeigen und Abhandlungen den Alles umfassenden, durchdringenden und belebenden Sprachforscher zeigen, lehrt eine andere Folge von Bearbeitung und Herausgabe altdeutscher Sprachdenkmäler den Exegeten und Kritiker dieses Faches kennen. Wir verdanken ihm die erste Ausgabe des Heliand, einer höchst wichtigen Evangelien-Harmonie, so weit sie in den beyden Handschriften von München und Oxford sich erhalten hat, das älteste, umfangreichste und bedeutendste Denkmal der altsächsischen Sprache, wovon der höchst correcte Text 1830, das Wörterbuch und die Grammatik zehn Jahre später erschienen. — Eine Abhandlung über alliterirende Poesie, besonders der Altsachsen, welche vier Jahre später in unsern Denkschriften erschien, neu, eigenthümlich und voll tiefer Blicke in die Sprache und Dichtweisen unserer Altvodern, bildet den würdigen Schluß seiner auf den Heliand bezüglichen Arbeiten. Demselben Kreise seiner Studien gehört die Ausgabe des von Docen in einer unserer Handschriften entdeckten Muspilli, des Bruchstückes einer fränkischen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt. Das Gedicht ist nicht nur sprachlich, sondern auch dadurch merkwürdig, daß es auf dem Punkte des Ueberganges steht, wo der bereits durchgedrungene christliche Glaube noch mit den altheidnischen Begriffen, Vorstellungen und Sagen gemischt ist, von denen die Gemüther des Volkes noch erfüllt waren.

Umsicht und Besonnenheit, der Ausdruck seines ganzen Wesens, bezeichnen auch das Verfahren des Kritikers. Conjecturen erlaubt er sich sehr selten, und wenn er sie wagt, sind sie classisch. Sein Grundsatz war, sehr alte und wichtige Texte, zumal wenn sie nur in einer oder zwey Handschriften vorliegen, müßen von dem ersten Herausgeber diplomatisch genau dargestellt werden, und es war für ihn eine unversiegbare Quelle der Betrübniß, als der Text einer andern Evangelienharmonie, die aus dem Lateinischen des Tatianus übersetzt ist und von ihm in möglichst sorgfältiger Abschrift nach Wien zum Drucke geschickt worden war, von dort durch eine zahllose Menge von Druckfehlern verunstaltet zurück kam.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.
Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, gehalten von Hrn. Geh. Rath Fr. v. Thiersch.

(Fortsetzung.)

Was ihm bey diesen Arbeiten besonders zu Statten kam, war eine sehr genaue Kunde der Handschriften und eine ungemeine Sicherheit in Lesung ihrer verwickeltsten Zeichen; Vorzüge, ohne welche namentlich die Entzifferung des Muspilli unmöglich gewesen wäre.

Neben diesen, die deutsche Sprache in ihrer Entfaltung nach Stämmen und Zeitaltern umfassenden, Werken gehen andere, welche von seiner tiefen Kunde der romanischen, der spanischen und der slavischen Sprache in mehreren ihrer Stämme Zeugniß geben, von gleichem Werthe, wenn auch nicht von gleichem Umfange; dazu seine Arbeiten als Bibliothekar und Lehrer der Universität.

Als Custos, später als Bibliothekar unsers großen Bücherschatzes übernahm er den ganzen fast unübersehbaren Vorrath lateinischer Handschriften, nicht nur aus der classischen Literatur, sondern aus allen Zweigen des menschlichen Wissens, dazu die in neuern Sprachen, der deutschen, englischen, schwedischen, französischen, italiänischen und slavischen abgefaßten, zu verzeichnen und ihren Inhalt genau und sorgfältig anzugeben.

Diese Arbeit, im Jahre 1829, bey seinem Eintritt in die Bibliothek begonnen, nahm von da an, bis zu seinem Tode während 23 Jahren seine Hauptthätigkeit in Anspruch und wurde unter sorgfältiger Benützung des aus den Klosterbibliotheken vorräthigen Materials mit der ihm inwohnenden stillen Energie und Berufstreue gefördert. Die auf Bayern bezüglichen wurden besonders ausgehoben und als codices bavarici zu einer eigenen Sammlung vereinigt. Durch diese unermeßliche Arbeit, welche überall den Inhalt von Handschriften, zum Theil eingehend, erläuternd und beurtheilend beachtet [14]), ist die Bibliothek und mit ihr die Literatur erst zur genauen Kenntniß und dadurch in den wahren Besitz jenes großen Schatzes gekommen.

14) Schmeller hatte während seiner Thätigkeit an der Bibliothek seine Sprachkenntniß über alle germanischen und romanischen Sprachen und auch über die Hauptsprachen des slavischen Stammes und ihrer ältern Dialecte ausgedehnt, in frühern Jahren sogar Sanskrit mit Erfolg getrieben. Von weiterer Thätigkeit im Gebiete der orientalischen Sprachen ward er durch die seiner großen Begabung von der amtlichen Thätigkeit gestellten Schranken abgehalten. Es ist aber sehr zu wünschen, daß bald Vorkehrungen getroffen werden, diesen allerdings großen Schatz dem wissenschaftlichen Publikum zu öffnen, d. i. die Kataloge der Handschriften, zunächst der deutschen, drucken zu lassen. Die Beyspiele, welche die Bibliotheken von St. Petersburg und Berlin in neuster Zeit gegeben haben, sollten hier maaßgebend seyn und uns bestimmen, hinter ihnen nicht zurückzubleiben.

Zwar hat ihn der Tod vor Beendigung derselben übereilt; doch der Weg ist gebahnt, das Meiste geschehen und die Gelehrsamkeit und Sorgfalt seines würdigen Nachfolgers rechtfertigen die Hoffnung, daß er das Werk im Geiste seines Vorgängers zu Ende führen werde [15]).

15) Wir stellen hier die Mittheilung über diese große bibliothekarische Arbeit ein, welche, als ein Zeugniß der amtlichen Thätigkeit Schmeller's, durch Vermittlung der Direction bey der Akademie eingegangen ist.

„Ueber die Vielseitigkeit der Handschriften-Beschreibung von Seite des Bibliothekar Schmeller — über 22,000 Manuscr., ungerechnet die vielfach darin vorkommenden Werke und Abhandlungen — möge das Folgende Aufschluß geben.

Nothwendige Vorarbeiten waren

1. die Anfänge derselben, um Inhalt, Verfasser ꝛc. in zweifelhaften Fällen mit diplomatischer Gewißheit bestimmen zu können; von besonderem Interesse die Anfänge der deutschen Metrica nach dem ersten Reimwerk;
2. die Register für die Klosterbibliotheken, nach dem Numer des Standortes; deßgleichen die Repertorien über die deutschen, englischen, schwedischen, franz., italien., spanischen und slavischen Manuscr. Unter diesen und den Lateinischen alle Jene welche sich auf Bayern beziehen, besonders ausgehoben und als Codd. bavar. verzeichnet;
3. die Bilderhandschriften, die musikalischen ꝛc.

Die Kataloge sind so weit gediehen, daß bestimmter Aufschluß ertheilt werden kann und bestehen außer obgenannten aus einem

Personal- und Local-Repertorium, in Verbindung mit einer Art

systematischer Material-Repertorien

nach den Hauptklassen und Unterfächern der Wissenschaften, welche nicht selten in zweyter, ja dritter Potenz durchgeführt sind, ja sogar dieselben Worte und Sätze des Originals wieder geben, wie z. B. die Bearbeitung in Hinsicht auf deutsche Sprache und Literatur in überraschender Weise erkennen läßt.

I.

Personen-Repertorium

nach den Autoren; die Bayerischen eigens am Schluße jedes Buchstabens, in 109 Cahiers.

Werfen wir noch einen Blick auf seine Thätigkeit als Lehrer. Schmeller hatte nicht das, was man einen guten Vortrag nennt. Aus den Be-

Besonders abgehandelt:

Ana, handschriftliche Nachlässe denkwürdiger Personen.

Auctores latini veteres.

Cardinäle, Heilige, Päpste und deren Schriften.

Namen von flüchtig berührten Personen und Orten, und Namen in sprachlicher Beziehung.

II.

Orts-Repertorium

nach Welttheilen, Ländern und Städten,

z. B. Deutschland betreffend, im Allgemeinen und insbesondere

geschichtlich und geographisch, in Bezug auf Sprache und Literatur;

besonders interessant die Zusammenstellung, was sich in den Handschriften speciell auch über die Gothen und andere hervorragende Völkerschaften, als die Mauren, Slaven ꝛc. vorfindet.

Bayern, besonders Altbayern:

Adel, Finanzwesen, Genealogie, Heilige, Historie, Justiz und Polizey, Kirchenwesen, Klosterwesen, Kriegswesen, Kunst, Landstandschaft, Verträge, Verordnungen, Wappen, Wissenschaft ꝛc.

Bavarica ordine alphab. materiarum specialium; Regenten, des Regentenhauses Nachgeborne, Frauen und Töchter. — Oberpfalz. — Rheinpfalz.

Orte und Klöster Bayerns in alphabetischer Ordnung.

Außerdem Beschreibung aller in der Bibliothek befindlichen Land- und Seekarten ꝛc.

III.

Material-Rückweise und eine Art systematischen Kataloges

nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften.

Codicum chronologia — Alter der Schrift — Schrift- und Schreiberwesen.

Scriptores in alphabetischer Ordnung.

drängnißen seiner Jugend und dem Druck ihrer Verhältniße, war ihm Mangel an Geläufigkeit in Mittheilung geblieben und der reiche Geist rang oft mit Mühe nach dem augenblicklichen Ausdruck neuer, oft tiefsinniger Gedanken, aber das ward ersetzt durch die Bestimmtheit und Klarheit seines Wis-

---

Codicum Possessores, Personae, Communitates.
" Loci. Hier beweist Schmeller das unhistorische Verfahren der frühern Bibliothek-Verwaltung in Behandlung der aus den Klöstern u. dgl. zusammengebrachten Handschriften, dessen Nachtheile in der Folge trotz vieler Mühe nicht ganz beseitigt werden konnten, indem sie bald hier bald dorthin classificirt waren.

Encyclopaedia: Autographa — Bibliographie; Papier, Impressa cum manuscriptis, Typographia — Documenta — Formularia — Fragmenta — Tractatus miscell. — Auctoritates, Dicta, Collectanea, Excerpta, Miscellanea, Notata varia. — Codd. inediti. — Codd. jam desiderati.

Philologia: Grammatica (Vocabularia)
Codd. anglici
" dano-suecici
" esthon.
" hungar.
" slavici
" hispan.
" ital.
" gallici
" germ.
(Nach Schmeller's eigner Aussage zum Drucke bereinigt, nach den Standorts-Numern, und dann noch mit Material-Register zu versehen.)
" lat. (u. Repertorien nach den Klöstern),
" orientales im Auszug.
Eruditio scholae, Academiae (Scripta scolastica).

Historia: Historica — Geographia et Itineraria. — Ethnographia. — Heraldica und Sigelkunde — Numismatica — Genealogia, Necrologia — Antiquitates, Inscriptiones, — s. auch Orts-Repertorium, da die Geschichte damit in Verbindung steht.

Mathematica: Mathematica, Astronomia — Astrologia — Calendaria.

Physica: Physica, Oeconomica — Technica — Phytologia — Zoologia — Alchymia — Philosophia naturalis, Cosmographia, Meteorologia.

Anthropologia: Mnemonica — Ludi.

Philosophia: Philos. scolastica. — Ethica, Moralitates, Sententiae.

Aesthetica: Rhetorica, ars dictandi, ars epistolandi. — Orationes, Epistolograph. — Ars poetica — Dramatica — Exempla, Tabulae, Historiolae — Aenigmata — Satyrica, Burlesken. — Adagia, Apophthegmata — Inscriptiones, Epigramm., Epitaph., Devisen — Musica. — Carmina lat. miscell. — Carmina lat. nach dem Alphabet des Titels.

Deutsches vor Sec. XII.
" nach Sec. XII und vor Sec. XVI miscell.
" zwischen Sec. XII und XVI geordnet.

Deutsche genannte Verfasser oder behandelte Personen (vor Sec. XII — XVI) alphab.

Deutsches: Tractata miscell.
" Notizen "
" Dialecte "
" Reimsprüche.
" Gereimtes, nach dem Material geordnet.
" Lieder, weltliche, historische, geistliche.
" Prosa: Ascetisches, Moral.
" Glossae.

Bilder: Holzschnitte, Miniaturen, Feder-Zeichnungen, Kupferstiche, Holztafel-Drucke, Initialen, Sinnbilder, Wappen und Embleme.
" in die Deckel gepreßt, in's Pergament geritzt rc.

Bildnisse und Trachten. (Alles ist, besonders für Germanisten, wegen der speciellen Bearbeitung, von großer Wichtigkeit.)

Politica: Politica, Politik und Administration. — Kriegswesen — Kriegsgeschichten — Ordines militares (equestres).

Medicina: Ars medica (nach dem Materiale), Medici — Opera medicinalia — Medica miscell.

Jus: Jus romanum — Juris materiae — Jus miscell. — Deutsche Rechtsbücher.

Theologia: Theologia in genere. — Vita et Passio J. Christi. — B. Maria V., auch die Benennung der opuscula selbst darunter.
Biblia utriusque testam.
" veteris testam.
" novi testam. Evangelia.
" " " (praeter Evang.)
" untergeordnet.
" expositiones Concord.
" mnemon.

fens, durch die Fülle fruchtbarer Bemerkungen und durch die weise Anordnung und Benutzung aller Lehrmittel, die ihm aus frühern Jahren geblieben

---

Biblia histor.
„ vocab.
„ prooemia.

Jus canonicum: Concilia general. — Canones. — Bullae. — Concilia provincialia. — Decretales, Decretum — Jus canonicum in genere — Jus canonic. Casus et materiae.

Clerus — Monastici Ordines — Monastica — Monastica misc. — Jesuitae — SS. Patres eccl. gen. — Patres in eremo. — Liturgica — Missa — Hymni, Cantica, Sequentiae — Liturgica, Preces devotae — Ecclesiarum fabrica, partes, utensilia, Reliquiae Sanctorum — Tempora ecclesiastica per annum — Catechetica — Fidei Symbolum — Pater noster. Ave Maria (metrice) — Decalogus — Sacramenta (Baptism. Confirm. Matrimon. Poenitentia, Confessio, Indulgentiae) — Eucharistia — Quatuor novissima: Mors, Judicium, Coelum: angeli, infernus: diaboli, purgatorium — Sermones — Superstitiones — Historia eccles. — Haereses — Reformatio — Judaismus, Islamismus, Gentilismus.

Das Weitere über die bibliothekarische Behandlung der Manuscr. findet sich in Schmeller's „Auskunft über die K. Hof- und Staatsbibliothek" 3te Aufl. München 1851, p. 18 ꝛc. Dort läßt der bescheidene Mann seinen Vorfahren und all denen, welche früher bey den Handschriften Etwas geleistet, die volle Anerkennung widerfahren; gleichwie derselbe die wenigen brauchbaren Klosterkataloge (insbesondere den St. Emmeram Ratisb. von Sanftl, über dessen vorzügliche Bearbeitung er sich öfters lobend äußerte) berückweiste, und, in seinem wahren Gefühle für fremdes Verdienst, in ihrem ganzen Umfange gelten ließ.

Musterhaft und für jeden Besucher verständlich, ist seine Einrichtung des Cimeliensaales:

Vorerst die verschiedenen Schreib-Materiale, die ältesten Handschriften in lateinischer und griechischer Sprache, nach Zeit und Schriftzügen,

die ältesten Deutschen,

merkwürdige Manuscr. in Latiums Töchtersprachen; dann slavische, orientalische ꝛc.

mit Gemälden (Miniaturen) versehene Codd.

alterthümliche Kirchenbücher mit kunstreichen oder kostbaren Einbänden ꝛc. in byzantinischem Style.

Holztafel- und Urdrucke (Xylographa und Incunabeln), Stereotypen, Kupferstichdrucke, Anfänge der Lithographie,

Autographa berühmter Personen ꝛc.

Es ist eine Schule für den Laien, aber auch der Kenner gesteht seine Ueberraschung.

Schmeller's Wunsch war, die Manuscripte zum Drucke zu bereinigen; so lange möge ihm Gott das Leben schenken. Er fühlte die Nähe des Todes voraus, und starb in seinem Berufe. Die anstrengende geistige Beschäftigung mit halbvermoderten und den feinsten Staubtheilen geschwängerten Handschriften, wirkte nachtheilig auf den Körper und untergrub seine Gesundheit."

war, dadurch gelang es ihm, in das Innere seiner Wissenschaften einzuführen, dort gründlich zu orientiren und in denen, die ihm folgten, Kenner des Faches vorzubereiten und sie für dasselbe mit Eifer und Hingebung zu erfüllen. Unter andern verdienstvollen Männern des Faches ist auch Kemble, der größte Kenner der angelsächsischen Sprache und Literatur in England und zwar schon in frühern Jahren zum Theil aus seinen Institutionen hervorgegangen.

Als Einleitung zu Vorträgen diente die vortreffliche Abhandlung über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler (München 1827) und zur Erläuterung derselben außer grammatischen Tabellen, eine Auswahl altfränkischer und altgothischer Texte, deren Druck er zu diesem Zwecke veranstaltet hatte.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Jänner.
Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, gehalten von Hrn. Geh. Rath Fr. v. Thiersch.

(Schluß.)

Fassen wir die vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit von Schmeller als ein Ganzes in das Auge, so ist ein tiefer Zusammenhang ihrer Theile unter sich und mit seinem innersten Wesen und Streben nicht zu verkennen. Ihm war die Sprache als die tiefste Offenbarung, als der Ausdruck göttlichen Wesens und Webens im menschlichen Geiste heilig, wie sein Beruf, dieses Wirken, dieses Gestalten der in ihr vorwaltenden übersinnlichen Kraft nach seinen Ausstrahlungen unter den Völkern, ihren Stämmen und Zeitaltern zu verfolgen und zur Uebereinstimmung und Erkenntniß, dadurch aber zur Anerkennung zu bringen. Sein reges Wirken fällt darum mit dem Geist und der Gestaltung der neuen Philologie zusammen, welche, was er und Jakob Grimm unter vielfacher Betheiligung würdiger Genossen bezüglich des deutschen Sprach- und Völkerstammes unternahmen, auf den andern Sprach- und Völkergebieten zu leisten unternommen hat. Schon ist dadurch der innere Zusammenhang der Sprachen, die man früher als isolirt und sich fremd betrachtete, die Entfaltung der Einen aus der Andern nach unwandelbaren Gesetzen und die tiefere Erkenntniß jeder einzelnen, zugleich aber auch ein Verband der Völker, inniger als ihn die Bruchstücke der Geschichte lehrten, und gleichsam die Genesis der Geschichte vor unsern Augen erschlossen.

In dem ehrwürdigen Tempel dieser großen, meist von Deutschen gegründeten Wissenschaft hat das öffentliche Urtheil der Nation schon längst das Bildniß von Andreas Schmeller neben dem von Jakob Grimm aufgestellt, und wir erfüllen eine heilige Pflicht, indem wir auch unserer Seits vor ihm den gebührenden Kranz der Anerkennung niederlegen.

Solche Ehrung fordert aber nicht nur die hohe wissenschaftliche Vortrefflichkeit seiner Leistungen, sondern auch sein diesen gleiches Gemüth. Noch glauben wir ihn unter uns zu sehen, den Mann von schlichtem Wesen, edlen, fast vergeistеten Zügen, in denen sich ein Inneres abspiegelte, das den oft harten Kampf des Lebens bestanden und sich zu höherer Sittlichkeit und Güte verklärt hatte. Wer hat je von ihm ein Wort, ein Begehren, ein Urtheil gehört, wenn er, der meist Schweigsame und in sich selbst Befriedigte, zur Mittheilung bewogen wurde, das jenen Adel der Seele und der Gesinnung verläugnet hätte?

Mit herzlicher Beystimmung wiederholen wir auch an dieser Stelle das Urtheil, welches Jakob Grimm über ihn in einem Schreiben nach seinem Tode niedergelegt hat: „Darin sind wir einig, daß Bayern keinen bessern deutschen Mann aufzuweisen hatte, als diesen edlen, liebenswürdigen, bescheidenen Schmeller, der Alles, was er geworden



ist, seiner rein angelegten und rein gebliebenen inneren Natur verdankte. Seinen Werth wird das Land nun, da er fort ist, besser zu erkennen und noch höher zu achten anfangen. So geht es immer. Sein bayerisches Wörterbuch wird für immer als ein unerreichbares Muster dastehen, wie sich Sprach- und Sachkenntniß lebendig durchdringen sollen. Er hat unablässig Fortschritte in der Wissenschaft gemacht, nie aber eine Zeile niedergeschrieben, die seiner unwürdig gewesen wäre.“

Leider war diesem innerlich reichen und geistig schönem Leben ein Ende vorbehalten, das ihm nur zu viel Gelegenheit bot, die Standhaftigkeit und Stärke des Geistes auch in seiner Herrschaft über Schmerz und Leiden zu bewähren.

Im Herbste 1847 mit Freunden auf einer Alpenreise durch das südliche Tyrol begriffen, fiel er auf einer schroffen Anhöhe des Jausen und brach den obern Theil des linken Schenkelknochens. Der Bruch wurde weder von dem zu Hilfe gerufenen Chirurgen, noch von Andern erkannt, und der Leidende ward nach 3 Wochen unter unsäglichen Schmerzen von Sterzing über Innsbruck nach München gebracht. Hier erst entdeckte die größere Erfahrung des zu Hülfe gerufenen Arztes den Grund des Uebels, und Schmeller ertrug die Leiden der verspäteten Heilung mit derselben Kraft des Geistes, die ihn während der Zeit der Versäumniß keinen Augenblick verlassen hatte. Indeß blieb in Folge jener Verspätung der Hülfe seine Herstellung eine unvollkommene. Seine sonst so rüstige Kraft war gebrochen, und nur mühsam, an Krücken oder Freundes Arm, war ihm Bewegung möglich. Zwar hemmte die dadurch erzeugte physische Schwäche keinen Augenblick die Energie seines Geistes und die Thätigkeit, die er gegenüber der Akademie, der Bibliothek und der Universität noch fortdauernd mit äußerster Hingebung entfaltete; doch trat die Versiegung seiner Lebenskräfte stets deutlicher hervor und so geschah es, daß ein neu hinzutretendes kurzes Leiden nach einigen Tagen ihn in seinem 66. Lebensjahre seinen Arbeiten und Freunden und einer Familie entriß, die in ihm ihren Trost und wir würden sagen, ihre einzige Stütze verlor, wenn diese Stütze den Verlassenen in seinem Verdienst nicht sein Leben überdauern und in der großmüthigen Fürsorge, die über uns waltet, ihre Festigung fände.

Uns aber liegt ob, das Andenken an ihn nicht nur seinetwegen in Ehren zu halten, sondern auch unsertwegen, denn was könnte gegenüber den Stürmen und dem Ungemach des Lebens stärkender, gegenüber den Leidenschaften und Gebrechen, von denen es durchwebt ist, tröstlicher und gegenüber dem Hasse der Feinde versöhnender seyn und wirken, als die Erinnerung an die Energie eines Charakters, an die Ruhe und Reinheit eines Gemüthes und an die Treue und Liebe eines Freundes, wie er sie unserm Herzen in unvergänglicher Schönheit hinterlassen hat.

Hierauf hielt Hr. Prof. Joseph Müller, Sekretär der 1. Cl., folgenden Vortrag über die Leistungen des dieser Classe schon früher (den 28. May 1852) durch den Tod entrissenen Mitgliedes Eugène Burnouf.

Es ist eine würdige Sitte unserer Akademie, ihren verstorbenen Mitgliedern bey feyerlichen Gelegenheiten, wie die heutige ist, vor einem Wissenschaft liebenden Publicum einen Nachruf ehrender Erinnerung zu widmen.

Zu den erschütterndsten Verlusten, welche seit langer Zeit diese Gesellschaft zu beklagen hatte, gehört der Tod des französischen Orientalisten Eugene Burnouf, den wir seit 14 Jahren in den Reihen unserer auswärtigen Mitglieder zu zählen den Stolz hatten, und über dessen reiche wissenschaftliche Laufbahn eine kurze Skizze der hochansehnlichen Versammlung vorgelegt werden soll.

Eugene Burnouf gehörte einem Volke an, das seit dem Mittelalter in regem Verkehr mit dem Orient lebte. Der Handel und die Politik setzte es in unmittelbare Verbindung mit den moslimischen Staaten des Mittelmeeres, und erwarb ihm selbst in Indien bedeutende Besitzungen. Daß solche Verhältnisse die Studien orientalischer Sprachen und Lite-

raturen begünstigen mußten, ist natürlich; sowohl der Reiz des materiellen Interesses als der Ruhm des Vaterlandes mußten die Geister auf diese Studien hindrängen, und wenn auch Indien den Franzosen beynahe verloren ging, und nur wenige Besitzungen ihnen blieben, so haben sie doch einen bedeutenden Antheil an dem Verdienste, die Völker jener antiken aber verlebten Cultur in nähern Contact mit der europäischen Civilisation gesetzt zu haben, und unsere überrheinischen Nachbarn mögen mit so gerechtem Stolze auf ihre Dupleix zurücksehen, als die Engländer auf ihre Clive's.

Die Sprachen des vordern Orients waren schon frühe in Frankreich cultivirt. Der weitere Umblick, den ein großer einheitlicher Staat, der in lebhafter Verbindung mit den östlichen Völkern lebte, verleihen mußte, hatte bald die orientalische Philologie von dem untergeordneten Verhältniß eines Subsidiar-Studiums, als dienender Magd der Theologie, befreyt, und ihr die Würde einer unabhängigen Forschung gesichert. Noch höheren Schwung erreichte dieselbe durch die großartige Invasion Aegyptens durch Napoleon, deren Folgen auf die Wissenschaft, und deren Wirkung auf die Geister, unberechenbar waren.

Burnouf's Jugendzeit fiel in die Epoche, wo die semitische und neupersische Philologie ihre höchste Blüthe durch Silvestre de Sacy und andere erreicht hatte, als Champollion der Jüngere mit einer der größten Entdeckungen der neuern Zeit, der Theorie der Hieroglyphen, aufgetreten war, und das Sanscrit-Studium durch Chezy, das chinesische durch Abel Rémusat ihre erste Begründung in Frankreich gefunden hatte. Zugleich war es die Zeit, wo die classische Philologie in Frankreich, die seit den Valois, Etienne, Casaubons in Verfall gerathen war, sich wieder frisch erhob, eine Restauration, an welcher der Vater unseres Burnouf einen nicht unrühmlichen Theil nahm. Die ernsten Forschungen eines Guizot, eines Thierry wandten die jungen Geister zu tieferen Anschauungen über das Völkerleben hin, und zugleich erschien, als freundliche Hülfe des jugendlich strebenden Frankreichs, das gelehrte Deutschland mit seiner gediegenen Wissenschaft, seiner scharfen und zersetzenden Kritik, die aber zu neuen, fruchtbaren Synthesen führt, mit einer neuen Linguistik, die endlich aus der Willkühr zu bestimmten Gesetzen sich emporgearbeitet hatte. — Unter solchen Einflüssen trat Burnouf, geboren 1801, in die litterarische Carriere, und seine ausgebreiteten und gründlichen Kenntniße, der Scharfsinn und die Eleganz seines Geistes sicherten ihm bald unter den ausgezeichnetsten Forschern eine ausgezeichnete Stellung.

Ausgedehnt und mannigfaltig waren seine Arbeiten; sie concentrirten sich aber hauptsächlich auf das Studium der Sprachen und der Religionen des sogenannten arischen Stammes, dieses großen Völkercomplexes, der von den Mündungen des Ganges bis an die Gränzen des semitischen Stammes und der verwandteren hellenischen Familie in verschiedenen Abtheilungen und unter verschiedenen Systemen des staatlichen Lebens und der Religion auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes von außerordentlichem Einflusse sich erwies. Schon frühe hatte das System des Zoroaster die Aufmerksamkeit der Philosophen und Historiker auf sich gezogen, und die Entdeckung der Originalschriften der Parsen durch Anquetil dû Perron hatte eine lebhafte Bewegung der Geister erzeugt. Anquetil, dessen Kühnheit und Ausdauer wir nie genug bewundern können, hatte, wie es schien, diese Quellen dem Verständniß eröffnet. Aber seine Uebersetzung war nicht nach dem Original genommen, sondern unter dem neupersischen Dictat seiner Parsenlehrer entstanden. Allerdings hatten die Gebern, fliehend vor der blutigen Invasion des Islams, einen Theil ihrer heiligen Schriften in ihr neues Asyl gebracht, und mit gläubiger Ehrfurcht bewahrt; aber das reine Verständniß, wie konnte es von ihnen erwartet werden, da ihre Anschauungen nicht mehr die des Alterthums waren? so wie denn die Religionen, wie jedes andere Bildungselement der Menschheit dem Gesetze der historischen Entwicklung und Alteration unterworfen sind.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem Herrn Prof. Zantedeschi in Padua:

a) Giornale fisico - chimico italiano ossia raccolta di scritti risguardanti la fisica e la chimica degli Italiani anno VII. 2. u. 3. Thl. Padua 1852. 8.
b) De la différence de pouvoir dispersif des deux électricités. Pad. 1852. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik, in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXIV. Heft VI. Juni. XXV. Heft I. II. Juli, August. Landau 1852. 8.

Von dem historischen Verein der fünf Orte, Luzern, Schwyz rc. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen u. s. w. 8. Bd. Einsiedeln 1852. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen 9. Jahrg. 1. u. 2. Heft. Bonn 1852. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXIV. No. 24. — 26. Juin. Tom. XXXV. No. 1 — 12. Juillet — Septbr. 1852. Paris 1852. 4.

Von der Societé de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 6. 7. 8. Juin — Août 1852. Paris 1852. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern, in Landshut.

Verhandlungen 2. Bd. 3. Heft. Landsh. 1852. 8.

Von dem Herrn Prof. Tafel und Thomas hier:

Griechische Original-Urkunden zur Geschichte des Freystaates Ragusa. Wien 1852. 8.

Von dem Herrn Prof. Dr. Spiegel in Erlangen:

Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen. I. Bd. der Vendidad. Leipzig 1852. 8.

Von dem Herrn Dr. Weber in Berlin:

Akademische Vorlesungen über indische Alterthümer. Berlin 1852. 8.

Von der K. Preuß. Akademie d. Wissenschaften in Berlin:

a) Monatsberichte, Juny, July 1852. Berlin 1852. 8.
b) Abhandlungen 1850. Berlin 1852. 4.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. Vol. V. 1. 2. April, July 1852. No. XVII XVIII. Lond. 1852. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, in Bonn:

Jahrbücher XVIII. (9. Jahrg. 2.) Bonn 1852. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

a) Mittheilungen V. Bd. VIII. Bd. Heft 2. Zürich 1852. 4.
b) Siebenter Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft vom 1. July 1850 bis 1. July 1851. Z. 4.

Von dem Herrn Baron Hammer Purgstall in Wien.

Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrh. der Hidschret. I. Abth. 3. Bd. Wien 1852. gr. 8.

Von der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathem.-phys. Classe. 1851. II. Leipz. 1851. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

a) Zeitschrift. 6. Bd. III. u. IV. Heft. Leipz. 1852. 8.
b) Epistolas novi testamenti coptice edidit Paulus Boetticher. Halae 1852. 8.

Vom Herrn Friedr. Prich in Leipzig:

Neue Versuche mit der Drehwage. Leipz. 1852. gr. 8.

Vom Herrn Wilhelm Weber in Leipzig:

Elektrodynamische Maaßbestimmungen, insbesondere über Diamagnetismus. Leipzig 1852. gr. 8.

Von dem Herrn M. W. Drobisch in Leipzig:

Zusätze zum Florentiner Problem. Leipz. 1852. gr. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Jänner.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Vortrag des Hrn. Prof. Joseph Müller, Secretärs der 1. Cl., über die Leistungen von Eugen Burnouf.

(Schluß.)

Burnouf unternahm es, aus den Mißverständnissen der alten und der neuen Zeit jene Bücher in ihrer ursprünglichen Reinheit und Authentizität vorzuführen, und dazu gab es bloß ein Mittel, eine strenge und positive Analyse der Sprache. Das Sanscrit zusammengehalten mit den europäischen Sprachen, die germanischen Dialecte verschiedener Zeiten unter sich verglichen, hatten bereits das Ergebniß geliefert, daß die Sprachen, wie andere organische Wesen, nicht der Willkühr in ihrem Fortgange unterworfen sind, sondern nach bestimmten Gesetzen ihre Verwandlungen durchleben. Dieses mächtige Instrument gesetzmäßiger Sprachvergleichung wandte Burnouf auf das alte Zend, und die darin niedergelegten Denkmäler des persischen Geistes an, und es ergab sich bald mit unumstößlicher Sicherheit das überraschende Resultat, durch Aufdeckung höchst einfacher Lautverschiebungsgesetze, daß das Zend im innigsten Zusammenhange mit dem Sanscrit und speciell mit der ältesten Form desselben in den Veden stehe. Daraus folgte nun unmittelbar die Grammatik des Zend, so wie durch weitere Vergleichungen, ferner durch Combination der Stellen, ein bedeutender Theil der Lexicographie. Eben so überraschend war das sachliche Resultat, daß die Zendischen religiösen Vorstellungen im Grunde identisch sind mit den vedischen, jedoch mit solcher Modification, daß wir beyde, als von einem Punkte ausgehend, uns denken müssen, aber nach zwey verschiedenen Richtungen sich hinbewegend, das vedische zum concreten Polytheismus, das Zendische zu einer Genienlehre, welche dem geistigen Theismus des vordern Orients nahe steht, und entschieden bestimmend auf denselben eingewirkt hat. Als der Commentaire sur le Yaçna, Paris 1833, dieses die französische Philologie ehrende Werk, erschien, war das Vedastudium noch in der Kindheit, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Burnouf durch seine Arbeit einen mächtigen Impuls zur weitern Förderung dieses neuen Zweiges der Forschung, gegeben hat. —

Verwandt mit diesen Untersuchungen sind die Bestrebungen zur Aufhellung der achämenidischen Keilschrift. Zwar hatte deutscher Scharfsinn den Weg dazu gewiesen, aber ohne Kenntniß der Sprachen, welche einem Grotefend abging, kam man über die Lesung von ein Paar Eigennamen nicht hinaus. Burnouf's Studien hellten einen großen Theil der hier waltenden Dunkelheit auf, und wenn er selbst den Weg nicht weiter verfolgte, so muß doch anerkannt werden, daß die Gelehrten, welche theils gleichzeitig, theils nach ihm ein so erfreuliches Licht über diesen interessanten Zweig orientalischer Archäologie verbreiteten, ihre Erfolge den vorausgegangenen sprachlichen Forschungen Burnouf's verdanken.

Wären der Pariser Bibliothek so große Hilfsmittel für die Vedas zu Gebote gestanden, als den englischen, so hätten wir Burnouf mit seinem fruchtbaren Geiste auch diesen Studien sich zuwenden sehen, das jetzt durch Pflege vorzüglich deutscher Gelehrten, in voller Blüthe steht. Aber die indische Geschichte bot ihm doch andere Monumente zur Aufhellung dar. Eines der bedeutendsten Werke brahmanischer Theologie ist das Bhâgavata Purâna, allerdings keine Production des höheren Alterthums, aber, obwohl erst der Restauration des Brahmanismus angehörig, von höchstem Werthe, weil es als eine Art theologischer Encyclopädie alle vorhergehenden Literaturwerke mit den verschiedensten Zweigen des indischen priesterlichen Wissens resumirt. Wenn sich hier Burnouf in Aufschließung brahmanischer Weisheit auf gleiche Stufe stellt mit den größten Mitforschern in diesem Zweige, so fand er im Kreise des indischen Alterthums ein anderes System vor, das von ihm zuerst und allein in wahrem Lichte erforscht wurde. Es ist dieß das System des Budhaismus. Schon eine seiner ersten Arbeiten, unternommen mit einem deutschen Gelehrten, Lassen, das Essai sur le Pali (die heilige Sprache der transgangetischen Buddhisten) hatte dieses Gebiet berührt; es sollte ihm vorbehalten bleiben, diese wichtige Religionsform in ihren ersten Quellen kennen zu lernen. Vor ihm kannte man den Budhismus, der sich unter den verschiedensten indischen und nichtindischen Völkern verbreitet und gewaltigen Einfluß auf das Leben derselben ausgeübt hatte, beynahe bloß aus Uebersetzungen. So sehr wir den Gelehrten, welche den Buddhismus aus chinesischen, tibetanischen, mongolischen, singhalesischen Quellen zu erläutern strebten, zum Danke verpflichtet sind, so können wir doch bey ihnen nicht die letzten Aufschlüsse über jene merkwürdige Glaubensform erkennen, zumal da selbst in den verschiedenen Relationen notable Differenzen sich kund geben. Ein günstiges Geschick brachte den englischen Residenten in Nepal, M. Brian Houghton Hodgson, auf die Entdeckung alter Sanscrit- und Pracritwerke über Buddhismus. Mit seltener Uneigennützigkeit behielt er sie nicht für sich allein, sondern schickte sie zur Benützung an die großen literarischen Centra, Calcutta, London, und endlich auch nach Paris, gegen 144 an der Zahl. Das Studium derselben gab unserm Gefeyerten die Veranlassung zu seiner Introduction à l'histoire du bouddhisme indien 1844, zwar ein Torso, aber ein Meisterwerk an Feinheit der Ausführung. Durch die Trennung der Philosopheme von dem eigentlich religiösen Element, durch die scharfsinnige Ausscheidung der frühern von den spätern Werken, gelang es ihm zuerst, uns das Bild des historischen Buddhas menschlich näher zu bringen, sein Verhältniß zur damaligen indischen Cultur und Denkweise festzustellen, und die einfachen Principien seiner Lehre, die man kaum in dem Chaos der spätern Entwicklungen mehr erkennen konnte, vor Augen zu führen. — Wir sind glücklich, zu vernehmen, daß wenigstens ein Theil der Fortsetzung dieses großartigen Werkes von dem Verfasser ausgearbeitet vorhanden ist und dem Drucke übergeben werden kann.

In allen Werken Burnouf's leuchtet eine hohe intellectuelle Organisation hervor. Sein Geist ermüdet nicht bey den scheinbar geringfügigen, aber in ihren Folgen höchst wichtigen Discussionen über die Lautverhältnisse einer Sprache; ein scharfes analytisches Talent geht bey ihm in gleichem Schritte mit einer kräftigen und fruchtbaren Combination, nicht allein in Untersuchungen über Grammaticalien und Lexicalien, sondern auch über die innere Geschichte eines Volkes, seine geselligen Verhältnisse und die religiösen Probleme. Seine reiche Erfindungskraft aber ist durchaus temperirt durch jenen glücklichen Tact, der nie die Gränze überschreiten, nie das Genie in das Paradoxe fallen läßt, und verbunden mit einer, aller ihrer Elemente mächtigen Darstellung und Anordnung, so daß jede seiner Deductionen den Leser im ganzen Fortgange wie gefesselt hält, und ihn am Ende, wie von einem Lichtstrom übergossen, entläßt.

Möge man nicht gering anschlagen den Werth der Forschungen über so alte und zum Theil bereits der Vergangenheit angehörige Religionen. Wenn es schon im Allgemeinen die Aufgabe der civilisirten Menschheit ist, sich ihrer ganzen Vergangenheit bewußt zu werden, sich der gesammten Geschichte des

Ganges der Entwicklung und wohl auch der Irrthümer und der Abwege unseres Geschlechtes zu bemächtigen, so gilt dieß besonders von der Religionsgeschichte. Die große Frage: Quid sit liquidum in causa religionum, ist durchaus noch nicht gelöst, ihre Lösung aber, die von dem entschiedensten practischen Einflusse auf unsere Geschicke seyn wird, setzt unbestritten die Detailforschung und die genaue authentische Interpretation aller religiösen Bücher der Menschheit voraus; und wenn zur Erreichung dieses Zieles Jemand etwas Großes in unserer Zeit beygetragen hat, so war es sicherlich Eugène Burnouf.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von Hrn. Prof. Dr. Rudolph Roth in Tübingen:

Jâskâs Nirukta sammt den Nighantavas. 3. Hft. Götting 1852. 8.

Von der Royal asiatic Society in London:

Proceedings of the Twenty-Ninth anniversary meeting of the Society, held at the 15. May 1852. London 1852. 8.

Von dem Herrn Achille de Zigno in Padua:

a) Nouvelles observations sur les terrains crétacés des alpes Venitiennes. Padue 1850. 8.
b) Uebersicht der geschichteten Gebirge der venetianischen Alpen. Padua. 4.

Von der K. K. Akademie d. Wissenschaften zu Wien:

a) Denkschriften. Philos. histor. Classe. 3. Bd. Wien 1852. gr. Fol.
b) Denkschriften. Mathem. naturwissenschaftliche Classe. 3. Bd. Wien 1852. gr. Fol.
c) Sitzungsberichte. Philos. histor. Classe. Bd. VIII. Jahrg. 1852. I. II. Heft. Wien 1852. 8.
d) Sitzungsberichte. Mathem. naturwissenschaftl. Classe. Bd. VIII. Jahrg. 1852. I. II. III. Hft. Wien 1852. 8.
e) Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1851. VII. 3. u. 4. Hft. Wien 1852. 8.
f) Notizenblatt. Beylage zum Archiv. Nr. 3 — 10. 1852. Wien 1852. 8.
g) Almanach der K. K. Akademie. 2. Jahrg. 1852. Wien. 8.
h) Kalender der Flora des Horizonts von Prag. Von Karl Fritsch. Wien 1852. 8.
i) Kritische Durchsicht der von Dawidow verfaßten Wörtersammlung aus der Sprache der Aino's. Von Dr. A. Pfizmaier. Wien 1851. 8.
k) Tafeln zur Reduction der in Millimetern abgelesenen Barometerstände auf die Normaltemperaturen, von O. v. Casius. Berechnet von F. J. Pohl und J. Schabus. Wien 1852. 8.
l) Tafeln zur Vergleichung und Reduktion der in verschiedenen Längemaßen abgelesenen Barometerstände. Von F. J. Pohl u. J. Schabus.

Von der K. öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg:

Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la bibliothèque impériale publique de St. Pétersb. Pétersb. 1852. gr. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal. Nr. CCXXVI. Nr. 11. 1852. Calc. 1852. 8.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. Vol. II. Part the First. Lond. 1852. 8.

Von der American philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. 47. Philad. 8.

Von der Societé vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

a) Bulletin. No. 24. Tom. III. Année 1851. Laus. 8.
b) Observations météorologique saites à Moryes. Decbr. 1850 — Sept. 1851. Laus. 8.

Von der patriotisch ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen in Prag:

a) Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. 3. Jahrg. 1852. Nr. 7 — 32. Prag. 4.
b) Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. 3. Jahrg. 1852. Nr. 7 — 31. Prag. 4.

Von dem K. Würtembergischen Alterthums-Verein in Stuttgart.

a) Jahresheft. VI. Heft. Stuttg. 1851. gr. 4.
b) Fünfter Rechenschafts-Bericht für das Jahr 1850/51. Stuttgart. 8.
c) Schriften des Vereins. II. Hft. 1852. Stuttg. 8.

Von der K. K. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1852. III. Jahrg. Nr. 1. Jan. — März. Wien. 8.

Von dem historischen Verein von Oberbayern hier:

a) Vierzehnter Jahresbericht für das Jahr 1851. München 1852. 8.

b) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 13. Bd. I. Heft. München 1852. 8.

Von dem Herrn Carl v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der K. K. Sternwarte in Wien. 3. Folge. 2. Bd. Wien 1852. 8.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den K. Preuß. Staaten in Berlin:

Verhandlungen, 42. Liefr. II. Abth. Berlin 1852. 4.

Von der Accademia pontificia de' nuvoi Lincei in Rom:

Atti dell' accademia. Sessione IX. del 28. Sept. 1851. Roma 1852. 4.

Von der Société impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires. XV. (vol. V. Nr. 3) St. Petersb. 1851. 8.

Von der Kais. Leopoldinisch-Carol. Akademie d. Naturforscher in Breslau:

a) Verhandlungen. 15. Bd. 2. Abthl. Bresl. u. Bonn 1852. 4.

b) Deren zweyhundertjähriges Jubiläum. Breslau 1852. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. August, Septbr. 1852. München 1852. 8.

Von dem Herrn Rudolph Weitenweber, prakt. Arzt in Prag:

a) Neue Beyträge zur Medicin und Chirurgie. 1842. März, April. Prag 1842. 8.

b) Mittheilungen über die Pest zu Prag in den Jahren 1713 — 1714. Prag 1852. 4.

c) Aus dem Leben und Wirken des Herrn Dr. Joh. Th. Holds. Eine Festschrift. Prag 1847. 8.

d) Dr. Joseph Carl Ed. Hofer's Rückblicke auf sein Leben und Wirken. Prag 1848. 8.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin, 29. Bd. 2. Hft. Görlitz 1852. 8.

Von dem Herrn Carl Kreil, Direktor der Sternwarte in Prag:

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. 5. Jahrg. 1851. Prag 1852. 4.

Von dem Herrn Dr. Carl Fritsch in Prag:

Resultate mehrjähriger Beobachtungen über jene Pflanzen, deren Blumenkronen sich täglich periodisch öffnen und schließen. Prag 1851. 4.

Von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. 3. Bd. 2. Hft. Würzb. 1852. 8.

Von dem Herrn Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 18. Thl. 4. Hft. 19. Thl. 1. Hft. Greifsw. 1852. 8.

Von der Academie of natural sciences, in Philadelphia:

a) Journal. New series. Vol. II. Part II. Philadelph 1852. Fol.

b) Proceedings. Vol. V. No. IX — XII. Vol. VI. No. I. II. Philadelph. 8.

c) A memoir of Samuel George Morton, by Charles D. Meigs. M. D. Philadelph. 1851. 8.

Von der K. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

a) Videnskabernes selskabs skriften. (Femte Roekke). Naturvidenskabelig og mathematisk afdeling. Kiobenhavn 1851. 4.

b) Oversigt over det Selskabs forhandlingen og dets Medlemmers Arbeiter c. aret 1849, 50, 51. Kiob. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal No. CCXXVII. No. III. 1852. Calcutta 1852. 8.

Von dem Herrn Professor Pictet in Genf:

Description des mollusques fossiles. Acéphales orthoconques. Genève 1852. 4.

Von dem Herrn Elie Wartmann, Prof. der Physik in Genf:

Recherches sur la conductibilité des minéraux pour l'ebectricité voltaique. Genève 1851. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Mit dieser Numer wird das Inhalts-Verzeichniß für den XXXIV. u. XXXV. Bd. ausgegeben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

System der Logik von Dr. Hermann Ulrici. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. 8. X und 589 Seiten.

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Von C. Fortlage, außerord. Prof. d. Philos. a. d. Univ. Jena. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1852. 8. X und 488 Seiten.

H. Ulrici, welcher durch seine Schrift über Hegel so wie durch das einen historischen und einen constructiven Theil enthaltende Werk „das Grundprincip der Philosophie" dem philosophischen Publikum schon seit längerer Zeit bekannt ist, hat nun die im zweyten Theile des genannten Werkes ausgesprochenen Principien für die Logik vollständig entwickelt, um hiedurch den Streit zwischen der formalen und der speculativen Logik wenigstens um einen Schritt seiner Lösung entgegen zu führen. Er „glaubt, den Punkt nachgewiesen zu haben, in welchem jene Gegensätze zwar nicht zu einer sogenannten höheren Einheit sich vermitteln, wohl aber insofern sich ausgleichen, als sich von ihm aus ihre relative Berechtigung und Wahrheit ergibt" (Vorr. p. IV.). Hiebey aber wird wohl viel zu schonend mit zwey abnormen Einseitigkeiten verfahren; denn wenn einmal erkannt ist, daß weder die bisherige speculative Logik noch die formale Logik zu einer Entwicklung des Denkens tauglich ist, so kann wohl von keinem Ausgleichen die Rede seyn, so wie die relative Berechtigung und Wahrheit solcher Einseitigkeiten immer nur eine historische seyn kann, nemlich die faktische Wahrheit, daß unsere Geschichte der Philosophie neben vielem anderen Verkehrten auch z. B. die formale Logik aufzuweisen hat, ähnlich wie in der Geschichte der Medicin z. B. die transfusio sanguinis und dem ähnliches vorkömmt. Welcher Arzt aber würde heutzutage für eine Construction der Therapie die Schrott'sche Methode mit der Transfusion „ausgleichen" wollen? Die speculative Logik ist ja nicht deßwegen unhaltbar, weil sie speculativ ist, sondern weil die ihr zu Grunde liegende Speculation von Anfang an einseitig war, und ebenso ist die formale Logik nicht darum verwerflich, weil sie formal ist — denn jede Wissenschaft hat ihr Leben in der wissenschaftlichen Form —, sondern darum, weil sie keinen Begriff davon hat, was Form ist, weil sie das Denken tödtet u. s. f. Nur die Berufung auf Aristoteles hiebey möge doch da unterbleiben, wo man unvermögend ist, den Unterschied der formalen und der aristotelischen Logik so wie die metaphysische Geltung der letzteren auch nur zu ahnen. Die formale Logik sammt aller psychologischen Ausstattung ist ein so unhaltbares Produkt, daß füglich unberücksichtigt bleiben mag, ob sie sich mit einer neu zu gestaltenden Logik ausgleichen könne oder nicht. Die speculative Logik aber, insoferne man namentlich die Hegel'sche darunter versteht, ist in den letzteren Jahren doch nach ihrer Einseitigkeit so hinreichend beleuchtet worden, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, einen erneuten volleren Ausgangspunkt der Speculation überhaupt zu ergreifen, wohl bald allgemein verbreitet seyn dürfte.

(Fortsetzung folgt.)



Catalogue des Manuscrits et Xylographes orientaux de la Bibliothèque Impériale Publique de St. Pétersburg. St. Pétersburg, Imprimerie de l'Académie Impériale des Sciences. 1852.

Die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg gehört in gewisser Beziehung zur russischen Kriegsgeschichte; ihre vorzüglichsten Schätze verdankt sie, wie in der Vorrede zum Kataloge dargestellt wird, den glänzenden Waffenthaten der kaiserlichen Heere. Auch die staatliche Richtung erhält dadurch ihren Ausdruck. Die erbeuteten Sammlungen aus Polen und der Türkei, aus Persien und Mittelasien bezeichnen scharf die Stellung des russischen Reiches nach Osten, Süden und Westen. Die berühmten Bücherschätze des polnischen Grafen Zaluski bilden die Grundlage der kaiserlichen orientalischen Bibliothek. Sie wurden 1795 von Warschau nach St. Petersburg gebracht. Die wichtigen Erwerbnisse des Hofraths Doubrowsky auf seinen zwanzigjährigen Geschäftsreisen im Dienste des auswärtigen Amtes, zum großen Theile in Frankreich erworben, während der wirrevollen Jahre der ersten Revolution, sind dann auf Befehl Alexanders I. mit der bestehenden Sammlung vereinigt worden (1805). Diese und andere Geschenke, so kostbar Einzelnes auch seyn mochte, hätten aber die Bibliothek von der Mittelstufe zum ersten Range, den sie auf dem Gebiete der orientalischen Literatur sicherlich jetzt einnimmt, nicht erhoben. Hiezu bedurfte es der neuen Siege der russischen Waffen. Die Handschriften-Sammlung der Moschee zu Ardebil, eine Stiftung Abbas des ersten (1585—1629), welchen gedankenlose Geschichtschreiber immer noch Abbas den Großen nennen, ist schon seit langer Zeit durch Olearius und Morier im Abendlande bekannt; sie ward im letzten russisch-persischen Kriege eine Beute des Siegers (1828) und nach St. Petersburg gesendet. Die Sammlung enthielt, in 166 Bänden, 96 verschiedene Werke, welche noch durch eine Schenkung des Padischah Feth Ali um 18 vermehrt wurden. Die letztern, aus der Bibliothek der persischen Könige, zeichnen sich aus durch ihre schöne Schrift und kostbaren Malereyen. Die Sieger achteten der Worte und des Fluches nicht, welche auf jeder Handschrift Ardebils stehen. Im folgenden Jahre 1829 nahm Feldmarschall Prinz Paskewitsch die türkische Stadt Achaltsik; die in der Moschee Ahmeds befindlichen Handschriften wurden ebenfalls weggeführt und mit dem kaiserlichen Bücherschatze vereinigt. Dasselbe geschah zu Bayasid und (1830) mit der Sammlung im Eskiserai zu Adrianopel, so daß die letzten Kriege Rußlands mit Persien und der Pforte die kaiserliche Bibliothek im Ganzen um 420 Nummern bereicherten, die zum Theil äußerst seltene, früher bloß den Namen nach bekannte Werke enthalten. In den folgenden Jahren haben die verschiedenen Sammlungen und so auch die orientalischen, wie die lehrreiche Vorrede zum Katalog im Einzelnen ausführt, durch die confiscirten Besitzungen der polnischen Großen mannigfache Vermehrung erhalten, namentlich aber durch die Uebersiedelung der Universitäts- und akademischen Bibliothek aus Warschau nach St. Petersburg.

Der äußerlich vortrefflich ausgestattete Katalog der Manuscripte und Holzdrucke — es sind von diesem kostbaren Werke bloß 300 Exemplare abgezogen worden, von denen unsere k. Akademie eines der kaiserlichen Munifizenz verdankt — enthält in 24 Abtheilungen 901 verschiedene Nummern, worunter natürlich mehrere Dubletten. Es sind Handschriften in arabischer, persischer, türkischer, hebräischer, äthiopischer, syrischer, koptischer, armenischer und georgischer Sprache; in Sanscrit, Pali, Gudscherat und Hindi; in bengalischer, tamulischer, siamesischer und javanischer Sprache; dann Handschriften und Drucke in der Sprache der Mandschu, der Chinesen, Mongolen, Kalmuken, Tübeter und Japaner. Das Werk, wenn auch in Rußland und in französischer Sprache gedruckt, ist, so weit es die Anforderungen eines räsonnirenden Katalogs erfüllt, das Ergebniß deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleißes. Alle muselmanischen und die Handschriften der semitischen Sprachfamilie sind von unserem Landsmann, dem trefflichen Orientalisten Bernhard Dorn aus Scheuerfeld im Herzogthum Koburg, der seit beynahe einem Jahrzehent Oberbibliothekar der kaiserlichen Büchersammlungen ist, beschrieben worden. Bey dem

Verzeichnisse der andern Handschriften und Bücher begnügte man sich mit der bloßen Angabe der Titel; weitere Untersuchungen wurden, wie die Vorrede des Katalogs bemerkt, nicht nothwendig erachtet, indem die Grenzen, worin sich die Herrn Brosset und Leontievsky hielten, für die Liebhaber ausreichend schienen, noch mehr aber für die Kenner. Man kann dieser Ansicht nicht unbedingt beystimmen; es scheint vielmehr, daß gerade bey so seltenen und in unsern Tagen selbst im Weltverkehr zu großer Wichtigkeit emporwachsenden Literaturen der Armenier und Georgier, des Mittelreichs, der Mandschu, der Tübeter und Japaner, es in einem kaiserlichen Katalog geeignet gewesen wäre, nicht bey der bloßen Titelangabe stehen zu bleiben, sondern auf die wissenschaftlichen Anforderungen einer Bücherbeschreibung Rücksicht zu nehmen. An Kräften hiezu kann es wohl in einem Lande wie Rußland, wo die Regierung die orientalischen Studien mit solcher Vorliebe pflegt — sind sie doch auch nirgendwo von solchem practischen Nutzen als in diesem großen ostwestlichen Reiche — kein Mangel seyn. Die Mission in Peking allein hat schon eine schöne Anzahl tüchtiger Männer gebildet. Für die Beschreibung der indischen Handschriften, Sanscrit und Pali ausgenommen, welches durch einen tüchtigen Schüler Lassens, Herrn Böhtlingk vertreten wird, hat sich kein Petersburger Insasse vorgefunden. Es mußte ein russischer Gelehrter deßhalb nach London reisen. Wie nun der neue Anacharsis seinen Mann, Herrn Dr. Reinhold Rost aus Altenburg, dort gefunden hat, mag in der Vorrede zum Katalog selbst nachgelesen werden.

Es wäre ungeeignet, viele Einzelheiten eines solchen Werkes zu berühren, kleine Versehen oder Druckfehler zu verbessern, Zusätze und ausführliche Erläuterungen hinzuzufügen. Ueberdies ist der Unterzeichnete bey vielen Abtheilungen, namentlich der westasiatischen Literaturen, gar nicht befugt, mitzureden. Doch fühlt er sich verpflichtet zum Danke für das schöne Werk auf einige durch Zeichen angedeutete Anfragen Auskunft zu geben und auf mehrere äußerst seltene und wichtige Werke in den Abtheilungen der ostasiatischen Literaturen hinzuweisen. Bey Gelegenheit der Darlegung des Inhaltes eines Briefes von einem Erzbischof aus Aleppo, setzt Herr Oberbibliothekar Dorn (S. 95) hinter Giovanni Serbos ein Fragezeichen. Es ist dieß der Armenier Marquis Giovanni de Serbos aus Konstantinopel, welcher mehrere Bücher über haikanische Verhältniße herausgegeben hat und in meiner Geschichte der armenischen Literatur gelegentlich erwähnt wird. Mehreres über den gelehrten Mann findet sich in der Vorrede zu den Lettere teologico-critico-morali sopra li due dubbi de coscienza concernenti gli armeni cattolici sudditi Ottomani, presentati alla sacra congregazione di Propaganda, nella dissertazione del Marchese Giovanni de Serbos. Venezia 1786.

Auffallend ist bey der Beschreibung einer Handschrift der Werke des armenischen Philosophen David ein anderes Fragezeichen. Es heißt nemlich (S. 572): L'ouvrage d'Aristote intitulé *περὶ ἑρμενείας (?) traduit du grec.* David hat wirklich das Werk aus dem Griechischen des Aristoteles in's Armenische übersetzt, (Siehe mein Mémoire sur la vie et les ouvrages de David. Paris 1829 und meine Geschichte der armenischen Literatur S. 61). Ebenso auffallend ist das sic auf derselben Seite hinter Ecrit en 1694, nemlich der gewöhnlichen Zeitrechnung, was doch mit der armenischen Jahreszahl 1142 ganz zusammengeht. Sehr verwunderlich klingt die Angabe S. 571 Discours de Philatos sur la nature des, wo dann die armenischen Worte — es sind dieß die einzigen des Werkes — paruachosn Filatos esd pnuthe parwuz folgen. Das würde zu Deutsch heißen: Gespräch des Philatos über die Natur der moralischen Gespräche des Philotas über die Natur des Guten. Es muß hier ein starkes Uebersehen stattfinden.

Im Mandschu enthält die kaiserliche Bibliothek außer den bekannten noch sehr wichtige Werke, von deren Daseyn man früher nichts wußte. Es sey erlaubt, hier, da der Katalog bloß Titel und Namen angibt, etwas ausführlicher zu seyn. Das erste Werk dieser Abtheilung ist eine Uebersetzung des Buches des italienischen Sendboten P. Julius Aleni, welcher 1613 nach dem Mittelreich kam und 1650 daselbst gestorben ist. Aleni, von mehreren Chinesen, wie die Jesuiten erzählen, der Kongtse des Nordens genannt, schrieb in chinesischer Sprache 24

verschiedene Werke, wovon einige in fünf bis acht Bänden; die Sammlung der Lobreden und Empfehlungen seiner Schriften von hervorragenden Beamten und Gelehrten des Mittelreichs umfaßt allein vier Bände. Die Ueberschrift eines seiner geachtetsten Werke lautet im Chinesischen: Wen we tschin Juen, d. h. Wahrer Ursprung aller Dinge. Von der Mandschu-Uebersetzung sind zwey Exemplare in der kaiserlichen Bibliothek. Die Namen der Chakane — nicht Chan, was ein gewöhnlicher Titel und ungeziemend ist dem Himmelssohne — der Mandschu, d. h. der Kaiser des Mittelreichs jetziger Dynastie, hätten bey ihrer chinesischen, auch in Europa gangbaren Aussprache gegeben werden sollen und nicht in der fehlerhaften Weise der Mandschu. Welcher Gelehrte weiß wohl, von wem die Rede ist, wenn es heißt der Mandschu Chan Nurchatsi, Chuantaitssi, Fulin Syuangui, Indzen u. s. w. Ganz anders, wenn man sagt: Ordnungen der Mandschufürsten Taitsu († 1625), Taitsong, der erste welcher 1634 den Titel eines Kaisers von China annahm († 1636), der Himmelssöhne Schitsu oder Schuntschi (1636—1662), Schingtsu oder Kanghi (1662—1723), Schitsong oder Jongtsching (1723—1736), deren Gesetze und Verordnungen sich sämmtlich in der kaiserlichen Bibliothek vorfinden, — äußerst seltene und wichtige Quellen für die innere Geschichte des östlichen Asiens. Das Edict des letztern Kaisers an den Pabst vom Jahre 1725 (Nr. 671 des Katalogs) ist schon aus den Anecdotes de la Chine bekannt, wovon Des Hautesrayes das Wichtigste mittheilt in einer Anmerkung zur Histoire de la Chine XI, 430.

Die historische Abtheilung der Mandschu-Literatur enthält ebenfalls äußerst seltene und wichtige Werke. Bey der sprachlichen Abtheilung sind handschriftliche Mandschu-russische und Mandschu-russisch-chinesische Wörterbücher verzeichnet, deren Druck ohne Zweifel eine Bereicherung wäre der Wissenschaft und für Rußland überdieß einen großen practischen Nutzen gewähren würde. Die mongolische Literatur ist sehr dürftig vertreten; dessenungeachtet erfahren wir hier eine früher ganz unbekannte Thatsache, nemlich daß der in chinesischer Sprache geschriebene Katechismus des Begründers der Jesuiten-Mission in China, Matthäus Ricci (lebte von 1552—1610), in Mandschu und vom Mandschu wieder in die Sprache des Tschinggis Chakan übersetzt wurde. Ein Exemplar befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek (Nr. 843 des Katalogs).

Es ist sehr zu bedauern, daß die Russen bey Lesung der Schriftzeichen des Mittelreichs sich nicht nach der allgemein angenommenen und in den chinesischen Wörterbüchern selbst befolgten Aussprache richten, sondern nach der nördlichen Pekinger Mundart, wodurch die chinesischen Namen nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verändert werden. Auch deßhalb schon ist man den Herausgebern des Katalogs zum Danke verpflichtet, daß sie die Titel der chinesischen Bücher mit den lithographirten Schriftzeichen des Mittelreichs in einem Anhange beygegeben haben. Denn wer möchte wohl z. B. auf den ersten Anblick mit Sicherheit behaupten wollen, Dao de dsing, Instruction de Looutsse (No. 730) stehe für Tao te king und sey das bekannte Werk des Laotse über die Kraft und die Tugend, oder Gouang yui dsi (No. 767) stehe für Kuang juki und sey der vielbenutzte geographische Abriß des Mittelreichs u. s. w. Wären die chinesischen Charaktere nicht beygegeben, so hätten gar viele Dunkelheiten der Art stattgefunden. Es würde natürlich zu weit führen, wollte man auch in Betreff der chinesischen Abtheilung in's Einzelne eingehen und die etwas mangelhafte Beschreibung der Werke ergänzen. Die Katalogisirung einer zahlreichen chinesischen Bibliothek, in der Weise wie Dorn die arabischen und persischen Manuscripte behandelte, ist in Wahrheit ein großes Bedürfniß für die ostasiatischen Literaturen. Im Chinesischen selbst hat man hiezu vortreffliche Vorarbeiten, sowohl in den literarischen Abtheilungen der Jahrbücher der verschiedenen Dynastien wie in den Encyclopädien und den großen Katalogen des Kienlong. Zu einer solchen wissenschaftlichen chinesischen Bibliographie würde aber ein halbes Menschenleben, umfassende Kenntnisse auch in den westlichen Wissenschaften und große Umsicht erforderlich seyn.

Friedr. Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

System der Logik von Dr. Hermann Ulrici.

Fortlage, Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.

(Fortsetzung.)

Was nun Hrn. Ulrici's neue Auffassung der Logik, welche jenen Zwiespalt durch eine eigenthümliche Bedeutung der Kategorien und des Begriffes lösen soll, betrifft, so glaube ich, daß derselben als die vorzüglichsten Einwürfe entgegengestellt werden dürften: erstens daß die dem Begriffe vorhergehenden Kategorien als Normen der unterscheidenden Denkthätigkeit entweder nur formale subjective Geltung haben, und dann deren Entstehung unmotivirt, so wie deren objectives Sein fictiv ist, oder daß sie real objectiv bestehen, dann aber der „Begriff" vorausgehen müßte; zweytens daß zwischen unserem Denken und dem wahren Sein der Dinge nur ein fast occasionalistischer Harmonismus als Band bestehen kann; drittens daß nach der nun abstrakt auftretenden Logik erst noch ein Objectivismus der äußeren Erfahrung das Material für die Wissenschaften durch Analysis und Synthesis zu bearbeiten hat; viertens daß nicht einzusehen ist, wie die Entwicklung der einzelnen organischen Theile der Philosophie, z. B. Ethik, Aesthetik, oder Philosophie der Religion oder des Staates nach den hier deducirten Kategorien sich ergeben soll, — eine Forderung welche an eine Logik, die das Speculative und das Formale wenigstens „ausgleichen" will, denn doch gestellt werden muß. Es scheint mir so Hrn. U.'s Logik gerade an den Schwächen beyder streitenden Ansichten Antheil zu haben; sie leidet an dem idealistischen Subjectivismus der bisherigen speculativen Logik durch die Entwicklungsweise aus der bloßen Denknothwendigkeit, und sie leidet an der abstrakt formalen Lostrennung der logischen Gesetze von der übrigen Philosophie. — Ich stelle diese Bedenken, welche auf meiner eigenen Auffassung des Wesens der Logik beruhen, hiemit voran, und will dadurch nur mein Interesse an der bedeutendsten philosophischen Controverse, welche durch Hrn. U. eben mir nicht gelöst zu seyn scheint, ausgesprochen haben. Positives gegenüber zu stellen ist hier nicht der Ort, denn hiezu müßte eine vollständige Durchführung meiner Ansicht von Anfang bis zu Ende gegeben werden, was mit der Zeit wohl auch geschehen mag.

Abgesehen von der Principienfrage gestehe ich mit Freude, daß die sämmtlichen Untersuchungen, welche Hr. U. über Sein, Einheit, Unterschied, Gegensatz, Qualität, Quantität, Wesen, Substanz, Causalität, Vermögen, Zweck u. s. f. angestellt hat, höchst anregend, gerade für die Hauptcontroverse, sind, und zuweilen überraschend neue Gesichtspunkte eröffnen. Auch die eingeflochtenen historischen Betrachtungen erkennen wir mit Dank an, (wenn auch manches Schiefe mit unterläuft, wie z. B. p. 99, daß das princ. identitatis bey Aristoteles Princip der Logik sey); nur ist hiebey vielleicht das Einzelne nach den betreffenden Abschnitten zu sehr zerrissen, da ja eine Polemik z. B. über das Wesen des Urtheiles zu sehr mit der über das Wesen des Be-

griffes zusammenhängt, und daher das gesammte derartige wohl besser einer kritischen Geschichte der Logik im Zusammenhange zugewiesen würde. Dann eben könnte die Entwicklung der eigenen Ansicht in völlig stricter Form und dem gebührenden Selbstvertrauen auf ihre eigene Consequenz sich gestalten (natürlich abgesehen von etwa einzelnen historischen Anmerkungen), wo hingegen bey Hrn. U. zuweilen (z. B. p. 27) etwas zu viel Mühe, ich möchte sagen Aengstlichkeit, auf die Abwehr anderer Ansichten verwendet ist. Von einiger Breite in der Darstellung kann ich überhaupt trotz der Bemerkung in der Vorrede (p. V) das Ganze nicht freysprechen. Im Folgenden werde ich nun noch einige Punkte hervorheben, welche sich theils auf die oben erwähnten principiellen Bedenken beziehen, theils anderweitige Besprechung veranlassen können.

In der Einleitung werden die Grundzüge aus dem früheren Werke Hrn. U.'s so weit wiederholt, als dieß zur Entwicklung des Grundsatzes der Denknothwendigkeit nöthig ist; der wesentlichste Punkt hiebey ist, daß das menschliche Denken ein Sich in sich unterscheiden als Denken und Gedanke sey und hierin seiner bewußt werde, so wie daß die Einheit von Bewußtseyn (Gedanke, Object) und Selbstbewußtseyn (Denken, Subject) stets durch unsere Thätigkeit entstehe und erhalten werde. Die ganze Deduction aber, welche wohl dadurch der Fichte'schen Einseitigkeit entgeht, daß das Object, insoferne es ein nicht gedachtes ist, als das reelle Seyn bezeichnet wird und hiedurch ein räthselhafter Harmonismus zwischen Reellem und Ideellem als letzte Auskunft bleibt, — diese ganze Deduction scheint mir ein erneuter Beleg dafür zu seyn, daß als ein Grundirrthum durch unsere ganze nicht-realistische Philosophie seit ihrem Beginne sich die Auffassung hindurchzieht, daß das Denken „reiner" sey, als die übrigen Thätigkeiten des menschlichen Geistes (s. meine Schrift: Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie, p. 10). Denn wenn das Denken sich in sich unterscheidet, so ist hiebey das Gedachte entweder nur eben das Denken selbst, und es wird dann hiedurch ein „Anderes" (als Object) nicht erst gewonnen, woferne es nicht schon im ersten Denken vor dem Sichvonsichunterscheiden darin enthalten wäre und also da aufgesucht werden müßte, oder es ist das Gedachte eben das Andere, welches aber dann nicht durch ein Sichvonsichunterscheiden, sondern durch ein bloßes Aufnehmen gewonnen werden könnte. Die gedachte d. h. die in meinen Gedanken als Gegenstand auftretende Blume erreiche ich als Blume nie durch ein Michvonmirunterscheiden, als gedachte allerdings ist sie mein Product und Eigenthum, hört aber dadurch nicht auf, objectiv die zu seyn, die sie ist. Wodurch aber habe ich sie denn doch als mein Product und Eigenthum? durch die Sprache und durch nichts Anderes. Die Sprache ist der einzige Ausgangspunkt eines objectiven Idealismus. Daß es doch gar so schwer fällt, sich darein zu vertiefen, daß „Denken" ein Wort ist! — Insoferne aber Hr. U. eigentlich nur einen Dialecticismus des cogito ergo sum entwickelt, so ergeht es ihm auch wie dem Cartesius selbst; so wie nämlich dieser mit dem Zweifel sich herumzuschlagen hatte und sich selbst mit der Phantasie peinigte, daß ja am Ende ein böser Dämon uns die objective Welt so wie unser eigenes Denken bloß vorspiegeln könnte, ebenso glaubt Hr. U. sein Princip der Denknothwendigkeit kaum oft genug gegen den absoluten Skepticismus schützen zu können, wie wenn der Mensch wesentlich in gleichem Maaße und Sinne zweifelte, als er denkt. Ich will nur das Eine bemerken, daß das Kind denkt (auch nach Hr. U.'s Bedeutung des Denkens), aber es zweifelt nicht (wenigstens nicht nach Hrn. U.'s Bedeutung des Zweifelns). Dieses Sichverschanzen gegen den Skeptiker beruht in Wahrheit nur auf dem hervorbrechenden Gefühle davon, daß das „Denken" schon von der Objectivität isolirt worden war.

Wenn dann aber das Denken sich als reelles und ideelles unterscheiden soll in dem Sinne, daß das reelle Seyn das Unmittelbare, das vom Gedachtwerden unabhängige, das ideelle Seyn hingegen das Mittelbare, das nur im Denken als Gedachtes seyende, sey, so ist nach dem Grundsatze der „Urgewißheit des Denkens von sich und seinem Seyn" hiebey das Seyn doch nur das Seyn des Denkens, natürlich nicht das Daseyn der Objecte,

also ist da die Objectivität schon als eine in das Denken hineingezogene, als eine im Denken „seyende" (wenn auch noch nicht als eine im Denken gedachte) gefaßt, und es verträgt sich hiemit wahrlich nicht jener Sprung aus Fichte heraus, welcher darin liegt, daß „das reelle Seyn alles dasjenige ist, was unabhängig von unserm Denken und somit gleichgültig dagegen, ob es von uns gedacht wird oder nicht, also nicht bloß in und für uns, sondern an sich existirt, von dem wir also auch nur wissen können, sofern es sich selbst uns kund gibt, d. h. sofern es auf unser Denken einwirkt" (p. 46 f. vgl. p. 393). So also soll der Begriff des real Objectiven gewonnen seyn! Wird H. U. etwa verneinen, daß doch wir es sind, welche jenes Sein als ein „gleichgültiges und unabhängiges" eben denken? und bejaht er dieß (was er doch wohl muß), worin liegt denn dann jene „Unabhängigkeit"? Kurz, Hrn. U.'s reelles Seyn ist entweder im günstigeren Falle ein wahres caput mortuum (im schlimmeren Falle ist es jene Gränze des menschlichen Denkens, welche zum Wahnsinne führt, nemlich das Gelüste, Etwas zu denken, was dann nicht ein Gedachtes seyn soll), oder es ist eben doch die sogenannte objective Wahrheit, und dann erneuert sich die ganze Kette aller Fragen seit Kant. Ja, wenn Hr. U. in Betreff jenes reellen Seyns sich auf die Denknothwendigkeit beruft, „daß wir gerade ein Solches als mitwirkende Ursache unserer nothwendigen Gedanken oder als implicite in der unser Denken bestimmenden Denknothwendigkeit mitgesetzt denken müssen" (p. 47), so ist dieß doch wahrlich eine Auffassung des starrsten Objectivismus, und ich sehe nicht ein, wozu dann mit dem subjectiven Sichinsichunterscheiden des Denkens die Entwicklung begonnen wurde. Wenn aber Hr. U. ebendort fortfährt: „ich berufe mich auf den allgemeinen Sprachgebrauch, auf das allgemeine Bewußtseyn, nach welchem nur ein solches als reell seyend gefaßt und bezeichnet wird", so wendet er eine ganz fremdartige, einen völlig anderen Sinn enthaltende Auffassung als Beleg für seine eigene Ansicht an. Hingegen, wenn es p. 84 heißt: „Da die unterscheidende Thätigkeit eine Naturbestimmtheit unseres Denkens selbst, also nicht nur thatsächlich für uns gegeben, sondern zugleich Bedingung, Factor, mitwirkende Ursache aller unserer bewußten Gedanken ist, so läßt sich ihr Begriff nicht deduciren, d. h. aus irgend einem anderen Begriffe folgern, sondern nur durch Reflexion auf unser eignes Thun, indem wir unterscheiden, oder durch sogenannte Selbstbeobachtung gewinnen," — so wäre dieß allerdings nach meiner Ansicht der richtige Standpunkt der Facticität des menschlichen Denkens, aber einerseits sehe ich dann nicht ein, wozu denn die ganze constructive Einleitung doch noch dienen soll, und andrerseits vermisse ich eben bey Hrn. U. von vornherein das volle wahre γνῶθι σεαυτόν ganz und gar; denn dieses letztere ist es, von welchem uns das reelle Sein in ganz anderer Weise dargeboten würde, als bey Hrn. U., welcher es doch nur aus der Form des Sichinsichunterscheidens herauslocken will.

Die Kluft aber, welche zwischen dem „unabhängigen" reellen Seyn und dem ideellen Seyn bey Hrn. U. denn doch besteht, (wofür die deutlichsten Belege sich p. 393 finden), hängt von der subjectiven Seite her mit einer anderen Trennung zusammen, welche Hr. U. zwischen nothwendigen und willkürlichen Gedanken zu begründen sucht, der Art, daß die nothwendigen Gedanken durch das Zusammenwirken mit jenem „Anderen" bestimmt werden, die willkürlichen Gedanken hingegen das Denken selbst ohne ein solches Zusammenwirken setzt und bestimmt. Wenn übrigens (p. 42) gesagt wird: „Die Denkwillkür als die Fähigkeit unsers Denkens, einen Gedanken zu haben oder auch nicht zu haben, ihn so oder auch anders zu bestimmen, ihm einen beliebigen Inhalt, eine beliebige Form zu geben, ist ungezwungene, unbestimmte und insofern freye Thätigkeit u. s. f." —, so muß einmal bemerkt werden, daß hier das angeblich ganz willkürliche Hervorrufen von Gedanken mit dem angeblich ebenfalls willkürlichen Bearbeiten von Gedanken zusammengewürfelt ist, ferner aber ist doch das erstere der eigentliche Sinn der Denkwillkür bey Hrn. U. Aber das eben wird eine auf Selbsterkenntniß des Menschen beruhende Philosophie auf das entschiedenste bestreiten, daß irgend ein Gedanke je ohne

Zusammenwirken mit der Objectivität entstehe. Die Identificirung der Freyheit mit einer angeblich rein voraussetzungslos hervorbrechenden Spontaneität halte ich für den schlimmsten und folgenreichsten Verstoß, welchen die Philosophie begehen kann. Und wenn Hr. U., wie es an manchen Stellen (z. B. p. 4. Anm., p. 73, p. 90) scheint, das Denken doch zugleich in allgemeinerem Sinne als geistige Manifestation überhaupt gefaßt haben will, so würde es sich bald zeigen, was bey consequenter Behandlung z. B. in der Ethik oder in der Kunst aus dem „reellen Seyn" und „ideellen Seyn", und besonders aus den „nothwendigen Handlungen" und den „willkürlichen Handlungen" sich gestalten müßte. (Ich kenne wohl die Gefahr des Fatalismus, welche einer anderen Auffassung der Freyheit droht, aber ich würde auch hoffen, derselben bey Durchführung des anthropologischen Freyheitsbegriffes durch alle Momente der menschlichen Manifestationen gar nicht ausgesetzt zu seyn). Hrn. U.'s „reelles Seyn" und „willkürliche Gedanken" sind ganz in gleichem Maaße beyde ein caput mortuum, sie sind οὐδὲν πρὸς ἡμᾶς, d. h. Nichts für eine Theorie des menschlichen Erkennens; wir verstehen nun sehr wohl und finden es allerdings consequent, wenn hienach Hr. U. die reale Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit nicht als Kategorien gelten läßt (p. 389 ff.), aber es wirft dieß auch ein Streiflicht zurück auf die Auffassung der „Thätigkeit" (p. 58 ff. u. p. 265 ff.), d. h. wir sehen klar ein, daß die ganze Entwicklung der Denknothwendigkeit nur formalen Sinn haben kann, und das Reale als dasjenige gegenübertritt, an welchem sich jene Form durch Analysis und Synthesis gleichsam erst zu reiben hat. Man sagt gewöhnlich: Incidit in Scyllam etc., aber Hr. U. scheint mir sowohl in die Scylla als auch in die Charybdis zu gerathen, d. h. er fällt zugleich dem äußersten Subjectivismus und dem äußersten Objectivismus anheim. Das ist die Erbsünde des Cogito ergo sum; Jederman weiß, wie getrübt des Cartesius Idealismus war. Die Entwicklung der Denknothwendigkeit bey Hrn. U. ist die eines isolirten Idealismus, welcher zuweilen sogar (z. B. p. 30) eine Isolirung des einzelnen idealen Individuums mitzuenthalten scheinen könnte; es fehlt durchgehends die Erwägung der Voraussetzungen der Gedanken und des Denkens überhaupt, so besonders bey der Unterscheidung zwischen Evidenz und Gewißheit, deren erstere auf die Bestimmtheit eines Objectes, letztere auf das Seyn eines Objectes bezogen wird, während die Voraussetzung für beydes in jener Identität, welche der Mensch ist, liegt. Hiemit aber hängt zusammen, daß namentlich die Voraussetzung, deren der Mensch sich nie entschlagen kann, die der Sprache meine ich, übersehen ist. So z. B. kann die Evidenz des von Hrn. U. (p. 30) gewählten Beyspieles, daß $2 \times 2 = 4$ ist, gar nicht anders als sprachlich gelöst werden. Dasselbe zeigt sich auch, wenn im Zusammenhange mit Evidenz und Gewißheit von dem Beweisen, d. h. „evident oder (?) gewiß machen" gehandelt und dabey zuerst von dem Beweise durch Autopsie gesprochen wird. Was heißt denn bey dem Menschen Sehen oder Hören? doch wohl nicht Augen oder Ohren haben? Zu allem Sehen und Hören gehören schon lange Vorbedingungen und Voraussetzungen; oder glaubt man, daß Sehen und Hören in der Pädagogik nicht auch vernachläßigt werden können, und daß es nicht Tausende gibt, welche bey aller Autopsie Nichts sehen? Solches und Alles, was sich auf die menschliche Identität des sogenannten Geistigen und Materiellen bezieht, das bietet die noch ungelösten Punkte für die Logik dar, wofür kein „Ausgleichen" zwischen formaler und speculativer Logik eine Abhilfe bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

System der Logik von Dr. Hermann Ulrici.

Fortlage, Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.

(Fortsetzung.)

Hr. U. gelangt aber auch trotz der Form des Entwickelns und Demonstrirens doch nur durch einen kühnen Sprung zum Begriffe der Vielheit, wenn es p. 20 heißt: „Ist nemlich das Denken nothwendig unterscheidende Thätigkeit, also sein Inhalt nothwendig von ihm selbst unterschieden, und ist das Denken als sich in sich unterscheidend nothwendig eine in sich unterschiedene Einheit, so muß sein Inhalt nothwendig ein Mannigfaltiges, eine Mehrheit von Gedanken seyn." Wie klingt doch die Antinomie im Platonischen Parmenides ganz anders! Aber unser moderner Apriorismus und Idealismus hat uns den schlichten Imperativ des Sokrates fast ganz vergessen lassen. Ebenso soll auch durch ein allerdings scharfsinniges Trilemma (p. 51 ff.), in welchem übrigens der Begriff „Materielles" bereits vorkömmt, nachgewiesen werden, daß das reelle Seyn Materie und Denken seyn muß. Wozu denn immer dieses Erschleichen formeller Beweise, dieses scheinbare Ausgehen von einem angeblichen Punkte des Archimedes, wenn man hinterdrein für den eigentlichen Kernpunkt eines solchen Trilemma's sich doch (p. 54) auf die „Thatsächlichkeit" berufen muß, und dann bey der völlig objectivistischen Aufzählung von Gott, Mensch, Natur anlangt. Wie bey Hrn. U. das „Unterscheiden" überhaupt hinter dem, was unterschieden wird, herkommt (s. p. 96, übrigens ist es auch faktisch unwahr, daß das Subject früher sich selbst von den Empfindungen unterscheide, als es die Empfindungen von einander unterscheide, s. p. 60 f.), so kömmt in Vergleich mit jenem reinen Prius der Denknothwendigkeit eigentlich alles Objective zu spät, und es muß erst stufenweise sich als Gegenstand dem Unterscheiden darbieten, welches dann darüber herfällt. Daher kömmt es dann, daß bey der Entwicklung der beyden logischen Grundgesetze, welche Hr. U. anerkennt, des principium identitatis et contradictionis und des principium causalitatis jedesmal (p. 98 und p. 114) von einem „unwillkürlichen Uebertragen derselben auf das reelle Sein" gesprochen werden kann und muß. Nehmen wir hiebey das Wort „unwillkürlich" in dem Sinne, welchen es consequenter Weise bey Hrn. U. nur haben kann, so gelangen wir zu einem wahren Fatalismus der unmittelbaren Thatsächlichkeit, und ich glaube, daß für die ganze menschliche Denkmöglichkeit und Denknothwendigkeit, so weit sie sich auf die gegenständliche Welt wirft, nur ein wundersames Uebereinstimmen als Erklärungsgrund bey Hrn. U. übrig bleibt, eine Schwierigkeit, in welche Hr. U., wie wir sogleich sehen werden, sich noch mehr bey der Frage über subjective oder objective Geltung der Kategorien verwickelt hat. Bey der Deduction der genannten zwey logischen Grundgesetze (das principium excl. tertii verwirft Hr. U.) blickt übrigens das hauptsächliche Bedenken, welchem das System ausgesetzt seyn dürfte, wieder hervor. Es läuft nemlich das princ. causalitatis eben nur einfach als zweytes hinter dem princ. id. et contrad. her, ohne in eine weitere Verbindung, als bloß die lose und

formale gesetzt zu seyn, daß das Sichinsichunterscheiden eine Thätigkeit ist. Es ist eben bey Hrn. U. die That formal gefaßt, enthält aber doch gleichsam Diis iratis das Faktische, und am Ende ist jenes „unwillkürliche Uebertragen“ doch auch eine That. Darum macht auch die Entwicklung des princ. causal. (p. 111 ff.) wohl sicher den Eindruck, daß man meinen sollte, es müsse vor dem princ. id. et contr. stehen. Ich sagte, die Hauptschwierigkeit des Systemes des Hrn. U. zeige sich da, d. h. das princ. id. et contrad. ist der formale Subjectivismus des A est A, und das princ. causal. ist der faktische Reichthum des Objectivismus; verbunden aber sind beyde wahrlich nicht, wohl nebeneinandergestellt. (Darum vielleicht ist auch die Unterscheidung (p. 113) von principium causalitatis und principium rationis sufficientis wohl mehr zu einer Vermengung beyder geworden, der Art, daß die erstere Auffassung die überwiegende ist).

Diese beyden logischen Grundgesetze nun sind bey Hrn. U. als Gesetze der unterscheidenden Denkthätigkeit entwickelt; insofern nemlich die letztere ein Sichinsichunterscheiden sey, wobey die Einheit stets durch unsere Thätigkeit entstehe, so ergebe sich, daß weder schlechthin Identität noch schlechthin Unterschied bestehe, d. h. also Unterschied und Identität immer nur relativ sey und bey allem Gedachten untersucht werden müsse, in welcher „Beziehung“ es identisch und in welcher „Beziehung“ es unterschieden sey. Und wenn nun das princ. ident. et contrad. die Bedeutung habe, daß alles Gedachte nur als unterschiedenes gedacht werden könne, sowie das princ. causal. die Bedeutung, daß das Denken als unterschieden vom Gedachten nothwendig zu denken sey, so habe die Logik die Aufgabe, nachzuweisen, daß diese zwey Gesetze alles Denken als solches (abgesehen von dem Worin des Inhaltes) durchdringen, d. h. die Logik müsse eben jene „Beziehungen“ des gesammten ja nur relativ verschiedenen Gedachten durchlaufen; diese „Beziehungen“ aber seyen immer ein höheres „Allgemeines“ (z. B. sey die Gestalt das Allgemeine, welches das Runde wie das Eckige als relativ verschiedene und relativ identische unter sich befasse), und in diesem Sinne werden die Beziehungen als die logischen Kategorien bezeichnet, wonach der Inhalt der Logik darin bestehe, daß sie in ihrem ersten Theile nachweise, daß alle Kategorien nur „Unterscheidungsnormen“ seyen, so wie im zweyten Theile, daß das Denken nur durch sie die concreten Allgemeinbegriffe aus dem Denkinhalte ausscheiden, d. h. urtheilen und schließen könne (p. 59, 74, 133 ff.)

Durch dieses plötzliche Hypostasiren aber einer an sich bloßen Norm des subjectiven Unterscheidens zu einem objectiv Allgemeinen erhebt sich die eben erwähnte Schwierigkeit in Betreff der Geltung der Kategorien überhaupt. Wenn p. 139 gesagt wird: „ich kann Nichts subsumiren, ohne das Allgemeine, unter das ich es subsumiren muß (muß?) in Gedanken, sey es bewußt oder unbewußt, bereits zu haben“, — so verträgt sich dieß nicht wohl mit der gleich darauf folgenden Erklärung: „Sofern nun demnach die vergleichende wie die unterscheidende Thätigkeit ohne solche allgemeine Begriffe, welche die nothwendigen (?) Beziehungen aller Unterschiedenheit und Gleichheit ausdrücken, sich selbst nicht zu vollziehen vermag, so gehört die Bildung und Anwendung („Bildung“ und „Anwendung“ ist ja doch zweyerley) dieser Begriffe zu den nothwendigen Functionen der unterscheidenden Thätigkeit überhaupt.“ Auch ist es faktisch unrichtig, daß wir z. B. die Kategorie der Qualität oder Quantität als solche „anwenden“, denn auch hier kömmt es auf die Bildungsstufe, d. h. die Voraussetzungen an, und das von Hrn. U. p. 146 gebrauchte Beyspiel ist verfehlt. Die größte Verwirrung aber zwischen spontanem Schaffen und bereitwilligem Acceptiren lesen wir gerade in dem Ausspruche, welcher die abschließende Erklärung enthalten soll; es heißt nemlich p. 141: „Solche Begriffe, welche selbst Momente der Naturbestimmtheit unseres Denkens von letzterem nothwendig und unmittelbar gemäß seiner eigenen Natur producirt werden müssen (?), können wir insofern angeborne Begriffe nennen, als sie eben mit und in der Thätigkeit unseres Denkens als nothwendige Akte derselben gesetzt sind. Damit ist indeß keineswegs gesagt, daß sie in unserm Denken wie in einem Schrein fix und fertig bereit liegen, so daß es sie nur herauszunehmen und anzuwenden

brauchte. Vielmehr werden sie von unserm Denken selbst gebildet, sind Akte seiner Thätigkeit, aber sie werden gleichsam instinctiv (!), weil eben zufolge der seine Thätigkeit bestimmenden eigenen Natur unsers Denkens, und somit unmittelbar und unbewußt in und mit der ersten Ausübung unserer unterscheidenden Denkthätigkeit gebildet.“ Bedenkt man hiebey, daß H. U. eine ganz bestimmt abgeschlossene Anzahl von Kategorien entwickelt (— ein unleidlicher Verstoß, welchen die befangene Pedanterie des modernen Idealismus mit sich bringt —), so erwächst ja der schlimmste Fatalismus jener „instinctiven“ Production der Kategorien. Weiter, während die Kategorien „unmittelbar aus der Natur unsers Denkens hervorgehen“ (p. 145), lesen wir, daß „nachdem sie durch Reflexion auf das Thun unserer unterscheidenden Denkthätigkeit uns zum Bewußtseyn gekommen sind, es sich vielmehr (warum „vielmehr“?) zeigt, daß sie zugleich (?!) von objectiver reeller Gültigkeit sind.“ (p. 141). Hiezu p. 217: „die unterscheidende Thätigkeit kann vollständige bestimmte Unterschiede nur setzen, sofern sie gemäß jenen allgemeinen Beziehungen das zu Unterscheidende unterscheidet, d. h. sofern sie ihnen gemäß thätig ist; und da sie sonach ihnen gemäß thätig seyn muß (?), weil sie sonst gar nicht unterscheiden könnte, so ist ihr Thun nothwendig durch jene allgemeinen Beziehungen geleitet, bestimmt.“ Dann p. 219: „Sonach haben die Kategorien zugleich eine metaphysische Bedeutung ..... So gewiß sich das Werden und Daseyn unterschiedlicher Dinge nicht leugnen läßt, so gewiß kann den Kategorien diese metaphysische Dignität nicht abgesprochen werden“ und p. 223: „So gewiß es unterschiedliche Dinge und Vorstellungen gibt, so gewiß gibt es Verhältnisse, Zusammenhang und Ordnung unter ihnen; und so gewiß es Ordnung, Zusammenhang, Verhältnisse gibt, so gewiß sind diese im Sein wie im Denken wiederum nur vermittelst der Kategorien gesetzt und bestimmt.“ Also Zusammenhang und Ordnung werden wieder als objectiv den Dingen zugeschoben, während ja doch nur der Mensch diese menschlichen Begriffe denkt, und aus der objectiven Existenz derselben wird das „denken müssen“ als Naturbestimmtheit herausgeholt. Ich frage hiemit nur, ist diese Entwicklung Subjectivismus oder ist sie Objectivismus? ich weiß es nicht, vermuthe aber, sie sey beydes zugleich. Zuweilen fällt freilich Hr. U. in einen etwas starken Objectivismus, welcher völlig an Plotin erinnert, wie z. B. p. 228 ff. oder die Anmerkung p. 253, was nicht auffallen darf, da es allen Halb-Fichtianern so ergehen muß. Uebrigens hängt hiemit jenes außerdem unerklärliche wundersame Uebertragen der Kategorien auf das Absolute zusammen. Während wir nemlich nie recht erfahren, woher sich für Hrn. U. der Begriff des Absoluten ergebe (auch p. 228 ff. nicht), werden im weiteren Verlaufe die Kategorien anmerkungsweise in ihrer Beziehung auf das Absolute besprochen, so Seyn, Einheit und Unterschied p. 253, Raum p. 264, Werden p. 276, Zeit p. 282, Qualität p. 291, Quantität p. 305, Maß p. 313, Inhalt und Form p. 328, Ganz und Theil p. 332, Wesen und Erscheinung p. 338, Substanz p. 363, Grund und Folge p. 371, Ursache p. 380, Zweck p. 420, Begriff p. 477.

In Betreff der Entwicklung der Kategorien selbst, welche in Urkategorien und abgeleitete, die letzteren in einfache Beschaffenheitskategorien, Verhältniß- oder Wesenheits-Kategorien, und Ordnungs-Kategorien zerfallen, glaube ich, daß der ursprüngliche Zwiespalt in der ganzen Anlage des Systemes zu dem Uebelstande geführt hat, daß die jedesmal früheren Kategorien schon zu viel von den späteren mitenthalten und die letzteren daher häufig einer Verwechslung mit den ersteren ausgesetzt sind; so scheint Seyn, Seyendes und Qualität p. 241 nicht scharf auseinandergehalten zu seyn, Thun und That p. 267 ff. hinkt nach wie das princ. causal. und fällt anderseits in Seyn und Nichtseyn zurück, Wesenheit p. 319 ist mit Seyn und Substanz vermengt und namentlich das dort gebrauchte Beyspiel völlig falsch, wenn gesagt wird: „So ist verdampftes Wasser noch immer wesentlich Wasser, ein tauber, blinder Mensch noch immer wesentlich Mensch; aber in Hydrogen und Oxygen zersetztes Wasser ist kein Wasser, ein todter Mensch, ein abgestorbener Baum kein Mensch, kein Baum“; es ist dieß eben nur die alte Frage vom Calvus, oder die Frage, wann und wie ein Knabe Jüngling werde, oder

wann ein Stück Brod altgebacken sey u. dgl. Die Kategorien des Inneren und Aeußeren (p. 324) sind wohl consequenter Weise parallel mit Qualität und Quantität gefaßt, aber sie fallen auch fast ganz in dieselben zurück, und namentlich die Quantität droht zu einer bloßen Aeußerlichkeit zu werden. Ferner, wenn p. 340 Inneres und Aeußeres, Inhalt und Form, Ganz und Theil, Wesen und Erscheinung nun plötzlich als Modificationen der Subsistenz-Kraft, d. h. der Substanz gefaßt werden, so war ja der ganze Substanz-Begriff schon lange vor jenen Kategorien da; warum soll denn nun mit einmal das bisherige Verfahren des (wenigstens scheinbaren) Deducirens in das eines Addirens und Cumulirens umgesetzt werden? Und welcherley philosophische Ausdrucksweise ist es denn, wenn p. 364 gesagt wird, mit Substanz und Modification sey „zugleich (!) mitgegeben Grund und Folge, und dann ebenso (p. 373) Ursache und Wirkung? Warum die kritisch-polemischen Bemerkungen über den Begriff des Gegensatzes (p. 422 ff.) nicht bey der Kategorie des Unterschiedes gegeben wurden, ist schwer einzusehen; da wo sie stehen, stören sie jedenfalls allen Zusammenhang.

Unter den einzelnen Kategorien ist aber die des Raumes entschieden völlig mißlungen, denn es ist doch etwas stark, wenn aus dem Worte „Neben" die objective Existenz des Raumes deducirt werden soll. Wir lesen nemlich p. 256: „Sind die Seyenden nach Einheit und Unterschiedenheit, Selbstseyn und Andersseyn, Seynansich und Seynfüranderes unterschieden, so folgt, daß sie zugleich dem Raume nach unterschieden sind; denn jedes Seyende als solches ist nicht ein schlechthin Selbstseyendes, das nur sich auf sich bezöge, nur für sich wäre, sondern als Selbstseyendes ist es zugleich für Anderes, auf Anderes bezogen, weil es überhaupt nur Seyendes ist, sofern es von anderem Seyenden unterschieden ist. Somit ist jedes nur ein Selbstseyendes, sofern die Anderen als selbstseyende sind. Eben damit ist jedes Seyende als Selbstseyendes nur neben den anderen. Denn die Präposition Neben drückt aus, daß das Seyende, dem sie vorgesetzt wird, zwar Eines, für sich und insofern relativ selbstständig, aber nicht für sich allein, sondern mit anderen unmittelbar zusammen ist, ohne doch mit ihnen Eins oder geeinigt zu seyn. Das allgemeine Nebeneinander der Seyenden ist begrifflich der Raum." Was soll nun dieß heißen? ich sehe Nichts anderes, als folgende Argumentation: Weil in unserem Lexikon das Wort „Neben" sich findet, darum existirt der Raum. Aehnlich bekanntlich spricht Herbart von einem „Sichdazwischennehmen der Monaden." So lange die Philosophie noch so verfährt und in einer derartigen Selbsttäuschung über die Kraft der „Methode" befangen ist, dürfte wenig Heil zu hoffen seyn. Uebrigens sollte man anfänglich nach jener Entwicklung meinen, daß Hr. U. wirklich nur das als Seyendes anerkennen müßte, was in Brocken „nebeneinander" liegen kann, wenn nicht p. 260 der Raum der Gedanken als Zwillingsbruder des Raumes des Seyenden unter dem Titel „ideeller oder intelligibler Raum" aufträte. Der wahre Nihilismus dieser Entwicklung des Raumbegriffes rächt sich aber bey Hrn. U. auch darin, daß (p. 295) die Kategorie der Quantität durch den Begriff der Gränze durchaus mit dem Raume confundirt wird, wodurch die völlig unrichtige Auffassung (p. 296) entsteht, daß die Raumgröße allein Maaß-Einheit sey; und wenn hingegen die diskrete Größe des Zählens aus dem Unterscheiden abgeleitet wird, so scheint die ganz allgemeine Funktion des Unterscheidens für die continuirliche Größe vergessen zu seyn. Nur mißlungen konnte auf diese Weise auch der Begriff des Gränzenlosen sich gestalten, in Betreff dessen ich nur auf das Beyspiel der Parallel-Linie zu verweisen brauche, um Hrn. U. bemerklich zu machen, daß er die quantitative Unendlichkeit nicht construiren kann. Das Mathematische dürfte überhaupt manche Blöße bey Hrn. U. darbieten; so z. B. ist p. 331 f. bey der Kategorie des Ganzen und Theiles die mathematische Bedeutung vergessen oder vielmehr Theil mit Bestandtheil verwechselt. Uebrigens könnte es nach p. 286 doch wieder scheinen, als habe Hr. U. nicht ganz den Muth, Raum und Zeit als Kategorien zu fassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Einführung in das Studium der Chemie oder die Grundlehren der allgemeinen Chemie mit besonderer Rücksicht auf Physik und Stöchiometrie. Von Dr. Th. Gerding. Mit 77 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig 1852.

Es ist erfreulich, unter den neueren chemischen Arbeiten, welche meistens mehr technische Tendenz zeigen, einem Werke von allgemeinem, rein wissenschaftlichen Inhalte zu begegnen. Der Herr Verf., welcher uns schon rühmlichst bekannt ist durch mehrere interessante Arbeiten, z. B. über die Kinogerbsäure, über Glasbläserlampen durch Centrifugalgebläse ꝛc., hat es sich in dem vorliegenden Werke zum Ziele gesetzt, den generellen Theil der Chemie, der uns in den Geist der Doctrin eindringen läßt, in leicht verständlicher, kurz gefaßter Weise, dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen, vorzulegen. Die Entwicklung der Fundamentalgesetze und Theorien geschieht, wie es höchst zweckmässig und geeignet erscheinen muß, in drey Hauptabschnitten, von denen der erste (S. 1 bis S. 96), nachdem zuvor in einer kurzen Einleitung möglichst klare Begriffe von Chemie gegeben und hiebey die etymologische Ableitung des Wortes selbst berücksichtigt worden ist, — die Physik in ihrer engsten Beziehung zur Chemie so weit behandelt, als es für den vorgesteckten Zweck nothwendig war.

Der zweyte Abschnitt oder der rein chemische Theil (S. 97 bis S. 224) ist den Theoremen und Grundpfeilern des chemischen Lehrgebäudes gewidmet, insofern jene eine allgemeine wissenschaftliche Stütze desselben ausmachen.

Der dritte Abschnitt oder der mathematisch-chemische Theil (S. 225 bis S. 269) umfaßt die für chemische Berechnungen nöthigen arithmetischen Grundoperationen, die Entwicklung der stöchiometrischen Gesetze und endlich in wohlangeordneter Weise eine Anleitung zu chemischen sowohl bey synthetischen, als auch bey analytischen Arbeiten vorkommenden Rechnungen, denen sich eine Reihe ausgewählter Beyspiele anschließt, so daß auch der Anfänger bey nur einigem Studium hiedurch in den Stand gesetzt wird, eine jede Art der gewöhnlicher vorkommenden chemischen Rechnungen auszuführen. Schließlich folgen dem dritten Abschnitte noch Tabellen über die specifischen Gewichte der Elemente und einer Reihe von Verbindungen, so wie auch über die nach den neuesten Forschungen bestimmten Aequivalente der Elemente.

Beleuchten wir nun, um einige Einzelheiten hervorzuheben, etwas näher den Inhalt der verschiedenen Capitel, so muß es als sehr instructiv bezeichnet werden, daß der Herr Verf. im Cap. I des physikalisch-chemischen Theiles die verschiedenen Begriffe von Cohäsion, Adhäsion und chemischer Verwandtschaft (Affinität) gehörig zu definiren sucht, daß im Cap. II die Begriffe von absoluten und specifischen Gewichten genau festgestellt, so wie den besten Methoden zur Bestimmung des specifischen Gewichtes der Körper von jeglichem Aggregatzustande die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das

III. Capitel behandelt die ätherischen Stoffe (Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus) in ihrer engeren Beziehung zur Chemie. Bey dieser Gelegenheit gibt der Herr Verf. eine sehr gelungene Darstellung der Anwendung des polarisirten Lichtes bey chemischen Untersuchungen und ebenso der Photographie von ihrem ersten Entstehen an bis zu ihrer neuesten Entwicklung. So wird in diesem Abschnitte auf sämmtliche Erscheinungen, welche in einiger Beziehung zu chemischen Aktionen stehen, vorzugsweise auf den direkten Einfluß jener ätherischen Stoffe auf chemische Thätigkeit in einer wirklich vielseitigen Weise Rücksicht genommen, wie man sie selbst in größeren Werken selten findet. Zur genaueren Erläuterung sämmtlicher Theorien und Gesetze sind die passendsten Beyspiele angeführt, der physikalische Theil aber außerdem noch von einer Anzahl gut ausgeführter Abbildungen begleitet, welche zur Instruktion wesentlich beytragen.

(Schluß folgt.)

System der Logik von Dr. Hermann Ulrici.

Fortlage, Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.

(Schluß.)

Mit der letzten unter den Verhältniß-Kategorien, nemlich mit dem Zwecke findet Hr. U. (p. 419) eine Rückkehr zu den Urkategorien, welches Zurückbeugen zum Ausgangspunkte der Entwicklung wir allerdings als keinen antisynthetischen Zusammenschluß anerkennen können, sondern damit erklären müssen, daß eben die letzten Kategorien schon von vornherein mit den ersten vermengt waren. Da aber nun (p. 442) der Zweck alle Thätigkeit der Dinge bestimme und bedinge (— was wieder nur die stete Wiederholung der Hypostasirung des Subjectivismus zum Objectivismus ist —), so müsse er einerseits auch die Substanz desselben bestimmen (— also wiederum der Unterschied zwischen Thätigkeit und Substanz verwischt, wie schon p. 340), und andrerseits, insoferne er alles Zusammen- und Auf-einander-Wirken der Dinge bestimme und bedinge, sey er Ordnungs-Kategorie. Als Ordnungs-Kategorie aber müsse es der Eine allgemeine Zweck seyn, und insoferne er diese Dignität des Allgemeinen im Verhältniße zum Einzelnen habe, sey er Begriff (p. 447). Der Begriff als abschließende Kategorie ist demnach bey Hrn. U. im objectivem Sinne das Beherrschende, Allgemeine, und in subjectivem Sinne entsteht ihm der Begriff dadurch, daß die Beschaffenheits- und Wesenheits-Kategorien selbst wieder als unter einer höheren Allgemeinheit unterschiedene gesetzt und gefaßt werden (p. 465 ff.). Hiebey aber erhebt sich nun eine doppelte Schwierigkeit: erstens ein Zerreißen des Begriffes in zwey Arten, nemlich jede gesetzte Allgemeinheit von Beschaffenheits-Unterschieden selbst in ihrer Unterscheidung von einer anderen Allgemeinheit ist Beschaffenheits-Begriff, und jede gesetzte Allgemeinheit von Wesenheits-Unterschieden wieder von einer anderen Allgemeinheit unterschieden ist Wesenheits-Begriff; d. h. wir sind glücklich bey der scholastischen Eintheilung in Prädicats-Begriffe und Subjects-Begriffe angelangt, welche Distinction eben kurzweg eine Sinnlosigkeit ist, weil kein Wort auf der ganzen Skala zwischen der Bezeichnung des Einzeln-Individuums und der des allgemeinsten Gattungs-Begriffes ein Privilegium darauf hat, entweder bloß Subject oder bloß Prädicat seyn zu dürfen. Uebrigens wird die Logik dieser oder anderen Verkehrtheiten so lange nicht entgehen, als sie stets mit der Lehre vom Begriffe, statt mit der Lehre vom Urtheile, beginnt. Die zweyte Schwierigkeit aber, in welche sich Hr. U. verwickelt, liegt darin, daß die Kategorien selbst sämmtlich auch schon Begriffe sind und hiemit die Begriffsbildung schon lange jener Stelle vorhergeht, an welcher der Begriff selbst entwickelt wird. Hr. U. hilft sich auch hier mit einem „Zugleich". Nemlich p. 464: „Alle Kategorien wirken zwar als immanente Normen unserer unterscheidenden Thätigkeit von Anfang an, unmittelbar und unbewußt in unserm Denken; aber alle Kategorien sind zugleich Begriffe, indem jede ein formal Allgemeines bezeichnet, unter welchem alle die mannigfaltigen ihr gemäß gesetzten Unterschiede be-

faßt sind und welches in jenen Unterschieden sich ausdrückt.“ (Aehnlich p. 473 „sofern die Kategorien dagegen zugleich selbst Begriffe sind, u. s. f.“). Wodurch ich aber immer noch nicht einsehe, daß die Thätigkeit des Denkens, durch welche Hr. U. selbst seine Kategorientafel entwickelte, nicht eine begriffsbildende gewesen sey, also nicht diese Berechtigung zuerst zu motiviren gewesen wäre. Ich finde in diesem sowie in dem obigen „Zugleich“ wahrhaft nur ein Mysticum magnum. Die gleiche Unbestimmtheit ist es auch, wenn Hr. U. ausdrücklich (p. 486) zugibt, daß zur Entstehung der Kategorien und zur begriffbildenden Thätigkeit schon ein Urtheilen gehöre, dabey aber doch nicht mit dem Urtheile, sondern mit dem Begriffe beginnt; denn das, was Hr. U. bemerkt, würde z. B. mir bey einer Voranstellung der Lehre vom Urtheile nicht begegnen, daß ich deßwegen das Urtheilen mit der begriffbildenden Thätigkeit und mit dem Unterscheiden des Einzelnen nach den Kategorien identificiren müßte. Uebrigens räumt Hr. U. in der Lehre vom Urtheile manchen scholastischen Wust, z. B. in Betreff des negativen, des hypothetischen, des disjunctiven Urtheiles, glücklich hinweg.

In Bezug auf den Schluß kann sich aber consequenter Weise keine andere Auffassung ergeben, als die, daß derselbe die Verbindung eines allgemeinen und eines besonderen Urtheiles sey, und eine Stellung, wie sie der Induction principiell in einer Logik des Anthropologismus gebühren würde, müssen wir natürlich vermissen.

Den Schluß der Entwicklung, welcher aber zugleich über die eigentliche Logik hinausweisen muß, bildet die logische Idee als Kategorie, welche Hr. U. in der Vereinigung des Begriffes und des Zweckes findet, wobey ich nur die Bemerkung wiederholen müßte, daß das Ende als solches zu viel enthält, was schon im Anfange da war, und der Anfang zu wenig von dem enthält, was das Ende als gewonnenes Resultat darbieten will.

Durfte ich so bey dem Werke des Hrn. Ulrici lediglich im Interesse an den Principienfragen der Speculation, wenn auch mit offener Darlegung einer abweichenden Ansicht, näher in das Einzelne eingehen, so kann ich mich über Fortlage's „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant“ sehr kurz fassen, denn es wird hier genügen, einfach das Urtheil einer gänzlichen Verwerfung über eine Art der Schriftstellerey auszusprechen, welche in einem so ernsten Gebiete an frivoler Leichtfertigkeit der Forschung und an Affektation, geistreich zu seyn, ihres Gleichen suchen dürfte. Außer den selbst schon vielfach entstellten Auszügen aus den Systemen der hervorragendsten Philosophen finde ich nur die hohlste, aber sehr vornehm auftretende Schönrednerey, wie z. B. „Nie hat der menschliche Gedanke seine eigene Macht so stark, so glänzend empfunden, als in diesem ersten freudigen Schreck seiner Selbsterkenntniß, wo, von dem Beyfall und Interesse einer begeisterten Jugend unterstützt, es Reinholden und Fichten gelang, die Schale der noch halb embryonischen und verpuppten Kant'schen Idee vollends zu sprengen und das Produkt zum Thema der lebhaftesten und wichtigsten philosophischen Discussion zu erheben, welche jemals auf Erden ist geführt worden, und deren Ende man noch lange nicht absehen kann“. Oder z. B. „Die Dialektik war die Grundrichtung der Bildungsstufe des Sokratischen Alterthums, so wie das bloße Lernen die Function des Orients ist. Sokrates war der größte Disputator, Confucius der gelehrteste Mann“. Oder z. B. „Kant und Fichte haben vorzugsweise die Bedeutung von weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, Hegel, Schelling, Herbart von genialen, gelehrten und fleißigen Arbeitern in den von jenen beyden eröffneten, bisher unerhörten Bahnen des Geistes.“ Eine Sammlung solcher Sätze könnte fast aus jeder der beynahe fünfhundert Seiten bereichert werden. Was aber die „genetische“ Entwicklung der Philosophie seit Kant betrifft, mag es genügen, das Schema derselben, wie es Hr. F. selbst ausspricht, mitzutheilen: „Die Philosophen seit Kant theilen sich in vier Klassen: Die erste ist die der Kantianer im engsten Sinn, welche ganz beym Buchstaben Kant's stehen blieb und die Kritik der Vernunft für das bereits vollendete System der Vernunft nahm. Hieher gehört die größte Zahl seiner nächsten Schüler. Die zweyte ist die der Kantianer im strengen Sinne der direkten Consequenz. Sie verfolgten die Resultate der

Kant'schen Philosophie weiter, ohne von dem durch Kant bezeichneten Wege des reinen Vernunftbegriffes sich irgend bedeutende Abweichungen zu erlauben. Hieher gehören Fichte, Schelling und Hegel. Die dritte ist die der Kantianer im freyeren Sinne des Worts, welche durch eine Popularisirung der Resultate der Kant'schen Kritik dieselben dem Leben annäherten. Hieher gehören K. L. Reinhold und Jacobi. Die vierte ist die der Kantianer im halben Sinne, welche nur auf gewisse einzelne Theile des Kant'schen Denkweges eingehend, im Uebrigen sich ganz eigenthümliche und abweichende Bahnen suchten. Hieher gehören Fries, Herbart, Schopenhauer, Beneke, Reinhold d. j., Trendelenburg und andere neuere." Wer als Kenner unserer neueren Philosophie diese Zeilen nur mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird sich gewiß der Mühe überheben, einen Blick in das Uebrige zu werfen. Aber es fehlt Hrn. F., wenn er auch mit einer höchst lückenhaften Bibliographie sich breit macht, durchweg auch nur an der nöthigsten Kenntniß der einzelnen neueren und neuesten Systeme und deren philosophischer Parteystellung. Zum Belege dieser Behauptung diene Folgendes. Hr. F. führt nach Besprechung der von ihm ausgewählten philosophischen Systeme jedesmal unter der Ueberschrift: „In einem ähnlichen Ideenkreise bewegen sich:" noch einige Andere bloß mit den Namen und Bezeichnung ihrer Schriften an, jedoch so lückenhaft und oft an so verkehrter Stelle, daß er die angeführten Werke unmöglich gelesen haben kann. So z. B. p. 225 bey Krause: „In einem dem Krausischen nicht unähnlichen Ideengange bewegen sich", — und es folgen Suabedissen und Blasche. Dann p. 231: „In einer ähnlichen Sphäre wie J. J. Wagner bewegen sich" — und es folgen: Schad, Ast, Rixner, Creuzer, Stuhr, Kapp, Molitor, Daumer. Wahrlich man traut bey dieser Zusammenstellung kaum seinen Augen. Dann p. 246 wird als verwandt mit Schleiermacher neben Solger und Daub (!) die Ethik Rothe's einfach nur genannt; hat sie wohl Hr. F. gelesen? K. Ph. Fischer wird p. 314 unter den Hegelianern (!) bloß genannt, ebenso p. 315 Bayrhoffer. Ferner p. 331 steht Fr. Richter zwischen Ruge, Strauß, Stirner, Sallet. Bey J. H. Fichte p. 343 lesen wir: „Unter den Schriften dieser Richtung verdienen ferner eine Auszeichnung:" — und es folgen: K. Ph. Fischer (der nemliche, welcher p. 314 Hegelianer war) J. U. Wirth, Chalybäus (also damit ist Chalybäus schon abgefertigt? wo bleibt Ulrici?), Carriere, Göschel (welche Zusammenstellung!), Rust, Frauenstädt (wirklich?). Dann nach Bouterweck und Schulze heißt es p. 367: „Mehr oder weniger gehören außerdem der besprochenen Richtung an:", — und es folgen: Krug, Hillebrand neben Franke, Weiller und Bachmann; doch H. F. sagt ja „mehr oder weniger", und dann wird er wohl Recht haben. Ebenso ist es, wenn p. 447 Gruppe, Const. Frantz (Hr. F. schreibt Franz) und Bolzano als Halb-Kantianer neben Biedermann, Vorländer und Trentowsky bezeichnet werden. Es ist unmöglich, daß Hr. F. nur Einen von diesen je gelesen hat. Endlich p. 455 werden ganz kurz im Vorbeygehen Lotze und George genannt (Reiff ist p. 315 geschwind als Hegelianer abgemacht). Viel Mühe also scheint sich Hr. F. mit Lotze, welcher neben Trendelenburg vielleicht der scharfsinnigste Logiker unserer Tage ist, wohl nicht gemacht zu haben. Hr. Fortlage mag es sich selbst zuschreiben, wenn wir auf diese Proben von Leichtfertigkeit hin ihm Befähigung und Recht absprechen, in unsere Philosophie mit Redens-Arten über einen mißverstandenen Skepticismus (p. 484) einzugreifen. Unsere Wissenschaft fordert einen tiefen Ernst und angestrengte Mühe, mit eitlen Phrasen ist ihr nicht gedient. Nil sine sudore.

Karl Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi. Ex recognitione Caroli Friderici Hermanni. Vol. I — III. Lipsiae. Sumptibus et typis B. G. Teubneri. 1851. Vol. I. S. XXXII u. 503. Vol. II. S. XXVI u. 382. Vol. III. S. XXVIII u. 464.

Platonis Phaedo. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Editio tertia multis partibus auctior et emendatior. Gothae. Sumptibus Bernh. Hennings. 1850. S. 28 u. 254.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon von Hermann Schmidt, Direktor des Gymnasiums zu Wittenberg. Erste Hälfte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1850. S. VIII u. 127.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon von Susemihl. Philologus V. Jahrgang.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon. Von Direktor Dr. Schmidt zu Wittenberg. Zeitschrift für Gymnasialwesen, herausgegeben von Mutzell. VI. Jahrgang 1852.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem. (Index schol. Gotting. 1850.)

Zufällige Umstände hinderten bisher den Unterzeichneten, seine in Nr. 74 des XXXIII. Bandes abgebrochene Anzeige zu ergänzen. Seitdem sind in rascher Folge der zweyte und dritte Band der Teubner'schen Ausgabe des Platon erschienen, welche uns willkommene Veranlassung bieten, das dort Gesagte zu vervollständigen. Hr. Fr. Hermann erklärt in der Vorrede zum zweyten Bande, daß er den im ersten Bande dargelegten Grundsätzen treu geblieben sey, und dieselben nur noch consequenter durchgeführt habe, insofern die Klammern nur da in Anwendung gekommen seyen, wo eine Lesart des Fundamentalcodex sich als ungehörigen Zusatz erwiesen habe, wogegen andere Einschiebsel, welche dieser Autorität entbehrten, einfach ausgeschieden worden seyen; ferner seyen alle ohne urkundliche Autorität in den Text eingereihten Worte durch Sternchen bezeichnet. Da der Cod. Clark. nur die sechs ersten Tetralogieen enthält, und der Paris. A. erst von der achten an in dessen Stelle eintritt, so sah sich der Herausgeber bey der siebenten Tetralogie, welche die beyden Hippias, den Jon und Menexenus umfassend, auch der Hülfe des Venet. II entbehrt, genöthigt, eine andere Handschrift als Grundlage anzunehmen. Hr. H. trug Bedenken, in diese Würde den Vat. Θ (den zweyten Band des Vat. Δ) einzusetzen und gab lieber dem Venet. Ξ den Vor-

zug. Diese Handschrift, auf Veranstaltung des Kardinals Bessarion geschrieben, und außer dem Eryxias alle Werke umfassend, stammt zwar erst aus dem 15. Jahrh., schließt sich aber vielfach an die bessere Familie an, obwohl sie in den Schriften, welche auch der Clark. enthält, doch nicht vorzugsweise dieser Recension zu folgen scheint.

Eine gelegentliche Erwähnung mag hier finden, daß Hr. H. einer Conjectur, welcher das seltene Unrecht widerfahren ist, Jahre lang fast als ein Geheimniß zu existiren, zu ihrem Rechte verholfen hat, indem er in dem Mythus des Protagoras 321 B., an Stelle der überlieferten Lesart *θριξί*, welche dem Sinn wenig entspricht, das von einem Mitglied des philol. Seminars in Göttingen, Hr. Pabst, gefundene *ὄνυξι* herstellt. Dieselbe Verbesserung theilte Fr. Thiersch bereits im Jahre 1836, als er im Sommer-Semester über Protagoras las, seinen Zuhörern als eine damals nicht mehr neue Conjectur mit, und auch Stallbaum kommt in der zweyten Ausgabe dieses Dialogs vom Jahre 1840 bereits auf dieselbe Vermuthung, ohne ihr den verdienten Platz in dem Text zu gönnen, den ihr von jetzt an wohl Niemand mehr streitig machen wird. Vor jeder weiteren Erörterung jedoch fühlt sich Ref. verpflichtet, einen Irrthum zu berichtigen, welcher zugleich ein Unrecht gegen den geehrten Herausgeber enthält. Wir glaubten nämlich, durch Bekkers Angabe, der auch Ast und Stallbaum beypflichten, getäuscht, Hr. Hermann habe in der Stelle 59 E. übersehen, daß die Lesart *ἐκέλευεν* von der zweyten Hand des Clark. stamme, während Gaisford, dessen Lectiones Platonicae uns damals nicht zu Gebote standen, sie der ersten Hand zuschreibt. Hr. H. handelte somit allerdings in Uebereinstimmung mit seinem kritischen Princip, wenn er jene Lesart in den Text aufnahm, für welche außer der Autorität seines Fundamentalcodex noch einige andere Handschriften von anerkanntem Werthe sprechen. Dagegen müssen wir auf der früher ausgesprochenen Ansicht beharren, daß die inneren Gründe der bisher angenommenen Lesart *ἐκέλευσεν* das Wort reden, und daß die bloße Verweisung auf eine Bemerkung von Sintenis in der Specialausgabe von Plutarchs Themistokles keine Instanz gegen dieselbe bildet. Dieß würde der Fall seyn, wenn Sintenis behauptete und bewiese, daß der Aorist dieses Verbums überhaupt ungebräuchlich sey, während er nur darthun will, daß an vielen Stellen des Plutarch, wo Schäfer gegen die Autorität der Handschriften den Aorist setzte oder forderte, das Imperfect hergestellt werden müsse, und zwar ebenso aus rationellen wie aus diplomatischen Gründen. „Arbitror autem", sagt er, plerorumque certe locorum a Sch. correctorum — nam de singulis quibusque non contendo — rationem duplicem esse, ita ut imperfectum istius verbi vel eam habeat, quae frequens ejus significatio est, jubendi dictitando, vel positum sic sit, ut aliud verbum praecedat primarium, quo imperfectum referatur tamquam secundarium eodemque tempore factum." Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieser Bemerkung durch eine Analyse der angeführten Stellen zu bekräftigen — uns scheint sie allerdings auf's beste bestätigt zu werden — wir ziehen vor, einige Stellen in Platon, welche uns gerade zur Hand sind, in Betracht zu nehmen: zuerst Conv. 177 E. *ταῦτα δὴ καὶ οἱ ἄλλοι πάντες ἄρα ξυνέφασάν τε καὶ ἐκέλευον ἅπερ ὁ Σωκράτης.* Sokrates macht einen Vorschlag und die andern stimmen bey. Hier ist offenbar das Imperf. der Situation durchaus angemessen. Ebenso 220 E. *καὶ τότε ἐκέλευον σοὶ διδόναι τἀριστεῖα τοὺς στρατηγούς*, wo Alcibiades erzählt, er habe die Feldherrn zu bestimmen gesucht, dem Sokrates den Preis der Tapferkeit zuzuerkennen. Noch augenscheinlicher behauptet das Imperfect seine Geltung Gorg. 447 C., wo das Programm des Sophisten mit folgenden Worten angegeben wird: *ἐκέλευε γοῦν νῦν δὴ ἐρωτᾶν ὅτι τις βούλοιτο τῶν ἔνδον ὄντων, καὶ πρὸς ἅπαντα ἔφη ἀποκρινεῖσθαι.* In allen diesen Stellen steht das Imperf. ohne Variante. Ebenso durch innere wie durch äußere Gründe empfohlen — nur eine Handschrift von untergeordnetem Werthe bietet nach Schneiders Angabe den Aorist — steht das Imperf. Civ. III. 393 E. in der bekannten Paraphrase der homerischen Stelle: *ἀπιέναι δὲ ἐκέλευε καὶ μὴ ἐρεθίζειν.* Anders verhält es sich Civ. I. 327 B. *ἐκέλευσε δραμόντα τὸν παῖδα περιμεῖναί ἑ κελεῦ-*

σαι, wo der Aorist, unangefochten durch irgend welche diplomatische Autorität, in seiner ganz natürlichen Bedeutung steht. Stellen dieser Art, wo innere und äußere Gründe so klar zusammenstimmen, sind belehrend für solche, wo die Auffassung beyder Tempora eher zweifelhaft seyn könnte, z. B. Phaed. 116 A. u. B. *Ταῦτ' εἰπὼν ἐκεῖνος μὲν ἀνίστατο εἰς οἴκημά τι ὡς λουσόμενος, καὶ ὁ Κρίτων εἵπετο αὐτῷ, ἡμᾶς δ' ἐκέλευε περιμένειν* — und: *ἐπιστείλας ἅττα ἐβούλετο, τὰς μὲν γυναῖκας καὶ τὰ παιδία ἀπιέναι ἐκέλευσεν, αὐτὸς δὲ ἧκε παρ' ἡμᾶς.* An letzterer Stelle steht der Aorist unbestritten, fast ebenso an ersterer das Imperfect. Schwerlich darf man diesen Wechsel des Tempus als einen rein zufälligen betrachten, sondern man hat dort die Schilderung eines in mehreren zusammengehörigen Handlungen verlaufenden Vorgangs, hier die einfache Erzählung einer Thatsache zu erkennen. Leichter noch läßt sich etwas weiter unten, 117 E. *οὕτω γὰρ ἐκέλευεν ὁ ἄνθρωπος*, wo auch die überwiegende Autorität der Handschriften auf Seiten des Imperfects steht, das Motiv für die Wahl dieses Tempus erkennen, da von einer Anordnung die Rede ist, für welche sich die gewichtigere Bedeutung des Imperf. mehr eignet als der Aorist. Betrachtet man in diesem Sinne die fragliche Stelle, so spricht offenbar der ganze Tenor der Darstellung von den Worten *καὶ δὴ καὶ τότε* an, für die Form der einfachen Erzählung, die mit den Worten *εἰσιόντες οὖν κατελαμβάνομεν* eine wohlbegründete Unterbrechung erleidet, während es schwer seyn möchte, in den vorhergehenden Worten einen innern Grund für das Imperfect *ἐκέλευεν* aufzubringen. Die ganze natürliche Beschaffenheit der Handlung entspricht vielmehr dem Aorist. Denn gewiß bedurfte es nur eines Wortes, ja nur eines Winkes, um die darauf harrenden Freunde zum Eintritt in das Gefängniß zu veranlassen. Da nun die urkundliche Beglaubigung getheilt ist, und gerade die zwey Handschriften, denen Hr. H. (Praef. Vol. I. p. IV. vgl. Vol. III. p. III.) selbst den nächsten Platz nach dem Oxon. zugesteht, mit einigen anderen, die sonst ebenfalls gern der besseren Familie sich anschließen, die vulgata *ἐκέλευσεν* bieten so möchte es immer noch gerathen seyn, diese Lesart beyzubehalten.

Wir gehen nun über zur Betrachtung solcher Stellen, wo Hr. H. den inneren Bestimmungsgründen ein so entscheidendes Gewicht gegenüber der Autorität seines Fundamentalcodex einräumt, daß er — eigene oder fremde — Conjecturen, oder was er dem gleich achtet, die Lesart anderer Handschriften in den Text aufnimmt.

59 D las man bisher *τῇ γὰρ προτεραίᾳ ἡμέρᾳ*, wie alle Handschriften bieten. Hr. H. betrachtet *ἡμέρᾳ* als ein Glossem und setzt es in Klammern, weil *προτεραίᾳ* schon an sich die Bedeutung des Tages enthalte und sonst *προτέρᾳ* geschrieben werden müßte, wie Thuc. V, 75. Der Sprachgebrauch ist nun allerdings für Auslassung des Substantivs; allein daß es gar nicht gesetzt werden könne, muß doch bezweifelt werden, da *προτεραῖος* jedenfalls ein Adjectiv ist und wenigstens bey den entsprechenden Adjectiven einzelne Stellen mit dem Substantiv vorkommen, z. B. Herod. IX, 22. *τῇ ὑστεραίῃ ἡμέρῃ.* Eur. Hipp. 274. *τριταίαν γ' οὖσ' ἄσιτος ἡμέραν.* Auch möchte die Entstehung des Glossems schwer zu erklären seyn, da diese Ausdrucksweise so oft vorkommt und kurz vorher (58 A.) *τῇ προτεραίᾳ τῆς δίκης* ohne Variante steht.

59 E. schreibt Hr. H. mit der Vulg. und einigen Handschriften *ἐπιμένειν*, obwohl der Clark. mit den beyden anderen vorzüglichsten Handschriften *περιμένειν* bieten. Den Unterschied beyder Verba hat bereits F. A. Wolf zu bestimmen gesucht. Hr. H. stellt seinerseits (Ges. Abhdl. S. 65 f.) eine andere Unterscheidung auf, nach der sich jedoch ebenfalls schwerlich alle Fälle möchten regeln lassen. Offenbar gränzt die Bedeutung beyder Verba sehr nahe an einander, besonders in dem transitiven Gebrauch: *τίς με πότμος ἐπιμένει;* und *τίς με πότμος περιμένει;* doch möchte eine genaue Vergleichung der betreffenden platonischen Stellen am meisten die Ansicht von Ast bestätigen, demgemäß in *ἐπιμένειν* die Bedeutung des Bleibens und Beharrens, in *περιμένειν* des Wartens, sich Geduldens vorherrschte. Ist dieses richtig, so würde sich sowohl

ἐπιμένειν als περιμένειν in den Zusammenhang der vorliegenden Stelle fügen: die Freunde versammelten sich jeden Tag in dem Gerichtshofe nächst dem Gefängnisse und warteten, bis geöffnet wurde. An dem letzten Tage nun trat der Thorwärter heraus und sagte, sie sollten — da bleiben oder warten, sich gedulden — und nicht früher eintreten, als bis er ihnen die Weisung gäbe. Fast möchte der zweyte Ausdruck: „Geduldet euch, und tretet nicht früher ein, als bis ich es euch sage", der natürlichere seyn und jedenfalls als der urkundlich besser empfohlene den Vorzug verdienen. Das angenommene Verderbniß in den besten Handschriften erklärt Hr. H. durch einen Irrthum, zu welchem das vorausgehende περιεμένομεν Veranlassung gegeben, und führt als ähnliche Beyspiele an: Phileb. 47 A. und Symp. 221 B. An ersterer Stelle aber kann die Lesart ἀπεργάζεται nicht so ohne Weiteres als verwerflich bezeichnet werden und jedenfalls wäre durch den platonischen Sprachgebrauch die Conjectur Winckelmann's ἐναπεργάζεται besser empfohlen als ἐνεργάζεται. An der letzteren Stelle möchte es noch mehr Bedenken erregen, die Lesart aller Handschriften παρασκοπῶν mit dem gewöhnlichen περισκοπῶν zu vertauschen und dadurch vielleicht eine eigenthümliche Bezeichnung zu verwischen, die ja doch wohl nach der Absicht des Schriftstellers in einer gewissen Beziehung zu dem vorangehenden Aristophanischen Ausdruck: τὼφθαλμὼ παραβάλλων steht, und vielleicht dieselbe Eigenthümlichkeit in dem Blicke des Sokrates charakterisirt, von welcher wir in dem Xenophontischen Gastmahl (5, 5.) lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Einführung in das Studium der Chemie oder die Grundlehren der allgemeinen Chemie mit besonderer Rücksicht auf Physik und Stöchiometrie.

(Schluß.)

In den sechs Capiteln des rein chemischen Theils sind die sämmtlichen allgemeinen Grundlehren des chemischen Lehrgebäudes in ausführlicher und instruktiver Weise dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft angemessen behandelt. Wollten wir alle Einzelheiten hier erwähnen, so würde dieß zu weit führen; es mag daher außer dem bereits Gesagten angeführt werden, daß sowohl der Charakter der chemischen Verbindung nach allen Seiten hin, als auch der verschiedenen Verbindungsordnungen in erschöpfender Weise erwogen wird, und so ein klarer Ueberblick gewährt ist, daß ferner, namentlich die etymologische Ableitung der Nomenclatur von Elementen und Verbindungen, welche in der Regel vernachläßigt wird, consequent durchzuführen versucht wurde. Bey der Classification der Verbindungen ist auch der der organischen besonders gedacht und deren Constitution ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden. Neben diesen Auseinandersetzungen fehlen endlich keineswegs die gehörigen Entwicklungen der Theorien über den chemischen Prozeß und die Beziehung zwischen äußerer Form und chemischer Constitution.

In Bezug auf den mathematisch-chemischen Theil beziehen wir uns auf das bereits Gesagte, und heben nur noch hervor, daß hier auch der bequemen Logarithmen-Rechnung gedacht und diese bey der Reihe zweckmäßig gewählter Beyspiele in Anwendung gebracht wird, weßhalb auch den Tabellen der Aequivalentenzahlen deren Logarithmen beygegeben sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das vorliegende Werk, da es nur den generellen Theil der Chemie behandelt, bey der großen Masse von Lehrbüchern der speciellen Chemie, als eine sehr willkommene Erscheinung anzusehen ist und als zweckmäßiges Hülfsmittel für alle Zweige der Naturwissenschaften besonders zu empfehlen ist.

Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll.

A. Vogel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar etc.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon etc.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

(Fortsetzung.)

Wir schalten hier die Bemerkung ein, daß Hr. Schmidt in der Stelle 74 C. ein Glossem von etwa vier Zeilen entdeckt zu haben glaubt. Die Gründe, die er für diese Annahme beybringt, sind so triftig und überzeugend, daß nur die Schwierigkeit, sich die Entstehung eines solchen Einschiebsels zu erklären, der Beystimmung hinderlich ist. Doch wird sich kaum bestreiten lassen, daß die Beweisführung durch die Ausscheidung dieser Stelle wesentlich gewänne.

83 E. nahm Hr. H. schon früher Anstoß an der urkundlichen Lesart: *Τούτων τοίνυν ἕνεκα.. οἱ δικαίως φιλομαθεῖς κόσμιοί εἰσι καὶ ἀνδρεῖοι, οὐχ ὧν οἱ πολλοὶ ἕνεκά φασιν* und schreibt statt *φασὶν φαίνονται*, mit der Bemerkung, daß „nicht etwa die wirklichen Beweggründe der Philosophen von solchen, die ihnen die große Menge beylegte, sondern die Ursachen, durch welche sich die letztere selbst zu Tapferkeit und Mäßigung bestimmen läßt, von den Beweggründen der Philosophen" unterschieden werden. Diese Auffassung ist gewiß richtig und verdient den Vorzug vor derjenigen, welcher Hr. Stallbaum das Wort redet: „Sapientes temperantes sunt atque fortes non propter ea, propter quae vulgus hominum censet eos fortes atque temperantes esse." Allein kann man nicht zu *φασὶν* ergänzen *κόσμιοι καὶ ἀνδρεῖοι εἶναι*, wodurch ohne Aenderung der überlieferten Lesart der von Herrn K. Hermann geforderte Sinn gewonnen würde?

85 B. hat Hr. H. gewiß Recht, wenn er an dem Ausdruck: *ἡγοῦμαι.. οὐ χεῖρον ἐκείνων τὴν μαντικὴν ἔχειν παρὰ τοῦ δεσπότου* Anstoß nimmt und dafür *χείρω* von *χεῖρον'* proponirt. Denn wenn man auch die Worte bis *ἔχειν* ebenso construiren könnte wie kurz vorher (84 E.) *τῶν κύκνων δοκῶ φαυλότερος ὑμῖν εἶναι τὴν μαντικήν*, so hindert dieß der Beysatz *παρὰ τοῦ δεσπότου*, welcher dann nothwendig den Artikel *τὴν* bey sich haben müßte, da sich für die Auslassung des Artikels schwerlich ein solcher Entschuldigungsgrund beybringen ließe, wie Krüger z. B. für Thucyd. IV, 74 *ὅσοι τῶν πραγμάτων πρὸς τοὺς Ἀθηναίους μάλιστα μετέσχον*. Merkwürdig, daß keiner von den Commentatoren, auch Herr Stallbaum und Herr Schmidt nicht, ein Wort darüber sagen. Wahrscheinlich fassen sie mit Ast im Lex. Plat. *χεῖρον* in der Bedeutung von *ἧττον*. Oder man müßte hier einen ähnlichen Gebrauch des Adverbiums annehmen wie Conv. 221 A. *ἐνταῦθα δὴ καὶ κάλλιον ἐθεα-*

σάμην Σωκράτη ἢ ἐν Ποτιδαίᾳ. Für Herrn Hermann's Conjectur könnte die Lesart des Vat. Δ χείρων zu sprechen scheinen.

86 E. zieht Hr. H. vor, ἀπιστίαν παρέχει in Klammern zu setzen, als in den Worten: τί ἦν τὸ σὲ αὖ θᾶττον das τὸ in ὅ zu verwandeln und etwas weiter unten (87 B.) die Conjectur Forsters: ἀλλ' ἔστι (ἐστί?) που σῶς statt der von Hrn. Stallbaum vertheidigten urkundlichen Lesart ἀλλ' ἔστι που ἴσως in den Text aufzunehmen.

In beyden Fällen kann man schwanken, wofür man sich zu entscheiden hat, aber doch zuletzt geneigt seyn, Herrn Hermann beyzupflichten.

89 C. schreibt Hr. H.: πρὸς δύο λέγεται οὐδ' Ἡρακλῆς οἷός τε εἶναι ohne das ὁ, welches fast alle Handschr. vor Ἡρακλῆς setzen, weil dieß die gewöhnliche Form des Sprichworts sey. Hr. H. glaubt noch überdieß in der Lesart des Oxon. οὐ ὁ eine Bestätigung zu finden, wahrscheinlich aber mit Unrecht, da Gaisford λέγ. οὐ. ὁ ἡρ. schreibt, also οὐ doch wohl nur eine Abkürzung für οὐδ' ist. Jener andere Grund möchte jedoch Beachtung verdienen.

91 A. scheint der Grund doch nicht triftig genug, um die urkundliche Lesart εἰ μὴ εἴη in εἰ μὴ εἰ zu verwandeln, so gering die Aenderung ist. Hr. H. beruft sich auf Civ. III. 411 E. mit der Bemerkung, daß dort auch die Handschr. der gewählten Lesart günstig seyen. Dieß findet jedoch nach den Angaben Bekkers und Schneiders nur in untergeordnetem Maaße statt, insofern der Autorität des Venet. II, die des Par. A., welchen auch Hr. H. als kritische Grundlage anerkennt, entgegensteht.

92 A. verwirft Hr. H. die von den Zürcher Herausgebern aufgenommene Lesart der besten Handschriften, auch des Clark., δοξάσαι und behält die Vulg. δόξαι wegen des vorausgehenden δόξειν, worauf sich dieser Ausdruck offenbar bezieht. Allein ein Wechsel im Ausdruck tritt doch ein, wenn man zuerst ἄλλο und dann ἄλλα liest, wie auch Hr. H. nach urkundlicher Autorität schreibt. Auch ist derselbe nicht anstößiger, als wenn man im Deutschen sagte: „Ich würde mich wundern, wenn mir darüber je eine andere Vorstellung käme. Aber du mußt eine andere Vorstellung bekommen" — wobey die Beziehung des zweyten Ausdrucks auf den ersten doch noch hinlänglich in die Ohren fällt. Hr. Stallbaum schreibt auch an der ersten Stelle mit geringerer handschriftlicher Autorität ἄλλα.

93 D. nimmt Hr. H. die Conjectur Stallbaum's, die dieser jedoch selbst wieder aufgegeben, μήτε μᾶλλον μήτε ἧττον ἡρμόσθαι statt μηδὲ μ. μηδὲ ἧ. in den Text auf. Daß diese Aenderung, die allerdings der geltenden Theorie sich anschließt, jedoch nicht absolut nothwendig ist, scheint Hr. H. selbst fühlen lassen zu wollen, indem er sagt: „illic enim (ein paar Zeilen weiter unten 93 E.) prius οὐδὲ est etiam non, quod a nostro loco alienius est." In der That läßt sich an der fraglichen Stelle die Bedeutung von „etiam non" wohl denken und die gewählte Form der Negation steht mit dem herrschenden Charakter der Stelle wohl in Einklang. Der darauf folgende Uebergang: ἡ δὲ μήτε μᾶλλον μηθ' ἧττον ἡρμοσμένη ist auch ganz begründet und erlaubt keinen Rückschluß auf die vorhergehenden Worte, welche damit wiederholt werden. Die ganze Stelle von 93 A. an ist übrigens in mehrfacher Hinsicht, sowohl in kritischer als exegetischer Beziehung, beachtenswerth. Hr. H. stellt 93 B. die urkundliche Lesart wieder her: Ἦ οὖν ἔστι τοῦτο περὶ ψυχήν, ὥστε καὶ κατὰ τὸ σμικρότατον μᾶλλον ἑτέραν ἑτέρας ψυχῆς ἐπὶ πλέον καὶ μᾶλλον ἢ ἐπ' ἔλαττον καὶ ἧττον αὐτὸ τοῦτο εἶναι, ψυχήν; und verwirft ausdrücklich die fast allgemein angenommene Aenderung van Heusde's, welcher das erste μᾶλλον entfernt und vor ψυχῆς ψυχήν eingeschaltet wünscht. Daß letzteres nicht gerade grammatisch nothwendig, fällt in die Augen, da es aus dem vorangehenden περὶ ψυχήν verstanden werden kann, obwohl dann naturgemäß auch ψυχῆς fehlen sollte. In stilistischer Hinsicht gewänne demnach allerdings der Ausdruck, wenn er sich der unten (93 D.) wirklich gebrauchten Form assimilirte. Denn daß dort ψυχήν nicht wie hier Subject sondern Prädicat sey, dieß erlaubt nicht die Stellung: ἑτέραν ἑτέρας ψυχὴν ψυχῆς anzunehmen, da doch ψυχῆς in Relation zu dem Subjecte steht, so daß

also vielmehr das Prädicat in dieser Stelle nicht ausdrücklich gesetzt ist. Das von van Heusde verworfene *μᾶλλον* hat indessen auch Hr. Stallbaum auf Sommer's Empfehlung neuerdings wieder hergestellt. Doch möchten wir die Verwerfung desselben nicht als einen Beweis ansehen, daß van Heusde „die ganze Stelle nicht verstanden hat.“ Nach dieser Aeußerung scheint Hr. H. dieses *μᾶλλον* als zur Vollständigkeit des Gedankens unentbehrlich zu betrachten. Dieß möchte jedoch aus einer genauen Analyse des Zusammenhangs schwerlich sich ergeben. Denn da im Vorhergehenden gesagt ist: Wenn eine Harmonie in höherem Grade gestimmt wäre, so würde sie mehr, und wenn in geringerem Grade, weniger Harmonie seyn; so würde der nächste Satz durchaus nichts vermissen lassen, wenn die Worte *μᾶλλον ἑτέραν ἑτέρας ψυχῆς* ganz fehlten, da der übrig bleibende Theil dann vollkommen dem vorangehenden entspräche und der Parallelismus des Gedankens auch in dem Ausdruck gewahrt wäre. Doch sollen die bezeichneten Worte darum keineswegs als ein aus dem Folgenden entstandenes Einschiebsel bezeichnet werden. Dagegen sprechen die Worte: *Ἀλλὰ προωμολογήσαμεν, ἔφη, μηδὲν μᾶλλον μηδ' ἧττον ἑτέραν ἑτέρας ψυχὴν ψυχῆς εἶναι*, welche ihre Beziehung offenbar nur auf den fraglichen Satz haben können. Auch ist der Uebergang aus jener unbestimmteren Fassung in diese bestimmtere kein gewaltsamer, sondern die hier ausgesprochene Relation liegt implicite auch in den Worten, daß die Harmonie, wenn sie mehr oder weniger gestimmt ist, auch mehr oder weniger Harmonie ist; denn sie kann z. B. mehr Harmonie nur seyn in Vergleich zu einer andern Zeit, wo sie es weniger ist, oder zu einer andern Harmonie, welche es weniger ist. Aus allem diesem ergibt sich aber noch immer nicht eine besondere Bedeutung des ersten *μᾶλλον*, wodurch es ein nothwendiger Bestandtheil des Gedankens würde, ohne den derselbe nicht vollständig wäre, sondern die Natürlichkeit des mündlichen Gesprächs, welche Platon durchgängig mit so großer Kunst nachbildet, ließ dem *κατὰ τὸ σμικρότατον* gleich das *μᾶλλον ἑτέραν ἑτέρας* folgen, was für sich aber nur die eine Seite des entsprechenden Gedankens ausdrücken würde und die exegetische Ergänzung veranlaßt in dem vollständigen Ausdruck: *ἐπὶ πλέον καὶ μᾶλλον ἢ ἐπ' ἔλαττον καὶ ἧττον.* Aehnlich betrachtet auch Sommer die Sache, dem wir nur darin nicht beystimmen, daß er den Grund der Erscheinung in die Absicht setzt, „den Begriff recht hervorzuheben und zu vergegenwärtigen.“

In exegetischer Hinsicht ist diese Stelle merkwürdig durch den großen Mißverstand über den Gang der Beweisführung, den sie erfahren hat. Gar nicht zu reden von Arnold, der in seinem bekannten Buche: „Platon's Werke; einzeln erklärt und in ihrem Zusammenhange dargestellt“, ganz von der richtigen Auffassung des Gedankens abgekommen ist; aber auch Hr. Stallbaum wiederholt in der neuesten Ausgabe die irrige Ansicht, daß mit *φέρε δή* (93 B.) ein neuer Beweis beginne, während das Vorangehende von den Worten an *Τί δέ, ἦ δ' ὅς, ὦ Σιμμία, τῇδε;* nur die Prämissen zu dem folgenden Beweis enthält und also keineswegs einen selbständigen Beweis bildet, den Hr. St. nur dadurch gewinnt, daß er den Worten des Platon einen ganz andern Sinn beylegt, als sie haben und richtiger Weise haben können, sollen sie nicht ebenso mit der Wahrheit wie mit späteren Aeußerungen des Schriftstellers selbst in Widerspruch treten. Denn wenn Hr. St. Platon sagen läßt, **harmoniam aliam alia magis esse posse harmoniam**, so übersieht er offenbar die Worte: *εἴπερ ἐνδέχεται τοῦτο γίγνεσθαι*, welche recht als ein Merkzeichen zum richtigen Verständniß hingesetzt sind. Der Gang des Beweises ist vielmehr dieser: Weil die Harmonie abhängig ist von der Stimmung des Instrumentes, woraus sie hervorgeht, so kann die Seele keine Harmonie seyn, da sonst der Gegensatz von Verstand und Unverstand, Tugend und Laster gar keinen Platz mehr in der Seele fände. Denn was sollte Unverstand und Laster anderes seyn als eine Disharmonie, die in der Harmonie nicht bestehen kann, vielmehr die Harmonie zerstören würde, da eine disharmonische Harmonie eben keine Harmonie ist, während eine unverständige und lasterhafte Seele um nichts weniger Seele ist als eine verständige und tugendhafte. Die irrige Auffassung der ganzen Stelle hat natürlich ihren Einfluß auch

auf das Argumentum in der Praefatio geübt, wo z. B. der Satz: Et primum quidem quod de harmonia recte dici potest, varios esse ejus gradus, ut alia sit deterior, alia praestantior, id de animo affirmare non licet, ut qui semper sui similis sit neque unquam naturae suae habeat ullam varietatem" — eben so wenig den Gedanken des Schriftstellers treffend wieder gibt wie in materia der Wahrheit entspricht.

95 B. schreibt Hr. H. μή τις ἡμῶν βασκανία περιτρέψῃ τὸν λόγον τὸν μέλλοντα [λέγεσθαι], mit der Bemerkung (Praefatio p. XV): „ἡμῖν B (Bekk.) T (Turic.), quia ἡμῶν ad τὸν μέλλοντα λέγεσθαι minus aptum est; at vide ne tolli λέγεσθαι oporteat, praesertim quum alia codd. lectio ἔσεσθαι interpolatores sibi ne constitisse quidem ostendat." Allein welchen Einfluß der Infinitiv λέγεσθαι auf die Wahl zwischen ἡμῶν oder ἡμῖν (die Lesart einer einzigen Hdschr. von untergeordnetem Werthe) haben soll, sieht man nicht ein, da auch diejenigen, welche ἡμῖν vorzogen, diesen Dativ schwerlich mit τὸν μέλλοντα λέγεσθαι verbinden wollten, und Hr. Stallb., welcher λέγεσθαι beybehält, auch ἡμῶν in Schutz nimmt, mit der treffenden Verweisung auf 117 A. ἕως ἄν σου βάρος ἐν τοῖς σκέλεσι γένηται, wo noch andere entsprechende Stellen angeführt werden. Was nun die Auslassung des Inf. betrifft, so kommen zwar einige wenige Stellen vor, in welchen μέλλων adjectivisch ohne Inf. gesetzt ist; allein die Stellung nach dem Substantiv läßt doch eher den volleren Ausdruck erwarten, der auch der gewöhnliche ist und wenigstens durch den Vat. Δ. mit einigen anderen Handschriften beglaubigt wird, denen Hr. H. auch 94 B. in der Auslassung von παθήμασι nach ἐναντιουμένην folgt. Nichtsdestoweniger könnte die Einklammerung des λέγεσθαι gerechtfertigt erscheinen, wenn Hr. H. etwa damit hätte andeuten wollen, daß die Lesart mehrerer vorzüglicher Handschriften: ἔσεσθαι möglicher Weise die Spur der ursprünglichen Hand des Schriftstellers, vielleicht ῥηθήσεσθαι, das dem attischen Sprachgebrauche noch besser Genüge thäte, erkennen lasse.

95 D. schreibt Hr. H. mit der Zürcher Ausg. nach der überwiegenden Autorität der Handschriften διαφέρειν δὲ δὴ φῄς κτέ., wofür schon einigermaßen der Parallelismus mit dem vorhergehenden οὐδὲν κωλύειν φῄς spricht. Ob aber deßwegen nothwendig auch προσήκει ohne alle handschriftliche Autorität in προσήκειν verwandelt werden muß, möchte doch die Frage seyn, da gerade in Sätzen mit γάρ der Uebergang von der indirecten in die directe Form nicht selten eintritt. Vergl. kurz vorher ἀλλὰ γὰρ οὐδέν τι μᾶλλον ἦν und 86 A. mit Stallbaum's Note. Auch darf man an einer solchen Freyheit um so weniger Anstoß nehmen, als die ganze umfassende Periode so reich ist an Abweichungen von der strengen Syntaxis, welche nur von dem Standpunkte der freyer gestalteten mündlichen Rede erklärt werden könnes. Manches Auffallende bleibt in der Note des Hrn. St. unerörtert, z. B. in den Worten τὸ δὲ ἀποφαίνειν, ὅτι... ἦν ἔτι πρότερον, πρὶν ἡμᾶς ἀνθρώπους γενέσθαι, οὐδὲν κωλύειν φῄς πάντα ταῦτα μηνύειν... ὅτι... ἦν που πρότερον ἀμήχανον ὅσον χρόνον κτέ.

97 C. setzt Hr. H. in der allgemein bisher angenommenen urkundlichen Lesart: ἡγησάμην ..... τόν γε νοῦν κοσμοῦντα πάντα κοσμεῖν καὶ ἕκαστον τιθέναι ταύτῃ ἄν βέλτιστα ἔχῃ, das κοσμεῖν in Klammern, und will entweder καὶ in der Bedeutung von etiam verstanden oder πάντα καὶ ἕκαστον verbunden gedacht haben als Object zu τιθέναι. Daß der Satz ohne κοσμεῖν bestehen könnte, und daß derselbe nach der gewöhnlichen Lesart eine gewisse Exuberanz zeigt, ist nicht zu läugnen. Doch eine Nothwendigkeit, das fragliche Wort auszuwerfen, findet nicht statt. Die Wiederholung desselben Begriffes könnte ja dazu dienen, den Widerspruch in der Lehre des Anaxagoras, welcher das aufgestellte Princip gar nicht zur Anwendung bringt, recht fühlbar und gleichsam ohrenfällig zu machen: ich glaubte, daß der Verstand, als Ordner, alles ordne u. s. w., wogegen Anaxagoras, obwohl er ihn den Ordner und Urheber aller Dinge nennt, ihn nirgends als solchen wirken läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar 2c.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon 2c.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

(Fortsetzung).

Eher noch könnte man kurz vorher in den Worten: *ὡς ἄρα νοῦς ἐστιν ὁ διακοσμῶν τε καὶ πάντων αἴτιος*, nach *διακοσμῶν τε* ein *πάντα* vermissen, um so mehr, als in allen Anführungen der Stelle, aus welchen *διακοσμεῖν* als das authentische Wort des Philosophen erkannt wird, dasselbe mit einem Accusativ verbunden erscheint. Doch geben die Handschriften keinerley Anlaß zu einer Aenderung.

102 D. finden wir *ὑπερέχων* eingeklammert, während wir in der Praef. p. XV lesen: „circumscripsi *ὑπερέχειν* cum Voegelino" e. q. s. Wahrscheinlich ist letzteres nur ein Druckfehler, da auch Hr. Stallb. die Auswerfung des Particips als Vögelin's Conjectur bezeichnet. Gewiß geschieht auf solche Weise dem Sinn und Zusammenhang volles Genüge, weit besser als durch die Construction, mittelst deren Hr. Stallb. das *ὑπερέχων* halten zu können meint. Warum aber gibt Hr. H. die Lesart seines Fundamentalcodex auf, die, aus Gaisford's Stillschweigen zu schließen, mit der lectio Steph. *παρέχων* übereinstimmt? Die Wiederholung desselben Wortes in dem nächsten Satze bietet keinen Anstoß. Ueber die Lesart der übrigen Handschriften kann man in Zweifel seyn, ob dieselbe, wie Hr. St. angibt, *ὑπερέχων* lautet, oder ebenfalls, wie der Clark., mit der Vulg. übereinstimmt, da das Sternchen, welches die übrigen Handschriften bedeutet, nicht selten bey Bekker ausgefallen ist und an dieser Stelle die Angabe desselben jedenfalls an Unvollständigkeit leidet.

103 C. schreibt Hr. H.: *ὁ δ', Οὐκ αὖ, ἔφη, ὁ Κέβης*, indem er es für gerathener hält, mit Zugrundelegung der von den besten Handschr. gebotenen Lesart *ὁ δ' αὖ* die nothwendige Negation einzuschalten, als die schwächer beglaubigte Lesart *οὐδ' αὖ*, die seit Bekker zur Geltung gekommen ist, aufzunehmen. Und in der That möchte es schwer seyn, die Bedeutung von *οὐδέ* hier nachzuweisen.

104. E. schließt Hr. H. nach dem Vorgang Bekker's *τὸ ἐναντίον* in Klammern, als ein sinnstörendes Einschiebsel. Ein milderes Mittel, dem Sinne zu Hülfe zu kommen, fand Hr. Stallb., indem er nach *αὐτό* ein Komma setzt und *τὸ ἐναντίον* als epexegetische Apposition betrachtet, was insoferne zuläßig erscheint, als der Schriftsteller bey dem *αὐτό* allerdings einen solchen Begriff im Sinne hat, der seiner Natur nach gegensätzlich ist und sich eben deßwegen nie mit solchen Dingen verträgt, die einen Begriff bey sich haben, dem jener widerspricht.

Abgesehen von der Rücksicht auf die Handschriften, die alle τὸ ἐναντίον haben, möchte man freylich der Weglassung dieser Worte den Vorzug geben, wenn sie nicht etwa auch von dem Gesichtspunkt der die platonische Redeform so ganz beherrschenden Nachahmung des mündlichen Gespräches zu beurtheilen sind.

Die gleiche Nothwendigkeit, den herkömmlichen Text durch die Anwendung von Klammern zu berichtigen, erkannte Hr. H. 105 B., wo die Zürcher Ausgabe nichts ändert an der lectio Stephaniana: ᾧ ἄν τί ἐν τῷ σώματι ἐγγένηται, θερμὸν ἔσται, obwohl die Vergleichung mit dem Folgenden das Anstößige in den Worten: ἐν τῷ σώματι nicht verkennen läßt. Die Handschriften bieten wenig Hülfe, sondern verschlechtern zum Theil den Ausdruck, dadurch daß die vorzüglichsten mit Ausnahme des Vat. ὅ statt ᾧ schreiben. Her. Stallb. klammert deßhalb ἐν τῷ ein, wodurch der Ausdruck in formeller Hinsicht allerdings gewinnt, aber doch insofern nicht befriedigt, als eines Theils die Eigentlichkeit des Ausdruckes, welche in den folgenden Beyspielen beobachtet wird, hier vermißt würde, und in diesem Betracht auch dem geforderten Parallelismus nicht Genüge geschähe. Dem ersteren Uebelstande begegnet nun Hr. H. dadurch, daß er nach dem Vorgange Vögelins die Einklammerung auch auf σώματι erstreckt; den anderen, daß auch so der Parallelismus nicht hergestellt wird, erkennt er an durch die Bemerkung: quanquam hujus in locum aliud substitui facile patiar. Welches dieses seyn soll, möchte schwer zu sagen seyn, da χρήματι, doch wohl das einzige Wort, an das man der Bedeutung halber denken könnte, weder durch die Aehnlichkeit der Schriftzüge noch durch den Sprachgebrauch des Schriftstellers hinlänglich empfohlen wird. Ob übrigens die von Ast gebilligte Lesart des Vat., der ποτε an der Stelle von ἐν τῷ setzt, nicht doch Berücksichtigung verdient, möchte die Frage seyn, da diese Handschrift an manchen Stellen, wo die sonst vorzüglichen offenbare Verderbnisse zeigen, das Richtige erhalten hat.

109 D. nimmt Hr. H. an Stelle der urkundlichen Lesart: τὸ δὲ εἶναι ταὐτόν, die Conjectur Baiter's: τὸ δὲ δεινότατον, welcher die Zürcher Ausgabe nur einen Platz in den Noten gönnte, in den Text auf, offenbar als eine unzweifelhafte Verbesserung. Diesen Werth können wir derselben, so glänzend sie auch von formeller Seite erscheint, nicht zugestehen, da sie nach unserer Meinung dem Zusammenhang nicht ganz angemessen ist. Denn ein solcher Ausdruck kündigt doch wohl etwas an, was man nach dem Vorausgehenden nicht schon von selbst erwarten konnte, während in unserer Stelle das folgende nur die consequente Ausführung dessen ist, was man nach der parallelen Ausführung in der vorausgehenden Vergleichung als ergänzenden Gedanken nothwendig fordern mußte. Diesem Anspruch genügt die überlieferte Lesart, welche auch an sich einen befriedigenden Sinn bietet. Nimmt man aber doch aus formellen Gründen an derselben Anstoß, wegen des kurz vorausgehenden ταὐτὸν δὲ τοῦτο καὶ ἡμᾶς πεπονθέναι, so könnten wir uns eher mit der Conjectur Heindorf's: τὸ δὲ εἶναι τοιοῦτον, befreunden, die sowohl dem Sinn als der Form Genüge thut und auch keine zu weit gehende Aenderung fordert. Hr. Stallb. hat dieselbe in den Text aufgenommen.

100 B. nimmt Hr. H. abermals seine Zuflucht zu den Klammern, indem er in den Worten: εἰ γὰρ δεῖ καὶ μῦθον λέγειν καλόν, ἄξιον ἀκοῦσαι κτέ., καλόν ausscheidet. Die Bemerkung in der Praef. läßt nicht genau erkennen, ob Hr. H. ebenso, wie Hr. Stallb. und die Zürcher Herausgeber in Uebereinstimmung mit Bekker angeben, annimmt, daß die erste Hand des Clark. das Wort ganz ausläßt. Das scheint uns aus Gaisford's Angabe nicht mit Sicherheit zu schließen, indem dieselbe nur die Lesart καλὸν καί, welche in mehreren Handschriften vorkommt, dem Rande zuweist, eine Abweichung in dem Text von der Stephanischen Lesart durch Auslassung des καλόν nicht bemerkt. Daß man das Wort, welches in dem Venet. II. fehlt, gern vermißt, ist keine Frage, und jedenfalls die Einklammerung gerechtfertigt. Gleich darauf schreibt Hr. H. nach dem Vorgange Bekker's und der Zürcher Ausg. πρῶτον μὲν εἶναι τοιαύτη ἡ γῆ αὐτὴ ἰδεῖν, wie Heindorf aus dem Eusebius die überlieferte Lesart αὕτη umgestaltete. Diese behält Hr. St. bey, mit der Bemerkung: „Imo αὐτὴ ferri nullo modo

potest." Die darauffolgende Beweisführung wird jedoch schwerlich viele Leser überzeugen, obwohl so viel zuzugeben ist, daß auch *αὕτη*, die Lesart aller Handschriften, die zwar in solchen Dingen wenig Autorität haben, durch die Beziehung auf die kurz vorhergehenden Worte: *τὰ ἐπὶ τῆς γῆς ὑπὸ τῷ οὐρανῷ ὄντα*, erklärt werden kann.

111 E. schreibt Hr. H. *ὧν δὴ καὶ ἐκείνους τοὺς τόπους πληροῦσθαι* statt der herkömmlichen Lesart *ἑκάστους*, für welche das Zeugniß sämmtlicher Handschriften spricht. Diese Aenderung gibt dem Satze in Rücksicht auf die folgenden Worte: *ὧν ἂν ἑκάστοις τύχῃ ἑκάστοτε ἡ περιρροὴ γιγνομένη*, ein wohlgefälligeres Ansehen, möchte jedoch schwerlich als unbedingt nothwendig dargethan werden können.

112 E. zieht Hr. H. vor *ἅπαντες γάρ πως ἀμφοτέροις τοῖς ῥεύμασι τὸ ἑκατέρωθεν γίγνεται μέρος* zu schreiben, als *πρός*, welches in einigen vorzüglichen Handschriften zwischen *γὰρ* und *ἀμφοτέροις* steht, ganz zu beseitigen. Sinn und Zusammenhang widerstreiten dieser Aenderung nicht, die sich besser empfiehlt als Heindorf's *πρόσω*. Doch möchte auch Ast's Vorschlag, da andere Handschriften *πρὸς* statt *ἅπαντες* bieten, *πρόσαντες* zu lesen, Berücksichtigung verdienen, wenn nicht etwa gar in der Stelle des Aristoteles, wo diese mythisch-physikalische Darstellung besprochen wird, das Richtige erhalten ist: *πρὸς ἄναντες*. Gleich darauf schreibt Hr. H. *ἐξωτάτω ῥέον πέρι κύκλῳ* statt *περὶ κύκλῳ* oder, wie die besten Handschriften haben, *περικύκλῳ*, was man durch eine Stelle aus Plutarch und die Autorität eines Grammatikers schützen zu können geglaubt hat.

116 B. hält es Hr. H. für gerathen, *ἐκείναις*, das in den Handschriften unsicher ist in Endung und Stellung, in Klammern zu setzen, und zwar auch um deßwillen, weil doch anzunehmen, daß Sokrates nicht bloß mit den Weibern, sondern auch mit seinen Söhnen gesprochen habe. Auf diesen letzteren Grund möchten wir kein zu großes Gewicht legen. Denn wie in der ganzen Schilderung der letzten Lebensstunden des wunderbaren Mannes die gemüthliche Seite des Familienlebens ganz zurücktritt, so ist es wohl denkbar, daß der Schriftsteller davon, was S. etwa zu den beyden Kindern spricht — denn der älteste Sohn scheint eben so wenig als die Mutter anwesend gedacht zu werden — keine Erwähnung thut und nur der Aufträge gedenkt, die er den befreundeten Weibern ertheilt. Auch würde man immerhin schwer den Dativ vermissen und eher noch zu der Aenderung *ἐκείνοις* seine Zuflucht nehmen.

118 A. schreibt Hr. H. *καὶ ἐπανιὼν οὕτως ἡμῖν αὐτοῖς ἐπεδείκνυτο*, nicht in Uebereinstimmung mit seinem Fundamentalcodex, der zwar *αὐτοῖς* bietet, wie einige andere Handschriften, aber dafür *οὕτως* ausläßt. Da nun andere gute Handschriften, darunter eine Venetianer, welche fast immer mit dem Oxon. übereinstimmt, *αὐτοῖς* nicht haben, und *οὕτως* in der Stellung wechselt, so kann man wohl zweifelhaft seyn, ob man *οὕτως* und *αὐτοῖς* als Varianten zu betrachten, oder die Lesart des Vat. und einiger anderen Handschriften, welcher Hr. H. seinen Beyfall gibt, aufzunehmen hat, da allerdings beyde Worte zwar nicht unentbehrlich sind, aber doch ihre Wirkung thun.

Die voranstehenden Bemerkungen, die zum Theil der von Hrn. Hermann vertretenen Ansicht widersprechen, sollen und können natürlich nicht dazu dienen, unser im Eingang des ersten Artikels ausgesprochenes Urtheil zurückzunehmen oder zu beschränken, da wir vielmehr mit vollster Ueberzeugung anerkennen, daß durch die vorliegende neue Bearbeitung ein wesentlicher Schritt zur Herstellung eines urkundlich gesicherten und von überlieferten Schäden gereinigten Textes gemacht worden sey. Wir glauben, daß, bey der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Stellen, in denen der Herr Herausgeber den Text der Zürcher Ausgabe verlassen hat, etwa zwey Drittel der vorgenommenen Aenderungen sich als wirkliche Verbesserungen behaupten dürften. Dazu gehören auch einige durchgreifende sprachliche Berichtigungen, wie z. B. die wiederholte Herstellung des in das Reflexivum veränderten *αὑτός*. Als eine Einzelheit dieser Art erwähnen wir 76 B. *βουλοίμην μὲν τἄν*, statt des herkömmlichen und auch von Hrn. Stallb. beybehaltenen *μέντ' ἄν*. Ob nicht

jedoch auch so das *μέν* zu orthotoniren wäre, möchte die Frage seyn. Vgl. Elmsley zu Aristoph. Acharn. v. 323.

Um die Leistung des Herrn Stallbaum in der vorliegenden neuen Ausgabe des Phädon zu würdigen, haben wir hauptsächlich den exegetischen Commentar in Betracht zu ziehen; derselbe stellt sich die Aufgabe, alle vorkommenden — sprachlichen und sachlichen — Schwierigkeiten zu besprechen und nach Vermögen aufzuklären. Daß das Maaß der Ansprüche hiebey ein verschiedenes ist und deßhalb auch der Grad der Befriedigung je nach dem Bedürfniß der Leser sich verschieden gestalten wird, versteht sich von selbst. Der Beurtheilung liegt es ob, den Maaßstab anzuwenden, den die Absicht des Verfassers darbietet. Die ursprüngliche Bestimmung der Ausgabe, insofern sie einer Sammlung angehörte, die für das Bedürfniß der Schulen eingerichtet war, verläugnet dieselbe auch in ihrer jetzigen, diesem Connex entwachsenen Gestalt nicht, obwohl der Gesichtspunkt augenscheinlich ein allgemeinerer, auch das gelehrte Interesse nicht ausschließender geworden ist. Bey der anerkannten Schwierigkeit, mehrseitige Zwecke zu verbinden, gebührt der geschickten Handhabung des Herausgebers die vollste Anerkennung, womit nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Fälle vorkommen, wo man nach dem dargebotenen Maaßstab berechtigt war, eine Erläuterung zu erwarten, aber vergebens sucht. Solche Stellen sind: 70 C. *οὖ μεμνήμεθα*, wo die unrichtige Uebertragung mehrerer Uebersetzer zu einer Bemerkung Anlaß gab, wie wir sie in dem kritischen Commentar des Hrn. Schmidt finden. Dasselbe gilt von den unmittelbar darauffolgenden Worten: *ὡς εἰσὶν ἐνθένδε ἀφικόμεναι ἐκεῖ*, wo die unrichtige Verbindung des *ἐκεῖ* mit *εἰσὶν* allein statt mit *εἰσὶν ἀφικόμεναι*, dem Verständniß des Gedankengangs hinderlich geworden ist. Ebenso hätte zu den Worten: *οὐ γὰρ ἂν που πάλιν ἐγίγνοντο, μὴ οὖσαι*, die so leicht ein Mißverständniß erfahren können und erfahren haben, ein Wort der Erläuterung gesagt werden sollen. In der Stelle 72 B.: *εἰ τὸ καταδαρθάνειν μὲν εἴη, τὸ δ' ἀνεγείρεσθαι μὴ ἀνταποδιδοίη γιγνόμενον ἐκ τοῦ καθεύδοντος κτέ.* verdienten die letzten Worte wohl eine Bemerkung, da man statt des Participium's den Infinitiv erwarten möchte und die Frage entsteht, ob der Schriftsteller jenes als Neutrum in der Bedeutung eines abstracten Verbalsubstantivs, nach einem Gebrauche, den Madvig (Synt. d. gr. Spr. §. 180 B. Anm. 2) und Krüger (zu Thuc. I, 36) auf die Dichter und den Thucydides beschränken, oder als persönliche Bezeichnung verstanden wissen wollte. Weiter unten ergibt sich in den Worten: *εἰ γὰρ ἐκ μὲν τῶν ἄλλων τὰ ζῶντα γίγνοιτο* eine Schwierigkeit in Bezug auf das Verständniß von *ἐκ τῶν ἄλλων*, da die Auffassung Ast's („ex reliquis, int. quae viverent") nicht den eigentlichen Gedanken trifft und vielmehr das negative Element, daß es nicht die Todten sind, hier allein in Betracht kommt. Auch p. 73 B. *ἐάν τις ἐπὶ τὰ διαγράμματα ἄγῃ ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων*, kann man über die Beziehung der letzten Worte in Zweifel seyn, ohne bey Hrn. St. einen Aufschluß zu finden. Offenbar bezeichnet Platon nicht bestimmt den Bereich, auf welchen der vorliegende Beweis sich erstreckt, sondern gibt nur zu erkennen, daß es allerdings auch Arten des Wissens gebe, auf welche die Lehre von der Wiedererinnerung keine Anwendung finde. Daß p. 74 B. zu den Worten: *ἆρ' οὐκ ἐξ ὧν νῦν δὴ ἐλέγομεν· ἢ ξύλα ἢ ἄλλ' ἄττα ἰδόντες ἴσα, ἐκ τούτων ἐκεῖνο ἐνενοήσαμεν* — sowohl in Bezug auf die richtige Fassung der Frage als auf die Beziehung des Relativs, eine Bemerkung am Platz wäre, zeigen die Mißverständnisse von Uebersetzern und Erklärern, auf welche Herr Schmidt in seinem Commentar hinweist. Auch didaktische Erfahrungen werden es bestätigen, wie nahe die Versuchung liegt, dem Gang der Erörterung vorzugreifen und hier bereits ein Moment anzunehmen, das erst später hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	18. Februar.
Nro. 21.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1853.

Erklärung.

Die unterzeichnete Redaction der Gelehrten Anzeigen erklärt hiemit, daß die in den Nummern vom 27. September bis 18. Oktober 1852 enthaltene Beurtheilung des deutschen Wörterbuches der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm eingegeben und gedruckt wurde, während der Redacteur auf einer Reise nach Athen abwesend war, und daß der Redactionsgehilfe, welcher während seiner Abwesenheit die laufenden Geschäfte zu führen hat, mit der Akademie aber so wenig wie der Rezensent in Verbindung steht, sie im Augenblicke häuslicher Bedrängniß, ohne von ihrem Inhalt nähere Kenntniß zu nehmen, oder ein Mitglied der Akademie zu befragen, allein auf die Versicherung des Verfassers von der Unverfänglichkeit ihres Inhaltes zum Drucke zugelassen hat. Diese Erklärung war bestimmt, schon früher und in Verbindung mit einer zweyten Rezension des genannten Werkes veröffentlicht zu werden. Da aber die Vollendung von dieser länger, als wir wünschten, sich verzieht, haben wir für nöthig erachtet, sie noch vor Erscheinung derselben drucken zu lassen, sowohl der Urheber des deutschen Wörterbuches, als der Akademie der Wissenschaften und speciell der ersten Klasse wegen, welche schon seit früheren Jahren Jakob Grimm und seit dem letzten Sommer auch Wilhelm Grimm zu den ihrigen zählt. Denn es liegt uns daran, die Voraussetzung abzulehnen, daß die Akademie oder irgend eines ihrer Mitglieder sich direct oder indirect an der Veröffentlichung einer Anzeige betheiligt habe, durch welche die Achtung gegen zwey ihrer Mitglieder von hohem wissenschaftlichem Verdienste auf eine so rücksichtslose Art verletzt wird, wie es in jener Anzeige zu unserm tiefen Bedauern geschehen ist.

München am 26. Januar 1853.

Die Redaction der Gelehrten Anzeigen.

Fr. v. Thiersch.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar 2c.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon 2c.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

(Fortsetzung).

Dieser Irrthum ist um so leichter möglich, als der Schriftsteller weiter unten (75 C. 76 C.) in der That denselben Ausdruck — *ἐπιστήμην τινὸς λαμβάνειν* — von dem ursprünglichen Aneignen einer Idee gebraucht, dessen er sich hier und 74 C. bedient, um die durch die Wahrnehmung der uns umgebenden Abbilder vermittelte Auffassung in diesem Leben zu bezeichnen. Auch die Inhaltsangabe in der Praefatio geht levi pede über die Schwierigkeit hinweg, welche der Gedankenzusammenhang bietet. Ein ähnlicher Fall findet 76 E. statt, wo die Worte *ὥσπερ καὶ ταῦτα ἔστιν* und *καὶ ἴση ἀνάγκη ταῦτά τε εἶναι* und *εἰ μὴ ταῦτα οὐδὲ τάδε* schon um der Aenderung willen, zu welcher sich Wyttenbach versucht fühlte, eine erläuternde Bemerkung erforderten, da der gleiche Anstoß auch jetzt noch jedem Leser begegnen kann, nicht am wenigsten demjenigen, der die Bemerkung des Herausgebers zu 75 E. noch im Gedächtniß hat. 78 B. war wohl auch mit einem Worte auf die Absicht und Bedeutung des doppelten Ausdruckes: *τῷ μὲν ξυντεθέντι τε καὶ ξυνθέτῳ ὄντι* hinzuweisen. Ebenso vermißt man 85 B. eine Erklärung, wie sich Hr. St. die Construction der Worte: *οὐ χεῖρον ἐκείνων τὴν μαντικὴν ἔχειν παρὰ τοῦ δεσπότου* denkt, da ein Anstoß nicht zu vermeiden ist. Auch 96 E. war zu den Worten: *ἢ τὸ προστεθὲν καὶ ᾧ προσετέθη* eine kurze Erläuterung zu geben, schon in Rücksicht auf den von Wyttenbach angeregten Zweifel an der Richtigkeit des Textes, dem durch Ast's unklare Bemerkung keineswegs genügend begegnet wird. — 98 C. erläutert Hr. St. zwar den Ausdruck *διαφυαί*, worüber im Nothfall die Lexica Auskunft geben, sagt aber nichts über die Verbindung der Worte *χωρὶς ἀπ' ἀλλήλων* mit *διαφυὰς ἔχει*, worüber man in den Grammatiken keine Belehrung findet. Ebenso übergeht Hr. St. 110 C. den eigenthümlichen Gebrauch von *τὴν μὲν ... τὴν δέ*, sagt auch nicht, ob er die Worte *ὅση λευκή* ebenso versteht, wie Bernhardy, dessen Auffassung sich schwerlich wird rechtfertigen lassen. Auch 111 E. bleiben die Worte: *ὧν ἂν ἑκάστοις τύχῃ ἑκάστοτε ἡ περιῤῥοὴ γιγνομένη* ohne Erläuterung, obwohl sie offenbaren Mißverstand erfahren haben, wie z. B. die Erklärung Ast's, die ziemlich maaßgebend geworden zu seyn scheint: „in quoscumque (locos) circumfluentia illa prorumpant", *ὧν ἂν* auf das vorausgehende *ἑκάστους τοὺς τόπους* bezieht, ohne auf den Genitiv Rücksicht zu nehmen, der nur von *ἡ περιῤῥοὴ γιγνομένη* abhängig gedacht werden kann, dann aber auch eine andere Beziehung verlangt als auf *τόπους*, nämlich auf denselben Begriff, auf welchen sich in dem vorausgehenden Satz das *ὧν* bezieht, auf die Bestandtheile der Flüsse.

Eine Ungleichheit in der Beobachtung des Maasses wird man leicht bey den grammatischen Erläuterungen wahrnehmen. So finden sich Bemerkungen zu *ἑκὼν εἶναι* p. 61 C. und noch einmal 80 E. mit Wiederholung desselben Citats von Herm. ad Vig.; zu *οὕτως* nach einem Participium 61 C. u. 83 B.; zu *εἴ σοι ἡδομένῳ ἐστίν* 78 B.; zu *δυνατοῦ κατανοῆσαι* 90 C., wo eine Verweisung auf 84 C. hingereicht hätte; dagegen keine Bemerkung an derselben Stelle zu *δεῖ ἡμᾶς ἀνερέσθαι ἑαυτούς*; zu *ἅμα τε ἡσθῆναι .. καὶ ἡγεῖσθαι* 83 C.; zu *ὁ μέν τις* 99 B.; zu dem anakoluthischen *αὐτό* p. 104 A.; zu *ὅθιπερ* 108 B., wo die Bemerkung zu 113 A. stehen sollte, wenn nicht an beyden Stellen eine Verweisung auf die Note zu 61 E. genügte. Auch zu den Worten: *τοῦτο γάρ ἐστι τὸ διὰ τοῦ σώματος, τὸ δι' αἰσθήσεως σκοπεῖν τι* (79 C.); zu: *τὸ δὲ πολυχρονιώτερον οὐ δοκεῖ*

σοι ἀναγκαῖον εἶναι ἔτι σώζεσθαι (87 B.), wenn die gegebene Interpunction, die wir nicht verwerfen möchten, absichtlich beybehalten ist — dürfte man nach dem sonst beobachteten Maaßstab eine Bemerkung erwarten. Dieselbe Ungleichheit findet sich bey den lexikalischen Erläuterungen. So werden καταψεύδονται und ἐξᾴδειν 85 A.; ἡρμοσμένη λύρα 85 E., χαμαιζήλου 89 B., διαδικασαμένους 107 D. u. a. erläutert, nicht aber χαλασθῇ und ἐπιταθῇ 86 C., das zum Theil mißverstandene διαβλέψας 86 D., προσκρούων 89 E., αἰωρουμένων 98 D., ἀκολουθήσετε 107 B., das verschieden aufgefaßt wird, u. a.

Auch fehlt es nicht an solchen Stellen, wo die gegebene Erläuterung ungenügend oder unrichtig ist. So wird in der schwierigen Stelle 69 B. die eigentliche Schwierigkeit, welche Hr. Schmidt gut erörtert, gar nicht angedeutet. — Ebenso läßt sich schwerlich das τοῦτο 73 C. durch die von Hrn. St. gegebene Erklärung halten, eher, wenn man es auf das folgende οὗ τὴν ἔννοιαν ἔλαβε bezieht, wodurch der Begriff des vorausgehenden ἕτερον ἐννοήσῃ, οὗ μὴ ἡ αὐτὴ ἐπιστήμη allerdings erneuert wird. — In der Note zu πάλαι ἐλέγομεν 79 C. sind die letzten drey Zeilen zu streichen, da die angeführten Stellen nur dann an ihrem Orte wären, wenn Hr. St. noch wie in der 1. Ausg. das Präsens vertheidigte.

80 C. hält Hr. St. an seiner früheren Deutung fest, mit Abweisung der von Heindorf aufgestellten Erklärung. Allein Hr. Schmidt zeigt sehr gut, daß diese sowohl der Wahrheit des Gedankens als dem Zusammenhang mehr als jede andere der bisher versuchten Deutungen entspricht, und daß die Einwendung, welche Hr. St. gegen die Auffassung der Worte: ἐὰν μέν τις καὶ χαριέντως ἔχων τὸ σῶμα τελευτήσῃ erhebt, durch Protag. 323 B. widerlegt wird, wo Hr. St. selbst ἐάν τινα καὶ εἰδῶσιν übersetzt: „etiamsi quem noverint“.

In der bekannten und vielbesprochenen Stelle über den Gesang der Schwäne wiederholt Hr. St. seine frühere Bemerkung, vermehrt um einige Citate, die der wißbegierige Leser vielleicht gerne hingäbe, um eine Autorität in den Naturwissenschaften, wie z. B. Hr. St. bey der Erklärung des ῥύαξ 111 E. auf Humboldts Kosmos verweist. So könnte hier Oken angeführt werden, der im 7. Bande der allgem. Naturgeschichte S. 482 über den wilden o. Singschwan (anas cygnus) folgendes sagt: „Sie werden wegen ihrer Stimme mehr zahm gehalten als die folgende Gattung (der gemeine o. stumme Schwan); und es ist nicht ungegründet, was die alten Dichter sagen, daß sie verwundet noch vor dem Tode ihre, wie eine Silberglocke klingende Stimme hören lassen.“ Uebrigens wäre in allen solchen Fällen ein kurzer Auszug aus den betreffenden Belegstellen erwünschter als dürre Citate, die der Leser selten nachschlagen kann.

In der schwierigen Stelle 85 D. schließt sich Hr. St. jetzt der von Hrn. Hermann gegebenen Erklärung an, und faßt demnach den mit εἰ μὴ anfangenden Satz als eine Wiederholung und weitere Ausführung des vorausgehenden εἰ ταῦτα ἀδύνατον, und den λόγος θεῖος in dem Sinn von recta opinio und rechnet ihn zu den ἀνθρώπινοι λόγοι. Letztere Auffassung erweckt aber doch große Bedenken in Rücksicht auf die vorliegende Verbindung, welche durch das nahe Zusammentreffen der beyden Worte ἀνθρώπινος und θεῖος, den gewohnten Gegensatz fast dem Ohre aufdrängt. Dabey ist nicht zu vergessen, daß hier der Pythagoreer Simmias spricht, der eben im Begriffe steht, eine pythagoreische Ansicht von der Seele zu vertreten, also auch nicht zu streng nach sokratischer Denkweise beurtheilt werden darf. Aus diesen Gründen könnte man immer noch geneigt seyn, ἢ lieber mit Ficinus in der Bedeutung von vel als von quam zu verstehen, wobey noch nicht nothwendig, den θεῖος λ. als bloße Erklärung von βεβαιοτέρου ὀχήματος zu fassen, sondern mehr als ein nachträglich beygefügtes Moment, wie sonst wohl häufiger ἢ καὶ steht. Hr. Sch. äußert sich gar nicht über diese Stelle, pflichtet also wohl der allerdings scharfsinnig durchgeführten Erklärung des Hrn. H. bey?

Zu den Worten (90 B.): ἀλλὰ σοῦ νῦν δὴ προάγοντος ἐγὼ ἐφεσπόμην bemerkt Hr. St.: „sc. interrogatione illa πῶς λέγεις“, ohne zu erwäh-

nen, daß S. schon durch den jener Frage vorangehenden Satz über die Wahrheit der Vergleichung hinausgegangen sey. Da nun aber in dem Vorausgehenden eine Aeußerung des Phädon, durch welche er zu der eingestandenen Ueberschreitung Veranlassung gegeben hätte, nirgends hervortritt, so entsteht eine Schwierigkeit, die Hr. Schmidt nicht ohne Scharfsinn zu lösen versucht. Oder hat man vielleicht auch hier eine feine Andeutung des mimischen Elementes in dem lebendigen Gespräche, das Platon überall mit so bewunderungswürdiger Kunst nachahmt, zu erkennen? Uebrigens ist auch in dem Vorhergehenden bezüglich der zweifelhaften Verbindung des *σφόδρα* mit *χρηστοὺς καὶ πονηροὺς* oder mit *ὀλίγους* die feinfühlende Achtsamkeit des Hrn. Schmidt anzuerkennen, dessen Bemerkung vielleicht dazu dienen kann, die jetzt vorherrschende Ansicht hierüber zu berichtigen. Die Worte *τὰ μὲν ἄκρα τῶν ἐσχάτων* erklärt Hr. St. richtig: „die Extreme", aber ohne auf das Hyperbolische des Ausdrucks hinzuweisen, da *τὰ ἄκρα* und *τὰ ἔσχατα* allein auch die Extreme bedeuten würde und also hier etwas Aehnliches vorliegt wie in dem Ausdruck *ἔσχατ' ἐσχάτων κακά*, wie wir auch sagen könnten: die äußersten Extreme.

92 B. behält Hr. St. die allgemein angenommene und urkundlich gut beglaubigte Lesart *ὅτι ταυτά σοι ξυμβαίνει λέγειν* bey und erklärt sie so, wie sie allein verstanden werden kann. Daß übrigens damit nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind und namentlich die Partikeln *οὖν* und *γάρ* dieser Auffassung widerstreiten, hat Hr. Sch. durch eine gründliche Erörterung des Zusammenhangs nachgewiesen und gezeigt, daß in die Rede nur dann Klarheit kommt, wenn man zu der von Forster bereits empfohlenen Verbesserung der Vulg., welche auch gute handschriftliche Autoritäten für sich hat, zurückkehrt und die Worte so versteht, wie sie bereits von Cornarius und Serranus aufgefaßt worden sind. Auch um das richtige Verständniß der Worte: *οὐ γὰρ δὴ ἁρμονία γέ σοι τοιοῦτόν ἐστιν, ᾧ ἀπεικάζεις* — hat sich Hr. Sch. verdient gemacht.

99 E. sieht man nicht recht, ob die von Hrn. St. angeführte Uebersetzung Schleiermacher's der vorangehenden Bemerkung zur Bestätigung dienen oder durch dieselbe berichtigt werden soll. Das Letztere wäre wohl mehr an der Stelle, aber doch, um Mißverständniß zu vermeiden, mit einem Wort auszudrücken.

Ein Beyspiel für die auf dem Titel verheißenen Verbesserungen bietet die Stelle 102 D. E., wo die erste Ausgabe dem Verständniß der etwas verwickelten Darstellung eher hinderlich als förderlich war, wie man aus der ganz verfehlten Uebersetzung Drescher's, die sich hauptsächlich auf die Stallbaum'sche Bearbeitung stützt, ersehen kann. Das Mißverständniß begann von den Worten *ὑπομένον δὲ καὶ δεξάμενον τὴν σμικρότητα οὐκ ἐθέλειν εἶναι ἕτερον ἢ ὅπερ ἦν*, deren Zusammenhang mit dem Vorangehenden jetzt viel richtiger erklärt wird. Doch scheinen uns die Worte: „quum jam suo ipsius exemplo parvitatis quoque rationem obiter significaverit" unrichtig und irreleitend, da ja der Satz mit *ὥσπερ* einzig und allein zur Erläuterung des im Vorhergehenden erörterten Verhältnisses der Größe dient, wie schon die darauf folgende Wiederholung des Gesagten zeigt und Hr. St. selbst zu erkennen gibt.

Unrichtig und das an sich nicht schwierige Verständniß erschwerend, ist die Bemerkung zu 104 B.: „quae quum non habeant contrarium, tamen non carent eodem", während das Griechische eigentlich besagt: quae quum non sint inter se contraria, tamen semper in se habent (continent) contraria. Richtiger das Argumentum in der Praef. p. 13.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar ꝛc.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon ꝛc.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

(Fortsetzung).

Nicht vortheilhaft ist die Veränderung, welche Hr. St. mit den Bemerkungen zu 108 C. (Cap. LVIII) vorgenommen hat, indem er beyden dieselben Textesworte vorsetzt, während die erste eigentlich zu den Worten: ὑπὸ τῶν περὶ γῆς εἰωθότων λέγειν gehört, dann aber freylich genau genommen um den letzten Satz gekürzt werden müßte. In der zweyten Bemerkung sollte das Citat aus Phileb. nach der neuen Ausg. berichtigt werden und wohl lauten: p. 121 (16 C.). Gleich darauf, in der Note zu den Worten: οὐχ ἡ Γλαύκου-τέχνη konnten wir nicht entdecken, zu welchem Zweck das Citat aus Xen. Mem. dienen soll.

Einer Verbesserung bedurft hätte die unverändert aus der 1. Ausg. herübergenommene Bemerkung zu 111 C., die, wie sie lautet: „Eos antem, qui profundiores sint, minus esse patentes" e. q. s. kaum anders verstanden werden kann, als ob alle die tieferen Höhlungen eine geringere Oeffnung hätten, was aber in geradem Widerspruche stünde mit den unmittelbar vorangehenden Worten: τοὺς μὲν βαθυτέρους καὶ ἀναπεπταμένους μᾶλλον ἢ ἐν ᾧ ἡμεῖς οἰκοῦμεν, denen entsprechend die darauf folgenden Worte: τοὺς δὲ βαθυτέρους ὄντας τὸ χάσμα αὐτοὺς ἔλαττον ἔχειν τοῦ παρ' ἡμῖν τόπου offenbar so aufgefaßt werden müssen, wie die Uebersetzung des Fic. ausdrückt: „partim vero profundiora quidem, sed hiatum angustiorem habentia" e. q. s., so daß also drey Arten von Höhlungen unterschieden werden, solche, die tiefer und weiter sind als die, in welcher wir wohnen, und solche, die tiefer, aber mit einer geringeren Oeffnung versehen sind, und endlich solche, die zwar minder tief, aber dafür weiter sind. Uebrigens könnte man leicht versucht seyn, an der Richtigkeit der Lesart zu zweifeln, wozu schon das sogar auffallend gesetzte αὐτοὺς Anlaß gibt. Stünde an dessen Stelle αὖ, in der Bedeutung, wie es gar nicht ungewöhnlich ist, mit dem Begriff eines Gegensatzes, so würde das Verständniß sehr erleichtert werden.

Als eine Ergänzung des exegetischen Commentars darf man wohl die Inhaltsangabe in der Praefatio betrachten, insofern dieselbe dazu dient, die Einsicht in den Zusammenhang der Untersuchung zu fördern. Daß bisweilen das Nämliche zweymal fast mit den nämlichen Worten, einmal hier in der Praefatio und dann in den Bemerkungen unter dem Texte, gesagt wird, mag nach dem Grundsatz: Su-

Flua non nocent, entschuldigt werden. Einzelne Stellen sind uns aufgestoßen, an denen der Inhalt nicht ganz richtig oder treffend wieder gegeben ist. So könnte man fast einen inneren Widerspruch finden in den Worten (p. 2): „sed quum me imparem esse sentirem fabulis inveniendis fingendisque, in qua re (in inveniendis fingendisque fabulis?) maxime poetae virtus atque officium cernitur; Aesopi fabulas in versus redegi" — wobey man schwer einsieht, wie Sokrates glauben konnte, der Pflicht des Dichters, wenn diese in der Erfindung von Fabeln besteht, mehr zu genügen, wenn er äsopische Fabeln in Verse brachte, während der griechische Text keinen Zweifel hierüber aufkommen läßt. Auch p. 5 drückt der Satz: „fortes sunt prae ignavia aut imbecillitate, quum non habeant virium satis ad sustinendas tolerandasque calamitates das Wesentliche in der Beweisführung des S. gar nicht aus und erinnert eher an einen in römischen Schriftstellern oft wiederkehrenden Gedanken, den z. B. Martialis ausspricht in dem Epigramm:

Rebus in adversis facile est contemnere vitam;
Fortiter ille facit, qui miser esse potest.

Auch sieht man nicht wohl ein, warum Hr. St. die Ordnung in der Anführung der Beyspiele verändert hat, und die Gerechtigkeit, die in dem Texte nur beyläufig erwähnt wird, hier ebenfalls unter den erläuterten Beyspielen aufführt. Solche Abweichungen von dem Texte, den Hr. St. p. 16 möglichst treu wiedergegeben zu haben erklärt, können sogar die Einsicht in den Gang der Untersuchung eher erschweren als erleichtern, wie dieß z. B. p. 6 der Fall ist an der Stelle, wo die von S. angeführte alte Sage von der Seelenwanderung mit folgenden Worten ausgedrückt ist: „Dicuntur enim animi nostri ab inferis in humana corpora transgredi ac veluti in orbem ex inferis ad superos et a superis vicissim ad inferos migrare." Die betreffende Stelle des Textes lautet viel einfacher und setzt die Wanderung von hier nach dort der Rückkehr hieher voran. Auch in der unmittelbar darauf folgenden Erörterung über das wechselseitige Entstehen entgegengesetzter Zustände aus einander, welche ohnedieß manche falsche Auffassung erfahren hat, gibt die Inhaltsangabe viel eher Anlaß zu Mißverständnissen als der griechische Text, ebenso, wie die Stelle aus den Scholien des Olympio dorus, welche Hr. St. zu p. 70 E. anführt, nichts zur Erläuterung beyträgt und vielmehr selbst einer Berichtigung bedürftig wäre. — P. 8 entsprechen die Worte: „hanc per totam rerum naturam valere legem, ut nihil intereat", keineswegs dem griechischen: τὸ γίγνεσθαι πᾶν τὸ ζῶν ἐκ τοῦ τεθνεῶτος; ebenso wie gleich darauf statt: „animum esse immortalem" richtiger gesagt würde: animum etiam post mortem esse. — P. 9 lassen die Worte: „Praeterea animum habemus imperantem, corporis servitio utimur, ut hinc quoque intelligi possit illum rerum simplicium neque mutationi subjectarum generi esse similem atque cognatum", das Mittelglied vermissen, welches der griechische Text p. 80 A. in dem Gegensatz des θεῶν und θνητόν hat. — Geben p. 10 die Worte: „Tum Socrates vultu ad risum composito et ... intenta oculorum acie circumspiciens" nicht ein ganz falsches und sogar störendes Bild der geschilderten Situation? — Daß die Ausführung des Beweises, durch welchen S. die Ansicht von der Seele als einer Harmonie des Leibes widerlegt, nicht ganz befriedigend sey, haben wir schon oben bey Gelegenheit der kritischen Besprechung der betreffenden Stelle erwähnt. —

Der Inhaltsangabe folgt eine Erörterung über die künstlerische Composition, über Gehalt und Zusammenhang der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, über Zweck und Abfassungszeit der Schrift. Auch hier ist uns manches aufgestoßen, dem wir bey einer künftigen neuen Bearbeitung eine Berichtigung wünschen. Dazu rechnen wir z. B., was p. 20 zur Begründung der Ansicht von den entgegengesetzten Zuständen und ihrem wechselseitigen Entstehen aus einander gesagt wird, und der Satz: „Quod si quis dubitet quamobrem ita fecerit, recordandum est, philosophum etiam iis, quae vi et natura sua constarent ac per se essent absoluta, quatenus essent, relationis virtutem atque mutationem attribuisse" scheint uns weder an sich richtig noch auf die vorliegende Untersuchung anwendbar. Platon geht ja nicht von dem Sein,

sondern von dem Werden aus, das Werden betrachtet er als Uebergang in einen dem früheren entgegengesetzten Zustand, behauptet aber keineswegs, daß nicht alles Seyende in diesen Kreislauf des Werdens hineingezogen sey. Dieser Vorstellung widersprechen sowohl ausdrückliche Aeußerungen in unserem Gespräche, als auch und zwar vorzüglich die wiederholt ausgesprochene Hoffnung auf einen seligen Zustand nach dem Tode, welche sich schwerlich mit der Vorstellung eines niemals aufhörenden Wechsels der entgegengesetzten Zustände von Leben und Tod, wie sie Hr. St. p. 21 ausspricht, vereinbaren läßt.

Denselben Gegenständen, welche in der Praefatio des Herrn Stallbaum erörtert werden, sind die beyden in der Ueberschrift genannten Abhandlungen des Herrn Susemihl und Schmidt gewidmet. Erstere kündigt sich als ersten Theil „einer ausführlicheren Untersuchung über den Gang der Geistesentwicklung Plato's und die Reihenfolge seiner Werke“ an, welche deßwegen von dem Phädon ihren Ausgangspunkt nehme, weil Platon sich in diesem Werke allein über seinen Entwicklungsgang ausspreche und die Betrachtung dieses Gespräches so wie des Gastmahles am leichtesten den Weg bahne zu der Betrachtung des Phädrus, welcher bekanntlich den Mittelpunkt bildet der noch bestehenden Streitfrage zwischen der Schleiermacher'schen und Hermann'schen Ansicht. Ohne auf diese weitergreifende Tendenz Rücksicht zu nehmen, deren Besprechung billig bis zur Vollendung der ganzen Untersuchung verspart bleibt, begnügen wir uns hier, die Ansicht des Verfassers über den Grundgedanken des vorliegenden Gesprächs hervorzuheben. Hr. S. ist im Wesentlichen mit Schleiermacher einverstanden, daß die Unsterblichkeitslehre in der innigsten Wechselbeziehung stehe, mit der Darstellung des philosophischen Strebens, glaubt aber noch einen Schritt weiter gehen zu müssen, indem er annimmt, daß der Dialog „überhaupt eine Darstellung des Wesens der Seele und ihrer Gesammtbeziehungen zur Ideen- wie zur Erscheinungswelt“ enthalte, kurz — „eine Psychologie in ihren weitesten Umrissen, in welcher nur auf die innere Gliederung der Seele kein Bezug genommen wird.“ Nimmt aber die letztere Beschränkung nicht selbst die Hälfte der Behauptung zurück und bricht sie ihr nicht die Spitze ab? Ja, widerspricht nicht der schriftstellerische Charakter des Werkes einer Auffassung, welche mehr darin sucht oder etwas anderes, als in der Natur des Kunstwerkes, auf welchen Namen doch dieses Gespräch einen vorzüglichen Anspruch hat, begründet ist? Da wird man denn wohl bey der längst erkannten und auch von unserem Verf. anerkannten Einheit stehen bleiben müssen. Grundgedanke des Gespräches ist: das Streben des wahren Philosophen beruht auf der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, und die Wahrheit dieser Ueberzeugung ist die beste Rechtfertigung seines Thuns! Das Bedenken, welches der Verf. gegen diesen Zweck erhebt, daß nämlich gerade die letzte entscheidende Bestimmung in dem Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, der zufolge sie Lebensprincip ist, für das philosophische Streben zunächst und unmittelbar ziemlich gleichgültig bleibe, und daß umgekehrt „die gänzliche Befreyung vom Körper, welche für jenes Streben die Hauptsache ist, aus diesem Beweise durchaus nicht nothwendig hervorgehe“, dieses wird zum einen Theile von dem Verf. selbst erledigt, insofern er weiter unten gerade diese Bestimmung der Seele, daß sie Princip des Lebens ist, in den innigsten Zusammenhang setzt mit der Aufgabe, den Körper zu beherrschen und diese Aufgabe selbst als Uebergang vom Physischen zum Ethischen betrachtet. Und verliert nicht auch die andere Seite des Bedenkens ihr Gewicht, wenn man erwägt, daß Platon unter der Befreyung von dem Körper doch nichts anderes denkt als die Entfaltung des wesentlichen Lebens der Seele in seiner vollen Selbstbethätigung, woran sie vorher durch die Bande des Körpers gehindert wurde?

Auch auf die Erklärung einzelner Stellen nimmt der Verf. vielfach Rücksicht in den zahlreichen Noten unter dem Texte. Doch können wir nicht allen hier geäußerten Ansichten beystimmen. So wird S. 403 Note 62 behauptet, daß Hr. Stallbaum bey den Worten (103 B.): ὅτι αὐτὸ τὸ ἐναντίον ἑαυτῷ ἐναντίον οὐκ ἄν ποτε γένοιτο, οὔτε τὸ ἐν ἡμῖν οὔτε τὸ ἐν τῇ φύσει — mit Unrecht die Stelle 102 D., wo αὐτὸ τὸ μέγεθος und τὸ

ἐν ἡμῖν μέγεθος unterschieden wird, zum Vergleiche heranziehe. Allein die Beziehung jener Stelle auf diese ist doch zu deutlich, als daß sie bezweifelt werden könnte, und da das doppelte οὔτε seiner Bedeutung nach die ganze Sphäre des vorausgehenden αὐτὸ τὸ ἐναντίον in sich begreift, so würde ja das αὐτὸ τὸ μέγεθος gar nicht ausgedrückt seyn, wenn es nicht in dem τὸ ἐν τῇ φύσει enthalten wäre, ebenso wie τὸ ἐν ἡμῖν (sc. ἐναντίον) schon dem Ausdrucke nach τὸ ἐν ἡμῖν μέγεθος repräsentirt, worunter Hr. S. die Idee der Größe — also auch αὐτὸ τὸ μέγεθος — hinsichtlich ihrer παρουσία in uns versteht. Auch rechtfertigen die von Hrn. Stallbaum angeführten Stellen vollkommen diese Auffassung der Worte τὸ ἐν τῇ φύσει, so wie die Verschiedenheit des Ausdrucks in beyden Stellen hinreichend motivirt ist durch die Form, welche der Zusammenhang jedesmal forderte. Und wie wollte Hr. S. die Idee der Größe, insofern sie nicht hinsichtlich ihrer παρουσία in uns betrachtet wird, im Gegensatz von αὐτὸ τὸ μέγεθος τὸ ἐν ἡμῖν anders ausdrücklich bezeichnen als in der Form von αὐτὸ τὸ μέγεθος τὸ ἐν τῇ φύσει?

Eine ähnliche Bewandtniß scheint es zu haben mit der Annahme, daß 104 D. „der Ausdruck κατέχειν zweymal kurz nach einander in verschiedenem Sinne gebraucht ist, einmal von dem Herantreten eines Dinges an ein anderes, darauf aber von dem Besitznehmen der Erscheinung durch die gleichnamige Idee.“ Allein muß man schon an sich bezweifeln, ob κατέχειν je das bloße Herantreten eines Dinges an ein anderes bezeichnen kann, so erlaubt der Zusammenhang schon um deßwillen nicht eine verschiedene Bedeutung anzunehmen, weil ja die zweyte Stelle sichtlich nur die Erklärung der ersten seyn soll, also auch nothwendiger Weise von demselben Verhältniß die Rede seyn muß. Bey dem ersten κατάσχῃ werden also solche Dinge gedacht, wie Feuer, Schnee u. dergl., die ebenso wie die Drey oder Dreyheit dazu dienen, das Verhältniß deutlich zu machen, in welchem die Seele zu den beseelten Dingen steht, für die sie ebenso Leben bringend ist, wie das Feuer Wärme und der Schnee Kälte mit sich bringt, lauter Begriffe, die zugleich einen Gegensatz haben, der durch die Anwesenheit jener Dinge von ihrem Bereiche ausgeschlossen wird. Wenn also auch die Seele in dem Sinne Platon's nicht als eine Idee zu betrachten ist, sondern, wie der Verf. sagt, eine Mittelstufe einnimmt zwischen Idee und Materie, so steht sie doch hinsichtlich ihrer Wirkung auf die körperlichen Dinge auf einer Linie mit der Zahl, welche ihrem Wesen nach Idee ist, und nicht bloß die Seele, sondern auch die anderen genannten Beyspiele, wie Feuer, Schnee u. dgl., weßwegen denn auch von allen diesen Dingen dasselbe Wort in demselben Sinn gesagt werden kann, um dasselbe Verhältniß zu bezeichnen.

Die Abhandlung des Herrn Schmidt zerfällt in vier Abschnitte mit folgenden Ueberschriften: I. Charakteristik der in dem Dialog auftretenden Personen. II. Inhalt des Dialogs. III. der wissenschaftliche Gehalt des Dialogs. IV. die künstlerische Form des Dialogs. Die Gründlichkeit der Behandlung und das eingehende Verständniß — Eigenschaften, die wir schon an dem kritischen Commentare wahrzunehmen Gelegenheit hatten — machen auch diese Beyträge eben so anziehend dem Inhalte nach, wie sie sich durch Klarheit der Anordnung und Darstellung empfehlen. Aus dem ersten Abschnitt heben wir nur Einiges aus dem zusammenfassenden Schlußwort hervor. „Sehen wir nun“, sagt der Verf., „auf die eben geschilderten Personen zurück, so bilden Kebes und Simmias den entschiedensten Gegensatz zum Apollodor. Jenes sind ruhig besonnene Verstandesmenschen, dieser ein vollkommener Gefühlsmensch. Weder dieser daher noch jene eigneten sich dazu, um mit Klarheit zugleich und mit Wärme das wieder zu erzählen, was sie in jenen feyerlichen Augenblicken gesehen oder gehört oder selber gesprochen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar ꝛc.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon ꝛc.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

(Fortsetzung.)

„Kriton und Phädon stehen zwischen beyden in der Mitte, sind sich aber wieder in einer andern Weise entgegengesetzt. Beyde stehen in einem ruhig gemüthlichen Verhältnisse zum Sokrates, aber der eine ist eine Martha-, der andere eine Mariennatur. Kriton ist nach außen beschäftigt und geht dem Sokrates überall dienstwillig und freundlich zur Hand, Phädon dagegen ist eine innerliche, die Idee in ihrer Schönheit und Macht mit tiefer Empfindung und sinnendem Denken auffassende Natur.... Es leuchtet somit ein, warum Phädon dem Plato geeigneter als Kriton zum Hauptträger des Dialogs erscheinen mußte."

Die Inhaltsangabe des zweyten Abschnittes gibt hie und da einem Zweifel Raum, insofern die Forderung begründet ist, daß die Darstellung sich möglichst treu, wenn auch nicht an den Wortlaut so doch an die Intention des Originals anschließe. Die Stelle, wo Platon den Eindruck schildert, den die Eingangsworte des Sokrates in der unternommenen Rechtfertigung seines dermaligen Verhaltens auf den Simmias hervorbringen, gibt der Verf. folgendermaßen wieder: „Dieser Beweis scheint nun aber dem Simmias eine so paradoxe Behauptung zu enthalten, daß er sich, trotz seiner dazu gar nicht aufgelegten Stimmung, des Lachens nicht enthalten kann und seinen Zweifel an der Richtigkeit derselben in die bitter ironische Erwiderung kleidet, gerade die Menge scheine ihm mit diesem Streben der Philosophen recht wohl bekannt zu seyn und ihnen deßhalb so bereitwillig zu geben, was sie wünschten und zu erhalten verdienten. Sokrates läßt sich durch diesen Spott nicht irre machen" u. s. w. Allein diese Auffassung gibt der Aeußerung des Simmias doch eine weiter gehende Bedeutung als sie in der Darstellung des Platon hat. Dort bezieht sie sich offenbar lediglich auf die Worte λεληθέναι τοὺς ἄλλους, welche den Simmias so stark an die frivole Gesinnung der Menge, auch bey seinen Landsleuten, den Thebanern, erinnert, daß er sich der Vorstellung nicht erwehren kann, wie denen ein solcher Ausspruch aus dem Munde eines Philosophen nach dem Maaße ihrer gemeinen Auffassung nur willkommen seyn müsse, um für ihre Gesinnung gleichsam eine Bestätigung und Berechtigung zu finden. Für sich selbst aber ist Simmias gewiß weit entfernt, der Aeußerung des Sokrates mit Spott zu begegnen, welcher nicht bloß seiner gegenwärtigen Stimmung sondern auch seiner ganzen Gesinnung wenig entspräche. Dem Beweise aber

und dem eigentlichen Inhalt der Behauptung des Sokrates kann die Aeußerung des Simmias schon um deßwillen nicht gelten, weil ja Sokrates, wie gesagt, seine Rechtfertigung vor den Freunden eben erst begonnen hat, und Simmias kaum so unbescheiden seyn konnte, dem verehrten Lehrer mit einem Spott in's Wort zu fallen und eine Ansicht lächerlich zu machen, ehe er sie noch vollständig vernommen. Damit fällt dann auch die Annahme weg, zu welcher sich Hr. Sch. genöthigt sieht, daß Simmias später „stillschweigend" sein früheres Urtheil zurück nimmt, wofür der griechische Text keinen Anhalt bietet. Gelegentlich erwähnen wir, daß Hr. Sch. in seinem kritischen Commentar eine neue Deutung der vielbestrittenen Worte: καὶ ξυμφάναι ἂν τοὺς μὲν παρ' ἡμῖν ἀνθρώπους καὶ πάνυ versucht, indem er weder die Thebaner noch die Athener insbesondere, sondern die Griechen überhaupt verstanden wissen will. Allein der Situation der Anwesenden liegt doch die Beziehung auf die Barbaren sehr ferne, dagegen der Gedanke an die Thebaner bey einer solchen Aeußerung aus dem Munde des Simmias allzu nahe, als daß sie von den Anwesenden anders verstanden werden konnte. Die Athener dürfen freylich nicht von der Vorstellung ausgeschlossen werden. Doch braucht man deßwegen weder zu Schleiermachers localer Deutung des παρ' ἡμῖν, noch zu der neuerdings wieder empfohlenen Aenderung Dacier's: τοὺς παρ' ὑμῖν ἀ. seine Zuflucht zu nehmen, sondern das Rechte scheint uns Wolf getroffen zu haben, daß die Athener implicite mitbezeichnet würden. Auf diese deutet die gegenwärtige Situation auch ohne daß sie genannt werden, und eine Beziehung ist doch auch in den Worten ausgedrückt, sowohl durch das μὲν wie durch das καὶ. Die Athener konnten sich also wohl ihr Theil herauslesen, wenn sie sich im Bilde der so gern geringschätzig von ihnen angesehenen Thebaner selbst erkannten. Gleich darauf verwirft Hr. Sch. mit Wolf die urkundlich trefflich beglaubigten Worte: καὶ οἵου θανάτου. Doch wohl mit Unrecht, so begründet auch das ist, was gegen bisher angenommene Erklärungen gesagt wird. Der eigentliche Sinn der Stelle scheint folgender zu seyn: Die Menge hat eine ganz unrichtige Vorstellung sowohl von der Gesinnung der Philosophen und ihrem Thun und Treiben, wenn sie dieselbe als todeswürdige Verbrecher betrachtet und behandelt, als auch von dem Tode selbst, den sie als das größte Uebel ansehen, während er nach der Vorstellung des Sokrates nur der Durchgang zu einem reineren, seligeren Leben ist. Diese objective Seite zieht Hr. Sch. bereits in die Erklärung der Worte ᾗ ἄξιοί εἰσι θανάτου herein, worauf dann freylich für οἵου θανάτου sich keine passende Bedeutung mehr ergibt.

In der Stelle, wo Sokrates aus dem Satz, daß die Lebenden aus den Todten geworden seyen, den weiteren Schluß zieht, daß die Seelen der Gestorbenen irgendwo seyn müßten, kommt Hr. Sch. dem Verständniß zu Hülfe, mit der Annahme, daß dabey „stillschweigend die nothwendige Verbindung von Leben und Seele vorausgesetzt" werde. Diese Annahme scheint uns aber ebenso unmotivirt als unwahrscheinlich, letzteres deßwegen, weil Sokrates doch darauf ausgeht, seine Mitunterredner und Zuhörer zu überzeugen, dieß aber unmöglich erreicht werden konnte durch die unausgesprochene Voraussetzung eines Satzes, dem S. in der Folge eine so ausführliche Erörterung widmen zu müssen glaubt. Die gezogene Consequenz muß sich also aus den vorangehenden Prämissen auch ohne eine solche Voraussetzung ableiten lassen.

In dem Beweise, welcher auf die wesentliche Einfachheit der Seele im Gegensatz von dem Körper begründet wird, gibt Hr. Sch. die Worte: ὁμοιότερον ἄρα ψυχὴ σώματός ἐστι τῷ ἀειδεῖ wieder: „die Seele ist also dem Ideellen verwandt." Dieser Ausdruck weicht ohne Grund von der Natürlichkeit des griechischen Ausdruckes ab. Platon gebraucht das Wort als reinen Gegensatz von ὁρατός, wie auch Hr. Sch. kurz vorher die Worte τὸ μὲν ὁρατόν, τὸ δὲ ἀειδές übersetzt: die Welt des Sichtbaren und die Welt des Unsichtbaren.

Die Verschiedenheit der beyden Einwände welche Simmias und Kebes gegen den eben geführten Beweis erheben, charakterisirt Hr. Sch. durch folgende Bemerkung: „Während des Simmias Einwand sowohl die Post- als die Präexistenz der Seele aufhebt, erkennt Kebes die erstere als vollkommen

begründet an" u. s. w. Hier sollte aber doch wohl mit einem Worte angegeben werden, daß die Präexistenz der Seele zu bestreiten nicht in der Absicht des Simmias lag, wie er denn die Wahrheit dieses Satzes später, als ihm Sokrates dessen Unvereinbarkeit mit seinem Einwand zum Bewußtseyn bringt, ausdrücklich festhält, also vorher nur unbewußt in Frage gestellt hatte. Uebrigens ist es wohl nur ein Versehen, daß in den angeführten Worten des Hrn. Sch. „die erstern" statt „die letztern" gesagt ist, wenn nicht vielmehr im Vorangehenden gelesen werden muß: „sowohl die Prä- als die Post-Existenz."

Im Folgenden, da, wo sich Sokrates anschickt, den letzten entscheidenden Beweis zu führen, heißt es bey Hrn. Sch.: „Dasjenige, was von jedem Dinge durch seinen Namen ausgesagt wird, kommt ihm nicht wegen dieser oder jener Eigenschaft, die sich an ihm findet, zu, sondern weil es Theil an dem Begriffe hat, der durch das Wort bezeichnet wird." Hier könnten die Worte: „durch seinen Namen" leicht einen Mißverstand hervorbringen, indem man versucht ist, sie auf „Ding" statt auf „was" zu beziehen, während es doch wohl von dem Prädicat, nicht von dem Subject der supponirten Aussage gelten soll, wie schon das folgende Beyspiel zeigt.

Gleich darauf wird durch die Worte: „denn es ist dann nicht der Begriff der Größe an sich oder die absolute Größe, sondern die relative gemeint", etwas dem griechischen Original Fremdes hereingebracht und kann insofern zu einem Mißverständniß führen, als man meinen könnte, damit solle *αὐτὸ τὸ μέγεθος* und *τὸ ἐν ἡμῖν μέγεθος* ausgedrückt werden, während Sokrates diese beyden Formen in dem gegenwärtigen Betracht ausdrücklich gleichsetzt, wie kurz darauf (103 B.) noch einmal.

Im Folgenden sollte wohl etwas deutlicher, als dieß bey Hrn. Sch. geschieht, bemerklich gemacht werden, daß mit den Worten (103 C.): *Ἔτι δή μοι καὶ τόδε σκέψαι κτἑ.* ein neues Moment in die Beweisführung eintritt, wodurch ein wesentlicher Schritt zu dem angestrebten Ziele gemacht wird. Auch in der Form weicht die Darstellung des Hrn. Sch. etwas von dem Gedankengang des griechischen Originals ab, besonders in den Worten: „So wie man wohl einen Menschen zugleich klein und groß nennt, so kann man z. B. den Schnee nicht zugleich kalt und warm oder das Feuer zugleich warm und kalt nennen." Im Griechischen aber ist der Uebergang sowohl als der Beweisgrund selbst etwas anders gefaßt. Obwohl der Schnee etwas Verschiedenes ist von dem Kalten und das Feuer von dem Warmen, so verträgt sich der Schnee doch ebensowenig mit dem Warmen, wie das Kalte, und das Feuer ebensowenig mit dem Kalten, wie das Warme.

Gegen den Schluß möchte der Ausdruck: „die sehr Guten" weder an sich angemessen seyn, noch auch der Wirkung des griechischen: *οἳ ἂν δόξωσι διαφερόντως πρὸς τὸ ὁσίως βιῶναι* entsprechen.

Der folgende dritte Abschnitt zeigt in einer vorzüglichen Weise, wie der Verf. nicht bey einem äußerlichen Verständniß stehen geblieben ist, sondern mit philosophischem Geiste den wissenschaftlichen Gehalt des Dialogs in sich aufgenommen hat. Ausgehend von der Forderung, daß, wenn die Begründung der Unsterblichkeitslehre rechter Art seyn soll, die Beweise dafür aus dem Begriff der Seele genommen seyn müssen, sucht derselbe nachzuweisen, daß Platon „nicht bloß einzelne Seiten von jenem Begriffe aufgefaßt, sondern ihn vollständig erschöpft und dadurch die für die Unsterblichkeit der Seele möglichen Beweise ihrer Zahl sowohl als ihrer Beschaffenheit nach für alle Zeiten festgestellt habe." Hr. Schmidt steht somit in Einverständniß mit der Ansicht, welche kürzlich der Altmeister der Philologie zur Abwehr neuerlich wiederholter Angriffe auf den Gehalt und Werth der platonischen Beweisführung ausgesprochen hat. S. „Antiquarische Briefe von A. Böckh &c., herausgegeben von Friedrich v. Raumer." Leipzig 1851. XXI. Brief. S. 209. Da es zu weit führen würde, der trefflichen Entwicklung des Verf. in's Einzelne nachzugehen, so begnügen wir uns, die zusammenfassende Schlußbemerkung mitzutheilen. Nachdem gezeigt worden ist, wie der moralische Beweis, obwohl er gar nicht in der Form eines Beweises, sondern vielmehr als ein die ganze Darstellung durchdringendes Postulat auf-

tritt, doch die höchste Stufe der Beweisführung bildet, indem dadurch die Fortdauer der Seele an den Begriff der Persönlichkeit geknüpft wird, sagt der Verf.: „In der Mitte der ganzen Argumentation steht der aus den Ideen, als den eigentlichen Lebenswurzeln des Menschen, hergenommene logische Beweis (logisch natürlich nicht in dem Sinne von formaler Logik genommen!); diesen umschließt von beyden Seiten der sich auf den Begriff des Lebens gründende physische; durch beyde endlich zieht sich hindurch und beyde umfaßt an den äußersten Enden der dem Handeln entlehnte moralische, der seinem wahren Wesen nach der lebendige Glaube des Sokrates an die Unsterblichkeit ist und eben deßhalb gleich einem, aus unergründlich tiefen Quellen entspringenden Strome, sich durch das Ganze ergießt, und ihm die Bewegung und das Leben mittheilt, durch welches allein Ueberzeugung in andern hervorgerufen wird.“

Den vierten und letzten Abschnitt leitet der Verf. mit folgender Bemerkung ein: „Man hat andeutungsweise schon im Alterthume und bestimmter in neuerer Zeit Plato's Dialoge philosophische Kunstwerke, näher philosophische Dramen genannt. Wenn aber irgend einem, so kommt dem Phädon diese Benennung zu, und zwar nicht bloß im Allgemeinen wegen des wahrhaft dramatischen Lebens, das in ihm herrscht, sondern so, daß man Ernst mit dieser Benennung machen und die vollständige Durchführung der künstlerisch dramatischen Form in ihm nachweisen kann.“ Diesen Gedanken hat in neuerer Zeit bekanntlich Thiersch mit Nachdruck vertreten und in der Abhandlung: „Ueber die dramatische Natur der platonischen Dialoge“, welche den Denkschriften der k. b. Akademie der Wissenschaften einverleibt ist, die Berechtigung zu einer Vergleichung der platonischen Dialoge mit den mythischen Dramen durch eine sorgfältige Analyse des Protagoras, Gorgias und Phädon nachgewiesen. Vgl. auch dessen „Allgemeine Aesthetik“ §. 33. Mit dieser Darstellung stimmt die Auffassung des Herrn Schmidt im Wesentlichen überein. Nachdem derselbe die künstlerische Idee, welche er von der zu Grunde liegenden philosophischen unterscheidet, bestimmt hat als „die in der Hoffnung auf die Gewinnung des wahren Lebens gegründete Todesfreudigkeit des Weisen“, zeigt er, wie diese Idee „im eigentlichen Sinne dramatisch durchgeführt, d. h. nicht bloß in dramatischer Form durchgesprochen, sondern auch zum treibenden Motive der Handlung eines Individuums“ gemacht wird. Dieß geschieht, indem der dramatische Verlauf sich analog den Acten des Drama's in drey Momenten abschließt: der Entstehung des Kampfes, des Kampfes und der durch ihn herbeygeführten Verwickelungen selbst, und endlich der Lösung desselben, welche dreyfache Gliederung sich dadurch, daß der mittlere Haupttheil selbst wieder durch drey Stadien sich bewegt, zu einer fünffachen gestaltet.

Die Abhandlung des Herrn Hermann geht ihrer Abzweckung nach zwar über die Gränzen des vorliegenden Dialogs hinaus, steht aber doch in sehr naher Beziehung zu dem Inhalte desselben. Sie erörtert die von den alten Platonikern vielfach verhandelte schwierige Frage, ob die Unsterblichkeit der Seele nach der Ansicht Platon's sich auf die sämmtlichen drey Theile der Seele, welche er in den Büchern von dem Staate unterscheidet, oder nur auf den vernünftigen Theil erstrecke.

In sehr verschiedenem Verhältniß zu der Lösung dieser Frage stehen der Phädon und Timäus. In ersterem ist weder von der Dreytheilung der Seele noch von der Unterscheidung eines sterblichen und unsterblichen Theiles ausdrücklich die Rede, während der Timäus die letztere Unterscheidung nicht nur mit klaren Worten ausspricht, sondern auch seiner Darstellung von der Bildung der Seele wesentlich zu Grunde legt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Academische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Gehalten im Wintersemester 1851/2 von Dr. A. Weber. Berlin. Dümmler 1852. VI. u. 284 pg. 8.

Zu denjenigen Studien, welche dazu bestimmt sind unsere Kenntniß der Geschichte der alten Welt in entferntere Zeiten hinabzuführen, als dieß mit den bis jetzt bekannten Hülfsmitteln geschehen konnte, dürfen wir mit Zuversicht auch diejenigen rechnen, welche die indische Alterthumskunde zum Gegenstande haben. Liegt nun in den angränzenden Gebieten des Alterthums: in Persien, Assyrien und Babylonien, in der Spärlichkeit der Quellen oder der Unmöglichkeit dieselben zu verstehen, das vorzüglichste Hinderniß des rascheren Fortschreitens, so ist es hier der überreiche Stoff, den die indische Literatur auch für ihre älteste Periode besitzt, welcher den Ueberblick erschwert und den Abschluß der Forschungen verzögert. Vor noch nicht zwanzig Jahren waren selbst bey den Orientalisten die Vedas nur dem Namen nach bekannt, Niemand hatte sie gelesen und man zweifelte überhaupt ob es möglich sey und sich der Mühe lohnen werde, sie verstehen zu lernen. Heutzutage ist nicht bloß das Verständniß der Vedas sondern auch der an sie sich anschließenden Literatur eröffnet und ein Buch wie das vorliegende kann sich vorzüglich mit ihrer Betrachtung beschäftigen. Aber nicht bloß erweitert wurde unsere Kenntniß der indischen Literatur durch die Bekanntschaft mit den Vedas, die ganze Ansicht über die Entwicklung des indischen Lebens hat sich schon jetzt durch sie merklich verändert und noch sind die Forschungen nirgends abgeschlossen, es ist noch eben so viel zu leisten als bereits geleistet worden. Die historische Wichtigkeit der indischen Studien wird erst in der Zukunft recht anschaulich werden, bisher war die Herbeyschaffung des Materials das Hauptsächlichste und fast ausschließliche Geschäft des Orientalisten und die Verarbeitung desselben bleibt erst den künftigen Jahrzehnten überlassen. Zu denjenigen Gelehrten, welche am rastlosesten auf dem Gebiete der vedischen Literatur gefördert haben, gehört der Verf. der vorliegenden Literaturgeschichte. Unterstützt von den Schätzen der Chambers'schen Sammlung zu Berlin, welche eben für die Vedaliteratur so reiches Material bietet, hat uns Hr. W. nicht nur so wichtige Theile dieser Literatur wie den Yajurveda bekannt gemacht, er hat uns auch zuerst Einsicht in ganze Classen derselben verschafft, die früher gar nicht oder nur dem Namen nach bekannt waren. Die Anfertigung des Catalogs der Sanskrithandschriften der Berliner Bibliothek hat dem Hrn. Verf. Gelegenheit gegeben, die ganze reiche Sammlung genau kennen zu lernen, und wir können ihm bloß Dank wissen, daß er uns seine allgemeinen Resultate hier in einer leicht übersichtlichen Form geboten hat. Ist es auch lange noch nicht möglich, eine vollständige Geschichte der indischen Literatur zu schreiben, so ist doch schon das bis jetzt Errungene gesichert und wichtig genug, um auch dem weiteren Kreise der Literaturfreunde mitgetheilt zu werden, und auch der Orientalist vom Fache bedarf eines solchen Werkes, um überschauen zu können, was bereits geleistet und was noch zu thun sey.

Eine Geschichte der indischen Literatur hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche in der Literaturgeschichte anderer Völker nur in sehr verkleinertem Maaßstabe wiederkehren. Da es in Indien Geschichtswerke gar nicht gibt, so ist es schwieriger als irgend wo, die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Werke zu bestimmen. Da wir also für die indische Literatur chronologische Data großentheils entbehren, so kann es nicht auffallen, daß sich über das Alter derselben die verschiedensten Meinungen kund gegeben haben, es hat nicht an solchen gefehlt, welche ihr ein unvordenkliches Alter zuschreiben wollten, noch an solchen, welche sie in die neueste Zeit herabzurücken gedachten. Betrachten wir diese Gegensätze vom jetzigen Standpunkte aus, so hat keine von den beyden streitenden Parteyen ganz Recht, keine ganz Unrecht. Daß die indische Literatur eine sehr alte sey, wird jetzt von keinem Kenner mehr bestritten, man hat aber dabey einen ganz andern Theil der indischen Literatur im Auge als ihre früheren Verfechter, auch stützt man sich auf ganz andere Gründe als sie, denn der letzte und am meisten scheinbare der früheren, den Colebroke aus vermeintlichen astronomischen Angaben der Vedas genommen hatte, darf jetzt als beseitigt angesehen werden. Werke wie das Râmâyana und Mahâbhârata, die aus dem grauen Alterthume stammen sollten, sind jetzt als vergleichungsweise junge Producte der indischen Literatur nachgewiesen. Mit Zahlen können wir auch jetzt noch das Alter der indischen Literatur nicht angeben. Wenn man aber bedenkt, daß die ersten Anfänge der indischen Literatur früher sind als die Einwanderung des indischen Volkes in die heutigen Wohnsitze, daß wir in den späteren vedischen Schriften fast Schritt vor Schritt das Fortziehen der sanskritredenden Inder erst bis an die Sarasvati, dann bis an den Vindhya, von da weiter bis an die äußerste Spitze Indiens und darüber hinaus in das benachbarte Ceylon verfolgen können, so wird man begreifen, daß ein langer Zeitraum dazu gehörte, bis dieser große Landstrich nur erobert wurde, ein noch längerer bis alle die unterworfenen Völker in dem Grade zu Indern sich umbildeten und sich in allen ihren Ideen der Sitte und Auffassungsweise so den Siegern anbequemten, wie dieß jetzt der Fall ist. Erwägt man ferner die vielen Phasen, welche die indische Literatur durchlaufen hat, welch' langer Zwischenraum zwischen einzelnen Perioden verflossen seyn müsse, so werden auch die letzten Zweifel schwinden. Mit der Bekanntmachung der Vedas, als der ältesten Denkmale des indischen Geistes ist nämlich die Kluft noch lange nicht ausgefüllt, die zwischen der älteren und neueren indischen Literatur besteht. Sie sind nur die äußersten Endpunkte der indischen Literatur, an sie aber schließt sich eine reiche Anzahl von Werken, die entweder von den Vedas ausgegangen sind, oder in einem mehr oder minder genauem Zusammenhange mit ihnen stehen. Eine äußerst zahlreiche Classe solcher Schriften sind die Brâhmanas, welche dazu bestimmt sind, das Heilige in den Opferhandlungen (bey welchen die Hymnen der Vedas gebraucht wurden) und die Pflichten der einzelnen Priester nachzuweisen. In sprachlicher Hinsicht stehen die Brâhmanas den Vedas am nächsten, aber sie sind nicht mehr in gebundener Form geschrieben, und es ist bekannt, daß immer eine bedeutende Zeit und Cultur schon vorausgegangen seyn muß, ehe die ersten Versuche der Prosa gewagt werden. Später sind die Sutras und unzweifelhaft zum Theil aus den Brâhmanas hervorgegangen, sie sollten dazu dienen, in Kürze das Ganze des Rituals darzustellen, das mehr und mehr unübersehbar zu werden drohte. An die Sutras schließen sich die exegetischen Werke an, die dazu bestimmt waren, die Grammatik, Metrik und den Sprachschatz der Vedas darzustellen; diese Werke dürfen wir an das Ende der vedischen Periode stellen, da es in der Natur der Sache liegt, daß solche Werke erst dann Bedürfniß werden, wenn die Kenntniß der Sprache schwindet, und das Verständniß der Schriftdenkmale schwierig wird. Parallel mit den Brâhmanas und zum Theil innerhalb derselben, entwickeln sich die ersten Versuche des speculativen Denkens bey den Indern. Die ersten Ansätze finden sich schon in dem letzten Buche des Rigveda, vorzüglich aber ist die Speculation niedergelegt in den sogenannten Upanischads, deren mehrere jeder einzelnen Vede beygegeben sind, und von denen man bis jetzt hundert und dreyundzwanzig aufgefunden hat. Als auch auf diesem Ge-

biete größere Uebersichtlichkeit nöthig wurde und das Bestreben, Ordnung zu schaffen, mehr hervortrat, entstanden auch hier die philosophischen Sutras, welche bestimmt waren, in Kürze das Ganze eines philosophischen Systemes darzulegen, wie dasselbe ein gefeyerter Lehrer aufgestellt hatte.

Fassen wir nun das Gesagte in Kürze zusammen, so haben wir gefunden, daß die Texte der Vedas, die Brahmanas und Upanischads, die rituellen und philosophischen Sutras, endlich die grammatischen und lexikalischen Werke zu den Vedas, eben so viele Epochen der indischen Literaturgeschichte bilden, alle älter als die epischen Gedichte, mit welchen andere Literaturen zu beginnen pflegen und die man darum auch lange für die ältesten Erzeugnisse des indischen Geistes hielt. Unter allen, in diese verschiedene Perioden gehörigen Werke ist nun das älteste und zugleich auch wichtigste Denkmal der Rigveda, eine Sammlung religiöser Hymnen, nach der Größe der einzelnen Gedichte angeordnet. Im Rigveda treffen wir den ältesten Zustand, die ersten Lebensäußerungen des indischen Geistes. Die Wichtigkeit dieses Werkes ist bekannt, viel Zeit und Kraft ist bereits auf dasselbe verwandt worden, aber noch immer stehen wir an den Außenwerken und diese reiche Fundgrube ist kaum noch dürftig benützt, viel weniger ausgebeutet. Es ist natürlich ein langer Abstand zwischen der Abfassung solcher Hymnen und der Sammlung derselben, die letztere ist weit später und man hat überhaupt die Hymnen erst dann zusammengestellt, als dieselben schon eine gewisse Heiligkeit erlangt hatten, und so hat man denn hier schon Altes und (relativ) Jüngeres unter einander gemischt. Da die Sammlung aus religiösen Motiven hervorging, so sind auch einseitig nur religiöse Hymnen aufgenommen worden, aber, unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, wird man für alle Zweige des indischen Alterthums hier reiche Quellen eröffnet finden. Der große Abstand dieser ersten Anfänge des indischen Lebens von der späteren Anschauung, beweist schon allein zur Genüge, welcher lange Zeitraum zwischen der älteren und neueren Zeit in der Mitte liegen muß, der Rigveda liegt auch in der That dem Zeitpunkte so nahe, wo sich das indische Volk von dem alten indogermanischen Urvolke getrennt hat, daß er über Indien hinaus für das indogermanische Alterthum von höchster Wichtigkeit ist. Die mythologischen Resultate allein, welche bis jetzt gewonnen wurden, beweisen dieß und es mag genügen, hier an die geistvollen Nachweisungen zu erinnern, die A. Kuhn schon über die Identität von Sârameya und Ἑρμείας, neuerdings von Saranyu und Ἐριννύς, von Gandharven und Kentauren, Weber über die Gleichheit von Cabala und Κέρβερος gegeben hat, an diese Abhandlungen schließen sich auch die Vergleichungen welche R. Roth an einzelnen Persönlichkeiten der indischen und persischen Heldensage ausgeführt hat. Die im Rigveda berührte Fabel von einem Raub der Kühe durch einen Dämonen Pani, klingt so genau an die römische von Cacus und Evander an, daß schon der erste Herausgeber des Rigveda, Rosen, diese Aehnlichkeit nicht übersehen hat. Wenn der Rigveda so die Möglichkeit bietet, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellte Mythen als identisch zu erkennen, so gibt er uns zugleich auch die Mittel, die Grundbedeutung derselben besser zu verstehen. Es läßt sich also voraussehen, daß der vergleichenden Grammatik sich eine vergleichende Mythologie an die Seite stellen wird, deren Ergebnisse nicht minder überraschend und fruchtbringend seyn dürften, als die der erstgenannten Wissenschaft. —

(Fortsetzung folgt.)

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar ꝛc.

Ueber Zweck u. Gliederung des platonischen Phädon ꝛc.

Beyträge zur Erklärung von Plato's Phädon.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

(Schluß.)

Nicht unnatürlich wäre nun die Annahme, daß, wenn zwischen beyden Schriften, wie wahrscheinlich,

ein längerer Zwischenraum liegt, innerhalb dieser Zeit die Ansicht ihres Urhebers eine Fort- und theilweise Umbildung erfahren habe. Principiell wäre der Verf. auch nicht gegen eine solche Annahme, wie er ja im Phädon selbst die Aufeinanderfolge der Beweise mit dem Entwicklungsgang des Philosophen in die innigste Beziehung setzt. In dem vorliegenden Falle jedoch hält er dieses Auskunftsmittel nicht für nöthig, indem er auch im Phädon Spuren der Ansicht zu finden glaubt, welche nur dem vernünftigen Theil der Seele die Unsterblichkeit zuerkennt. Dazu rechnet Hr. H. die Lehre von der Wiedererinnerung, aus welcher auf die Präexistenz der Seele geschlossen wird. Allein obgleich die Erinnerung nur dem vernünftigen Theile zukommt und insofern eine Verbindung mit den übrigen Theilen der Seele nicht involvirt, so schließt sie dieselbe doch auch nicht aus und kann daher nicht gegen dieselbe beweisen. Mehr Gewicht hat der Beweis, welcher auf die einfache Natur der Seele begründet ist, dessen Bedeutsamkeit für die vorliegende Frage noch verstärkt wird durch den Zusammenhalt mit einer andern Stelle, wo nämlich Sokrates zur Widerlegung der Ansicht, daß die Seele eine Harmonie sey, sich auf den Widerspruch beruft, in welchen die Seele oft gegen den Körper und die sinnlichen Affecte tritt, und unter der Bezeichnung *τὰ κατὰ τὸ σῶμα παθήματα* oder *τὰ τοῦ σώματος παθήματα* nicht bloß solche Zustände wie Hunger und Durst, sondern auch Zorn und Furcht und überhaupt die *ἐπιθυμίαι* begreift. Daraus kann man den Schluß ziehen, daß Platon das *ἐπιθυμητικόν* und wohl auch das *θυμοειδές*, welche er später als Theile der Seele bestimmt, von dem geistigen Wesen der Seele, auf welches deren Anspruch an die Unsterblichkeit gegründet ist, unterscheidet und also wohl mit dem Schicksal des Leibes verflochten denkt. Nichtsdestoweniger möchte es gerathen seyn, die Annahme eines sterblichen Theils der Seele von dem Phädon fern zu halten und einer späteren Entwickelung der platonischen Psychologie zuzuweisen, zu welcher in den Dialogen dieser Periode wohl die Impulse und Anfänge enthalten sind, aber noch in so schwacher Ausbildung, daß wir auch solchen Vorstellungen begegnen, welche, wie Hr. H. selbst nachweist, dieser Ansicht offenbar widersprechen. Wir stimmen daher auch ganz mit Hrn. H. überein, wenn er die bildliche Bezeichnung der Seele im Phädrus nicht mit der Dreytheilung in den Büchern von dem Staate identificirt sehen will, glauben aber auch nicht, daß Platon bey der Ausführung jenes Bildes bereits die ebenfalls mythisch ausgedrückte Vorstellung von der Mischung, aus welcher er im Timäus die Weltseele und den vernünftigen Theil der Einzelseelen hervorgehen läßt, im Sinne gehabt habe. Der Standpunkt des Timäus ist ein so eigenthümlicher, daß die Darstellung desselben nur mit Vorsicht zu der Erklärung anderer Dialoge benützt werden darf; und wenn auch das harte Urtheil, welches ein berühmter Philosoph unserer Zeit über dieses Werk ausgesprochen hat, von dem Urheber selbst wahrscheinlich längst zurückgenommen ist, so bleibt doch so viel richtig, daß ein anderer Geist in demselben weht als im Phädon, weßwegen man auch wohl daran thut, in der vorliegenden Frage den Standpunkt beyder Dialoge selbständig wahrzunehmen. Und da möchte denn die Ansicht, welche dem Phädon zu Grunde liegt, im Wesentlichen dahin gehen, daß Alles, was in jenen späteren Schriften dem unvernünftigen und sterblichen Theile der Seele zugewiesen wird, hier nur in der Form von Zuständen der Seele betrachtet und aus dem Behaftetseyn derselben mit der Sinnlichkeit und der leiblichen Natur hergeleitet wird, von welcher sich die Seele zu reinigen hat, wenn sie des seligen Lebens nach dem Tode theilhaft werden will.

Christian Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.



Academische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Mehr noch als für den weiteren Kreis der indogermanischen Völker, ist der Rigveda natürlich von Werth für das speciell indische Alterthum. Bekannt ist die Sage von Viçvâmitra und Vasishta, die Roth behandelt hat und die in den Vedas eine ganz andere Form und Inhalt hat als in dem späteren Ramayana. Wie werthvolle Beyträge für indische Mythologie sich noch aus dem Rigveda gewinnen lassen, davon giebt Neves fleissiges Buch über die Ribhus den sprechendsten Beleg. Man sieht aus dieser Menge von Einzelnarbeiten, daß man sich angelegentlich und glücklich genug mit dem Rigveda beschäftigt hat, aber bey der Masse des Stoffes bleibt Alles, was bis jetzt geschehen, noch vereinzelt, und Vieles ist noch zu thun, ehe alle diese Einzelforschungen zu einem Ganzen sich vereinigen können.

Zwischen dem Rigveda und den übrigen Vedas liegt eine bedeutende Kluft. Die beyden Vedas, welche ihm am Alter am nächsten stehen, haben keine bedeutenden Eigenthümlichkeiten, wohl aber viele Entlehnungen. Der Sâmaveda besteht fast ganz aus Stellen, die dem Rigveda entlehnt sind und zwar zum dritten Theile aus dem neunten Buche desselben; das Eigenthümliche des Sâmaveda besteht eben in der Verbindung aller dieser Stellen zu einem Ganzen in Uebereinstimmung mit der Opferhandlung und in der gesangartigen Recitation. Mehr Eigenthümliches als der Sâmaveda hat allerdings der Yajurveda. Er theilt sich in zwey Theile, den schwarzen und den weißen, die sich aber hinsichtlich des Stoffes nicht weit von einander unterscheiden, nur scheint der weiße Yajurveda geordneter zu seyn als der schwarze. Auch der Yajurveda enthält viele dem Rik entlehnte Verse, eigenthümlich sind ihm aber die Opfersprüche, die auch Yajumshi genannt werden. Der Hauptwerth besteht aber auch bey diesem Veda in der ihn begleitenden Opferhandlung, ohne diese hat er wenig Interesse und kann auch nicht vollkommen verstanden werden. Dagegen tritt uns im Atharvaveda ein zwar späterer aber mehr selbstständiger Theil der vedischen Literatur entgegen. Er schließt sich an das zehnte Buch des Rigveda an, in welchem sich die spätesten Hymnen befinden, er enthält vorzugsweise Beschwörungsformeln, Zaubersprüche u. dgl., die zwar auch in den übrigen Vedas vorkommen, hier aber Hauptzwecke sind. Daß dieser Veda mehr dem Volke seinen Ursprung verdankt als den Priestern, geht aus mehreren Umständen, namentlich aber auch aus der Sprache hervor. Ausgaben dieses Veda sind mehrere angekündigt, aber noch keine ist erschienen, er ist der schwierigste von allen, da bis jetzt leider! noch kein Commentar bekannt geworden ist. Einzelne Mittheilungen daraus besitzen wir von Roth und Aufrecht, letzterer hat die räthselhaften Stücke des fünfzehnten Buches gegeben.

Nicht Alles, was in den Vedas enthalten ist, darf man als gleich alt annehmen, mehrere Bestandtheile derselben tragen das Gepräge einer späteren Zeit, so namentlich solche Lieder die schon in In-

dien selbst geschrieben seyn müssen, wie deren mehrere dem zehnten Buche des Rigveda und dem Atharvaveda gemeinschaftlich sind. In die Zeit, wo die Ausbildung der brahmanischen Hierarchie anfängt, dürfen wir den Endpunkt der vedischen Periode setzen. In diese Zeit fällt denn auch die Redaktion der einzelnen Vedas. Daß diese viel später als die Abfassung selbst seyn müsse, sieht man, weil uns jeder der Vedas nicht in einer, sondern in mehreren Redactionen überliefert ist. Allerdings sind die Verschiedenheiten der Redactionen nicht bedeutend, aber sie bestehen doch. So besitzen wir den Rigveda in der Redaction des Çakâlaka, haben aber auch Angaben über eine andere, die des Vâshkali. Auch vom Sâmaveda haben wir zwey Redactionen, von welchen die eine der Schule der Rânayaniya, die andere der der Kauthumas angehört. Der weiße Yajurveda findet sich in der Recension des Kanvas und der Madhyandinas. Auch die Unterabtheilungen der Vedas in Bücher und Abschnitte scheinen so alt zu seyn als die Brahmanaliteratur; die Eintheilung des Rigveda in Mandalas findet sich bereits im Aitareya Aranyaka, die des Sâmaveda in Prapâthakas im Çatapathabrahmana.

Die zweyte Periode der vedischen Literatur bilden nun die Brahmanas, d. h. diejenigen Werke, welche bestimmt sind das Heilige in der Opferhandlung in den einzelnen Vedas hervorzuheben und die Opferhandlung und das Opferlied in Verbindung zu setzen, wobey sie sich der Allegorie im weitesten Sinne bedienen. Je nach ihrem Zeitalter, oder je nachdem sie dem einen oder anderen Veda zugehören, beschreiben diese Brahmanas die Pflichten des einen oder anderen Priesters. So sind die Brahmanas des Rigveda vorzugsweise den Pflichten desjenigen Priesters gewidmet, der die Funktion des Hotar ausübt, die Brahmanas des Sâmaveda beschreiben die Pflichten des Udgatar die des weißen Yajurveda die Pflichten des Adhvaryu. Bey dem schwarzen Yajus ist das Brahmana dem Inhalte nach nicht vom Texte verschieden. Dabey ist noch zu bemerken, daß sich die Brahmanas des Sama und Yajus strenge an die Folge des Textes halten, während die des Rigveda die Reihenfolge der einzelnen Opferhandlungen zwar beybehalten, die einzelnen Verse aber herbeyziehen wie sie eben in Anwendung kommen, ohne Rücksicht auf ihre Stellung im Texte. Dieß erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß der Sâma- und Yajurveda nur zu liturgischen Zwecken gemacht sind, während der Rigveda die Hymnen giebt, wie sie von den Verfassern gedichtet wurden. Die Brahmanas des Atharvaveda sind noch nicht genauer bekannt geworden. Zum Rigveda sind zwey solcher Brahmanas bekannt, das Aitareya-brahmana und das Çânkhâyana-brahmana, von welchen das zweyte das vollständigere, aber auch das spätere ist. Im Aitareya-brahmana scheint das Somaopfer ganz ausschließlich behandelt zu seyn, die ausführlichste Darstellung dieses wichtigen Opfers enthält aber das Panchavimça-brahmana, welches dem Sâmaveda zugehört, welcher ja eigentlich das Ritual des Somaopfers enthält. Das bekannteste und werthvollste Werk dieser Gattung ist aber das Çatapatha-brâhmana, dessen Herausgabe der Verf. der vorliegenden Literaturgeschichte übernommen hat, und dessen raschem Fortschreiten wir mit Verlangen entgegensehen. Man muß sich übrigens hüten, diese Werke als aus einem Gusse und in einer Zeit entstanden anzusehen. Nicht nur die einzelnen Brahmanas können der Zeit nach weit auseinander liegen, auch jedes einzelne desselben kann frühere oder spätere Zuthaten enthalten. So ist dieß mit dem Çatapatha-brahmana, wie dieß Hr. W. nachgewiesen hat, auch zum Panchavimça-brahmana ist ein Nachtrag vorhanden, der das Fehlende zu ergänzen sucht. — In engster Verbindung mit den Brahmanas und zu vielen ein integrirender Theil derselben, sind die Upanishads, die ersten Versuche des speculativen Denkens bey den Indern, nach unserm Dafürhalten die interessanteste Partie dieses Theiles der vedischen Literatur. Auch von ihnen sind die einen früher, die andern später, die älteren finden sich in den drey ältesten Vedas, während der Atharvaveda die jüngern enthält. Auch rücksichtlich des Inhaltes lassen sie sich in drey Classen theilen, solche die dem späteren Vedantasystem zur Grundlage dienen, solche, welche die Ausbildung desselben bereits voraussetzen und solche, welche sektarische Zwecke verfolgen. Den Werth dieser Werke kann auch der

des Sanskrit unkundige Leser durch die theilweisen Uebersetzungen von Windischmann und Poley beurtheilen. Durch die trefflichen Ausgaben der Upanishads von Roer in der zu Calcutta erscheinenden Bibliotheca indica ist jetzt eine nähere Kenntniß dieser merkwürdigen Werke angebahnt.

Gewissermassen eine Reaction gegen die Literatur der Brâhmanas und Upanishads bilden die Sutras. Form und Methode der Brahmanas war geeignet, die Wissenschaft vom Cultus zu einer unendlichen zu machen, man konnte mit Beyhülfe der Allegorie aus den Vedas heraus- und in den Cultus hineindeuten, was man nur wollte. Das praktische Bedürfniß erforderte dagegen das was wirklich zu wissen nöthig war in gedrängter Uebersicht zusammen zu geben, darum sind auch die Sutras, im Gegensatze zu der weitschweiffigen Darstellung der Brahmanas, auf die möglichste Kürze bedacht. Die Sutras theilen sich in zwey Classen, die erste, die Çrauta-sutras, behandelt speciell den Cultus, die zweyte und interessantere, die sogenannten Grihya-sutras, die häuslichen Pflichten, mit Rücksicht auf das Herkommen. Noch sind auch diese Werke nur Wenigen bekannt, es ist aber klar, daß sich auch namentlich in der letztgenannten Classe manches Interessante finden wird, um so mehr, als die spätere Rechtsliteratur sich an die Grihya-sutras anschließt. — An das Ende der vedischen Literatur sind endlich auch die ältern Werke über die vedische Exegese zu setzen, auf die wir hier aber nicht näher eingehen wollen.

Man wird sich aus dem bisher Gesagten einen allgemeinen Begriff von dem Umfange dieser älteren indischen Literatur machen können; weniger auffällig dürfte aber der Nutzen seyn, den sie zur Erforschung des alten Indien gewährt, und das Interesse, das sie dem Forscher darbietet. Der Orientalist, der es unternimmt das morgenländische Alterthum zu erforschen, darf sich nicht auf einen ästhetischen Standpunkt stellen und in der Form und dem Inhalte eines dieser Denkmale seine Befriedigung suchen, dazu würde die Vedaliteratur, welche zum großen Theile die einzelnen Partien des Cultus bis in's Einzelnste verfolgt, sehr wenig geeignet seyn. Der Werth dieser Literatur liegt in ihrer Gesammtheit, als Ganzes angesehen ist sie von mehr als einem Gesichtspunkte aus im hohen Grade für Forschungen geeignet, die von jedem Alterthumsforscher mit Freuden begrüßt werden müssen. Am auffälligsten, aber auch am schwierigsten, sind die Forschungen über den brahmanischen Cultus; die Masse des Stoffes dürfte hier den Fortschritt gar sehr erschweren. Die vielen Mythen und Sagen, welche bey verschiedenen Veranlassungen in diesen Büchern, besonders im Çatapatha-brahmana erzählt werden, geben uns die Mittel, unsere Kenntniß der altindischen Mythologie theils zu vervollständigen, theils zu berichtigen, die einzelnen Mythen aber in vielen Fällen durch die einzelnen Stadien ihrer Entwicklung zu verfolgen. Die Nachrichten über Sitten und Gebräuche gewähren uns einen Einblick in das häusliche Leben, die Cultur und Civilisation in jenen entfernten Zeiten, und daß die letztere nicht gering anzuschlagen sey, zeigt die ganze Literatur zur Genüge, denn wenn dieselbe auch eine rein priesterliche ist, so muß man doch zugeben, daß so bedeutende Fortschritte bey einem Stande nicht ohne große Rückwirkung auf die anderen geblieben seyn können, man kann nicht annehmen, daß eine zu dieser Höhe der Bildung gelangte Priesterkaste unter einem ganz rohen Volke gewirkt habe. Was aber diesen Forschungen noch einen eigenen Reiz gibt und sie für uns besonders wichtig macht, ist eben der Umstand, daß das alte Sanskrit das älteste Glied unseres Sprachstammes ist und wie das Sanskrit als Sprache durch seine Reinheit der ursprünglichen Sprache am nächsten steht, so werden auch die ältesten indischen Zustände die Alterthümer unseres gesammten Stammes bedeutend aufklären.

Die Literatur der Vedas, umfangreich wie sie ist, bildet doch nur einen Theil der ungeheuren indischen Literatur und wir stehen nun, nach dem Schlusse der vedischen Periode, bey einem neuen Literaturkreise, noch umfangreicher als der vedische, und gleich wichtig, wenn auch von einem anderen Gesichtspunkte aus. Der Buddhismus ist weniger strenge abgeschlossen, als der hochmüthige Brahmanismus, für die Beziehungen Indiens zum Auslande ist er schon wichtig genug gewesen, und wird

noch wichtiger werden, wenn die buddhistischen Schriften einmal besser erforscht sind. Die Zeit der Ablösung des Buddhismus vom Brahmanismus können wir noch nicht genau nach Zahlen angeben, da alle Bemühungen, die Chronologie zu fixiren, bis jetzt wenigstens zweifelhaft geblieben sind. Doch muß die Entstehung dieser neuen Religion in die Zeit vom fünften bis zum dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden, die Zeit seiner höchsten Blüthe aber in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Gewiß ist, daß der Buddhismus zur Zeit der Ptolemäer in Blüthe stand und sich noch im fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung auf dieser Höhe erhielt. Wie der Verfasser der vorliegenden Literaturgeschichte bemerkt, schließt sich der Buddhismus zunächst an die Periode der Sutras an, denn es finden sich auch in den älteren buddhistischen Schriften keine Namen von Lehrern angeführt, die der Brahmanaperiode angehörten, wohl aber solche, die sich in den Sutras finden. Ehe wir über den Buddhismus urtheilen können, müssen erst eben so massenhafte Arbeiten vorausgehen, wie die letzte Zeit über die Vedas zu Tage gefördert hat. Der für die Wissenschaft leider zu früh verstorbene E. Burnouf hat es unternommen, das Material zu sichten und das Frühere vom Späteren zu sondern. Der nächste Schritt wird die Herausgabe der wichtigsten Werke seyn müssen und zwar nach der Recension beyder Schulen, in welche der Buddhismus sich theilt, denn unter dem Wichtigsten darf man wohl mit Sicherheit das von den Schulen Gemeinschaftliche verstehen. Da von drey Concilien, auf denen die orthodoxe Literatur des Buddhismus festgestellt wurde, nur zwey allgemeine Geltung erlangt haben, das dritte aber für jede der beyden buddhistischen Schulen ein anderes ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß das Gemeinschaftliche das ältere und mindestens vom zweyten Concil sanctionirt seyn müsse. Die Buddhisten haben sich wie in Allem, so auch darin den Gebräuchen der Brahmanen angeschlossen, daß sie ihre heiligen Schriften durch Tradition fortpflanzten, sie führen darum auch eine lange Reihe von Lehrern an, welche in den verschiedenen Geschlechtern die reine Lehre überliefert haben sollen, bis sie (zum wenigsten in der südlichen Schule) im ersten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung aufgeschrieben wurden.

Wenn Hr. W. mit Lassen annimmt, die heiligen Schriften der südlichen Buddhisten seyen erst bey Gelegenheit von Buddhaghosas Aufenthalt in Ceylon in's Pâli zurück übersetzt worden, so liegt hier wohl ein Mißverständniß zu Grunde. Ref. erinnert sich niemals einer solchen Behauptung in buddhistischen Schriften begegnet zu seyn, nicht die heiligen Schriften, sondern die Commentare wurden in singhalesischer Sprache niedergeschrieben und erst von Buddhaghosa in's Pâli zurück übersetzt. Es wird allerdings vom Anfange an nöthig gewesen seyn, die hauptsächlichsten Schriften zum Nutzen und Frommen des gemeinen Volkes in's Singhalesische zu übersetzen, dieß schließt aber nicht aus, daß wenigstens die Priester stets auf die Ursprache zurück gingen. Wäre dieß nicht der Fall gewesen, wie wäre es denkbar, daß sich der Gebrauch der Pâlisprache auch nur ein Jahrhundert lang auf Ceylon hätte behaupten können? — Es darf nicht bezweifelt werden, daß unter der Masse der buddhistischen Literatur auch Manches sich erhalten haben werde, was entweder auf den Stifter des Buddhismus selbst oder seine nächste Umgebung zurück geht, schwierig wird es aber immer bleiben dieß zu ermitteln, und wie viel oder wenig für uns Wichtiges darin enthalten sey, ist jetzt noch nicht abzusehen, nur das darf man wohl mit Sicherheit vermuthen, daß solche Fragmente wichtiger seyn werden für die buddhistische Lehre selbst als für die politische und religiöse Geschichte ihrer Zeit. Aber auch das, was als beyden Schulen gemeinschaftlich ermittelt ist, kann darum doch noch weit genug von der ursprünglichen Gestalt des Buddhismus abliegen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Naturwissenschaftliche Reise nach Mossambique. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. in den Jahren 1842 bis 1848 ausgeführt von Wilhelm C. H. Peters. Zoologie. I. Säugthiere. Berlin 1852. 202 S. in groß Quart mit 46 Tafeln.

Nach langer Frist hat unsere Literatur endlich einmal wieder eine, von einem Deutschen und auf Kosten einer deutschen Regierung ausgeführte naturwissenschaftliche Entdeckungsreise aufzuweisen. Der rege Eifer, der nach Wiederherstellung des Weltfriedens unsere Naturforscher und Regierungen zur Ausführung naturwissenschaftlicher Expeditionen in fremde Welttheile begeisterte, hatte keine nachhaltige Ausdauer gehabt, denn wenn es auch an deutschen Naturforschern, die freudig ihre besten Kräfte und selbst ihr Leben an solche Unternehmungen setzten, nicht fehlte, so mangelte es ihnen doch meist an Mitteln, um solche Reisen anzutreten oder doch wenigstens, um nachher die Früchte ihrer Forschungen in einer angemessenen Weise zur Publicität gelangen zu lassen. Naturforscher, die wie der Prinz von Wied und J. von Tschudi, im Stande waren, die kostspielige Ausführung und Veröffentlichung solcher Reisen selbst zu tragen, gehören bey uns wie anderwärts zu den seltenen Erscheinungen. Wir mußten daher in der letzten Zeit solche Unternehmungen dem Auslande überlassen, was allerdings im großen Maaßstabe die naturwissenschaftlichen Untersuchungsreisen fortgeführt hat und wobey mitunter auch deutsche Naturforscher, in Holland wie in Rußland, Gelegenheit fanden, sich wirksam zu bethätigen. Das Jahr 1848 hat aber auch in Frankreich derartige Unternehmungen zum Stillstand gebracht, so daß das große Feld der naturwissenschaftlichen Entdeckungsreisen jetzt zunächst den Engländern und Nordamerikanern überwiesen ist, deren Regierungen hiefür beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt haben.

Es ist daher eine erfreuliche Erscheinung inmitten einer Zeit, die nach so vielen gescheiterten Hoffnungen Mittel zur geistigen Kräftigung bedarf, daß eine deutsche Regierung es möglich gemacht hat, auch von unserer Seite in dem Bereiche der naturwissenschaftlichen Entdeckungsreisen die Concurrenz mit dem Auslande wieder zu eröffnen und den deutschen Namen auf diesem Gebiete wieder zur Kenntniß und Geltung zu bringen. Schon deßhalb begrüßen wir freudig das uns vorliegende Werk, und nicht weniger erfreut es uns in Hinsicht auf den Verfasser, daß es ihm endlich gelungen ist, die mit schweren Opfern errungenen Resultate seiner gefahrvollen Reisen dem Publikum zur Vorlage bringen zu können.

Der Verf. dieses Reisewerkes, der schon vor dem Antritte seiner Reise durch mehrere anatomische Arbeiten einen ehrenvollen Ruf sich begründet hatte, wurde zur Ausführung einer naturwissenschaftlichen Untersuchungsreise nach dem südöstlichen Theile Afrika's, der gewöhnlich mit dem Namen Mossambique bezeichnet wird, hauptsächlich deßhalb bewogen, weil derselbe, obwohl seit mehr als 350 Jahre unter europäischer Botmäßigkeit stehend, doch niemals in

naturwissenschaftlicher Beziehung erforscht worden ist. Zwar hatte die portugiesische Regierung zu verschiedenen Zeiten wissenschaftliche Expeditionen nach Mossambique abgeordnet und auch von England aus wurde eine solche vor etwa 25 Jahren unternommen, aber sie scheiterten alle an derselben Ursache, welche dort bisher eine europäische Colonisation unmöglich gemacht hat. Das Klima ist den Europäern so feindselig, daß diese von Natur reiche Colonie seit vielen Jahren, wie der Verf. berichtet, dem Mutterlande keinen andern Nutzen gewährt, als dasselbe von Denen, welche entweder der Regierung oder der menschlichen Gesellschaft überhaupt schädlich waren, alsbald auf immer zu befreyen.

Obgleich der Verf. wohl bekannt war mit den Gefahren, die ihn in einem so mörderischen Klima erwarteten, so konnte dieß doch seinen festen Wunsch, die unbekannte Natur jener Länder zu erforschen, nicht unterdrücken, und als ihm im Jahre 1842 von der preußischen Regierung die Mittel zur Ausführung einer mehrjährigen Expedition bewilligt wurden, trat er getrosten und freudigen Muthes die Reise an, von der die Rückkehr als höchst ungewiß erscheinen mußte. In Lissabon fand sein Unternehmen die allgemeinste Theilnahme und wurde von der dortigen Regierung auf's Beste unterstützt. Zu Anfang des Jahres 1843 langte er in Mossambique an, und obwohl dort von den tropischen Fiebern hart mitgenommen, überstand er doch diese, so daß er im Jahre 1848 nach Berlin zurückkehren konnte. Die Rückkehr war keine freudige, denn mittlerweile waren die innern Zustände Deutschlands in allen seinen Fundamenten dermassen erschüttert und zerrüttet worden, daß der Verf. an die Herausgabe seiner Reise gar nicht denken durfte. Schon im Begriff das gesammelte Material Anderen für spätere günstige Zeiten zu überweisen, gelang es ihm endlich im Jahre 1850 von der preußischen Regierung neuerdings Mittel zu erhalten, um die ersten Tafeln zur Herausgabe seiner Reise anfertigen zu lassen.

Bereits liegt der erste Band derselben, die Säugthiere behandelnd, uns vor. Da auch mehrere der folgenden Abtheilungen sehr weit vorgerückt und viele der dazu gehörigen Tafeln fertig sind, so hofft der Verf. bis zu Ende des Jahres 1853 das ganze Werk vollendet zu sehen. Mit Ausnahme der Entomologie, welche Dr. Klug übernommen hat, wird die Bearbeitung des zoologischen Theils vom Verf. durchgeführt; der botanische Theil wird von Dr. Klotzsch zur Veröffentlichung gebracht. Nach Beendigung der wissenschaftlichen Publikationen soll der Reisebericht im Drucke erscheinen und damit das ganze Werk abschliessen.

(Schluß folgt.)

Academische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte.

(Schluß.)

Die Sammlung von Mönchsregeln, welche den Namen Pratimokhsa führt, gehört gewiß zu den ältesten uns erhaltenen Schriften des Buddhismus, beyde Schulen haben sie in wenig oder gar nicht veränderter Gestalt, doch ist es so gut als gewiß, daß das Mönchthum dem ursprünglichen Buddhismus fremd war, wenn es sich auch sehr bald ausbildete. Dasselbe gilt von anderen Theilen. Es ist ziemlich sicher, daß zur Zeit als Çâkyamuni, der Stifter des Buddhismus, auftrat, der religiöse Standpunkt der Inder noch ungefähr derselbe war, wie ihn die Brahmanas und Sutras darstellen; nichts destoweniger finden sich in dem dem Ref. vorliegenden Mahâ-samaya-sutta, einem Werke, das gleichfalls beyden Schulen gemeinsam ist, ganz schon die Anschauungen des späteren Brahmanismus. Es werden dort die Götter und Helden aufgezählt, welche alle herbeykommen um Çâkyamunis Lehre zu hören, allerdings findet sich darunter Soma, Varuna und Varunâ, der Dämon Namuchi und der König Nalas, welche man der älteren Periode zuzählen könnte, daneben aber auch der Gandharva Chitrasena, Timbaru (ui), Brahma, Mâtali, die Nâgas, Asuras, Dânavas und Yakhsas, sonderba-

rer Weise auch Ghandu und Nighandu, (ui) und selbst Krischna (Kanho). Man muß sich auch hüten, Alles, was ein buddhistisches Sutra giebt, für gleich alt anzusehen, die Einleitung, welche von den Redactoren herrührt, ist bedeutend jünger und natürlich nur für die Zeit beweisend, in der sie geschrieben wurde. Nur der dem Religionsstifter in den Mund gelegte Ausspruch kann Anspruch auf ein höheres Alter haben. In einer solchen Einleitung zu dem sogenannten Tevijjasuttam gehören die beyden Brahmanen Vasettho und Bhâradvâja mit zu den handelnden Personen, gelegentlich werden noch erwähnt Vâmadeva, Vessamitto (ui) Yamataggi, Angirasa, Kassapo und Bhagu, im Allgemeinen wird auch von den addhariyâ, tittiriyâ und chandokâ gesprochen, was eine allgemeine Kenntniß der vedischen Zeit voraussetzt. Das Dogma von Brahma bildet den Gegenstand der Unterhaltung.

Daß, und wie diese ungeheure Priesterliteratur in Indien entstehen konnte, begreift man leicht, schwieriger aber dürfte es auf den ersten Anblick erscheinen, den Unterschied der früheren Periode der indischen Literatur von der späteren zu erklären. Dieser ist nämlich nicht allein ein sprachlicher, sondern auch ein stofflicher; in der ersten Periode haben wir nur priesterliche Werke mit gelegentlicher Beymischung anderer Elemente, während in der zweyten Periode auch andere Wissenschaften, so wie die schöne Literatur ihre Rechte geltend machen. Wie war es nun möglich, daß eine so ausgebildete priesterliche Cultur sich entwickeln konnte, ohne daß auch andere Gebiete der Wissenschaften angebaut wurden, und wie kommt es, daß uns in der zweyten Periode auf einmal so umfangreiche epische Gedichte und so vollendete Dramen entgegentreten? Wer die Entwicklung der indischen Cultur verfolgt hat, dem wird die Antwort nicht schwer fallen. Der Fluch der gesammten indischen Entwicklung war und ist das Kastenwesen, den Kasten vornehmlich ist es zuzuschreiben, daß die Inder keine Geschichte haben, denn es konnte sich eben nur das entwickeln, was man Kastengeist nennt, jede Kaste hatte ihre eigenen unmittelbaren Interessen im Auge und verhielt sich gegen Alles, wovon diese nicht berührt wurden, völlig gleichgültig. Die oberste Kaste, die der Brahmanen, bemächtigte sich im Verlaufe der Zeiten mehr und mehr der literarischen Thätigkeit und erhielt sie nach und nach zum Verderben der Nation als ein förmliches Monopol. Wir haben demnach größtentheils nur die Literatur einer Kaste vor uns, kein Wunder also, daß wir nicht nur eine so reiche priesterliche Literatur besitzen, sondern auch das, was von der wirklichen Volkslitteratur noch geblieben ist, durch eine brahmanische Brille betrachten müssen. Wir wissen, daß die absolute Oberherrschaft der Brahmanenkaste über die andere nicht vom Anfange bestand, daß sie vielmehr nur durch langwierige und blutige Kämpfe errungen werden konnte. So lange die Oberherrschaft der Brahmanen noch nicht anerkannt war, haben auch die übrigen Kasten, oder — was sie damals noch waren — die übrigen Stände, nach ihrer Weise an der Literatur Theil genommen, aber dieser ältere Theil der Literatur, der sich so ziemlich über alle Zweige der Wissenschaften erstreckt haben dürfte, welche später von den Indern angebaut wurden, ist verloren gegangen und durch andere spätere Werke ersetzt worden. Nur so, wenn man annimmt, daß die uns erhaltenen Heldengedichte und Dramen nicht die ersten ihrer Gattung waren, sondern daß ihnen schon manche Vorstufen vorausgingen, erklärt sich die hohe Vollendung einzelner Werke in dieser spätern indischen Literatur. Am meisten dürfte der Verlust der älteren Werke für das Epos zu beklagen seyn. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Heldensagen eines Volkes vorzüglich vom Kriegerstande ausgebildet werden. Welche ganz andere und lebensfrischere Bilder würden uns aus dem altindischen Epos entgegentreten, wenn wir dasselbe noch in seiner ursprünglichen Form besäßen, oder etwa in einer Bearbeitung, wie Firdosi für die persische Sage gegeben hat! Statt dessen ist in den uns vorliegenden Bearbeitungen die ursprüngliche Sage nicht nur verwischt, sondern auch willkührlich nach brahmanischem Gutdünken zugeschnitten und tritt ganz in den Hintergrund gegen die widrige brahmanische Tendenz, welche überall ganz unverhüllt hervorleuchtet. Die Stoffe der indischen Heldengedichte stammen aber unzweifelhaft aus sehr

alter Zeit, es scheint dem Ref. gewiß, daß dem indischen Kuru ein mythischer Cyrus entsprochen habe, der eben so in der altpersischen Sage lebte, wie die Kurus im Mahâbhârata. Auch Rama, der Held des anderen indischen Heldengedichtes, des Râmâyana, dürfte mit dem Râma-qâçtra der Perser verwandt und beyde ursprüngliche Gottheiten des Ackerbaues gewesen seyn. Als ein verhältnißmäßig wenig verstümmeltes Beyspiel volksthümlicher indischer Sagendichtung darf wohl die bekannte Geschichte des Nala gelten, der Stoff ist unzweifelhaft alt und bot wenig Anknüpfungspunkte zur Ausschmückung im brahmanischen Sinne.

Die Geschichte der zweyten Periode der indischen Literatur hat Hr. W. kürzer behandelt, weil sie bekannter ist, und auch wir wollen uns nicht auf eine ausführliche Darstellung derselben einlassen, sondern nur einige einzelne Punkte hervorheben, in welchen der Hr. Verf., und wie wir glauben mit Recht, von der gewöhnlichen Ansicht abgewichen ist. Dahin rechnen wir vor Allem die Zurückweisung der Annahme, daß Kalidâsa unter dem Könige Vikramâditjä gelebt habe, von welchem die bekannte Aera datirt, folglich in's erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu setzen sey. Dagegen möchte Ref. den Dichter der Çakuntala und den spätern Bhavabhuti durch einen längeren Zeitraum trennen, als Hr. W. anzunehmen geneigt scheint. Ebenso zeigt auch der Verf., wie wenig beweisend die Gründe sind, mit welchen man bisher das Zeitalter des Panini und Amarasinha festzusetzen suchte. Neben diesen negativen Resultaten hat der Hr. Verf. auch noch das Verdienst, die so wichtige Geschichte der Astronomie in Indien um ein Bedeutendes gefördert zu haben. Es ist bekannt, welchen Widerspruch seiner Zeit die zuerst von Letronne vorgetragene Ansicht über den griechischen Ursprung des Zodiacus erfuhr, indem besonders A. W. von Schlegel das hohe Alter und die Unabhängigkeit des indischen Thierkreises behauptete, was — da es undenkbar ist, daß der Thierkreis in derselben Form zweymal erfunden seyn sollte — auf die Annahme hinausläuft, daß die Inder denselben erfunden haben. Holtzmann und Reinaud haben indeß später den indischen Ursprung des Thierkreises mehr als wankend gemacht, nach den selbstständigen Forschungen des Verf. kann nun kein Zweifel mehr seyn, daß die indische Astronomie als Wissenschaft ihre Wurzel in der griechischen zu suchen habe, von Indien aus kam die Wissenschaft der Astronomie zu den Arabern, von den Arabern aber in späterer Zeit in etwas veränderter Gestalt wieder zu den Indern zurück. Hinsichtlich des Thierkreises stehen aber nun immer noch die beyden Annahmen gegenüber, ob derselbe griechischen Ursprunges sey, wie Letronne will, oder von Babylon ausgegangen sey, wie Ideler annimmt. Ref. möchte sich der letztgenannten Ansicht anschließen, zumal da dieselbe so eben durch Lassen (Alterthumskunde II p. 1122 ff.) mit neuen Gründen gestützt worden ist. Der Thierkreis könnte dann schon in viel früherer Zeit den Indern zugekommen seyn.

Nach dem Gesagten wird es nun nicht mehr schwer seyn, in wenigen Worten ein Gesammturtheil über die vorliegende Schrift abzugeben. Ihr Schwerpunkt liegt in der Behandlung der vedischen Schriften, was über diese gesagt wird, ist zum größten Theile neu, nicht bloß der Darstellung, sondern auch dem Stoffe nach. Sie ist ein entschiedener Fortschritt auf dem Gebiete der indischen Literatur und bietet auch dem des Sanskrit nicht kundigen Forscher des Alterthums eine zuverlässige Quelle der Belehrung über indische Geistesbildung.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	4. März.
Nro. 27.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.	1853.

Naturwissenschaftliche Reise nach Mossambique.

(Schluß.)

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, haben wir demnach dießmal nur die erste Abtheilung der Fauna von Mossambique, die Säugthiere, zur Anzeige zu bringen. Eine genaue Durchsicht dieser Abtheilung hat uns vollkommen bestätigt, was wir im Voraus mit Sicherheit erwarteten, daß sie nämlich uns nicht bloß eine Menge neuer Formen darstellt, an welchen die Zoologen das größte Interesse nehmen werden, sondern daß auch die Bearbeitung des Ganzen nach allen Beziehungen meisterhaft durchgeführt ist. Dem äußern wie dem innern Baue der Thiere ist gleiche Aufmerksamkeit gewidmet; die Beschreibungen sind höchst exakt und, worauf wir ein großes Gewicht legen, bey jeder neuen Art sind die unterscheidenden Merkmale von den ihr zunächst verwandten auf's sorgfältigste hervorgehoben, so daß man sie gleich auf das Bestimmteste erkennen kann. Wenn man bey englischen und französischen Zoologen nicht selten auf eine staunenswerthe Unbekanntschaft mit der auswärtigen Literatur stößt, so findet man dagegen diese hier in ihrer ganzen Ausdehnung gekannt und benützt. In Aufstellung der Arten hat der Verf. mit richtigem Takte den Mittelweg eingeschlagen zwischen unnöthiger Vervielfältigung und übermässiger Zusammenziehung der Formen. Nehmen wir nun noch die 46 Tafeln in Betracht, auf welchen die neuen Arten in sorgfältig colorirten Abbildungen und außerdem noch wichtige Verhältnisse des innern Baues, insbesondere des Knochengerüstes, mit größter Genauigkeit und Schönheit dargestellt sind, so müssen wir diese Bearbeitung der Säugthiere von Mossambique nach allen ihren Beziehungen für eine durch und durch gelungene erklären und das Ausland hat auf diesem Gebiete der Zoologie in neuerer Zeit keine Leistung hervorgebracht, die der uns dermalen vorliegenden den Rang streitig machen könnte; im Gegentheile können wir sie Engländern und Franzosen zum Muster, nach dem sie ähnliche Arbeiten einzurichten hätten, hinstellen.

So viel im Allgemeinen; nur Einiges noch über den speciellen Inhalt.

Im Ganzen sind dem Verf. in Mossambique 102 Arten von Säugthieren vorgekommen, von denen nicht weniger als 49 erst durch ihn entdeckt wurden; eine höchst beträchtliche Zahl neuer Arten, zumal wenn man bedenkt, unter welchen Beschwerden sie in einem der Gesundheit so ungünstigen Klima aufgesucht werden mußten. Nach den Ordnungen vertheilen sich die Arten folgendermassen:

	Zahl der Arten	darunter neue Arten
Vierhänder	13	4
Handflügler	18	14
Insektenfresser	9	8
Raubthiere	20	4
Nager	23	15
Zahnlücker	11	
Einhufer	1	
Dickhäuter	6	
Wiederkäuer	19	4
Walle	2	

Mit Ausnahme der Robben und Beutelthiere sind demnach in der Fauna von Mossambique alle andern Ordnungen vertreten.

Als neue Gattungen sind aufgestellt 8, nämlich Cynonycteris unter den Handflüglern, Petrodromus und Rhynchocyon unter den Insektenfressern, Bdeogale unter den Raubthieren, Heliophobius, Pelomys, Steatomys und Soccostomus unter den Nagern.

Es würde hier nicht am rechten Orte seyn, wenn wir alle neuen Arten näher charakterisiren wollten, wohl aber werden uns noch einige Bemerkungen gestattet seyn, wobey wir hauptsächlich die Verhältnisse der geographischen Verbreitung berücksichtigen werden.

Die Ordnung der Vierhänder ist durch die Gattungen Cercopithecus mit 5 Arten, darunter 3 neue, Cynocephalus mit 1, Otolicnus mit 2, Microcebus mit 1 neuen Species und Lemur mit 4 Arten repräsentirt. Daß die Schimpanses in Mossambique fehlen werden, war zu erwarten; auffallender ist es, daß auch die Stummelaffen (Colobus) dort nicht mehr auftreten.

Die Handflügler gehören den Gattungen: Pteropus, Cynonycteris, Epomophorus, Phyllorrhina, Rhinolophus, Nycteris, Emballonura, Taphozous, Dysopes, Vespertilio und Nycticejus an. Die neue Gattung Cynonycteris ist von Pteropus abgetrennt und dadurch diese letztere Gattung vom afrikanischen Festlande ganz ausgeschlossen worden. Merkwürdig ist das Vorkommen einer Emballonura (E. afra Pet.), da diese hauptsächlich in Amerika angesiedelte Gattung bisher nur einen einzigen Repräsentanten in der alten Welt, die E. monticola von Java hatte. Geoffroy's Angabe, daß bey Nycteris die Haut nur an einigen Stellen locker mit dem Körper zusammenhänge und daß deshalb das Thier vermittelst einer Art von Backentaschen sich ballonförmig aufblasen könne, hat der Verf. als irrthümlich nachgewiesen.

Den stärksten Zuwachs an neuen Arten haben verhältnißmässig die Insektenfresser erhalten, indem unter 9 Arten 8 neue gefunden wurden. Die 9 Species sind: Chrysochloris obtusirostris, 4 Arten von Crocidura, 2 von Macroscelides, Petrodromus tetradactylus und Rhynchocyon Cirnei; darunter ist Macroscelides Intufi die einzige schon früher bekannte Art. Petrodromus wird vom Verf. selbst als Untergattung von Macroscelides betrachtet, indem sie sich von letzterem nur durch den Mangel der innern Zehe an den Hinterfüßen und durch ein Paar Zitzen weniger unterscheidet. Dagegen ist Rhynchocyon eine sehr ausgezeichnete Gattung, die ein Bindeglied zwischen den Rohrrüßlern und Tupajas abgiebt und unter den zwerghaften Gestalten der Insektenfresser als Riese auftritt, da sie fast die Größe des Steinmarders erreicht.

Zur Deutung des Gebißes der Spitzmäuse, die bisher so strittig ist, hat der Verf. festere Anhaltspunkte dargeboten. An einem Schädel von Crocidura sacralis hat er nämlich, was so äußerst selten ist, den Verlauf der Zwischenkiefernähte verfolgen können und sich dadurch überzeugt, daß 3 Paar Zähne im Zwischenkiefer sitzen und demnach 3 Paar Schneidezähne in der Oberkinnlade vorhanden sind. Bey Sorex vulgaris dagegen und den damit verwandten Arten glaubt er, nach der Lage der Foramina incisiva zu schließen, daß höchst wahrscheinlich 4 Paar obere Schneidezähne vorkommen. Letztere Angabe hat durch Dr. Fahrer's und Gemminger's Untersuchungen Bestätigung erhalten; diese haben aber nicht bloß für Sorex vulgaris 4 Paar obere Schneidezähne ermittelt, sondern sie halten sich auch überzeugt, daß sie dieselbe Zahl bey Crocidura aranea und Crossopus fodiens aufgefunden haben. In dieser Beziehung ist demnach noch eine Controverse auszugleichen.

Bey dieser Gelegenheit will Ref. bemerklich machen, daß er an einem jugendlichen Maulwurfs-Schädel Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß die Zwischenkiefernaht auch noch den sogenannten zweywurzeligen Eckzahn mit einschließt, sowohl auf der Seiten- als Gaumenfläche, und daß demnach dieser Zahn ein wirklicher Schneidezahn ist, mithin beym Maulwurf 8 obere Schneidezähne vorhanden sind.

Die Raubthiere gehören den Gattungen: Mellivora, Rhabdogale, Lutra, Viverra, Herpestes, Bdeogale, (Untergattung der vorigen), Canis, Hy-

aena und Felis an; neu darunter sind 2 Arten von Herpestes und 2 von Bdeogale. Die Hyäne ist die gefleckte (H. Crocuta). Auffallend ist es, die sonst Südasien zuständige Viverra Rasse auf der Comoreninsel Anjoan zu finden; der Verf. macht die Bemerkung, daß diese Inseln, obgleich sie dem afrikanischen Festlande so nahe liegen, doch in ihrer Fauna viel mehr mit Indien und Madagaskar verwandt sind. Es ist merkwürdig, daß die im südlichsten Asien weitverbreitete malayische Menschenrasse mit ihren westlichen Ausläufen ebenfalls bis nach Madagaskar reicht.

Unter den Nagern finden wir die Gattungen: Sciurus, Myoxus, Heliophobius, Meriones, Mus, Pelomys, Acomys, Steatomys, Saccostomus, Cricetomys, Hystrix und Lepus. Die neue Gattung Heliophobius kömmt in den wesentlichsten Verhältnissen mit Georhychus überein; dasselbe gilt für Pelomys in Beziehung auf Mus. Steatomys ist mit Malacothrix verwandt und Saccostomus bildet ein Verbindungsglied zwischen Hamstern und Mäusen. Von der Hystrix cristata, die man bisher von Mittelitalien an bis zur Südspitze von Afrika verbreitet glaubte, hat der Verf. nachgewiesen, daß ihr Wohngebiet keineswegs so weit ausgedehnt ist, indem sie in Südafrika durch eine andere Art, von ihm H. Africae Australis benannt, ersetzt wird. Referent hatte Gelegenheit an einem ihm direkt aus der Kapkolonie zugekommenen Exemplare sich von der Richtigkeit dieser Unterscheidung zu überzeugen; nur war von der Platte, welche bey des Verf. Exemplaren die beyden Schläfengruben oben trennt, keine Spur mehr vorhanden. Seltsam ist es, daß während diese beyden Arten nebst der asiatischen H. hirsutirostris nach dem Schädelbaue so scharf voneinander geschieden sind, man dagegen die größte Mühe hat, sie durch äußerliche Merkmale voneinander zu trennen.

Von Zahnlückern ist dem Verf. bloß eine Art, Manis Temminckii, vorgekommen.

Die Einhufer sind durch das Zebra vertreten; die Dickhäuter durch den afrikanischen Elephanten, das Nilpferd, Rhinoceros africanus und simus, Phacochoerus Aeliani und Hyrax arboreus.

Die 19 Arten von Wiederkäuern, die der Verf. auffand, gehören bloß 2 Gattungen: Antilope und Bos an; von diesen ist aber der letzteren nur eine Art, Bos caffer zuständig, alle anderen zählen zu den Antilopen, unter denen 4 neue Species enthalten sind.

Von Wallen sind durch den Verf. nur 2 Arten ermittelt worden: der Dujong (Halicore cetacea) und der Pottfisch.

A. Wagner.

Ueber die Reptilien und Säugthiere der verschiedenen Zeiten der Erde. Zwey Reden von Hermann von Meyer. Frankfurt a. M. 1852. 150 S. 8.

Der um die Förderung der Palaeontologie hochverdiente Verf. hat in zwey Reden, von denen er die eine am 4. May 1851 in der öffentlichen Jahressitzung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt, die andere am 11. August 1852 in der Jahressitzung der Wetterauischen Gesellschaft zu Hanau hielt, allgemeine Betrachtungen über die Hauptformen der urweltlichen Reptilien und Säugthiere nach ihrem Auftreten in den verschiedenen Zeitperioden der Erdbildung angestellt. Sie sind von einem so vielseitigen Interesse, daß wir hier durch eine kurze Anzeige zum genaueren Studium derselben die Anregung geben wollen.

Bey der Darstellung der Reptilien beschränkt sich der Verf. auf die Saurier, weil diese unter allen Ordnungen der genannten Klasse die älteste Geschichte haben und den meisten Veränderungen unterworfen waren. Nach den 6 chronologischen Hauptperioden gibt der Verf. eine Charakteristik der in ihnen auftretenden Saurier-Typen, und kommt alsdann zu einigen allgemeinen Resultaten, die wir hier ihrer Bedeutsamkeit wegen erwähnen wollen.

1) Die Saurier, denen der Verf. bekanntlich auch die Labyrinthodonten zurechnet, sind die älte-

sten Reptilien, daher auch die ältesten mit Füßen versehenen Wirbelthiere.

2) Sämmtliche Perioden der Erdgeschichte stehen durch die Saurier in unmittelbarem Zusammenhang. Es ist daher falsch, wenn man annimmt, daß die Perioden mit einem plötzlichen Untergange ihrer Schöpfungen endigten und daß auf ihren Trümmern immer wieder neue Schöpfungen sich erhoben.

3) Der Entwicklungsgang, den die Saurier im Verlauf der Zeiten genommen, steht in einem gewissen Zusammenhange mit dem der übrigen Reptilien, so wie der Vögel, der Säugthiere und wohl auch der Fische.

4) Gleichwohl wäre der Schluß, daß diese Typen in den ältern Sauriern vorgebildet gewesen und sich von ihnen getrennt hätten, um höher potenzirte Familien, Ordnungen und Klassen zu bilden, sehr gewagt. Im Gegentheil wird gerade aus der Geschichte der Saurier ersichtlich, daß ein allgemein fortschreitender Entwicklungsgang, woran Viele glauben, nicht besteht.

Die Säugthiere, denen sich der Verf. in der zweyten Rede zuwendet, können ihren Stammbaum nicht so weit in das graue Alterthum wie die Reptilien hinaufführen; sie gehören nebst den Vögeln zu den jüngstgebornen Geschlechtern der Erde. Ueber die Diluvial- und Tertiärzeit hinaus sind nur zwey Fälle vom Vorkommen von Säugthierüberresten aus älteren Epochen angeführt, und diese würden nicht mehr als 3 Arten repräsentiren.

Der Verf. erklärt sich mit Entschiedenheit — und wir stimmen ihm hierin vollkommen bey — gegen jede Trennung der Tertiär- oder Molassenperiode in mehrere Abtheilungen, die man auf die Voraussetzung einer regelmäßigen chronologischen Reihenfolge begründen wollte. Nach seiner Ansicht bestehen für die Periode, die zwischen dem Ende der Kreideperiode und dem Anfange der noch gegenwärtig fortdauernden liegt, nur 3 Altersstadien: Nummulit, Molasse und Diluvium. Jede weitere chronologische Abtheilung bezeichnet er für unzulässig; „es giebt vielmehr nur eine Molassenformation, die in vielen, mehr oder weniger zusammenhängenden Lokalitäten sich darstellt, ohne daß für dieselben verschiedene Entstehungsalter anzunehmen wären.“

Im sogenannten Nummulit, dessen Versteinerungen mitunter noch lebhaft an die Kreideperiode erinnern, sind dem Verf. keine Säugthiere bekannt geworden; sie gehören der Molasse und dem Diluvium an. Nach seiner neuesten Zählung kennt er jetzt 782 fossile Arten, von denen er $\frac{1}{6}$ für solche Species erklärt, die noch gegenwärtig fortleben, während die übrigen $\frac{5}{6}$ ausgestorben sind. Die Säugthierarten der Molasse sieht er alle für erloschen an und es haben kaum einige von ihnen noch die Diluvialzeit erlebt.

Gelegentlich kommt der Verf. auch auf das Alter des Menschengeschlechts zu sprechen, worüber er sich folgendermassen äußert. „Genauere Untersuchungen haben ergeben, daß die Menschenknochen, welche wegen ihres Vorkommens in Gebilden aus geologischer Zeit für fossil gehalten wurden, nicht dasselbe Alter besitzen wie die erloschenen Säugthiere, mit denen sie vorkommen und denen sie später erst beygemengt worden sind. Nur einige wenige Angaben waren übrig, aus denen man immer noch ein antediluviales Vorkommen von Menschenknochen herleiten zu können glaubte, die jedoch auch vor Kurzem auf ihren eigentlichen Werth zurückgeführt worden sind.“ In Uebereinstimmung mit der Offenbarung erklärt der Verf. den Menschen als zuletzt erschaffen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. Januar 1853.

Herr Akademiker Dr. v. Martius brachte zur Vorlage diejenigen Beobachtungen, welche im abgewichenen Jahre über die periodischen Erscheinungen des Pflanzenreiches im K. bot. Garten zu München gemacht worden sind.

Die Zahl der Gewächse, an denen man die Bewegung der Vegetation zu beobachten für gut befunden, ist auf 63 Arten beschränkt worden. Rücksichtlich der Blätter wurden 6 Perioden in ihrer Entwickelung unterschieden: Entfaltung der ersten Blätter, allgemeine Belaubung, Beginn der Entfärbung, allgemeine Entfärbung, Beginn des Blattfalles, Ende des Blattfalles. Rücksichtlich der Blüthen sind 4 Perioden angenommen worden: Erscheinen der Blüthenknospe, Oeffnung der ersten Blüthen, allgemeines Blühen, Blüthe verwelkt. Von den Früchten wurde die Reife der Früchte und das Ausstreuen des Samens notirt. Endlich findet sich in der Tabelle auch eine Uebersicht von der Zeitlänge der thätigen Vegetation und von der Dauer der Blätter und Blüthen. Allgemeine Resultate aus dem dießjährigen Vegetationsgange abzuleiten ist für's Erste noch unterlassen worden, indem man vorzieht, eine größere Reihe von Jahren zusammenkommen zu lassen. Diese Beobachtungen werden übrigens, so wie die der Vorjahre, dem Herrn beständigen Secretär der K. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, Quetelet, zu weiterer Benützung mitgetheilt.

Die hiesigen Beobachtungen schließen sich in ihrem Systeme auch an diejenigen an, welche von den Herren Prof. Göppert und Dr. Cohn in Breslau angestellt, und auch in anderen Gegenden von Schlesien veranlaßt worden sind. Der Vortragende nimmt hievon Veranlassung, auch über den Bericht zu sprechen, welchen Dr. Cohn über die Entwicklung der Vegetation in Schlesien während des Jahres 1851 erstattet und zugleich mit Prof. Göppert der Akademie eingesendet hat.

Aus der Zusammenstellung der Beobachtungsreihen aus Schlesien ergibt sich, daß die erste Blüthe der Gewächse um so bedeutender von der mittleren abzuweichen pflegt, je früher die Zeit im Jahre fällt, worin sie eintritt, — daß die Extreme um so weniger im Durchschnitt differiren, je näher der Mitte des Jahres sie eintreten, — und daß die später eintretenden Blüthenzeiten dagegen sich wieder um ein Bedeutendes vom Mittel entfernen können, und zwar je später desto mehr. Um die Mitte des Juny war demnach die Vegetation in allen Jahren nahezu dieselbe, so verschieden sie auch in den Zeiten des Herbstes und des Frühlings seyn mag. Auch ist zu bemerken, daß die früheste Blüthezeit bey allen Pflanzen mehr, und zum Theil bedeutend mehr vom Mittel abweicht, als die späteste. Im Durchschnitt tritt die erstere 15, 6 Tage vor der mittleren auf, die letztere dagegen nur 12 Tage nach derselben.

Bey der Vergleichung der in der Schrift des Hrn. Dr. Cohn angegebenen Erscheinungen mit denen von München im Jahre 1851 erscheint besonders Kupferberg, welches sich fast auf gleicher Höhe über dem Meere (1550′) wie unsere Stadt befindet, während es 3° nördlicher liegt, geeignet.



Viola odorata zeigte	in Kupferberg:	in München:
die erste Blüthe . .	15. April,	11. April;
volles Blühen . .	20. „	19. „
Vollendung des Blühens	30. „	28. „
Prunus Padus		
erste Blüthe . . .	5. May,	28. April;
volles Blühen . .	15. „	3. May;
abgeblüht . . .	31. „	3. Juny;
Lilium candidum		
erste Blüthe . . .	1. August	12. Juny;
volles Blühen . .	11. „	19. „
abgeblüht . . .	31. „	26. „

Als Mittel der Verspätung des Blühens in Kupferberg hinter dem von München dürften etwa 3 Wochen zu setzen seyn, und da die Differenz zwischen Breslau und Kupferberg etwa 4 beträgt, so wäre das Blühen der Gewächse in München etwa 1 Woche hinter dem in Breslau anzunehmen.

Nach Quetelet (Annuaire de l'Observatoire de Bruxelles 1852, p. 513) beträgt im Durchschnitt die Verspätung oder Antecipation der Vegetationserscheinungen von Brüssel an gerechnet für je einen Breitengrad nördlich oder südlich 4 Tage, und eben so influenzirt eine Erhebung von je 100 Mètres über Brüssel (das 60 Mètres über dem Meere liegt) eine Verspätung von je 4 Tagen.

Herr Professor Dr. Seidel erstattete Bericht über einige dioptrische Untersuchungen, deren erster Theil sich in Nr. 835 der astronomischen Nachrichten veröffentlicht findet.

Die mathematischen Formeln, mit Hilfe deren man die Aufgabe der Dioptrik löst, die Wirkungen einer beliebigen Anzahl von das Licht brechenden oder auch reflectirenden Kugelflächen darzustellen, deren Mittelpunkte in eine gemeinschaftliche Axe fallen, — können in zwey Hauptklassen getheilt werden. Die Gleichungen der ersten Klasse geben genäherte Werthe, welche man statt der strenge richtigen erhält, indem man sich vorläufig gewisse Vereinfachungen erlaubt, durch welche die Ausdrücke in hohem Grade an Geschmeidigkeit gewinnen; so namentlich die Vertauschung der Sinus mit den Bögen und die Vernachlässigung der Farbenzerstreuung; — durch die Formeln der zweyten Klasse wird dann nachträglich den Fehlern Rechnung getragen, welche daraus entstehen, daß die jenen Vereinfachungen zu Grunde liegenden Voraussetzungen nur näherungsweise richtig sind, und es werden diese Fehler aufgehoben. Um die Wirkung eines Systemes brechender Flächen im Großen zu übersehen, dienen die Formeln der ersten Art; die der zweyten müssen hauptsächlich da zu Hilfe gezogen werden, wo es sich um Berechnung eines fehlerfrey herzustellenden Apparates handelt, z. B. eines achromatischen Fernrohres.

Alle Ausdrücke beyder Klassen, deren man sich bis zum Anfange des zuletzt verflossenen Jahrzehents bediente, und welche einigen Anspruch auf mathematische Eleganz machen konnten, waren mit einem gemeinschaftlichen Mangel behaftet, der, wenn auch für die Anwendung wenig bedeutend, ihnen doch den Stempel der Unnatürlichkeit aufdrückte; die Uebersichtlichkeit der Resultate war nämlich erkauft durch die Freyheit, welche man sich erlaubte, die Dicken der angewendeten Glaslinsen als verschwindend klein anzusehen. Bey einer Aufgabe, welche lange Zeit hindurch sehr bedeutende Talente beschäftigt hat, mußte es als eine Ehrensache der Wissenschaft erscheinen, diesen Uebelstand, der übrigens mehr das analytische Gewissen als das praktische Bedürfniß berührte, zu entfernen, und es ist dieß für die Formeln der ersten Klasse im Anfang der 40er Jahre auf glänzende Weise durch die gleichzeitigen Arbeiten von Bessel und Gauß geschehen, indem dieselben den hieher gehörigen Aus-

drücken gerade durch die Verallgemeinerung, welche durch die strenge Berücksichtigung der Glasdicken nöthig wurde, einen viel höheren Grad von Symmetrie und Schönheit gaben, als sie zuvor bey minderer Genauigkeit besaßen. Durch die Entwicklungen dieser Meister wurde die Aufgabe nahe gelegt, die Formeln der zweyten Klasse, mit welchen sie selbst sich nicht beschäftigt haben, einer ähnlichen Vervollkommnung entgegenzuführen. Diese letzteren Formeln traf bisher ein doppelter Tadel. Der erste Fehler ist schon angedeutet worden: er bestand in der Vernachlässigung der Glasdicken und war eine Abweichung vom physikalischen Fall der Aufgabe. Der andere Mangel, den ich sogleich näher bezeichnen werde, war rein analytischer Art, und wichtiger als der erste, insofern dieser sich durch einen Kunstgriff, der sich indeß noch Niemand dargeboten zu haben scheint, leicht hätte beseitigen lassen. Man beweist nämlich ohne Mühe, daß in den Größen, deren Ausdrücke man sucht, nichts verändert wird, wenn man sich die Fiction erlaubt, aus jeder Linse von endlicher Dicke eine mit ihr selbst gleich dicke Schicht herausgeschnitten und durch Luft ersetzt zu denken, und zwar eine Kugelschale, begrenzt von zwey concentrischen Sphären, deren Mittelpunct man so legt, daß beyde von den Strahlen radial getroffen werden. Durch diese Fiction werden aus jeder Linse von endlicher Dicke zwey unendlich dünne gemacht, welche zwischen sich Luft haben, und es wird dadurch der allgemeinere Fall, allerdings auf Kosten der Einfachheit der Betrachtung, zurückgeführt auf den schon seit lange behandelten. Dem einen Fehler wäre somit leicht abgeholfen, doch würde damit der andere nur um so stärker hervortreten. Dieser Letztere, ganz mathematischer Natur, besteht nämlich darin, daß in den bisher aufgestellten Formeln, um ihnen einige Uebersichtlichkeit zu erhalten, eine viel größere Anzahl von Größen neben einander geduldet wird, als wirklich von einander unabhängig sind. Man hat in den Ausdrücken z. B. neben einander die Brennweiten, die sogenannten Vereinigungsweiten der Strahlen, Distanzen der Flächen von einander, Halbmesser, Winkel u. s. w., wodurch man bey wirklicher Anwendung entweder zu weitläufigen Eliminationen genöthigt ist, die alle Schönheit der Ausdrücke zerstören, oder beständig zur Methode successiver Annäherungen seine Zuflucht nehmen muß, — einer Methode vom größten Werthe, die aber überall da in ihr Recht tritt, wo der Grenzstein mathematischer Erforschung steht, und welche deßhalb so weit als möglich zurückgeschoben werden sollte. Das Mittel, diesem Mangel zugleich mit dem zuerst berührten abzuhelfen, habe ich in der Einführung neuer Variabeln gefunden, durch welche ich alle übrigen ausdrücke, auch die Elemente des Linsensystems, d. h. die Halbmesser seiner Flächen und ihre Distanzen von einander. Alle lassen sich sehr bequem ersetzen durch die Winkel, welche irgend ein durch das System hindurchgehender Lichtstrahl nach seinen verschiedenen Brechungen mit der Axe bildet, und durch die Ordinaten der Punkte, in welchen er Ablenkungen erfährt. Sämmtliche Ausdrücke, selbst die Gleichung für die Vernichtung der sogenannten Abweichung wegen der Kugelgestalt, erhalten in diesen Variabeln eine einfache und symmetrische Form, welche es leicht macht, Alles zur vollständigen Entwicklung zu führen und z. B. die Gleichung 8ten Grades wirklich zu bilden, von der die Berechnung eines achromatischen und von Kugelabweichung befreyten Fernrohrobjectives abhängt, für welches die Dicken beyder Gläser und ihr Abstand von einander so wie die Lage des Brennpunktes vorgeschrieben sind.

Ich habe die hierauf bezüglichen Formeln in Nro. 835 der A. N. bereits bekannt gemacht, und erlaube mir einen Abdruck davon der hohen Akademie vorzulegen. Der Zweck meiner gegenwärtigen Mittheilung ist aber besonders, über eine seitdem von mir unternommene Fortsetzung dieser Arbeit zu berichten. Die große Vereinfachung nämlich, welche die Ausdrücke der zweyten Klasse durch die Einführung der gewählten Variabeln erhalten, ließ hoffen, daß dieselbe mit einigem Erfolg auch auf diejenigen der ersten Klasse angewendet werden können, obgleich hier die Eleganz der Resultate von Gauß und Bessel kaum mehr etwas zu wünschen übrig ließ. Diese haben gezeigt, daß die Verfolgung des Weges eines Lichtstrahls durch eine Reihe brechender Medien wesentlich von der Bildung eines Einzigen Kettenbruches abhängt, dessen Glieder sich einfach aus den Halbmessern der Flächen und ihren Distanzen zusammensetzen, und der ein so vollkommenes Bild des natürlichen Vorganges darstellt, daß seine Berechnung Schritt für Schritt alle

Umstände des Ganges des Lichtstrahls kennen lehrt. In diesen Bruch waren statt der gebräuchlichen Elemente die neuen einzuführen, und es hat sich dabey das überraschende Resultat ergeben, daß dieselben die Kraft haben die ineinander hängenden Glieder der Kettenform zu lösen, so daß sich alles in einfache Summen verwandelt, die man, so viel Glieder sie auch haben mögen, ohne weiters hinschreiben kann, so daß Alles vollständig entwickelt vor Augen tritt, während die bisherigen Ausdrücke mehr nur den leichten aber doch complicirten Algorithmus vorschrieben, durch welchen in jedem gegebenen Fall das Nöthige zu finden war.

Die vorkommende Summe, an sich ein weit einfacheres Gebilde als ein Kettenbruch, hat überdieß nur die Hälfte der Gliederzahl des letztern, und man kann sie in eine Form bringen, bey welcher alle ihre Glieder, bis auf ein Paar heraustretende, in die Dicken der Medien multiplicirt erscheinen, so daß sie in denjenigen Fällen, welche practisch das meiste Interesse haben, völlig verschwinden oder sich doch sehr reduciren würden, wenn man dem alten Gebrauch folgen wollte, die Glasdicken ganz zu vernachlässigen.

Für die Theorie des Fernrohrs, bey weitem die wichtigste Anwendung dioptrischer Untersuchungen, ergeben sich selbst ohne irgend eine Vernachlässigung noch weitere Vereinfachungen, so daß z. B. der Ausdruck für die Brennweite des Objectivs, welche gleich den übrigen Größen nach den bisherigen Vorschriften aus dem Kettenbruch berechnet wird, sich mit Hilfe der neuen Variabeln als einfacher Quotient zweyer Buchstaben darstellt. Die größere Uebersichtlichkeit, welche hiernach die Formeln erhalten, setzt auch in den Stand, sehr leicht von einer gemeinsamen Basis aus weitere Bedingungen in Gleichung zu bringen, welche bisher auf ziemlich complicirte Entwicklungen führten, z. B. die von Gauß in den „dioptrischen Untersuchungen“ angedeutete, wornach die gleiche Größe der von Strahlen verschiedener Farbe erzeugten Bilder neben der Aufhebung der Längenabweichung gefordert wird, — oder die Bedingung, daß derselbe Apparat für nahe und ferne Objecte gleichzeitig achromatisch seyn soll, und andere, die man aufzustellen für gut finden mag. Alle diese Vortheile werden wesentlich dadurch erreicht, daß man, anstatt direct die Krümmungshalbmesser der brechenden oder reflectirenden Flächen und die Distanzen derselben von einander als bekannt anzusehen, vielmehr von dem Wege ausgeht, welchen irgend ein bestimmter Strahl durch das ganze System hindurch nimmt; denn die Bestimmungsstücke dieses Weges erhält man aus den Bedingungen, welchen ein fehlerfreyer Apparat unterworfen werden muß, bequemer, als die eigentlichen Elemente, und ist er bekannt, so kann man nicht bloß die letzteren sehr leicht dazu rechnen, sondern auch den Durchgang jedes anderen Strahles viel einfacher als mittelst der alten Bestimmungsstücke verfolgen. Von gewisser Seite betrachtet erscheint diese Behandlungsweise nur als eine consequente Benützung einer Methode, deren Vortheil schon bisher erkannt war; denn indem z. B. nach Gauß die Lage des eintretenden Lichtstrahles auf den ersten Hauptpunkt, die des ausfahrenden auf den zweyten Hauptpunkt bezogen wird, welcher das Bild des ersten ist, so liegt offenbar hierin schon eine Beziehung des Ganges irgend eines beliebigen Strahles auf den eines andern, nämlich eines Hauptstrahles.

Die angedeuteten Untersuchungen versprechen zugleich einen Beytrag zur Theorie der Kettenbrüche. Man kannte bisher hauptsächlich Eine Normalform, aus welcher ein solcher Bruch sich direct in eine Reihe verwandeln ließ. Hiezu kommt jetzt eine zweyte, welche die Umwandlung in einen Quotienten zweyer unendlicher Reihen gestattet. In Eine wie in die andere dieser Normalformen läßt sich jeder Kettenbruch bringen, die Aufsuchung der Faktoren, durch welche dieß geschieht, führt aber, vermöge einer die Theorie dieser Functionen charakterisirenden Verwandtschaft verschiedener Gebilde ähnlicher Art, selbst wieder auf Kettenbrüche. Die nähere Bearbeitung dieser Seite des Gegenstandes muß ich künftigen Untersuchungen vorbehalten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung der 1. Classe am 12. Februar 1853 hielt Hr. Rektor Karl Halm Vortrag über die Handschriften der Verrinischen Reden des Cicero, und Hr. Geh. Rath von Thiersch über die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen. Dieser Vortrag dient als vorläufige Notiz über die von ihm im September des vergangenen Jahres unternommenen Ausgrabungen und ist in Form eines Schreibens an unser auswärtiges Mitglied Hrn. Geh. Rath Aug. Böckh abgefaßt.

Die Classe genehmigte, daß beyde Vorträge in ihren Bulletins gedruckt würden.

Ueber die Handschriften der Verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den Vatikanischen Palimpsest.

Da ich auf die Empfehlung der k. Akademie durch die hohe Municifenz des k. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten in den Stand gesetzt worden bin, mir eine neue Collation des Vatikanischen Palimpsests, welcher ansehnliche Fragmente der Verrinischen Reden enthält, zu verschaffen, so erachte ich es für meine Pflicht, der k. Akademie vorzulegen, welche neue Resultate die wiederholte Collation des Codex geliefert hat. Außer dieser Erwerbung, die zu den werthvollsten meines reichen handschriftlichen Apparates zum Cicero gehört, ist es mir gelungen in jüngster Zeit für die nämlichen Reden noch zwey andere Erwerbungen zu machen, welche gleichfalls sehr schöne Beyträge zur Verbesserung der Verrinen liefern. Und zwar sind diese um so erfreulicher, als man nach dem reichen Apparate, den Zumpt für diese Reden gehabt hat, kaum hoffen durfte, aus Handschriften noch eine ergiebige Nachlese von Verbesserungen zu gewinnen. Es sind auch nicht neue Quellen, aus denen diese Nachlese herrührt, da alle Nachforschungen nach unbenützten guten Handschriften fruchtlos geblieben sind, sondern ich verdanke sie einer richtigeren Kenntniß von zwey Hauptquellen, die bereits Zumpt für seine Ausgabe benützt hat. Den werthvollsten Theil des Zumpt'schen Apparates bilden nämlich unstreitig die Lagomarsinischen Collationen, welche der große Niebuhr mit staunenswerthem Fleiße in sein Exemplar der Garatonischen Ausgabe eingetragen hat. Von diesen Collationen sind die zu den Verrinen wichtiger als zu den meisten übrigen Ciceronischen Schriften, weil zu dem 2. und 3. Buch der Accusatio der Codex Nro. 42 von ganz ausgezeichnetem Werthe, und ein zweyter Codex, Nro. 29, für alle sieben Bücher sehr brauchbar ist. Da nun Zumpt das Niebuhr'sche Exemplar nicht selbst in Händen gehabt, sondern bloß eine Abschrift der am Rande eingetragenen Collationen, welche der damals in Bonn studierende Gottlieb Friedländer besorgte (s. Praef. p. XXXI.), zur Benützung hatte, so richtete ich an Herrn Professor

Classen in Lübeck, in dessen Besitz das Niebuhr'sche Exemplar der Garatonischen Ausgabe übergegangen ist, die Bitte mir die betreffenden Bände zur Controle der für Zumpt gemachten Abschrift zu übersenden. Ich hatte nämlich bey früherer Benützung anderer Bände desselben Exemplars (s. mein Programm: Zur Handschriftenkunde der Ciceronischen Schriften S. 18 ff.) zur Genüge erfahren, daß eine Abschrift der von Niebuhr eingetragenen Varianten bey ihrer zahllosen Masse und bey der großen Menge von Abkürzungen und mannigfaltigen Zeichen, deren sich Niebuhr bedient hat, eine Arbeit ist, die nicht mindere Aufmerksamkeit als anhaltende Ausdauer erfordert. Wer Gelegenheit gehabt hat, einen der Niebuhr'schen Bände zu Gesichte zu bekommen, der wird Verstöße bey einer Abschrift leicht verzeihlich finden, und sich bald überzeugen, daß zu einer völlig sicheren Ausbeutung dieser Collationen eine lange Uebung und Vertrautheit mit dem von Niebuhr eingeschlagenen Verfahren durchaus nothwendig ist. Eine besondere Schwierigkeit bietet in den Verrinen das so wichtige dritte Buch, indem hier Niebuhr von Cap. 1 bis 53 die Varianten nicht mit der Feder, sondern mit dem Bleystift eingetragen hat, so daß nur durch die bewunderungswürdige Genauigkeit Niebuhrs, der nie ein leitendes Zeichen übersehen, nie ein Strichelchen zu viel oder zu wenig gemacht hat, ein scharfsehender Abschreiber vor unvermeidlichen Verirrungen geschützt ist. Was ich nun voraus befürchtet hatte, ist wirklich der Fall; durch meine Prüfung der für Zumpt gefertigten Abschrift hat sich eine beträchtliche Ausbeute von Berichtigungen und Ergänzungen ganz übersehener Lesarten ergeben, und zwar gerade die meisten in dem 2. und 3. Buche, in welchen die Lagomarsinischen Handschriften den größten Werth haben, was sich daraus erklärt, daß in diesen Büchern die Varianten durchschnittlich gewiß doppelt so zahlreich als in den übrigen Büchern sind. Auch für das 4. und 5. Buch der Accusatio gelang es noch einige Ausbeute aus einer gleichfalls schon früher benützten Quelle zu gewinnen, durch eine nochmalige mit musterhaftem Geschick und Fleiß gemachte Collation des Hauptcodex für diese Bücher, des Parisinus Nro. 7774 A, die ich der freundlichen Gefälligkeit des Herrn Dr. Bursian, des wackeren Schülers der Herren Professoren Haupt und Jahn in Leipzig, verdanke.

Ehe ich nun an einzelnen Beyspielen nachweise, welchen Gewinn die genauere Benützung der erwähnten handschriftlichen Quellen für die Textesverbesserung abgeworfen hat, wird es nöthig seyn, einen kurzen kritischen Blick auf die Handschriften der Verrinischen Reden zu werfen, wobey ich mich jedoch zumeist auf die noch jetzt erhaltenen beschränken werde.

Die Handschriften der Verrinischen Reden theilen sich zunächst in zwey Classen, in solche, in welchen alle Bücher in fortlaufender Folge erhalten, und in solche, in denen nur einzelne Bücher oder Stücke von Büchern überliefert sind. Von der ersten Classe sind vollständig nur die neun Lagomarsinischen bekannt, von denen jedoch die Handschrift Nr. 6 bloß die vier ersten Bücher enthält. Indeß was auch von andern Handschriften dieser Gattung, die sich in Paris, Wien, St. Gallen und andern Orten befinden, aus einzelnen Anführungen bekannt geworden ist, so ist soviel ausgemacht, daß in dieser Gattung von Codices die Ueberlieferung als eine äußerst getrübte und interpolirte erscheint, und die Texteskritik zumeist auf die unvollständigen Codices angewiesen ist. Eine Ausnahme von dieser kritischen Grundregel bilden zwey Lagomarsinische Handschriften, Nro. 42 und 29. In der erstern von diesen, welches wahrscheinlich der Cod. Nro. 44 der Strozzianischen Bibliothek zu Florenz ist, hat sich nämlich allein die gute Recension des 2. und 3. Buches der Accusatio erhalten, die sich außerdem früher noch in drey Codices, dem Nannianus, Fabricianus und Metellianus vorgefunden hat, welche leider jetzt gänzlich verschollen sind. Daß diese zwey Bücher in dem Codex 42 aus einer sehr alten Handschrift, die von der oder den zu den übrigen Büchern zu Grunde gelegenen verschieden gewesen ist [1]), abgeschrieben seyn müssen,

1) Entscheidend sind schon zwey äußere Gründe, daß 1) das erste Buch der Accusatio in dem Codex unvollständig ist und in §. 152 abbricht; 2) daß Correcturen der zweyten Hand, die im 2. und 3. Buch in unzähliger Menge zu finden sind, in den übrigen Büchern im Verhältniß nur selten vorkommen.

davon finden sich überall die deutlichsten Spuren; sie war in den letzten Blättern in einem sehr schlimmen Zustande, so daß hier die Abschrift trotz einzelner vorzüglicher Lesarten von Fehlern und Mißverständnissen aller Art wimmelt, und kaum einzelne Zeilen fehlerfrey erhalten sind 2).

2) Da es zu weit führen würde, alle neue Lesarten und Verbesserungen, welche durch die Benützung der Originalabschrift Niebuhr's zu Tage gekommen sind, aufzuführen, so mögen hier zur Probe bloß die zum zweyten Buche mitgetheilt werden. §. 2. läßt der Cod. 42. adeo in den Worten Atque adeo antequam de incommodis Siciliae dicam aus, in Uebereinstimmung mit dem Vatikanischen Palimpsest. — §. 14. quod ego in paucis tamen usu venisse non moleste tuli. Lag. 42 hat noch idem nach ego, so daß vielleicht ego quidem oder equidem zu verbessern ist. — §. 16. hat Lag. 42. richtig quod eorum iniurias — — eum persecutus für sim persecutus. — Eben so richtig ist §. 20. die Lesart greges nobilissimorum equorum abactos st. nobilissimarum equarum, wie man aus demselben Codex längst auch Lib. I, §. 28. greges *equorum* eius istum abigendos curasse hätte herstellen sollen. — §. 26. sed cum ob tua decreta, ob edicta, ob imperia, ob iudicia pecuniae dabantur; non erat quaerendum, cuius manu numerarentur, sed cuius iniuria cogerentur. Der Cod. 42. hat nicht ob tua decreta, ob edicta, sondern ob tua decreta edicta, wodurch sich das von Zumpt eingeführte ob edicta als Glosse erweist, gegen dessen Aufnahme schon die in vier Gliedern durchgeführte Anaphora spricht. Entscheidend für die Berichtigung der Stelle ist das Citat bey Martianus Capella p. 428 ed. Kopp., in welchem gleichfalls ob edicta fehlt. — §. 28. Si enim innocentes existimari volumus, non solum nos abstinentes, sed etiam comites nostros praestare debemus. Daß nos praestare hier nicht heißen kann „uns zeigen," lehrt der Gegensatz comites nostros, zu dem praestare in anderer Bedeutung stehen müßte. So bliebe nur die Annahme übrig, daß nos abstinentes etc. praestare gesagt wäre für: non solum nostram, sed etiam comitum nostrorum abstinentiam praestare debemus, für welche Erklärung es schwierig seyn dürfte eine schlagende Belegstelle aufzuweisen. Daß sich aber Cicero so nicht ausgedrückt hat, zeigt die bey Zumpt fehlende Variante des Lag. 42, der abstinentes von erster Hand ausläßt, wodurch wir den vortrefflichen Sinn gewinnen: wir müssen nicht bloß für uns, sondern auch für unsere Begleiter (für die cohors praetoria in den Provinzen) einstehen. Vgl. Cic. ep. ad Quintum fratrem I, 1, §. 10.: circumspiciendum diligenter, ut in hac custodia provinciae non te unum, sed omnes ministros imperii tui sociis et civibus et rei publicae praestare videare. Wenn man bedenkt, daß durch den Cod. Lag. 42 und die drey verlorenen der gleichen Familie nicht etwa Hunderte, sondern Tausende von Stellen bloß in dem 2. und 3. Buch der Verrinen berichtigt worden sind, so wird gewiß Niemand die Wahrheit der mitgetheilten Verbesserung bestreiten wollen. — §. 30. si . . . iudex nequam et levis quod praetor iusserit iudicet. Der Cod. 42. hat levis et quod, was auf levis id quod führt, wie III. §. 71. bloß Lag. 42 id quod, die übrigen Lagom. Handschriften et quod haben. — §. 36. ist mit Lag. 42. zu verbessern: hi, ut dico, hominem admonent rem esse praeclaram, refertam omnibus rebus: ipsum autem Heraclium hominem esse maiorem natu, non promptissimum: eum praeter Marcellos patronum . . . habere neminem: esse in eo testamento, quo ille heres esset scriptus, ut statuas in palaestra deberet ponere. In den bisherigen Ausgaben steht vor eum noch ein unrichtiges et, bey dessen Beyfügung die Anwendung von eum unstatthaft wäre. — §. 40. sind nach dem Cod. Lag. 42 und dem Metellianus in der Anrede an den Verres homo deterrime et impudentissime die Worte et deterrime zu streichen. Zumpt giebt unrichtig an, daß in Lag. 42 die ganze appellatio fehle. — §. 45. hat Lag. 42 für et tunc: et dum = et tum. — §. 55. fehlt bey Zumpt die Var. aus 42 in der Wortstellung negligere coepit et contemnere; am liebsten sähe man coepit ganz beseitigt. — §. 58. hat Zumpt in Folge irriger Angaben über die Lagomarsinischen Handschriften unrichtig tecum tum collusisset geschrieben; tum ist wieder aus dem Text zu entfernen. — Eben so unrichtig ist, daß Zumpt §. 66. angeblich aus Lag. 42 falso iudicasse für falsum iudicasse geschrieben hat. Die irrige Angabe beruht auf einer Verwechslung der Zeichen; bey falso steht am Rande des Niebuhr'schen Exemplars nicht die Nummer 42, sondern der Bustabe *Γ*, was das Abkürzungszeichen für drey von Lagomarsini verglichene alte Ausgaben gleicher Familie ist. Daß die Redensart falsum iudicare ohne alle Noth von Zumpt angezweifelt worden ist, zeigen Stellen wie de

Ganz eigenthümlicher Art ist der Codex Nro. 29 = Cod. Medic. Plut. XLVIII, 29. Er verräth nämlich durch alle sieben Bücher, daß er aus

einer vorzüglichen Quelle stammt, hat aber bereits bedeutend durch die nämlichen Interpolationen, durch welche die übrigen geringeren Handschriften entstellt sind, gelitten. Was nämlich Niebuhr einmal ganz mit Recht bemerkt hat, so hat man in Italien systematisch die Abschriften der Ciceronischen Reden und anderer Schriften, die aus bessern Recensionen stammten, nach den herrschenden fehlerhaften abgeändert, so daß es bloß der Liederlichkeit dieser Fälscher zu verdanken ist, wenn sich in Handschriften italienischen Ursprungs sporadisch gute Lesarten, die dem Auge der Interpolatoren entgangen sind, erhalten haben. Auch der Codex Nro. 42 hat im 2. und 3. Buch diese systematische Fälschung durchgängig erfahren, aber glücklicherweise der Art, daß überall auch die Ueberlieferung der ersten Hand, die allein von Werth ist, sich erhalten hat. Eigenthümlich ist nun das Verhältniß bey dem Codex 29, der zwar auch eine solche Ueberarbeitung erlitten hat, die aber nicht so tief gedrungen ist, als sonst zu geschehen pflegte. So kommt es, daß dieser Codex bald mit den geringeren, bald mit den besseren Quellen, und zwar mit diesen häufiger, stimmt, weßhalb auch Zumpt seinem Werthe gebührende Rechnung getragen hat. Einen gewichtigen Umstand haben jedoch die Kritiker bey Benützung dieses Codex übersehen; er verdient nämlich an vielen Stellen, wo er von den gewöhnlichen interpolirten abweicht und ihm allein eigenthümliche Lesarten darbietet, eine weit größere Beachtung, als ihm wegen seiner Zwitternatur zu Theil geworden ist, indem eine genauere Prüfung zeigt, daß er an mehreren Stellen der Art allein die richtige Lesart erhalten hat. Der hohe Werth des Codex erhellt schon allein aus dem einzigen Umstande, daß er im 4. und 5. Buche von den meisten Lücken, die theils in der besseren Quelle, theils in den geringeren Handschriften vorkommen, frey ist.

(Fortsetzung folgt.)

Officiis III, §. 108. falsum iurare; ep. ad Atticum VII, 14. falsum scribere. — §. 67. fehlt nicht mansit nach in provincia im Lag. 42, was Zumpt mit Unrecht gestrichen hat, sondern illa vor gravis, was bey ihm nicht bemerkt ist. — §. 77. hat Lag. 42 sese eripuerit, nicht se eripuerit. — §. 78 las man bisher: Scelus est accipere ab reo: quanto magis ab accusatore? quanto etiam sceleratius ab utroque? Dafür hat vortrefflich der Lag. 29: quanto maius ab accusatore? — §. 80. hat Lag. 42 die richtige Wortstellung: maiorem pecuniam ab adcusatoribus dari. — §. 89. Iratus iste vehementer Sthenio et incensus hospitium ei renuntiat; domo eius emigrat atque adeo exit; nam iam ante migrarat. Statt migrarat hat Lag. 42 nicht emigrat, wie Zumpt S. 1032 angiebt, sondern emigrarat, wie bereits Jordan nach seiner und meiner Vermuthung hergestellt hatte. — §. 96. hat Lag. 42 confirmatus (verderbt aus dem richtigen confirmat iis), nicht confirmatur. In demselben §. heißt es: se homines certos eius rei causa in Siciliam et terra et mari esse missurum. Für et terra hat Lag. 42 in terra, was Dittographie aus dem vorhergehenden m ist und die dem Sprachgebrauch entsprechende Streichung des ersten et empfiehlt. — §. 97. läßt Lag. 42 richtig ei zwischen eodemque tempore aus. Hingegen hat der Codex §. 102. nach existimatione virtute noch ornatissimus, eine bis jetzt allein aus dem Vat. Palimpsest bekannte Lesart. — §. 109. hat Lag. 29. und 42 atque acerbissima für et ac. — §. 120. Lag. 42 hecque = ecquae f. ecqua. — Sehr beachtenswerth ist §. 121. die neue Variante idoneus inveniretur aus Lag. 42, welche Stelle auch im Vatik. Palimpsest verderbt ist. — §. 127. hat Lag. 6 per religionem st. per religiones, wie Manutius und Lambin aus Vermuthung geschrieben haben. — §. 139. erat enim (aus autem?) censa Lag. 42. Derselbe bestätigt §. 142. durch die Lesart HS XX Garatonis Conjectur HS vicies zu §. 141. und 142. Ausgezeichnet ist die Verbesserung in §. 145, wo der Lag. 42 die Glosse ut putetis entfernt. Derselbe hat §. 146. primum (wie in den Texten nach der Verbesserung von Naugerius steht), läßt §. 148. ei aus (mit dem Citat bey Priscian II, p. 147 ed. Krehl.), liest §. 156. vortrefflich Nethini (d. i. Netini) st. Netinenses, §. 177. eo tempore (st. eodem t.), und §. 187. cum manifesta res flagitiosa litura... teneretur (wie Lambin verbessert hat); auch die Var. §. 180. absolvi potuit für a. potest ist beachtenswerth, indem sie die Verbesserung absolvi poterit räthlich macht. Gut ist auch die aus rhetorischen Gründen verlangte Wortstellung §. 174. magis rem iudicatam, die aus Lag. 29 übersehen ward.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.
Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften der Verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den vaticanischen Palimpsest.

(Fortsetzung.)

Von der zweyten Classe von Handschriften, die nur einzelne Bücher erhalten haben, ist zuerst eine gemeinsame Familie zu nennen, in denen die Divinatio, Actio I und das erste Buch der Accusatio bis §. 111. erhalten ist. Zu dieser Familie gehören ein Coder aus Leyden, zwey Wolfenbüttler (der Cod. A reicht aber nur bis §. 106. im Lib. I. accus.) und ein manches Eigenthümliche bietender Coder, den Car. Stephanus gehabt hat, was wahrscheinlich der Parisinus 7823 ist. Mehrere richtige Lesarten, die der cod. Stephani allein zu haben schien und deßhalb als handschriftliche Ueberlieferung angezweifelt wurden, kann ich jetzt aus dem Lag. 29 bestätigen, der überhaupt für diese Bücher einen ganz besonderen Werth hat. Für den Schluß des Liber I. der Accusatio von §. 111—158. ist die Kritik allein auf die Handschriften italienischer Quelle gewiesen; glücklicher Weise sind aber von diesem Theil in den Bruchstücken des Vatikanischen Palimpsestes gegen 26 Paragraphe erhalten, aus denen sich allein über 50 namhafte Textesverbesserungen ergeben haben. Wichtig für diesen Abschnitt ist auch das 18. Buch des Priscian, der für seine Moduslehre gerade aus diesem Stück der Verrinischen Reden seine hauptsächlichsten Beyspiele entlehnt, welche Citate zuerst Lambin zur Berichtigung des Textes mit Verstand benützt hat. So bleiben nur wenige Stellen des Buches übrig, für welche einzig die interpolirte italienische Quelle vorliegt. In diesen ist der Cod. Lagom. 29 der Hauptcoder, und auch für diese haben sich aus meiner Benützung der Niebuhr'schen Originalabschrift noch einige gute Nachträge ergeben.

Von den guten Handschriften des 2. und 3. Buches war bereits oben die Rede. Für das 4. und 5. Buch ist ein ausgezeichneter alter Pariser Coder aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, Nro. 7774 A [3]) vorhanden, in welchem allein diese

3) Hr. Dr. Bursian gibt folgende genauere Beschreibung des Coder, der außer den zwey letzten Büchern der Verrinen auch noch die Bücher de Inuentione enthält. „Der Coder besteht jetzt aus 184 Pergamentblättern; außerdem ist vorn ein halbes und hinten ein ganzes Vorsetzblatt, die aber wohl später beygefügt sind. Die Schlußzeilen des lib. IIII. fehlen bekanntlich. Da aber die letzten Worte calamitoso die, mit denen ein Blatt des Coder schließt, von erster Hand unter der letzten Linie geschrieben sind, und die Zeile nicht ganz füllen, so hat die Annahme, daß ein Blatt ausgefallen sey, keine Wahrscheinlichkeit. Auf dem folgenden Blatte, mit dem der lib. V. beginnt, sind die 5 ersten Linien, offenbar für die fehlende Ueberschrift, leer gelassen. Hingegen fehlt das Blatt 181. Das, was darauf stehen sollte, ist von der alten Hand, aber mit blässerer Tinte auf die Ränder von der Rückseite von Blatt 180 geschrieben. Dasselbe hat dann eine Hand des 12.

Bücher in unverfälschter Gestalt erhalten sind. Ich sage allein; denn wenn sich auch dieselbe Recension dieser Bücher in den oben genannten Handschriften, welche die drey ersten Bücher bis §. 111. der Accusatio enthalten, vorfindet, so hat dieß doch nicht die mindeste Bedeutung, da jetzt zumal durch die genaue Collation des Parisinus, die ich dem Hrn. Dr. Bursian verdanke, in welcher mit der größten Sorgfalt überall die Lesarten der ersten und zweyten Hand geschieden sind, bis zur höchsten Evidenz festgestellt ist, daß diese beyden Bücher in den genannten Handschriften aus keinem anderen Codex als aus dem Parisinus, sey es mittel- oder unmittelbar, abgeschrieben sind [4]). Daß man diese unbestreitbare Thatsache nicht früher erkannt hat, ist für die Textesconstitution an manchen Stellen von nachtheiligem Einflusse gewesen, indem mehrere Lesarten der secunda manus des Parisinus, welcher

---

Jahrhunderts noch einmal auf einem kleinen eingeklebten Pergamentblatt ergänzt. Am Ende ist der Codex unvollständig; die Bücher de inventione schließen nämlich auf der Vorderseite von Blatt 182 mit der Unterschrift: M. TVLLII. CICERONIS. RETORICORVM. LIBER. II. (mit Rasur aus III, wie es scheint) FELICITER. (dieß von anderer Hand auf Rasur) EXPLT. AMHN. Auf der Rückseite desselben Blattes folgt eine Schrift rhetorischen Inhaltes von derselben Hand wie die vorhergehenden, aber mit anderer Tinte geschrieben, ohne alle Ueberschrift und ohne Anfang, da die Schrift also beginnt: si quo die romae ista cedes facta est ego athenis eo die fui in cede interesse non potui. hoc quoniam perspicere uerum est nihil attinet approbari quare assumi statim oportet hoc modo. fui autem eo die. hoc si non constat indiget approbationis. qua inducta complexio consequetur u. s. w. Mit dem Ende von Blatt 184 ist durchaus kein Abschluß da; die letzten Worte sind: quod si solum spectaretur ac nihil quo pacto tractaretur id quod esset excogitatum referret nequaquam tantum inter summos. Daß der Codex auch von vorneherein unvollständig ist, ergiebt sich aus der einzigen Quaternionenbezeichnung auf fol. 80, wo Q. XXXV steht, so daß vor der vierten Verrine 200 Blätter fehlen müssen."

4) Es ist zu bedauern, daß Hr. Professor Jordan, der die Bearbeitung der Verrinischen Reden für unsere Ausgabe übernommen hat, dieß nicht erkannte; es hätte eine Unzahl der nutzlosesten Varianten aus den Handschriften G 1 und 2 (= die 2 Wolfenbüttler) und L (= Leidensis), deren Benützung für Zumpt, der von dem Parisinus keine genaue Collation hatte, noch von Werth war, in dem neuen Apparat erspart werden können. Meine Behauptung fußt weniger auf den gemeinsamen Lücken, wiewohl schon diese entscheidend sind, als vielmehr auf dem Umstande, daß gewisse Verderbnisse von G 1. 2 und L sich bloß aus der Kenntniß der Lesarten des R (= Parisinus) erklären lassen. Einige Beyspiele mögen dieß beweisen, die ich aus dem fünften Buche wähle, weil das bereits nach Zürich geschickte Manuscript des vierten Buches mir eben nicht zur Hand ist. V, §. 4. am Ende steht in R nach bello ein K, wahrscheinlich das Zeichen für Kaput, woraus in G 1 und 2 die unsinnige Lesart in bello R. oder Romano geworden ist. — §. 8. hat R 1 m. für ipsi Siculi den leichten Fehler ipsis Siculi; daraus machte die zweyte Hand Siculis, wie in G 1. 2. L steht. — §. 15. hat R statt Leonte Imacharensi die Lesart: leonidā acarensi; die Wegrasirung des m über da erzeugte die Lesart leonida acarensi, die in den abgeschriebenen Handschr. steht — §. 27. rosa fartus] rosaeartus R (EARTVS für FARTVS); rosae arctus G. 1 u. 2; rosearcus L. — §. 28. non mihi praetermittenda] non praetura mihi praetermittenda R. Der Schreiber setzte praetura durch Versehen, was er dann zu streichen vergaß; daraus wurde pretā, precatur, praecatur in den neuen Abschriften. — §. 40. loqueretur] queretur R (so viell. am Anfang einer Zeile); daraus in G 1. 2 u. L die falsche Abänderung quaereretur. — §. 53. cum] quomodi R 1 m.; daraus machte die spätere Hand commodi, wie in den Abschriften steht. — §. 103. vellet] vallet R 1 m. (wie IV, §. 10. eben so steht); die zweyte Hand hat mit G 1. 2 u. L die falsche Correctur valeret. — §. 110. ignavus] ignauos R 1 m. Diese richtige alte Form verstand der Corrector nicht, der ignarus fälschte, was in die Abschriften überging. — §. 110. hat R statt cuiquam: quiquam, wie in dem Codex an mehreren Stellen ein falsches qui für cui steht; die falsche Correctur quicquam hat R sec. m. G. 1. 2. L. — Bald darauf ist in R st. si neque geschrieben sinequae; die falsche Correctur sine qua zeigen die Abschriften. — §. 114. hat R al-

die Abschreiber in der Regel allein gefolgt sind, und falsche Berichtigungen leicht erklärlicher Schreibfehler in die neuesten Texte übergegangen sind [5]). Denn so frei auch der Parisinus von Interpolationen ist, so zahlreiche Spuren auch überall vorliegen, daß er aus einer sehr alten Quelle stammt, so hat er doch eine beträchtliche Zahl kleinerer Fehler und ist dabey mit ziemlicher Nachläßigkeit geschrieben, so daß der Abschreiber nicht bloß zahlreiche einzelne Worte ausgelassen, sondern öfters ganze Satzglieder übersprungen hat, wozu noch die große Lücke im 5. Buche kommt, die wahrscheinlich durch den Ausfall von mehreren Blättern in dem Urcodex entstanden ist [6]). Alle diese Lücken werden durch die Handschriften der völlig verschiedenen italienischen Quelle zwar ausgefüllt; aber bey den wenigen größeren zeigt sich, wie übel berathen die Kritik ist, wenn sie bloß mit interpolirten Handschriften wirthschaften muß. Auch in diesen Stellen leistet wieder der Cod. Lagom. 29, der sehr häufig allein die besseren Lesarten des Paris. hat, trefflichen Vorschub [7]), aber nicht aus-

lein die treffliche Lesart: tot hominum . t. ueccium. Das begriff der Interpolator nicht und machte daraus tot hominum totve civium, wie richtig wieder abgeschrieben wurde. — §. 184. machte der Schreiber von R aus de manibus regiis (oder der alten Form regis) durch Umtauschung der Endungen de manis regibus, woraus sodann in den Abschriften die unsinnigen Aenderungen de magnis regibus und de magnis rebus entstanden sind. Diese Beyspiele mögen zur Constatirung einer Thatsache genügen, die sich wenigstens durch eine fünffach so große Zahl von eben so schlagenden Belegen erweisen läßt.

5) Wie will man z. B. erweisen, daß IV, §. 61, wo R hiipsosteaquam hat, die Correctur der zweiten Hand (Dr. Bursian sagt ausdrücklich einer des 12. Jahrhunderts) hi ipsi posteaquam mehr Vertrauen verdiene als die Lesart der Handschr. anderer Quelle hi posteaquam (oder noch richtiger ii, worauf das in R öfters vorkommende hii führt), welche von dem hier ganz unstatthaften ipsi nichts wissen? Eben so wenig berechtigt IV, §. 94. der leichte Fehler in R ex cohorte praetorisamanum (für praetoria manum), woraus wieder durch falsche Aenderung der zweyten Hand praetoris ac manum wurde, gegen die übrigen Handschriften ex cohorte praetoris manum zu schreiben. — So wird die Herstellung der verderbten Stelle V, §. 41. nach dem Vorschlage von Zumpt, dem Kloß und Jordan gefolgt sind, als sehr bedenklich erscheinen müssen, wenn man weiß, daß die Indicative admurmuraverunt und dixerunt contra keine andere Autorität als die Handschriften G. 1. 2 und L für sich haben, welche, wenn sie Abschriften des Parisinus sind, für sich nicht die mindeste Geltung verdienen. Hält man mit R und den übrigen Handschriften die von memoria tenetis abhängigen Conjunctive fest, so wird man den Fehler der Stelle vielmehr mit Ernesti in dem Worte dixisse suchen müssen. Eben so verkehrt erscheint es, wenn man bloß allein nach dieser trüben Quelle schreibt V, §. 89. volo enim esse, V, §. 102. respondet st. respondit, V, §. 184. quam item iste, wo das richtige quam item R allein erhalten hat, und iste aus der vorhergehenden Zeile (idem iste) eingeschwärzt worden ist.

6) Weiß man, daß außer dieser großen Lücke zwischen §. 162. und 171. bloß im 5. Buche nach genauer Zählung 31 unbestrittene Auslassungen von einzelnen oder mehreren Worten oder ganzen Satzgliedern vorkommen, so wird man bey Auslassungen dieser Handschrift mit der Annahme von Glossen sehr behutsam seyn müssen. So ist z. B. die Streichung von lictori vor dabatur V, §. 118, von omnia vor populo Romano V, §. 124, von et e complexu matris ereptus innocens filius V, §. 125. durch nichts gerechtfertigt, da alle diese Worte durch den Vatikanischen Palimpsest, wie man jetzt ganz bestimmt weiß, hinlänglich geschützt sind. Im 4. Buche kommt dreymal der Fall vor, daß der cod. R ein Gerundiv mit que hat (§. 23. faciundamque, §. 103. exportandosque, §. 140. aedificandasque), wo die Handschriften anderer Quelle ein doppeltes Gerundiv haben. Eine besonnene Kritik wird an diesen Stellen lieber ein Ueberspringen eines gleichartig endenden Wortes annehmen, als ein von verschiedenen Quellen gleichmäßig beglaubigtes que dreymal streichen wollen. Eben so bedenklich ist auch IV, §. 83. das Asyndeton meretricum lenonum flagitia für lenonumque, das bloß auf dem cod. R und seinen Abschriften beruht.

7) Selbst in den kleineren Lücken, welche der cod. Paris. im 4. und 5. Buch hat, hat die Revision des Lagomarsinischen Apparates noch einige gute Verbesserungen zu Tage gefördert. IV, §. 35. sind durch Ueberspringen von dem ersten emeris

reichenden, so daß die Conjecturalkritik öfters Hilfe schaffen muß und noch mehrere Schäden hinwegzuräumen hat.

Zu allen diesen Handschriften kommt nun noch die älteste, der Vatikanische Palimpsest, in welchem beträchtliche Reste aus den fünf Büchern der Accusatio, zumal aus dem 2ten, 3ten und 5ten erhalten sind. Der Codex, dessen Auffindung in der reichen Vatikanischen Bibliothek große Schwierigkeit gemacht hat, und nur durch die preiswürdige Mühe, die sich Monsign. Martinucci in der Sache gegeben hat, endlich gelungen ist, ist der Cod. Reg. Nro.

zu dem zweyten drittehalb Zeilen in R und seinen Sippen ausgefallen. In der Lücke steht nach gewöhnlicher Lesart: Ede mihi scriptum, quid argenti in provincia Sicilia pararis, unde quidque aut quanti emeris. In diesen Worten einen Fehler zu vermuthen wäre sicherlich keinem Kritiker beygefallen; der Cod. Lag. 29 läßt aber vortrefflich argenti aus; denn daß nicht bloß von Erwerb von Silberzeug, sondern überhaupt von allem unrechtmäßigen Erwerb des Verres die Rede ist, lehrt deutlich der Zusammenhang der ganzen Stelle. — V, §. 75. las man bisher: Vide quid intersit, utrum faciendum fuerit. In illo reprehensio nulla esse potuit, hic defensio nulla est. R hat lückenhaft in illo reprehensio nulla est; vortrefflich der Cod. Lag. 29: in illo reprehensio nulla esset, hic defensio nulla est. — Aus demselben Codex ist V, §. 136. zu schreiben: tu tuam domum piratas abducere, tu in iudicium archipiratam domo producere ausus es, wo in R alles, was nach abducere folgt, fehlt, in den übrigen Handschriften das zweyte tu, mit welchem Worte eine durch zwey ganze Paragraphe laufende colossale Anaphora durchgeführt ist. Beachtenswerth ist auch V, §. 15. die noch nicht gekannte Lesart desselben Codex: dicit (hoc) vir clarissimus, Cn. Lentulus censor, qui Matrinii honoris causa recenti negotio ad te litteras misit mittendasque curavit für dicet (in R ist das Wort ausgefallen). Es ist allerdings möglich, daß sich Cicero auf das Zeugniß beruft, das der Censor Lentulus erst ablegen soll; aber eben so gut kann er sich auf das in den bereits vorgelegten Briefen des Lentulus beruhende berufen, in welchem Falle das Präsens seine Richtigkeit hat.

2077. [8]) Den ungemeinen Werth dieser Bruchstücke hat bereits Angelo Mai (Praef. p. XIII sqq.) mit gebührendem Lobe gewürdigt; derselbe erhöht sich noch beträchtlich durch die neue Collation, die Herr Dr. Heinrich Brunn für unsere kritische Ausgabe mit der gewissenhaftesten Genauigkeit besorgt hat. Was sich mit fast mathematischer Sicherheit voraussagen ließ, ist durch die neue Collation vollkommen bestätigt worden, daß eine nicht geringe Zahl schlechterer Lesarten, die nach dem Abdruck von Angelo Mai (Auct. class. II, p. 390 sqq.) in dem Codex stehen sollten und dessen Werth anderen Handschriften gegenüber etwas herabdrücken mußten, sich in dem Codex nicht vorfinden, sondern entweder auf unrichtiger Lesung oder einem Uebersehen des ersten Vergleichers beruhen. Daraus kann für den hochverdienten Auffinder des Palimpsests kein Vorwurf erwachsen, da es fast als eine Unmöglichkeit erscheint, daß die Entzifferung eines Palimpsests auf einmalige Lesung auch dem gewandtesten Arbeiter gänzlich gelinge.

(Fortsetzung folgt.)

8) Bey der Gelegenheit fand sich auch, daß die Fragmente der Reden pro Flacco etc. (Auct. class ed. Mai Vol. II, p. 1 sqq.) in dem codex Vaticanus 5750 stecken. Es wäre zu wünschen, daß diese von Hrn. Dr. Brunn gegebene Notiz zu einer nochmaligen Vergleichung auch dieses so wichtigen Palimpsestes führen würde.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften der Verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den Vatikanischen Palimpsest.

(Fortsetzung.)

Wie H. Dr. Brunn in seinen Briefen wiederholt äußert, so hat Angelo Mai das Mögliche geleistet und oft die schwierigsten Stellen mit der größten Sicherheit entziffert; daß er selbst in den Stand gesetzt wurde dessen Leistungen noch weit zu übertreffen, ist besonders dem Umstande zuzuschreiben, daß ich mir die Mühe gegeben habe, den Abdruck bey Mai, der sicherlich mit Hilfe der Zumptischen Ausgabe einem Nachfolger weit weniger Berichtigungen übrig gelassen hätte, mit dem jetzt bekannten kritischen Apparate genau zu vergleichen und Herrn Brunn alle Stellen (mehrere Hunderte an Zahl) zu bezeichnen, bey denen es als wünschenswerth erschien, die wahre Lesart des Palimpsests sicher zu constatiren. Herr Dr. Brunn gesteht selbst, daß bey der ungemeinen Schwierigkeit, welche die Entzifferung der an vielen Stellen ganz verwaschenen Schrift darbietet, es auch ihm ohne eine solche Beyhilfe kaum möglich gewesen wäre, an vielen Stellen den wahren Befund des Vatikanischen Textes zu verbürgen. So hat sich nun allerdings durch die neue Collation eine beträchtliche Zahl von Berichtigungen der Mai'schen Angaben ergeben, zugleich aber hat sich auch herausgestellt, daß ein großer Theil der begangenen Verstöße nicht so sehr einer mangelhaften Genauigkeit in Benützung des Codex selbst, als vielmehr einer gewissen Sorglosigkeit zuzuschreiben ist, mit der Mai bey Herausgabe seiner Abschrift verfahren ist. Abgesehen davon daß in seinem Abdruck eine Anzahl von einzelnen Worten fehlt, die in dem Codex richtig stehen, wird besonders in der Angabe der Abweichungen von der Garatoni'schen Ausgabe, die Mai in den Noten vollständig zu geben verheißt, die nöthige Genauigkeit gar sehr vermißt. Da nun einerseits in dem Texte bey Mai sehr viele neue Lesarten stehen, zu denen die Varianten der Garatonischen Ausgabe in den Noten nicht bemerkt sind, anderseits aus der alten Vulgata manche schlecht beglaubigte Lesarten und selbst Druckfehler in den Mai'schen Text übergegangen sind, so mußte, wenn man auch an vielen Stellen den begangenen Irrthum sicher greifen konnte, unter diesen Umständen die Benützung dieser wichtigsten Quelle für die Texteskritik der Verrinen ungemein erschwert werden und auch eine besonnene Kritik auf Abwege im Einzelnen gerathen. Am schlimmsten ist es in dieser Beziehung dem neuesten Herausgeber Jordan ergangen, der wegen der schlechten Lesarten des Mai'schen Textes, deren Zahl allerdings nicht geringe ist, sich von einem eingewurzelten Vorurtheile auch gegen die guten befangen zeigt, und so nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Verbesserungen des Palimpsests einer Aufnahme in seinen Text gewürdigt hat.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen möge nun eine Uebersicht der wichtigen Resultate folgen,

die durch die neue Collation erzielt wurden, und zwar nach den verschiedenen Gesichtspunkten, die hiebey in Betracht kommen. Zunächst seyen solche Stellen angeführt, bey denen unrichtige Angaben Mai's berichtigt werden, und zwar nach drey Kategorien.

1) Folgende Worte fehlen unrichtig in der Ausgabe von Mai: Lib. I, §. 123. ego vor non reprehendo; I, §. 127. L. vor Liguri; §. 137. numquam; §. 142. solum nach excludit eum (das Wort soll nach der ausdrücklichen Angabe Mais [9]) im Coder fehlen, die auch vorliegt II, §. 191. III, §. 60. 192.) II, §. 139. id vor quod abs te; II, §. 191. esse vor in litura; III, §. 22. in vor perditis rebus; III, §. 46. ipse vor accepi; §. 60. neque vor ante dimissum; §. 70. decumas vor vendidisse, was Klotz nach der Mai'schen Ausgabe gestrichen hat; §. 76. sua vor praedonum und ipsi nach Apronio; §. 155. hat der Coder mit den besten Handsch. non vobis verba, nicht nonne verba, wie Mai angibt; §. 176. fehlt tamen vor hac ipsa; §. 192. tibi nach ad aquam; §. 213. in vor inprobissima; §. 224. ei vor licitum sit; §. 225. ei vor licet; §. 228. et vor fidelissimi; IV, §. 6. C. vor Claudius; V, §. 84. vir vor Cleomenes; §. 96. dico nach in urbem; §. 105. in te nach quam aut; §. 116. hat der Coder negat esse ei periculum, wie man richtig aus Quintilian geschrieben hat (bey Mai fehlt esse); §. 125 fehlt atque innocentissimi; §. 126. populus Romanus vor concedet (davor steht im Cod. richtig P. R.). Zusammen nicht weniger als 26 Stellen, wo Worte bey Mai fehlen, die in dem Palimpsest richtig erhalten sind.

2) Mit den besseren Handschriften stimmt der Palimpsest, wo bey Mai die geringere Lesart der Vulgata steht: I, §. 110. atq. hoc (d. i. atque statt atqui); I, §. 111. mercenarioq. (st. mercenario) proemio mit Lag. 29; §. 120. ac (atque) referta; I, §. 130. hat der Coder tuenda (über da die Spur eines Striches für m) de L. Sylla, also wie richtig aus Lag. 29 verbessert ward (Mai hat ausser der Lesart tuendā auch de übersehen); I, §. 137. qui numquam nulla verderbt für qui numquam ulla (Mai hat das aus dem Lag. 29 allein überlieferte numquam übersehen); I, §. 145. quae a (quae ex) und dann DE//ECTVM, nicht delitum (der Buchstabe nach DE ist ganz erloschen, also entweder deiectum mit Lag. 29 und Priscian, oder, wie ich vermuthen möchte, detectum); §. 147. lapis aliqui (aliquis) mit Lag. 29; §. 150. Haboni (Raboni); §. 158. quam largissime factam (nicht quam largissimam factam, wie man nach der falschen Lesung Mai's in den Text aufgenommen hat); II, §. 59. hat der Coder scribi iubeat (iuberet) und darauf exitus nullus repperiebatur, wiewohl sich in den Noten bey Mai pag. 417 die gegentheiligen Angaben finden; II, §. 60. neve (nicht nequa); §. 62. in utrisque (utriusque) bonis mit Lag. 42, welche Lesart bey Zumpt auch aus dem Lag. fehlt; II, §. 66. eumque iudicem, wie es scheint (in keinem Falle iudicio, was Mai angibt); §. 101. ut (uti) videretur; §. 113. cum praesertim et essent (et, was allein die besseren Handschr. haben, fehlt bey M.); §. 114. quemadmodum scribtum (inscriptum) videmus mit Lag. 42; §. 121. voluerat (voluerit), §. 126. iubeat (iubebat), §. 127. iubet iste (ille) mit AB und Lag. 29; §. 138. censum (census) mit Lag. 42; §. 154. quae hoc demonstrare videantur mit den besten (nicht videntur, was man aus der falschen Angabe Mai's aufgenommen hat); §. 155. fecerant (fecerunt) mit Lag. 42 und sogleich darauf ii für hi, wie man längst aus der verderbten Lesart des Lag. 42 et (= ei) hätte schreiben sollen; §. 165. tibi necessario (necess. tibi) und dann prae salute sua levia duxerunt (nicht pro sal.); II, §. 166. hat auch der Vat. quod genus hominum . . . proferre possum nicht possis, welche vortreffliche Lesart man längst aus Lag. 29 und 42 in den Text hätte aufnehmen sollen. Im dritten Buche ergeben sich gegen 24 namhaftere Berichtigungen, worunter 18 Stellen sind, in denen Mai die schlechteren Les-

9) Solche Fehler sind allerdings sehr auffallend, und kaum anders zu erklären, als daß Mai die fraglichen Worte bey der Abschrift ausließ, und sodann bey Abfassung der Noten von dem Coder selbst nicht mehr Einsicht nahm.

arten der Vulgata hat, während der Codex mit den besseren, erst durch den Zumptischen Apparat bekannt gewordenen Lesarten stimmt und sie bestätigt. Darunter findet sich die bedeutende Variante §. 213: **Tu mihi, quasi eius omnia facta atque consilia senatus, populus, iudices conprobarint etc.**, die Zumpt allein aus dem Lag. 42 aufzunehmen gewagt hat, seine Nachfolger aber wieder aufgegeben haben. Im 4ten und 5ten Buche ergeben sich gegen 30 Berichtigungen solcher Mai'schen Lesarten, nach denen der Werth des Codex anderen gegenüber verlieren mußte, darunter selbst so bedeutende Abweichungen, wie V §. 128., wo Mai mit der Vulg. **floruit princeps**, der Codex aber mit dem Paris. richtig **princeps fuit** hat.

3) Von Berichtigungen anderer Art mögen nur beyspielsweise einige wenige angeführt werden. Lib. I, §. 107. bemerkt Mai zu der schönen Verbesserung, welche der Codex lieferte, pag. 391 not. n: codex perturbate sic: *neque post edictum provideri potuit reprehendi neque ante edictum.* Er hat aber hiebey übersehen, daß über provideri und reprehendi Versetzungszeichen stehen, womit der Schreiber selbst andeutete, daß er von dem einen edictum auf das andere abirrte und provideri potuit hinter ante edictum gehöre. Dadurch hat das in den übrigen Handschr. fehlende reprehendi, dessen Richtigkeit Klotz noch angezweifelt hat, seine völlige Beglaubigung erhalten. I, §. 151. hat der Codex commoverem, nicht concitarem; Mai gibt im Texte concitarem, und bemerkt in der Note: Editio: commoverem, eine Verwechslung, die noch an mehreren Stellen vorkommt. — V, §. 136. gibt Mai als Lesart des Codex an: Ipse pater si iudicaret, per deos immortalis quid facere posseit, cum tibi haec diceret etc. Der Cod. hat aber nach der Lesung Brunn's nicht posseit, sondern POSSETS mit punktirtem T, also posses, wie Hotoman statt posset vermuthet hat, und nach der Recapitulation dieser Worte am Schlusse von §. 138. (haec si tibi tuus parens diceret, posses ab eo veniam impetrare? posses ut tibi ignosceret postulare?) nothwendig erscheint, wenn auch Zumpt zu der Stelle und Madvig in der Epistola critica ad Orellium pag. 127 sq. einer anderen Ansicht huldigen.

Die Summe aller Stellen, bey denen Mai in seinem Texte, sey es durch Auslassung oder durch Uebersehen abweichender Lesarten oder durch falsche Lesung oder endlich durch widersprechende Angaben zwischen dem Text und den Noten irgend einen Verstoß begangen hat, beläuft sich nach einem mäßigen Anschlag auf etwa anderthalb hundert, wobey die durch die Brunn'sche Collation zu Tage geförderten neuen Lesarten, von denen weiter unten die Rede seyn wird, noch nicht in Rechnung gebracht sind.

Eben so wichtig als durch diese zahlreichen Berichtigungen ist die neue Collation dadurch geworden, daß sie für eine Reihe von Stellen bestätigt, daß die von Mai in dem Texte gegebene Lesart sich wirklich in dem Palimpsest vorfindet. Da nämlich Mai, wie schon oben bemerkt ward, bey neuen Lesarten des Palimpsests häufig die Varianten der Garatonischen Ausgabe nicht angibt (solcher Stellen sind nahe an hundert), so mußte gegenüber den zahlreichen Fällen, wo bessere Lesarten des Vat. von ihm unbeachtet blieben, ein Mißtrauen gegen alle nicht ausdrücklich beglaubigten Lesarten, zumal bey Auslassungen eintreten; am wenigsten blieben jene Stellen beachtet, zu denen aus besseren Handschriften Varianten vorliegen, der Mai'sche Text aber die frühere Vulgata festhält, weil die Vermuthung nahe lag, daß auch in diesen wenigen Stellen eine Variante des Palimpsest's übersehen worden sey. Bey dieser Sachlage den wahren Befund des Codex überall richtig zu ahnen, war eine reine Unmöglichkeit; doch verdient Klotz alles Lob, daß er die Mehrzahl der auch nicht ausdrücklich beglaubigten Verbesserungen in den Text aufgenommen hat, während sein Nachfolger Jordan die meisten dieser Lesarten, wenn sie nicht anderswoher bestätigt waren, verworfen und sogar einen großen Theil dieser Varianten nicht einmal in seinem kritischen Commentar aufgeführt hat, die jedoch von mir und meinem Mitarbeiter, Baiter, in seinem Manuscripte nachgetragen wurden. Nachdem auch in dieser Beziehung durch die neue Collation der Vatikanische Text festgestellt ist, so werden in einer künftigen

Ausgabe der Verrinen folgende Lesarten, seyn es alle oder doch die meisten, ihre gebührende Aufnahme finden: [10]) I, §. 121. istius nequitiam in ore uolgi ... esse versatam (ohne tum, das auch §. 124. vor in miseriis fehlt); II, §. 2. atque antequam (st. atque adeo antequam), welche vortreffliche Verbesserung ich jetzt auch aus dem Lag. 42 bestätigen kann (die Glosse adeo ist entstanden, weil man atque in der Bedeutung „und zwar" verkannte); II, §. 32. civis cum civi (cive) mit Priscian; II, §. 142. absterrere (nicht das schwächere abstinere); §. 154. ita magnum est st. ita magnum (so hat der Cod. auch richtig V, §. 117. usitatum est, und V, §. 126. non est senatorium, an welchen beyden Stellen man est irrig gestrichen hat); II, §. 156. qui quidem in te (ohne et nach quidem); III, §. 42. furtorum ohne tuorum; §. 52. honestissimos, ohne et locupletissimos, was nach dem Zusammenhange eine unzweifelhafte Glosse ist, da die Hervorhebung der Wohlhabenheit hier ganz ungehörig erscheint; III, §. 154. volo ego hoc esse (esse hoc) und hoc sibi scribae soli sumant (st. assumant); III, §. 156. hoc vero ferri non potest ohne iam, was bey dem steigernden vero entbehrlich scheint, wie etiam III, §. 185. in den Worten mihi vero incredibilis; III, §. 176. nisi ut (uti) fateare; §. 183. novam rem totam atque iniquam (st. rem novam totam etc.); §. 191. Philomeliensibus (st. Philomelensibus), wie Lambin richtig aus Vermuthung geschrieben hat (auch V, §. 131. ist die schöne Conjectur Ernesti's, die Zumpt nicht einmal erwähnt hat, me culpae fortunam adsignare die wirkliche Lesart des Codex, der auch III, §. 222. die Verbesserung von Naugerius defendes -- dices st. defendis und dicis bestätigt); III, §. 192. eo die quo iusseris (vortrefflich für eodem die etc.); III, §. 207. luctum (nicht luctus, was „Trauerfälle" wäre); III, §. 223. ergo id volumus populum Rom., id provincias socios nationesque exteras existimare, wo die Vulg. id unrichtig auch noch vor socios hat; V, §. 81. abduxerat et Pipa, wodurch die Verbesserung abduxerat: erat Pipa mehr Wahrscheinlichkeit erhält; V, §. 95. cum hic etiam tum semisomnus stupri plenus stuperet (stupri plenus fehlt in den übrigen Handsch.); V, §. 96. commovisse (gegen commosse des Paris.); V, §. 98. loci ipsius natura (ohne die schon von Grävius richtig erkannte Glosse portusque); §. 106. putaretur, nicht arbitraretur, was man als Passiv auf die Autorität des Par. aufgenommen hat; §. 107. cum haec fierent ohne ita und darauf ex suis (e suis); §. 115. in tantam crudelitatem (st. tantam in cr.), und dann in der sehr streitigen Stelle superabit, nicht superavit; §. 116. audistis ob hunc metum (ohne se vor hunc, was nach anderen Ciceronischen Stellen, da schon der Accusativ ipsum vorausgeht, entbehrlich scheint); §. 117. levia sunt haec (haec sunt) in hoc reo; §. 118. spiritus ei auferatur (ei fehlt in den übrigen); sodann am Ende des §. pecunia lictori datur (verderbt für dabatur; die Lesart schützt aber lictori, was man voreilig aus dem Par. gestrichen hat); §. 121. durus (st. durus et ferreus); §. 132. si fortunam obici non oportet ohne tibi, was in dem als allgemeinen Grundsatz angeführten Satz wahrscheinlich ein Einschiebsel ist.

Schon mit diesen Resultaten der neuen Collation hätte man alle Ursache zufrieden zu seyn; sie hat aber auch eine Anzahl ganz neuer Lesarten zu Tage gefördert, und zwar eine größere als man sich noch erwarten durfte. Diese Stellen sind folgende: I, §. 123. giebt Ang. Mai die Vulgata: docent non oportere se id iurare facturos esse quod contra legem Corneliam esset, quae proscriptos iuvari vetat. Durch die Bemerkung Brunn's, daß in vetat noch ein unleserlicher Buchstabe zwischen a und t stehe, scheint die unabweisliche Verbesserung Ernesti's vetaret bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

10) Ich beschränke mich bey diesem Verzeichnisse bloß auf Anführung derjenigen Stellen, an denen Klotz die Lesart des Vaticanus nicht aufgenommen hat.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.
Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften der Verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den Vatikanischen Palimpsest.

(Fortsetzung.)

Minder beachtenswerth ist I, §. 142. die Lesart in bonis praediis praedibusque vendundis statt in b. praedibus praediisque v., und kaum richtig, wie aus dem Schluß des §. und aus §. 143. (cautum praedibus et praediis) erhellt; aber sehr wichtig ist die neue Variante am Ende desselben §. Hier steht bey Mai im Texte: praedibus et praediis pupillo (so für populo, aus Verwechslung der öfters vorkommenden Abkürzung PVP. mit POP.) cautum est, et si non putas cautum, scilicet tu, PR., in mea bona quos voles immittes? Zu den Worten putas bis tu bemerkt Brunn: „PVTAS C//// (viell. CAV am Ende einer Zeile); dann AS deutlich; hierauf 4 oder 5 Buchstaben, vielleicht LICET, aber das I steht schräg, dann TV.“ Daraus ist zu schreiben: et si non putas, caveas licet. Tu praetor etc. Schon Madvig wollte Opusc. acad. I, p. 350 schreiben: et si non putas cautum, amplius cavebitur. Scilicet tu praetor . . . immittes? — I, §. 143. wird ein Beyspiel angeführt, wie frühere Pachtcontracte der Censoren zu lauten pflegten. Daselbst heißt es in den bisherigen Ausgaben: Quid enim? video in multis veteribus legibus: CN. DOMITIVS L. METELLVS L. CASSIVS CN. SERVILIVS CENSORES ADDIDERVNT. Es mußte hier als auffällig erscheinen, daß zwey Paare von Censoren, welche 10 Jahre auseinander waren, in Einer Formel verbunden vorkommen. Mai bemerkt in der Note, daß der Codex addiderunt auch nach L. Metellus hat, was Mai und Klotz mit Recht verworfen, aber Jordan in den Text aufgenommen hat. Mai hat übersehen, daß in dem Codex nach Metellus nicht bloß addiderunt, sondern censores addiderunt steht, womit alle Anstände der Stelle völlig beseitigt sind. In demselben §. hat der Cod. nach edictum de hereditate richtig den Buchstaben R, d. i. recita. — Beachtenswerth ist auch I, §. 150. die Lesart: Postremo ipsius Habonii tabulae praedam illam huius (st. istius) fuisse clamant, indem hier, wo der anwesende Verres dem abwesenden Habonius entgegengestellt wird, hic vom Beklagten gesagt ganz an seiner Stelle ist. Vergl. meine Anm. zu Cic. Verr. IV, §. 7. S. 58 der Leipz. Ausg. — II, §. 115. hat der Codex: Hoc de homine ac de huius bonis etiam in Eryco monte monumentum tuorum furtorum flagitiorum crudelitatisque posuisti, in quo Sthenii Thermitani nomen adscriptum est. In den übrigen Handschr. fehlt furtorum. Wie passend die Erwähnung der furta an einer Stelle ist, wo es sich um Aufstellung eines Weihbildes aus gemachtem Raube handelt, bedarf kaum einer besondern Bemerkung. Eben so unzweifelhaft ist die doppelte Verbesserung II, §. 189., wo zu lesen ist: Tabulas in foro summa hominum frequentia exscribo: adhibentur in scribendo (st. in exscribendo) ex conventu viri primarii: litterae lituraeque

omnes adsimulatae et expressae (et fehlt in den übrigen). Die Verbesserung in scribendo wird durch das kurze Citat des Arusianus Messius p. 210 ed. Lind. bestätigt: Cicero in Siciliensi: adhibentur in scribendo viri primarii. Man erinnere sich an die bekannte Formel bey Niederschreibung von Senatsbeschlüssen: scribendo adfuerunt hi illive. — III, §. 56. Polemarchus est Murgentinus, vir bonus atque honestus. Is, cum pro iugeribus quinquaginta medimna DCC decumae imperarentur, quod recusabat, domum ad istum in ius eductus est. Für is hat Mai die Variante et, was ich sogleich als ei erkannte, indem zu imperarentur der unentbehrliche Dativ fehlt. Es ist aber doch wegen mancher osores coniecturarum erfreulich, daß auf meine Anfrage die Bestätigung erfolgt ist, daß in dem Codex deutlich EI, nicht ET steht. — III, §. 70. wird der Einwurf gemacht: At arator repetere poterat, worauf die Entgegnung folgt: Verum Artemidoro recuperatore. Für verum brachte die Collation Mai's die nicht vollständige Verbesserung vero, das gewöhnliche Wort bey bestätigenden Antworten; er hat aber übersehen, daß der Codex zweymal poterat hat, womit erst die Herstellung der Stelle vollendet ist: „At arator repetere poterat.“ Poterat vero, Artemidoro recuperatore. „Er konnte es allerdings, wenn er sich den Artemidorus als Richter gefallen ließ.“ — Eben so treffend ist III, §. 31. am Ende die Ergänzung: Verum non una te, sed universae similibus adflictae iniuriis et incommodis civitates legationibus ac testimoniis publicis persecuntur. In den bisherigen Texten fehlt iniuriis et; die Nothwendigkeit des Zusatzes ergiebt sich leicht aus dem Inhalt des ganzen Capitels. — III, §. 83. las man vor Zumpt sehr fehlerhaft: Ex horum severitate te ulla vis eripiet aut ulla largitio eripiet? Sed si eripuerit, non intelligis etc. Dafür gab Mai aus dem Codex: Ex horum severitate te ulla vis eripiet aut ulla largitio? non eripiet. Si eripuerit, non intellegis etc., was Klotz aufgenommen hat. Allein der Codex hat richtig: non eripiet, sed si eripuerit etc., wie bereits Zumpt, ohne die Lesart des Vat. zu kennen, aus den Spuren seiner Handschrift trefflich geschrieben hat. — III, §. 140. wird der falsche Plural utrisque durch die Verbesserung utrique beseitigt, was noch die einzige Stelle war, die man aus Cicero für utrique von zwey einzelnen Personen gesagt anzuführen pflegte. — III, §. 141. las man bisher: quem hominem (Apronium), si qui pudor in te atque adeo si qui metus fuisset, sine supplicio dimittere debuisti, hunc abs te sine praemio discedere noluisti. Schon Mai bemerkt, daß statt hunc im Vat. nunc zu stehen scheine (Lag. 42 hat una), was man nicht beachtet hat, aber jetzt durch Brunn sicher bestätigt ist. So erhalten wir den trefflichen Gedanken: „einen Menschen, welchen du nicht ohne Strafe hättest entlassen sollen: so aber ließest du ihn nicht ohne Lohn von dannen gehn.“ Wäre quem hominem relativer Vordersatz, so müßte es in der Apodosis nicht hunc, sondern eum heißen. — III, §. 155. Necesse est quod redundarit de vestro frumentario quaestu, ad illum potissimum, per quem agebatis, defluxisse. Der Cod. hat statt quod redundarit viel bezeichnender: si quid redundarit. — Eben so richtig ist III, §. 156: Quis istuc Apronio attribuerat, cum oratorem aliquem everterat? wo die Ausgaben attribuebat haben. — III, §. 192. Coge ut ad aquam tibi . . . frumentum Hennenses metiantur. Gut ist die Verbesserung admetiantur; vgl. III, §. 73. — III, §. 199. tamen hoc vobis est statuendum. Nach vobis steht im Cod. ein ganz erloschenes Wort, das etwa fünf Buchstaben füllt. Man könnte die hier ganz passende Anrede iudices erwarten; Hr. Dr. Brunn bemerkt jedoch nach nochmaliger Einsicht der Stelle: „die Ausfüllung indic. kann ich nicht bestätigen. IVD könnte man zur Noth herauslesen; mit IC stimmen aber die schwachen Reste nicht überein.“ — III, §. 224. Quod si ille hoc unum agitare coeperit, esse aliquod genus cogendae pecuniae senatorum commune et iam prope concessum ordini etc. Statt senatorum hat der Cod. senatorium, was vielleicht manche als eine noch herbere Bezeichnung vorziehen werden. Bald darauf hat der Cod. richtig dum equester ordo iudicavit st. iudicaret. — III. §. 228. war die bisherige Vulgata: neque quicquam aliud agitur hoc iudicio nisi ut antiquissimi socii fidelissimique Siculi, coloni populi Romani atque aratores . . . in sedes

suas revertantur. Auf die Bemerkung Mai's, daß der Cod. nicht fidelissimique, sondern fidelissimi habe, hat Klotz Siculi als Glosse angezweifelt und fidelissimi mit coloni verbunden, eine Vermuthung, die einige Wahrscheinlichkeit hatte, aber jetzt doch fallen muß, weil die neue Collation die Berichtigung bringt, daß im Cod. richtig antiquissimi socii et fidelissimi steht. Ein ähnliches Versehen ist Mai bey einer andern neuen Lesart V, §. 82. begegnet. Dort haben die Ausgaben: Erat Nice facie eximia, ut praedicatur, uxor Cleomenis Syracusani: hanc Cleomenes vir amabat. Auf die Bemerkung Mai's, daß vir vor amabat fehle, habe ich auf diese ausdrückliche Angabe in meiner Schulausgabe vir gestrichen, da ich mich besonders an der kaum zu rechtfertigenden Wortstellung gestossen hatte; der Codex hat aber hanc vir Cleomenes amabat, wie man künftighin im Texte lesen wird. — Auch eine andere neue Lesart des Vat. konnte durch einen Irrthum Mai's nicht gehörig gewürdigt werden. Er hat nämlich V, §. 106. statt der bisherigen Lesart navarchos vocari iubet die Variante: navarchos ad se venire iubet, die man leicht als Glosse von vocari ansehen konnte; der Codex hat aber weder vocari noch ad se venire, sondern richtig ad se vocari, wie V, §. 7. und 102. — V, §. 118. Aderat ianitor carceris, carnifex praetoris . . . lictor Sextius, cui ex omni gemitu doloreque certa merces comparabatur. Die Handschriften schwanken zwischen omni und omnium; in dem Palimpsest fehlt das Wort gänzlich, jedenfalls besser als omnium, aber doch nicht überzeugend. — V. §. 127. schreibt Mai: Ubi pecunias exterarum nationum esse arbitramini, quae nunc omnes egent, cum Athenas, Pergamum, Cyzicum, Miletum, Chium, Samum, totam denique Achaiam, Graeciam, Siciliam iam in paucis villis inclusas esse videatis? In diese Angabe haben sich drey Irrthümer eingeschlichen. Erstens fehlt Asiam vor Athenas nicht gänzlich, sondern der Cod. hat totam iā denique, also wahrscheinlich verderbt aus totam Asiam denique; sodann richtig tam in paucis (nicht iam); endlich inclusa für inclusas, was Mai, wie aus der Vergleichung seines Textes mit der Note c p. 531 erhellt, richtig gelesen, aber im Text zu geben übersehen hat; die neue Lesart selbst ist ohne Zweifel richtig; vergl. Madvigs latein. Sprachl. §. 214, c. — Dankenswerth ist auch die Verbesserung 5. §. 133: te . . . idcirco a me in crimen et in invidiam vocari, wo in den bisherigen Ausgaben das zweyte in fehlt.

Zu diesen wichtigeren neuen Varianten kommt noch eine Reihe von minder bedeutenden, deren kurze Anführung unter Beyfügung der vulgären Lesart genügen wird. I, §. 106. in rationem ducerent (inducerent). I, §. 111. inventus est (est inventus) und satis non fuerit (non satis f.); I, §. 126. ne usque eo suam auctoritatem despiceret, gratiam (f. gratiamque) contemneret, wo das Asyndeton wegen der Synonymität der Glieder wahrscheinlich richtig ist, wie auch II, §. 168. die neue Lesart aratorum, negotiatorum, Siculorum (st. Siculorumque) omnium testimonia; aber kaum zu billigen II, §. 167. poni inscribi für p. inscribique; I, §. 128. hominum honestorum (st. honestissimorum), so richtig in Verbindung mit virorum bonorum; §. 137. talis (tales) viros; §. 138. ait se facturam-ohne esse, wie die Stelle Donatus zu Terent. Eun. IV, 7, 26 citirt; §. 139. hoc cum (cum hoc) ut dico sciret, und C. Mustium (C. fehlt in den übrigen); §. 143. legem ipsam (ipsam legem); II, §. 54. quam Heraclius mit der Variante (oder Glosse) quemadmodum über quam, die Mai nicht bemerkt hat (die Richtigkeit der Verbesserung quam st. quo hat auch Klotz verkannt, wiewohl so schon der scharfsinnige Gulielmius verbessert hatte); II, §. 54. petivissent (petissent), s. I, §. 145; II, §. 56. percrebruit (percrebuit); §. 59. is inquam ipsis (d. i. iis statt des falschen his); §. 65. veniundi (veniendi); §. 66. Heracli (Heraclii); §. 255. ii (hi); III, §. 24. reiecta ac (et) repudiata; III, §. 53. ad huius modi quaestum (quaestus); §. 56. Eubolidas (Eubulidas), wie der Cod. auch V, §. 128. Eubolida hat von der dorischen Form βωλή für βουλή; III, §. 139. tunc (tum), hingegen §. 156. tum für tunc, §. 152. cum hoc diceret ei Metellus (ei fehlt in den übrigen); §. 154. Timarchidi (Timarchidis); §. 175. pecuniam (pecunias) extorserunt; §. 183.

quinquagensimae (quinquagesimae); §. 205. aliqui (aliquis); §. 213. se re in improbissima (se in re imp.); §. 220. ubi enim semel de annonae ratione et aratorum voluntate (ſt. ab annonae rat. et ab arat. vol.) res ad praetorum libidinem translata est; V, §. 126. nemo elaborat (laborat); V, §. 134. si omnes in culpa fuerunt (fuerint), an ſich nicht unrichtig, aber wegen des Gegenſatzes si uni attribuenda culpa sit nicht zu billigen, wie auch nicht V. §. 135. dicta sint (sunt). Dazu kommen noch mehrere Abweichungen in Zahlen, in Betreff welcher ich auf die Ausgabe verweiſen muß.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat November 1852 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von dem hiſtoriſchen Verein zu Osnabrück:

Mittheilungen. 2. Jahrg. 1850. Osnabrück 1850. 8.

Von der Académie des sciences, belles lettres et arts in Rouen:

Précis analytique des travaux. Pendant l'année 1850. Rouen 1850. 8.

Von dem Herrn Prof. Chriſtian Laſſen in Bonn:

Indiſche Alterthumskunde. 2. Bd. Bonn 1852. 8.

Von dem Herrn Radcliffe Truſtus in Oxford.

Astronomical observations mode at the Radcliffe observatory Oxford in the year 1850. Vol. XI. Oxf. 1852. 8.

Von dem Herrn Dr. Buys Ballot in Utrecht:

Meteorologische Waarnemingen in Nederland 1851. Utrecht 1852. 8.

Von der Société pour la recherche et la conversation des monuments historiques dans le Grande-Duché in Luxenburg:

Publications, année 1846 — 1851. II — VII. Luxemb. 1846 — 52. 4.

Von dem Herrn Dr. G. Th. Rudhart, Director des k. Reichsarchivs hier:

Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, XL. Jahrg. der geſammten, XXII der neuen, II der neueſten Folge 1852 — 1853. München 1852. 8.

Von dem Herrn Frd. H. von der Hagen in Berlin:

Neues Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde. Berl. 1851. 8.

Von dem Herrn v. Aſa Gray, M. Dr. in Newyork:

Plantae Wrightianae Texano - New Mexicanae. Part I. Newyork 1852. 4.

Von dem Herrn Flourens, Secret. perpet. d'acad. des sciences in Paris:

Eloge historique d'Etienne Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1852. 4.

Von dem Herrn Ph. Parlatore, Prof. in Florenz:

Giornale botanico italiano, anno 2. Fasc. 10. 11. 12. Firenze 1852. 8.

Von Hrn. De Koninck, Profeſſor in Lüttich:

Discours sur les progrès de la paléontologie en Belgique. L. 1852. 8.

Notices sur le genre davidsonia et sur le genre hypodema. Liège 1852. 8.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Proceedings. Vol. II. from May 1848 to May 1852. Cambr. 1852. 8.

Von dem Lyceum of natural history in NewYork:

Annales. Vol. IV. Aug. 1846 — April 1847. No. 6 — 9. Vol. V. April 1851 — Febr. 1852. No. 1 — 6. NewYork. 8.

Von dem naturwiſſenſchaftlichen Verein in Halle:

Jahresbericht. Jahrg. 1851. 5. Jahrg. 1852. 1. u. 2. Heft. Berlin 1852. 8.

Von Hrn. G. v. Karajan in Wien:

Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter in Salzburg. Wien 1852. gr. Fol.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18 März.
Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften der Verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den Vatikanischen Palimpsest.

(Schluß.)

Noch ist die Ausfüllung einer größeren Lücke zu erwähnen, welche durch die neue Collation zwar nicht vollständig ergänzt wird; doch ist der Sinn der mangelhaften Stelle mit ziemlicher Sicherheit festgestellt worden. Es bemerkt nämlich Angelo Mai zu der III, c. 93, §. 221. im Text von ihm gegebenen Lesart: „Adhuc parum est. Permittite ut liceat, quanti quisque velit, tanti aestimet: aestumabit.“ folgendes in der Note m. pag. 502: Sequuntur in codice duo versus oblitterati, sive ea interpolatio aut corruptio est, aut re vera rectus textus, sed obscuratus. Daß in der verdunkelten Stelle nicht eine interpolirte, sondern eine ächte Lesart vorliegt, zeigen die verderbten Spuren einer einzigen Handschrift, deren Lesart Mai nicht kennen konnte, nämlich des C. d. Lag. 42, der statt tanti aestimabit, wie in den lückenhaften übrigen Handschriften steht (die Vulgata tanti aestimet: aestimabit beruht auf einer Conjectur), folgende unverständliche Worte da: tanti agere permissum est. stultissimus quisque pro ac nummo exstimant (von zweyter Hand extimabit) 11). Mit Hilfe dieser Lesart ist es Herrn Dr. Brunn gelungen, aus den erloschenen Zügen noch folgende Buchstaben herauszubringen:

TANTI AESTIMARE PERMISS//// 12)
AESTVMARE 13) QVIS
Q.POS MINIMO AESTVMA
VIT

Vergleicht man diese Spuren mit der Ueberlieferung des Cod. Lag., so dürfte sich mit ziemlicher Sicherheit wenigstens die Herstellung eines Theiles der Lücke ergeben: Permittite ut liceat quanti quisque velit tanti aestimare: — — — stultissimus quisque posthac 14) minimo aestumabit: d. i. dann

11) Unrichtig steht bey Zumpt: pro ac nummo ext et extimant, welches Mißverständniß sich leicht bey Einsicht des Niebuhr'schen Exemplares aufklärt.

12) Nach PERMISS fehlt in dem Codex kaum mehr als ein Buchstabe.

13) Die Cursivschrift soll bedeuten, daß für die richtige Lesung des Wortes nicht gebürgt werden kann, wiewohl auch Hr. Dr. Otto Ribbeck, den Hr. Dr. Brunn bey nochmaliger Einsicht der Stelle beygezogen hat, in den erlöschenen Zügen kein anderes Wort zu erkennen glaubt.

14) Die Ergänzung POSthac wird, wie Hr. Dr. Brunn bemerkt, durch die erhaltenen Spuren nicht bestätigt; sie scheint aber doch nach der Lesart des Lag. 42 richtig. Noch bemerkt Hr. Brunn: „Zwischen aestumare und dem sichern QVIS wäre Raum für stultissimus, aber keines Falles für mehr; das Wort selbst kann ich weder bestätigen noch verdammen.“ Da der Codex nach dem Facsimile bey Mai selten über. 20 Buchstaben, in der Re-

wird künftighin je der größte Narr die geringste Schätzung vornehmen. Für die fehlenden Zwischenworte weiß ich keine sichere Aushilfe (was mir beyfiel permissum esto: iam stultissimus etc. oder permisso eo iam etc. genügt mir selbst nicht), die um so schwieriger aufzufinden ist, als die folgenden Worte, vorausgesetzt daß ihre Herstellung richtig ist, für sich einen vollständigen, dem ganzen Zusammenhang wohl entsprechenden Sinn geben.

Noch ist zu bemerken, daß die wenigen Seiten des Codex, die Mai nicht lesen konnte, so gänzlich zerstört sind, daß alle Versuche einer Entzifferung scheitern müssen [15]). Ueber die bey Mai wiederholt vorkommende Bemerkung: „pagina . . . codicis non legitur“ gibt Hr. Dr. Brunn die Aufklärung, daß damit gesagt ist, daß auf dieser oder jener Seite der Handschrift keine Spur einer Schrift zu bemerken sey. Am Schlusse dieser Mittheilung darf ich wohl die Hoffnung aussprechen, daß auch andere das gleiche Urtheil mit mir fällen werden, daß die neue Collation des Vatikanischen Palimpsestes die auf die Arbeit verwendete Mühe reichlich gelohnt hat.

---

gel nur 17 bis 18 hat, so sollte man glauben daß für aestumare und stultissimus neben quis kein Platz wäre, so daß die richtige Lesung von aestumare im Vergleich mit dem cod. Lag. doch noch sehr in Zweifel steht.

15) Bloß über eine sehr bestrittene Stelle IV., §. 12. ist eine Aufklärung erfolgt, wo es Hrn. Dr. Brunn gelang folgende Buchstaben herauszubringen: VERRI VENDITA SIC RETVL ////| RECITA EX TABVLIS, woraus hervorgeht, daß man auf die Variante des Paris. sed für sie ein unnöthiges Gewicht gelegt hat. Die vorausgehende in den übrigen Handschriften verderbte Zahl ist aber völlig erloschen.

Ueber die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen.

An Herrn Geheimerath August Böckh in Berlin.

München den 15. Januar 1853.

Mein verehrter Freund und Collega!

Nach meiner Rückkehr aus Griechenland ist es für mich ein Bedürfniß, über die Untersuchungen des Erechtheums, zu denen meine Gegenwart in Athen Veranlassung gab, vorläufige Nachricht zu geben, und wem könnte ich sie füglicher zusenden, als dem Manne, der nebst dem unvergeßlichen Otfried Müller zumeist die auf jenen räthselhaften Bau bezüglichen Fragen gestellt und so weit gelöst hat, als es bey dem Stande unserer Kenntniß von ihm vor vierzehn Jahren möglich war. Seitdem haben umfassende Nachgrabungen die Ansichten über das Gebäude in wesentlichen Punkten geändert. Die Annahme eines doppelten übereinander gelegenen Stockes mußte aufgegeben werden, und die Meldung der ersten Bauinschrift, welche das alte Bild der Göttin an die südliche Mauer des Querbaues setzt *), trat in ihr volles Recht; es konnte kein Zweifel bleiben, daß die Stellung des Bildes über die Bedeutung des Ortes, den es einnahm, entschied, und daß in Folge davon der Tempel der Polias in den Querbau zu setzen war, der sofort durch die glänzende und große Nordhalle und das ihrer Bedeutung entsprechende Prachtthor den geziemenden Eingang hat, und nach Pausanias mit dem Pandrosion in Verbindung stand.

Als solches war schon früher die südliche Halle mit den Jungfrauen erkannt und durch die Inschrift bestätiget worden **).

---

*) Τοίχου . . . . . τοῦ πρὸς τοῦ ἀγάλματος §. 6. des Bildes, das §. 1. das alte (τὸ ἀρχαῖον ἄγαλμα) genannt wird, und sich in zwey Wiederholungen auf der Akropolis erhalten hat. Herr Pittakis hält sogar die kleinere für das Original selbst.

**) a. a. O. §. 4. τῶν κιόνων τῶν ἐπὶ τοῦ τοίχου τοῦ πρὸς τοῦ Πανδροσείου vgl. §. 11.

Sofort blieb als Erechtheum im engern Sinn der östliche Bau zurück mit seinem Eigange durch die Vorhalle und mit den Stiegen, welche hinter der Vorhalle, wie die Mauern zeigen, zu beyden Seiten in die 10 Fuß tiefer liegende Cella hinabführten.

Diese Verbindung der drey Theile des Gebäudes, des Erechtheums, des Tempels der Polias und des Pandrosions bildete den Grund meiner Annahme, daß sich im Erechtheum das alte Herrscherhaus der attischen Könige, das Megaron des Erechtheus, mit dem Sanctuarium seiner Schutzgöttin und dem Gynaikeion erhalten habe. Es sey nämlich das Gebäude nach dem Plane des alten geführt worden, das sich aus der frühesten Zeit erhalten hatte und durch die Perser war zerstört worden.

Für die Nachweisung der übrigen einzelnen Theile des Gebäudes und ihrer Beziehung auf das alte Königshaus, das Haus des Erechtheus, wie Homer es nennt (δόμος Ἐρεχθῆος), war die Beschaffenheit desselben, so weit sie aus den Meldungen über die neuesten Ausgrabungen erkannt wurde, eben so maßgebend, wie die einzelnen Nachrichten der Alten; doch zeigte sich bald, daß die Nachgrabung noch gar nicht bis zum letzten Ziele geführt war, und daß die Angaben über das, was in dem Gebäude alt oder späteren Ursprunges ist, noch nicht feststanden. Dieses führte zu meinen Anfragen an Herrn Professor Rhangabis über die dunkeln oder controversen Punkte der Untersuchungen. Seine am Schluße meiner ersten Abhandlung gedruckten Antworten enhielten neue Thatsachen und deckten den capitalen Irrthum eines deutschen Archäologen auf, welcher die Vermauerung des Prachtthores in der Nordhalle für eine ursprüngliche Blendung desselben erklärt hatte. Hierauf brachte der neuaufgenommene Grundplan des Architekten Hrn. Tedaz, welchen Hr. Raoul-Rochette bey Beurtheilung meiner Abhandlungen im Journal des Savants mittheilte, im Innern des Baues zwey Langmauern, einen Haupteingang aus der Querhalle neben den schon früher angenommenen zwei Seiteneingängen und Anderes zum Vorschein, wovon bisher nichts war gemeldet worden.

In Folge davon schien es bey den Controversen, zu denen meine Abhandlungen Anlaß gegeben hatten, nöthig, die Untersuchungen über das Erechtheum an Ort und Stelle wieder aufzunehmen, das Alte von dem Neuen, d. i. Christlichen oder Türkischen bestimmter zu scheiden, und die Nachgrabungen zu vollziehen, welche zur Feststellung des noch Schwankenden oder zur Aufdeckung des noch Verborgenen für nöthig konnten erachtet werden.

Die Vornahme der hierauf bezüglichen Arbeiten war einer der Gründe, welche mich im letzten August zu einer Ferienreise nach Athen bestimmten. Um aber die Sache über zufällige Anschauungen eines Einzelnen zu stellen und die Vermuthung einer Entscheidung nach vorgefaßten Meinungen abzuhalten, war nöthig, die Untersuchung durch eine dafür einzusetzende unabhängige Commission von Sachverständigen vornehmen zu lassen, deren Aufgabe sich dahin stellte, 1) genau zu bezeugen, was noch vorhanden, 2) zu entscheiden, was davon alt oder späterer Zeit angehörig sey, und 3) die zur Constatirung der Thatsachen noch nöthigen Ausgrabungen zu bestimmen. Auch sollten sie den Auftrag bekommen, über die Herstellung der auseinander gefallenen Theile gutachtlich zu berichten und den Kostenbetrag dieser Restauration zu veranschlagen, welche nach den mir zugekommenen vorläufigen Erhebungen mit Inbegriff alles darauf Bezüglichen sich auf 20 bis 25,000 Drachmen hätte belaufen können.

Der archäologische Verein (ἀρχαιολογικὸς σύλλογος) in Athen, d. i. der Ausschuß der dort bestehenden archäologischen Gesellschaft (ἀρχαιολογικὴ ἑταιρία), dem ich meine Wünsche darüber vortrug, ging mit großer Bereitwilligkeit darauf ein; und die zu diesem Ende ernannte Commission, bestehend aus seinem Vorstande, Hrn. Chlarakis, welcher im Laufe eines langen Lebens wichtige Aemter, auch Ministerien, mit Unbescholtenheit und Einsicht verwaltet hat, aus seinem Sekretär, Hrn. Professor Eustratiadis, einem jungen und sehr wohl unterichteten Archäologen, aus Hrn. Pittakis, dem Generalaufseher (γενικὸς ἔφορος) der Alterthümer, der um ihre Erhaltung schon zur Zeit der Türken sich großes Verdienst erworben hat, und aus den drey trefflichen in Europa ge-

bildeten Architekten von Athen, Chalkos, Zetzos und Kaftanzoglos, unterzog sich dem Auftrage mit einer Hingebung, welche zeigte, daß sie von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen war, für die Untersuchung des schwierigsten und räthselhaftesten Denkmals der hellenischen Architektur endlich einen sicheren Grund zu gewinnen, nachdem die Controverse darüber nahe an hundert Jahre gedauert und in neuester Zeit die Grenzen von Deutschland weit überschritten hatte.

Die Resultate ihrer Arbeiten wurden jeden Tag, am Ende ihrer Vereinigung im Gebäude selbst, in einem Protokolle niedergelegt, das am Ende der Untersuchung mit den zu seiner Erläuterung nöthigen architektonischen Zeichnungen ausgestattet, durch den Druck veröffentlicht und an die europäischen gelehrten Gesellschaften und namhaften Archäologen versendet werden wird.

Ich selbst trat nicht in die Commission, eben so wenig Hr. Rhangabis, den ich für die Zeit meiner Abwesenheit zu meinem Stellvertreter bestimmte. Wir wollten nicht die Meinung veranlassen, als gingen wir, in den Controversen beyde betheiliget, damit um, auf die hier bevorstehenden Beurtheilungen und Entscheidungen bestimmenden Einfluß zu üben; doch waren wir bey den Versammlungen derselben, die öffentlich statt fanden, und bey ihren Untersuchungen in der Regel gegenwärtig, und ich außerdem bemüht, allein oder mit Hrn. Pittakis oder andern Mitgliedern der Commission mich über alles Einzelne möglichst genau zu unterrichten, oder vorzukehren, was zur Vervollständigung der Arbeit während ihres Fortganges der Commission als noch nothwendig in Antrag zu stellen war.

Als die Untersuchung so weit gediehen war, wie es ohne neue Nachgrabungen geschehen konnte, ließ ich Hrn. Pittakis die zur Vornahme derselben erforderlichen Fonds zurück und trat meine Reise nach den westlich gelegenen Inseln an, die ich bey meinem ersten Aufenthalte in Griechenland vor 20 Jahren nicht besucht hatte. Von diesen gegen Ende des September zurückgekehrt, fand ich die von der Commission für nöthig geachteten Nachgrabungen in der Hauptsache vollendet. Hr. Pittakis hatte sie mit möglichster Vorsicht und Genauigkeit geführt.

Der Grund in der Cella oder dem Megaron, die große Cisterne unter der Westhalle, der größere Theil des unterirdischen und mit dem Megaron zusammenhängenden Baues unter der Nordhalle, und neben dieser eine andere Cisterne, endlich die westlich an das Pandrosion anschließende Langmauer des Peribolos waren aufgedeckt; noch aber war mehreres zu thun, und wurde mit Zustimmung der Commission ausgeführt. An der westlichen Mauer des Pandrosions zeigten deutliche Spuren, daß ihr ein anderer Bau in Quadrat bis zur Hälfte des hohen Sockels verbunden gewesen war. Diese Spuren mußten verfolgt und der Sockel des Pandrosions an dieser Stelle bis zum Burgfelsen bloßgelegt werden, und ebenso mußte unter der Nordhalle der unterirdische Bau noch weiter verfolgt werden, da unter ihm die Lage des bey den Alten erwähnten Brunnens (φρέαρ) vermuthet wurde.

Unter diesen Untersuchungen und Vorbereitungen nahte das Ende meines Aufenthaltes in Athen, und ich verließ meine Freunde, die Mitglieder der Commission, mit der Ueberzeugung, daß sie den noch übrigen kleineren Theil ihrer Arbeiten mit derselben Gewissenhaftigkeit weiter und zum Ziele führen und hierauf die Resultate der Oeffentlichkeit übergeben würden. Aus dieser Darlegung sehen Sie, mein verehrter Freund, daß zu genauer Bezeichnung des neu Gewonnenen allerdings die Erscheinung der Protokolle der Commission mit ihren Beylagen nöthig seyn wird. Indeß hindert nichts zur vorläufigen Anzeige zu bringen, was wir beobachtet und gefunden haben, wenigstens das Wesentliche davon, und die Anwendung desselben auf die Erklärung des Baues anzudeuten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.
Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen.

(Fortsetzung.)

Zu den bedeutendsten Wahrnehmungen gab das Innere des Baues Anlaß. Es wurde von der Commission einstimmig erkannt, der ganze innere Raum sey bey Einführung des Christenthums in eine christliche Kirche mit drey Schiffen (τρισυπόστατος ἐκκλησία) verwandelt worden. Bey dieser Metamorphose wurde der Querbau oder das Heiligthum der Polias in die Vorhalle oder den Nardix (νάρθηξ) verwandelt, zu dieser Vorhalle von Westen her ein Eingang gebrochen, und aus ihr in das Innere der Kirche drey Thüren geführt. Von diesen Vorkehrungen sind, außer dem genannten Eingange der lange für alt gehalten wurde, die Pfosten und Schwellen von den Eingängen in die drey Schiffe, die beyden Langmauern der zwey Seitenschiffe in der Höhe von 2′ bis 3′, ebenso Reste von dem Rundbau (ἀψίς) hinter dem Ikonostasium enthalten, für welchen man den Raum durch den Ausbruch des Vorbaues gewonnen hatte, mit dem der östliche Pronaos in den Anfang der tiefer liegenden Cella hineintrat.

Ueber alles dieses bestand kein Zweifel. Nur die Pfosten der Thüre, welche zum südlich gelegenen Seitenschiff der Kirche geführt hatte, erregte durch die Zierlichkeit ihrer Gliederung und die Feinheit ihrer Arbeit die Vermuthung, daß sie dem alten Bau angehört haben; Hr. Pittakis aber hob dieses Bedenken, indem er den Pfosten umkehrte. Da kam auf der untern Seite das Bruchstück eines alten Volksbeschlußes (ψήφισμα) zum Vorschein, ein Zeichen, daß man beym christlichen Umbau auch aus dem großen Vorrath altattischer Marmorurkunden auf der Akropolis die zu dem neuen Bedarf dienlichen Blöcke genommen und zu ihrer gegenwärtigen Gestalt umgemeißelt hatte.

Die weitere Untersuchung des Innern zeigte, daß man bey jener Umwandlung den Grund des alten Megaron bis auf den Burgfelsen ausgegraben hatte. Aus den Porosquadern, die man dort gefunden, waren die Langmauern der Seitenschiffe gemacht; der Grund von diesen mit Behältern für christliche Gräber angefüllt worden, von denen mehrere schon früher, andere jetzt geöffnet wurden. Alle enthielten noch die Gebeine der ihnen anvertraut gewesenen Leichname. Nachdem man die Langmauern geführt und die Anlage der Gräber beendiget hatte, war der übrige Grund bis an den alten Mauersockel mit Geröll gefüllt und mit breiten, zolldicken Marmorplatten belegt worden. Der alte Boden war hier wie noch jetzo in den drey Vorhallen aus Porosquadern gebildet und mit starken Marmorplatten belegt gewesen.

Alles demnach, was hier zwischen den Einfassungsmauern des alten Baues sich findet, ist neu, und alle darauf gegründeten Hypothesen fallen in sich selbst zusammen. Für die, bezüglich der innern

Construktion aufzustellende Annahme bleiben nur die Mauerflächen selbst übrig. Diese aber zeigen einen gleichmäßigen und gleich hohen, durch das Megaron in den Querbau fortgehenden Sockel, mit dem die Marmorwände auf dem Grundbau aus Porossteinen aufstehen. Sie zeigen ferner in ihren Hauptflächen von diesem Sockel bis zu dem Fries, der sich an den westlichen Enden der Nord- und Südmauer erhalten hat, gleichmäßige Glättung, wodurch die Annahme eines doppelten über einander gelegenen Stockes nothwendig ausgeschlossen wird. Deutlich aber sind in beyden Mauern die Spuren einer Quermauer, durch welche die Cella oder das Megaron von dem Querbau oder dem Tempel der Polias abgeschlossen war. Mit besonderer Sorgfalt wurde in Erwägung gezogen, ob in der Süd- und Nordmauer der Celle, gegen ihre Mitte, ebenfalls Spuren von Vorsprüngen oder von einer Quermauer nachzuweisen seyen, wie sie seit Stuart in den meisten Zeichnungen sich bemerkt finden. In beyden Mauern erschienen in gleicher Höhe und einander gegenüber gelegen, die Flächen von zwey Bausteinen über einander roh abgemeißelt, und diese Wahrnehmung wurde für die Annahme geltend gemacht, daß hier eine zweyte Quermauer, der oben bezeichneten parallel, die Mitte der alten Cella durchschnitten habe. Indeß wurde dieser Annahme der Umstand entgegen gestellt, daß die sämmtlichen, unter jenen abgemeißelten Stellen liegenden Mauerblöcke von einer Abmeißelung keine Spur zeigen, sondern vollkommen geglättet sind. Eben so hat der Mauersockel unter jenen abgemeißelten Stellen keine Spur von Unterbrechung, welche stattgefunden hätte, wenn eine Quermauer hier den innern Bau in zwey Theile geschieden hätte. Dazu sind zwey andere sehr rohe und horizontale Einmeißelungen in beyden Mauern einander schräg gegenübergelegen sichtbar. Daraus war ersichtlich, daß jene Spuren von Abmeißelungen zur Annahme einer zweyten Quermauer in dem Gebäude nicht hinreichen. Auch an andern Stellen sind Ausmeißelungen der christlichen Zeit nachweisbar, z. B. neben dem Eingange aus der Nordhalle in der Höhe der nördlichen Mauer eine Reihe von roh und tief ausgemeißelten viereckigen Löchern, deren Bestimmung in dem christlichen Umbau schwer zu erkennen ist.

Die Aufgrabung der westlichen Querhalle oder des Tempels der Polias zeigte, daß der Cisternenbau unter ihr ihre ganze Ausdehnung einnahm, mit großer Sorgfalt in den Burgfelsen ausgehauen ist und von einem sehr festen, aus kleinen Quadern gebildeten Tonnengewölbe mit Gurtbögen bedeckt ist. Das Gewölbe zeigt gleiche Festigkeit mit der Wendeltreppe, die in dem Parthenon aus der südwestlichen Halle des Opisthodomos zu dem Dache des Tempels emporgeführt wurde. Ueber den späteren, d. i. christlichen Ursprung der Cisterne ließ schon die Anwendung des Gewölbes keinen Zweifel übrig. Dazu kam, daß das Gewölbe in seiner obersten Biegung über den Eingang aus der Nordhalle mehr als eine Hand breit unförmlich emporragt, und daß von den Marmorquadern, mit denen der Boden ursprünglich belegt war, einer mit einem beträchtlichen Theile aus der westlichen Mauer des Querbaues noch hervortritt, und an die Biegung des Gewölbes, das unter ihm einsetzt, sich anschließt.

Daß die Halle der Jungfrauen (πρόστασις τῶν κορῶν, wie die Bauinschrift sie nennt), nicht ein einfacher Vorbau gewesen, war auch aus der Beschaffenheit ihres Innern leicht zu sehen. Der Bau ist bis auf zwey Drittel der Höhe des Sockels, auf dem die Jungfrauen stehen, mit Porossteinen angefüllt und über diesen mit starken Marmorblöcken bedeckt; nur der Eingang aus dem Querbau und der Raum hinter diesem, einige Fuß breit, ist frey von diesem Einbau, und in der östlichen Ecke führt eine Thür in das Innere, zu der man über die Staffeln des Unterbaues emporstieg und von der im Innern Stufen neben dem Einbau in den tiefern Theil des Raumes nach dem Eingange aus der Querhalle hinabführen. Diese Beschaffenheit also des Baues mit doppeltem Zugang und offenbarer Vorkehrung für einen in ihm aufgerichteten und höher stehenden Altar, kommt noch der aus der Bauinschrift gezogene Thatsache zu Hülfe, daß hier das Pandrosion war; wird aber in dasselbe, wie man nicht umhin kann zu thun, der Altar des Herkios unter dem Feigenbaume (πάγκυφος) gesetzt, so folgt daraus nur, daß zu der Halle der Jungfrau, insofern sie als Pandrosion galt, noch der vor ihrem Eingange gelegene Theil gerechnet wurde.

Die Cisterne zeigt an dieser Stelle, d. i. an der südlichen Fläche, eine große Unregelmäßigkeit und selbst Unförmlichkeit der Arbeit, während alle andern Theile gleich und regelmäßig ausgehauen sind, und berechtigt zu der Annahme, daß hier, noch ehe die Cisterne aus dem Felsen herausgearbeitet wurde, eine Unterhöhlung des Bodens bestand und für die Aufnahme des Oelbaumes mit Geröll und Humus angefüllt war. Ich bemerke dabey, daß unter dem Opisthodomos des Theseums in dessen nördlichen Ecke da, wo eine Marmorplatte des Bodens ausgebrochen ist, aus dem Geröll des Grundes ein Feigenbaum aufgewachsen ist, zwar auch gebückt wie der Oelbaum des Pandrosion aber sonst in üppigem Wuchse. Der wunderbare Boden von Griechenland zeigt sich den ihm zuständigen Gewächsen auch an Stellen günstig, wo bey uns aus dem Geröll sich kaum ein ärmliches Wachholder- oder Föhrengestrüppe mühsam ernähren könnte. Uebrigens nahm die Commission wahr, daß im obern Theile der Querhalle, da wo sie an das Pandrosion anschließt, also in dem Theile derselben, den man zu diesem zu rechnen veranlaßt wird, sich die Anlage einer Nische durch das Zurückweichen der obern Mauertheile und durch andere Anzeichen deutlich herausstellt, über deren Bestimmung sich manches vermuthen, doch vor der Hand nichts feststellen läßt.

So viel über die nun wohl sattsam constatirte Beschaffenheit des Erechtheums im engern Sinne, des Poliastempels, mit dem Eingange aus der Nordhalle und des Pandrosion, das in den Querbau hineinreicht und mit ihm nach Pausanias zusammenhängend (συνεχές) war. Ob übrigens die Scheidung von beyden in der Querhalle zusammenstoßenden Heiligthümern durch Gitter (κιγκλίδες), durch Vorhänge (παραπετάσματα) oder durch eine Mauer stattfand, läßt sich nicht ermitteln. Die Westmauer, welche die Spuren einer solchen enthalten mußte, ist an mehreren Stellen, an welchen dieselbe anschließen konnte, gerade in dem Gesimse so zerrüttet, daß man für nöthig gefunden hat, die Beschädigungen mit Backsteinen auszufüllen, um die Mauer selbst zu schützen. Möglich auch, daß am Schlusse des Heiligthums der Polias, an dieser Stelle durch eine Stiege der Aufgang nach der eben angedeuteten Nische ermöglichet war.

Von besonderer Merkwürdigkeit aber ist der Bau unter dem östlichen Theile der Nordhalle, welchen schon die Skizzen des Herrn Rhisos zu meiner ersten Abhandlung Taf. IV, Fig. 3, b, c, d, e zur Kenntniß gebracht hat. Zu ihm führt aus der nordwestlichen Ecke das Magaron und zwar in der Tiefe der Grundmauer und durch dieselbe eine schmale Thüre. Als Schwellen dienen ihr zwey hohe Quader der Grundmauer, welche auf dem zu ihrer Aufnahme abgeglätteten Burgfelsen stehen und offenbar alt sind. Sie erweitert sich noch in der Grundmauer zu einem oblongen Quadrat, groß genug zu einem Grabmale oder zur Aufnahme eines Sarkophages, und unsere Freunde trugen kein Bedenken, dahin das Grabmal des Erechtheus zu legen.

Aus dieser zum Grabmal sich erweiternden Thüre tritt man unter die Nordhalle, in eine Fortsetzung dieses unterirdischen Baues. Er zeigt dem Eintretenden unter den Füßen zwey Risse in dem Burgfelsen; ein dritter zieht sich in den Raum des Grabmales zurück, und wenn die Alten von Rissen reden, welche Poseidon mit dem Dreyzack in den Burgfelsen geschlagen habe, und die noch zu ihren Zeiten im Erechtheion gesehen wurden, so sind es wohl dieselben, welche der Felsen noch jetzt an dieser Stelle zeigt. Sie sind mit trockenem Humus angefüllt und die in dieselben hineingestoßenen eisernen Stangen erreichten ihren Grund nicht; es wurde darum beschlossen, eine Art von artesischem Schaufelbohrer verfertigen zu lassen, um mit Hilfe desselben sie ganz zu reinigen und ihre Tiefe womöglich zu ergründen. Neben den Spuren des Dreyzackes liegt ein Brunnen. Ist es der, welchen Pausanias in Verbindung mit ihm nennt? Man sollte es glauben; indeß jener reichte nach Meldung desselben bis auf den Grund des Meeres und ließ beym Südwind das Geräusch der Wogen vernehmen; der gegenwärtige aber rundet sich zum Schlusse ab, ehe er die tieferliegende Stelle des Burgfelsens erreicht, in dem die Risse des Dreyzackes sichtbar sind. Es wurde beschlossen, in dieser Richtung die Nordhalle bis gegen die Mitte aufzudecken, in der

Voraussetzung, daß dort der Brunnen des Pausanias noch zu finden wäre. Auf jeden Fall bleibt hier der Belang der Sage noch näher zu ermitteln, und es wäre nicht unmöglich, daß die Meldung vom Geräusch des Meeres sich nicht auf den Brunnen, sondern auf die Risse durch den Dreyzack bezögen. Die Macht des Gottes wäre dann dadurch gezeigt worden, daß er mit dem Dreyzack den Felsen bis zur Tiefe des Meeres hinab gespalten hätte.

Auf der dem Brunnen entgegengesetzten Seite führt dieser unterirdische Bau nach Osten aus dem Grunde der Nordhalle hervor. Er mündet jetzt in die oben erwähnte Cisterne, deren später, wohl erst türkischer, Ursprung außer Zweifel geachtet wurde. Sie ist mit Backsteinen aufgemauert und ohne irgend einer Spur ältern Herkommens. Ist nun der Ausgang aus dem Unterbau der Nordhalle ebensogut alt, wie der Eingang in denselben aus dem Erechtheum, so sieht man, weßhalb gerade vor seiner Mündung die Cisterne ausgegraben wurde.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Michael Faraday in London:

Experimental Researches in Electricity. On the employment of the induced Magneto-electric Current as a test and measure of Magnetic Forces. London. 4.

Experimental researches in Electricity. — On Lines of Magnetic Force; their definite character; and their distribution with in a magnet and through space. London 1852. 4.

On the physical character of the lines of magnetic force. London. 8.

Von Hrn. Bowerbank in London:

On the Siliceous Bodies of the Chalk and other formations, in reply to Mr. J. Toulmin Smith. Lond. 1847. 8.

Microscopical Observations on the Structure of the Bores of Pterodactylus Giganteus and other Fossil Animals. Lond. 1848. 8.

On the Pterodactylus of the Chalk Formation. Lond. 1851. 8.

On a Siliceous Zoophyte, Alcyonites Parasiticum. London 1849. 8.

Von der Smithsonian Institution in Philadelphia:

History condition and prospects of the Indian Tribes of the United States. By Henry R. Schoolcraft. L. L. D. Illustrated by S. Eastam. Part II. Philad. gr. 4.

Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. III. IV. Washington 1852. gr. 4.

Proceedings of the American association for the advancement of science. 3. 4. 5. Meeting. 1848. 49. 51. Philad. 8.

Patent office report. 1850. 51. Mechanical. Part I. Arts and manufactures. Part II. Agriculture. Washingt. 1851. 8.

Smithsonian report. On recent improvements in the chemical arts. By Professor James C. Booth and Campbell Morfit. Washingt. 1851. 8.

Special Session March 1851. Fifth annual report of the board of regents. Wash. 1851. 8.

A notice of the origin, progress and present condition of the Academy of natural sciences. By W. S. W. Ruschenberger. Phil. 1852. 8.

Army meteorological register for twelve years from 1831 to 1842 inclus. Wash. 1851. 8.

Williams travellers guide through the United States and Canada. Phil. 1851. 12.

History and statistics of the State of Maryland of the seventh census of the United States 1850. By Jos. Kennedy. Wash. 1852. gr. fol.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VIII. No. 31. Part 3. Aug. 1. 1852. London 1852. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.
Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen.

(Schluß.)

Diese war dann nur die Forsetzung der innnern Cisterne, in welche man das Grab des Erechtheus, den Raum der Felsenrisse und den ganzen Bau unter der Nordhalle verwandelt hatte. Daß dieses geschehen, zeigt außer den Spuren im Innern eine roh ausgemeisselte Rinne, welche man schräg durch die Nordhalle in den Marmorboden derselben gemeißelt und nach dem Grabe des Erechtheus geführt hat, wo ein roh durchgebrochenes Loch das Wasser in den unterirdischen Raum hinableitete. Uebrigens war auffallend, daß der größere Theil der Nordhalle, unter dem jener unterirdische Bau sich befindet, ohne Marmorquader schon damals gewesen seyn muß, wo das Gewölbe der westlichen Cisterne gebaut wurde. Denn der ganze, in Folge jenes Mangels nach oben offenstehende Bau war mit einer Wölbung überzogen, welche bezüglich der Werkstücke, der Werkführung und der Härte des Cements vollkommen derjenigen gleich war, welche den westlichen Querbau überdeckte. Hr. Pittakis äußerte die nicht unwahrscheinliche Meinung, daß schon im Alterthume der untere Bau nach oben geöffnet gewesen sey, und man den Besuchern des Tempels den Einblick in das Innere und den Anblick der Risse des Dreyzacks nicht habe entziehen wollen.

Es blieben demnach nur das Grabmal des Kekrops und die Kekropischen Mauern zu bestimmen, deren die Inschriften Erwähnung thun. Daß es bey dem Pandrosion lag, ist aus diesen klar *), und so bietet sich von selbst die Annahme, daß es eben in jenem Anbau an die Westseite des Pandrosion enthalten gewesen ist, dessen wir oben gedachten. Die Ausgrabung an dieser Stelle zeigte, daß der Bau sich bis zur Grundmauer und den Burgfelsen hinab erstreckt hatte. Ganz in der Tiefe lag unter andern da hinabgefallenen Steinen ein Block von schwarzem eleusinischen Marmor, wie er zu dem Fries der Tempelmauer war verwendet worden.

Ist hierhin das Kekropion zu stellen, so lag wohl die Thüre seines Einganges gegenüber der Pforte, die neben dem Prachtthor aus der Nordhalle hinter den Tempel hinausführt und darum als mit dem Kekropion in Verbindung gedacht werden kann. Darauf deutet auch der Umstand, daß der Weg dahin, der an die Westmauer des Querbaues anschließt, mit starken Marmorblöcken belegt war, von denen mehrere sich an ihrer Stelle erhalten haben.

Das ungefähr sind die bedeutendsten Thatsachen, welche die Untersuchung des Erechtheums theils neu zu Tage gefördert, theils bestätiget hat, und ihre vorläufige Anwendung auf Erklärung des Gebäudes. Ihre nähere Erörterung und weitere Begründung bleibt füglich der Epikrisis meiner Abhandlungen und der gegen sie erhobenen Einwen-

*) a. a. O. §. 6. ἐν τῇ προςάσει τῇ πρὸς τῷ Κεκροπίῳ. Vgl. §. 8.

bungen vorbehalten; und die Bearbeitung von dieser ist ihrerseits von der Ankunft der Protokolle der Athenäischen Kommission abhängig, der ich hier auch öffentlich und im Namen der archäologischen Studien meinen Dank für ihre unverdroßenen und einsichtsvollen Bemühungen ausdrücken möchte.

Obwohl, wie ich glaube, meine Abhandlungen in ihren wesentlichen Theilen auch durch die neuen Nachforschungen ihre Bestätigung gefunden haben, so erfahren sie doch im Einzelnen nicht wenige Berichtigungen, und mehrere untergeordnete Annahmen und Erklärungen sind aus falsch überlieferten Thatsachen falsch gegriffen. Auf diesen, wie ich gleich hier bemerken möchte, beruht auch der entschiedene Tadel, mit dem ich die Beschreibung des Erechtheums bey Pausanias, erstes Buch, 26. Kapitel, §. 6. ff. belegt habe. Ihre Theile liegen nicht, wie ich S. 147 behauptete, „ziemlich bunt durcheinander“, sondern sind, wie sich nun herausstellt, in guter Ordnung. Pausanias kommt von dem Parthenon zu dem Erechtheum, das er als die sogenannte Erechtheische Wohnung bezeichnet (καὶ οἴκημα Ἐρέχθειον καλούμενον). Der Weg aus dem Erechtheum führte zunächst nach der östlichen Halle und es bestrht kein hinreichender Grund ihn an derselben vorübergehen und mit der Nordhalle anfangen zu lassen, wie ich gethan hatte; nur wird der Altar des höchsten Zeus (βωμὸς Ὑπάτου) unter die Osthalle zu setzen und von dem zu unterscheiden seyn, der unter der nördlichen Vorhalle als Altar des Weihrauchverbrenners (βωμὸς Θυηχοῦ) aus den Inschriften bekannt ist. Den Hineingekommenen (ἐσελθοῦσι), sagt der Perieget, zeigen sich der Altar des Poseidon, auf denen auch dem Erechtheus geopfert wurde, des Butes und des Hephästos, und an den Wänden Gemälde aus dem Geschlechte der Butaden. Das und sonst nichts ist der hieratische und artistische Inhalt des Megaron, den er, von Osten eingetreten, angibt. Er fährt dann fort: „und (denn doppelt ist die Wohnung) auch Meereswasser ist darin in einem Brunnen“, mit der Bemerkung, daß man beym Wehen des Südwindes das Geräusch der Wellen höre. Ferner: „und die Gestalt des Dreyzacks ist in dem Felsen. Diese sollen dem Poseidon als Zeugniße erschienen seyn, bey dem Streit um den Besitz des Landes.“

Man sieht, daß man sich damit in dem an das Megaron anschließenden unterirdischen Bau befindet, auf diesen also ist das **Doppelte** der Wohnung zu beziehen. Das obere Gemach enthielt die drey Altäre sammt den Gemälden des Geschlechtes, das hier sein Vaterhaus verehrte; der unterirdische, danebenliegende und mit dem Megaron durch die Thür in der Grundmauer verbundene Bau aber, die Spuren des Dreyzacks, den Brunnen, und, was Pausanias nicht erwähnt, das Grab des Erechtheus.

Damit schließt sich, was er vom Erechtheum im engern Sinne zu sagen hat. Dann kommen §. 7. Bemerkungen über die Ehre der Burggöttin, über das alte Bild derselben, über die ewige Lampe, das Werk des Kallimachos, und gleich darauf sieht man, daß er sich in dem **Tempel** der **Polias** befindet, indem er das Holzbild des Hermes als in demselben vorhanden erwähnt (κεῖται δὲ ἐν τῷ ναῷ τῆς Πολιάδος Ἑρμῆς ξύλου), ohne daß er berichtet wo und wie er hineingekommen. Nachdem er noch drey andere Weihgeschenke desselben angeführt, kommt er auf den heiligen Oelbaum, und die Sage von seinem Neuaufsprossen nach dem persischen Brande, und knüpft daran die Bemerkung, daß mit dem Tempel der Athena der Tempel der Pandrosos zusammenhänge (Kap. 27. §. 3. τῷ ναῷ δὲ τῆς Ἀθηνᾶς Πανδρόσου ναὸς συνεχής ἐστι). Auch hier ist alles in Ordnung, wenn er den Tempel der Polias, den Oelbaum und das Pandrosion an einander reiht. Der folgende §. 4. zeigt ihn außer dem Tempel; denn er erwähnt die zwey **Arrhephoren**, welche nicht weit von dem Tempel des Polias wohnten (παρθένοι δύο τοῦ ναοῦ τῆς Πολιάδος οἰκοῦσιν οὐ πόῤῥω). Ebenso folgt §. 5. die Aufzählung einer größeren Anzahl von Weihgeschenken mit der Bemerkung, daß sie **neben** dem Tempel der Polias standen, (πρὸς τῷ ναῷ). Er befindet sich also in dem Raume westlich von dem Querbau, welchen die oben erwähnte, zum Theil noch erhaltene Mauer, als zum Tempelgebäude gehörig und zum Peribolus abgeschlossen, bezeichnet, und in dem wir das Kekropion zu setzen Veranlassung nahmen. Der Perieget hat demnach, seiner

schlichten Weise getreu, die vier oder vielmehr die fünf Theile des Ganzen nacheinander in der Ordnung beschrieben, wie er sie gesehen hatte.

Noch ist die Wiederherstellung des Gebäudes zurück, so viel sie möglich und zulässig geachtet wird. Sie hängt von den dafür verfügbaren Mitteln ab, und diese sind, da die öffentlichen bis jetzo ganz fehlen, zumeist von den Beyträgen wohlhabender und patriotischer Griechen, die im Auslande leben und deren so Viele Werke und Thaten öffentlichen Ruhmes in Athen aufzuweisen haben. Nicht wenige unter ihnen, wie Hr. Bar. Simon Sinas in Wien, Hr. Consul Janikesi u. Hr. Ambrosios Stephanu Rhallis in Triest, haben sich dabey mit bedeutenden Summen betheiligt. Die eingehenden Gelder sollen an die Bank nach Athen geschickt, und dort von ihrem vortrefflichen Gouverneur N. Stauros, der dem Vorhaben große Theilnahme zuwendet, verzinslich angelegt und für die Commission zur Verfügung gehalten werden. Die Sache steht also in guten Händen, und zu wünschen ist nur, daß bald Aehnliches für das Parthenon; für die Propyläen, für die Aufbewahrung und Ordnung der Werke der Sculptur und der Inschriften geschehe. Am dringendsten ist die Aufforderung an die Regierung selbst, da alles Uebrige dem Zufall unterworfen bleibt und unsicher ist; es ist hohe Zeit, daß es geschehe; doch davon ein andermal. — Mit den herzlichsten Grüßen Ihr treuergebener Fr. Th.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. Februar 1853.

Hr. Professor Dr. L. A. Buchner las:

Ueber die Bildung der spirigen (salicyligen) Säure in den Blüthen der Spiraea Ulmaria.

Wir wissen seit den schönen Versuchen Piria's über das Salicin, daß aus diesem Körper durch die oxydirende Einwirkung der Chromsäure oder eines Gemenges von chromsaurem Kali und Schwefelsäure spirige (salicylige) Säure, also ganz dieselbe ätherisch-ölige Säure gebildet werden kann, die man auch durch Destillation aus den Blüthen der Spiraea Ulmaria erhält. Allein es war uns bisher unbekannt, aus welchem Stoffe und auf welche Weise sich die spirige Säure in den Spiraea-Blüthen selbst entwickelt, welchen sie den ihnen eigenthümlichen starken Geruch und die medicinische Wirksamkeit verleiht.

Ich habe zur Aufklärung dieses Punktes schon vor drey Jahren einige Versuche angestellt, welche, so unvollkommen sie auch jetzt noch sind, doch einigen Aufschluß hierüber gewähren.

Die Blüthenknospen genannter Pflanze riechen, je nach ihrer Entwicklung, kaum oder gar nicht, und enthalten demnach entweder nur Spuren oder noch gar keine spirige Säure. Kostet man sie, so wird man unwillkührlich an Weidenrinde erinnert, indem ihr Geschmack ein balsamisch-zusammenziehender und zugleich bitterer ist. Werden sie mit Wasser der Destillation unterworfen, so läßt sich im Destillat gewöhnlich eine sehr geringe Menge spiriger Säure durch Eisenchlorid nachweisen; setzt man aber, wenn sich von dieser Säure nichts mehr zeigt, zum Destillationsrückstand etwas doppelt chromsaures Kali und Schwefelsäure und fährt man zu destilliren fort, so bekommt man ein Wasser, welches einen starken Geruch nach spiriger Säure besitzt und beym Zutröpfeln von Eisenchlorid eine sehr intensive violette Färbung annimmt.

Aus diesem Versuche geht also hervor, daß in den Blüthenknospen der Spiraea Ulmaria ein Stoff vorhanden seyn müsse, aus dem durch den oxydirenden Einfluß der Chromsäure die spirige Säure eben so wie aus dem Salicin gebildet werden kann, und man wird dadurch auf die Vermuthung geführt, daß dieser Stoff kein anderer als Salicin selbst sey, und daß demnach auch aus diesem durch einen während des Blühens stattfindenden Zersetzungs- und Oxydationsprozeß die spirige Säure entstehe.

Ich habe, um hierüber zu entscheiden, eine Partie im Frühjahre gesammelter und getrockneter Blüthenknospen von Spiraea Ulmaria mit heißem Wasser ausgezogen, und aus dem gelblichen und

angenehm riechenden Auszug durch essigsaures Bleyoxyd alles dadurch Fällbare ausgefällt. Der dadurch gebildete hellgelbe Niederschlag enthielt hauptsächlich eine vegetabilische Säure, die sich wie Citronensäure zu verhalten scheint, ferner eisenbläuenden, durch Leim fällbaren Gerbstoff, einen gelben Farbstoff, einen harzartigen Körper, endlich eine gummiartige Materie.

Die vom Bleyniederschlag abfiltrirte Flüssigkeit, aus welcher der Bleyüberschuß durch Schwefelwasserstoff entfernt worden, war ganz farblos, wurde aber während des Eindampfens bräunlich und hinterließ einen stark süß und zugleich bitter schmeckenden syrupartigen Rückstand, der vom Alkohol theilweise und unter Hinterlassung eines stark braun gefärbten und geschmacklosen, indessen nicht näher studirten Extraktivstoffes aufgelöst wurde. Die alkoholische Lösung, in welcher, wenn die Blüthenknospen Salicin enthielten, dieses vorhanden seyn mußte, ließ man verdampfen, wodurch wieder eine amorphe zähe stark und anhaltend bitter schmeckende Masse erhalten wurde, die sich beym Uebergießen mit concentrirter Schwefelsäure roth färbte, deren Auflösung sich beym Erwärmen mit Salzsäure unter Ausscheidung eines harzigen Körpers (Saliretin?) trübte und welche bey der Destillation mit doppelt chromsaurem Kali und verdünnter Schwefelsäure außer Ameisensäure auch ganz deutlich, im wässerigen Destillat sogar als ölartige Tröpfchen zu Boden sich setzende und durch Eisenchlorid tief violett werdende spirige Säure gab, welche Masse also die charakteristischen Reactionen des Salicins alle zeigte, aus der aber, ohne Zweifel wegen der vorherrschenden Menge amorphen Zuckers, selbst nach jahrelangem Stehen durchaus kein Salicin herauskrystallisiren wollte.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Januar 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der K. Societät in Upsala:

Acta regiae societatis scientiarum Upsaliensis. Ser. III. Vol. I. fasc. prior 1851. Ups. 1851. 4.

Von dem k. sächsischen Verein für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer in Dresden:

Mittheilungen. 6. Heft. Dresden 1852. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts in Brüssel:

Bulletins. Tom. XVIII. II. Part. 1851. Tom. XIX. I. u. II. Part. 1851. Brux. 1852. 8.

Mémoires. Tom. XXVI. Brux. 1851. 4.

Mémoires couronnés. Tom. XXIV. 1850 — 1851. Brux. 1852. 4.

Mémoires couronnés. Collection in 8. Tom. V. Première partie. Brux. 1852. 8.

Annuaire 1852. Dix-huitième année. Brux. 1852. 8.

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles; publiées par Quetelet. Tom. VIII. 2. Part. T. IX. Brux. 1852. 4.

Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles par Quetelet. 1852. 19. année. Brux. 1851. 8.

Von Hrn. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel:

Sur le climat de la Belgique. V. Partie. Brux. 1852. 4.

Von dem historischen Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Annalen. IV. Bd. 2. Heft. Wiesb. 1852. 8.

Denkmäler aus Nassau. I. Heft. Wiesb. 1852. gr. 4.

Mittheilungen. No. 4. Wiesb. 1852. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.
Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Bildung der spirigen (salicyligen) Säure in den Blüthen der Spiraea Ulmaria.

(Schluß.)

Der in diesem Rückstand enthaltene Bitterstoff ließ sich durch Aether nicht daraus ausziehen und vom Zucker trennen, theilt also mit dem Salicin die weitere Eigenschaft, in Aether unlöslich zu seyn; beym Behandeln der Masse mit einem Gemisch von gleichem Volumen Aether und Alkohol konnte zwar eine theilweise Trennung bewirkt werden, allein der beym Verdampfen dieser Lösung bleibende Rückstand war und blieb wieder amorph, und enthielt außer dem Bitterstoff ebenfalls wieder eine merkbare Menge unkrystallisirbaren Zuckers.

Da wir bisher außer dem Salicin und dem darin mit den Elementen des Zuckers gepaart vorhandenen Saligenin keinen anderen Stoff und insbesondere keinen Bitterstoff kennen, welcher bey der Einwirkung der Chromsäure spirige Säure gäbe, indem das diese Eigenschaft ebenfalls besitzende Populin nach Piria's neuester Untersuchung auch nichts anderes als mit den Elementen der Benzoësäure gepaartes Salicin ist, welches sich daraus sogar isoliren läßt, so darf wohl die Meinung ausgesprochen werden, daß in den Blüthenknospen der Spiraea Ulmaria Salicin enthalten sey, und daß aus diesem die spirige Säure, nämlich das riechende Princip der Blüthen bey deren weiteren Entwicklung entwickelt werde, wenn es auch jetzt noch nicht vollkommen gelungen ist, daraus das Salicin im reinen Zustande zu erhalten.

Ich gedenke, die hierüber begonnenen Versuche im nächsten Frühjahre fortzusetzen, namentlich werde ich bemüht seyn, zu versuchen, ob sich nicht aus den Blüthenknospen genannter Pflanze außer der spirigen Säure noch andere bekannte Zersetzungsprodukte des Salicins darstellen lassen, ob es z. B. nicht gelingt, aus dem Auszuge das in Aether lösliche und demnach viel leichter abzuscheidende krystallisirbare Saligenin durch Gährung zu erhalten, wodurch der Beweis von der Gegenwart des Salicins vollständiger geliefert wäre; ferner werde ich die Bedingungen zu erforschen bemüht seyn, unter welchen im Vegetationsakte die Bildung der spirigen Säure erfolgt, deren künstliche Erzeugung aus dem Salicin mittelst Chromsäure bekanntlich auf einer Zersetzung des Salicins in Zucker und in Saligenin und auf einer theilweisen Entwasserstoffung des letzteren beruht.

Nach dem Verblühen ist sowohl die spirige Säure als auch der Stoff, aus dem diese entsteht, größtentheils verschwunden; schon die völlig entwickelten Blüthen schmecken nur mehr sehr wenig bitter, und die schon in Samen übergegangenen Blüthen haben nur einen adstringirenden Geschmack, fast ohne alles Bittere. Destillirt man die letzteren mit Wasser, so erhält man ein Destillat, welches kaum nach spiriger Säure riecht und durch Eisenchlorid nur sehr schwach violett gefärbt wird; setzt man die De-

stillation nach Zusatz von chromsaurem Kali und Schwefelsäure fort, so werden Geruch und die Färbung durch Eisenchlorid nur um ein Weniges stärker.

Auch die Blätter der Spiraea Ulmaria enthalten neben viel Gerbstoff eine geringe Menge des Stoffes, aus dem sich durch chromsaures Kali und Schwefelsäure spirige Säure bilden läßt, wie ich mich bey einem Versuche mit dem wässerigen Aufgusse von vor drey Jahren getrockneten Blättern, der bey der Destillation für sich keine spirige Säure gab, überzeugt habe *).

Hr. Professor A. Wagner brachte zur Vorlage eine Notiz:

Ueber die Feldmäuse (Hypudaeus) der Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß der bayerischen Fauna.

Es steht nicht leicht zu erwarten, daß in dem flachen Lande Bayerns oder selbst in dessen Gebirgen von minderer Erhebung irgend eine Art von Säugthieren, die bisher noch nicht in der europäischen Fauna aufgeführt worden ist, entdeckt werden wird. In dieser Hinsicht wird man wohl zunächst auf das bayrische Hochgebirge, auf die langgedehnte Kette der Voralpen, welche Bayern von Vorarlberg, Tyrol und Salzburg trennen, hingewiesen werden. Theils sind diese Bergzüge in Bezug auf das Vorkommen der kleinen Säugthiere noch nicht gehörig durchforscht, theils steigen sie zu einer Höhe auf, daß die der Alpen-Fauna zuständigen Formen, welche eben ihrer lokalen Beschränkung wegen den übrigen Gebirgen Bayerns abgehen, dort zu erwarten sind. Darf man sich auch gerade nicht die Rechnung machen, in größerer Anzahl neue, bisher unbekannte Arten zu entdecken, so darf man doch hoffen, wenigstens diejenigen Arten von kleineren Säugthieren, welche man bereits als Alpenbewohner der Schweiz kennt, auch in unserem bayerischen Hochgebirge aufzufinden. Und schon diese Ausmittelung hat für den Zoologen ein hohes Interesse, um mit Sicherheit angeben zu können, in wie weit die Alpen-Fauna nach der ganzen Erstreckung ihres Bezirkes einen allgemeinen durchgreifenden Charakter hat oder in wie fern lokale Beziehungen darin einen Wechsel von Formen bedingen möchten.

Daß unser Hochgebirge mit der Schweiz die ausschließlich alpinen Säugthierformen: die Gemsen, Murmelthiere und Alpenhasen gemein hat, ist längst bekannt. Bey ihrer Größe und zum Theil als Gegenstand der Jagd konnten sie nicht übersehen werden, wenigstens nicht von den Jägern; doch muß ich anführen, daß Schrank in seiner Fauna Boica über das Vorkommen des Alpenhasen in Bayern nicht ganz gewiß war und ausdrücklich bemerkt, daß er selbst keinen gesehen habe. Ueber das Vorkommen der kleineren, in der Schweiz entdeckten Alpen-Säugthiere bey uns lag keine Erfahrung vor.

Es war mir zuerst vergönnt, eine solche in Bezug auf die Alpen-Spitzmaus (Sorex alpinus Schinz) beyzubringen. Von Nager in Ursern auf den Höhen des Gotthards entdeckt, konnte sie anfänglich für die Sammlungen nur von demselben bezogen werden, so daß ich mich selbst noch in meiner Bearbeitung der Spitzmäuse (in der Fortsetzung von Schreber's Säugthieren) bey der Beschreibung dieser Art mit dem Exemplare begnügen mußte, das mir der Entdecker derselben überschickt hatte. Bald hernach aber kamen mir aus unserem Hochgebirge selbst 2 Exemplare zu, welche von den Herren Dr.

---

*) Nach einer mir von Hrn. v. Liebig gemachten Mittheilung rührt der bekannte starke Geruch der auf Weiden und Pappeln lebenden Larven von Chrysomela Populi von spiriger Säure her, die offenbar während des Lebensprozesses dieser Thiere aus Salicin gebildet wird. Längs des Körpers besitzen diese Larven Wärzchen, aus welchen, wenn die Larven gedrückt werden, Oeltröpfchen austreten, welchen der Geruch nach spiriger Säure angehört. (S. auch Jahresbericht von Liebig und Kopp für 1850 S. 583).

Held, Vater und Sohn, das eine bey Berchtesgaden, das andere bey Partenkirchen, gefangen worden waren; ein drittes, bey Tegernsee gefundenes Exemplar, ein durch Ameisen präparirtes Skelet, überbrachte mir einer der Söhne unsers geehrten Mitgliedes, des Herrn Akademikers v. Steinheil. Dadurch war die Alpen-Spitzmaus auch als Bewohner des bayerischen Hochgebirges und zwar nach dessen ganzer Ausdehnung nachgewiesen, und ich machte auf dieses Vorkommen schon im Jahre 1846 aufmerksam *).

Nachdem einmal einer der kleinern Alpenbewohner der Schweiz bey uns aufgefunden war, ließ sich hoffen, daß auch die ihn dort begleitenden kleinen Nager aus der Gattung der Feldmäuse (Hypudaeus s. Arvicola) bey uns sich einstellen werden. Verschiedene Aufträge, die ich deßhalb gab, hatten indeß keinen Erfolg, eben so wenig ein Versuch, den ich im Herbste 1851 zur Bereisung unsers Hochgebirges machte, indem fortwährende Regengüsse in tropischer Fülle die Besteigung der Berge verhinderten. Glücklicher in dieser Beziehung war Hr. Dr. Held jun., indem es ihm in demselben Jahre im Gebirge gelang, sich einer Feldmaus zu bemächtigen, die sich gleich auf den ersten Blick als höchst verschieden von den gewöhnlichen Arten zu erkennen gab.

Ich habe bisher gezögert, eine Beschreibung derselben zu geben, weil ich mir gern zuvor mehrere Exemplare von ihr hätte verschaffen mögen, indem ein einziges, wenn auch in Weingeist wohlbehalten überbrachtes Individuum zu einer vollständigen Untersuchung nicht ausreicht. Da jedoch im vorigen Jahre die Beyschaffung von anderweitigen Exemplaren nicht ausgeführt werden konnte und erst im heurigen Herbste dieß mir möglich werden wird, so will ich doch einstweilen eine Charakteristik des neu aufgefundenen Bewohners unserer Alpen geben, um durch Verbreitung dieser Beschreibung die Aufmerksamkeit der Naturforscher und insbesondere der einheimischen Sammler und Jäger darauf zu lenken. Bevor ich jedoch an eine Vergleichung dieser Feldmaus mit den ihr verwandten Alpenformen der Schweiz gehe, ist es nöthig, zuvor über letztere selbst einige Erläuterungen beyzubringen.

Es war abermals der schon vorhin erwähnte Naturalienhändler Nager aus Ursern, der auf dem Gotthard die dem Alpengebiete ausschließlich zuständigen Arten von Feldmäusen entdeckte. Nach 4 Exemplaren, die er mir von dort zukommen ließ, stellte ich darnach eine neue Art auf, der ich den Namen Hypudaeus alpinus gab, und von der ich in meiner Fortsetzung von Schreber's Säugthieren **) die Beschreibung und Abbildung mittheilte. Fast zu gleicher Zeit publicirte aber Martins ***) dieselbe Art, welche er auf dem Faulhorn aufgefunden hatte, und bezeichnete sie als Arvicola nivalis. Von diesen beyden Namen konnte sich aber keiner den Beyfall von Schinz erwerben, und so kam er darauf, ihr den neuen Namen Hypudaeus nivicola beyzulegen, eine Bezeichnung, die jedoch sehr übel gewählt ist, da diese Maus zwar bis zur Gränze des ewigen Schnees hinaufgeht, keineswegs aber die Schneefelder bewohnt.

Obwohl ich 4 Exemplare und Martins 3 von dieser Art erlangt hatten, so fügte es doch der Zufall, daß uns beyden durchgängig nur junge, noch lange nicht erwachsene Individuen zugekommen waren. Es kann dieser Umstand nicht befremden, da diese Alpenmäuse wahrscheinlich gleich unserer gemeinen Feldmaus des Jahres mehrmals Junge und zwar jedesmal in ziemlicher Anzahl zur Welt bringen werden, so daß zu Anfang des Herbstes die noch nicht erwachsenen Individuen in großer Mehrzahl gegen die erwachsenen vorhanden sind, und dann vorzugsweise den Nachstellungen unterliegen. Ich habe später selbst ein größeres Exemplar als die früher von mir beschriebenen erlangt, indem dessen Körper nach der Rückenkrümmung 5″ 3‴ und

*) In meinen Beyträgen zur Kenntniß der bayerischen Fauna (Münchner Gel. Anz. XXII. S. 662).

**) Supplementband III. (1843) S. 576.

***) Annal. des sc. nat. Zool. 1843 (Vol. XIX.) p. 87.



der Schwanz 2″ 4‴ mißt; von einem noch grö-ßeren Individuum aber gibt Schinz die erstere Dimension zu 6″, die andere zu 2″ 6‴ an. Nach der Wasserratte (Hypudaeus amphibius) ist demnach der Hypudaeus alpinus die größte unter unsern einheimischen Arten. Berichtigend zu meiner frühern Beschreibung habe ich noch zu bemerken, daß die trübe Färbung des Schwanzes auf der Oberseite, wie sie meist bey den Jungen gefunden wird, mit dem Alter verschwindet, so daß dann der ganze Schwanz mit einfarbigen weißlichen Härchen ringsum besetzt ist.

Eine zweyte Art von Alpenmäusen, der Hypudaeus Nageri, wurde zwey Jahre später von Schinz*) bekannt gemacht, und zwar war es abermals Nager, der denselben auf dem Gotthard entdeckt hatte und der mir auch 2 Exemplare, alt und jung, zukommen ließ. Diese Art unterscheidet sich auffallend von der vorigen durch ihre geringere Größe, die lebhaft rothbraune Färbung des Rückens und den zweyfarbigen Schwanz, der auf der Oberseite schwarzbraun, auf der Unterseite abgeschnitten weißlich gefärbt ist. An unserem alten Exemplare mißt der Körper 4″ 6‴, der Schwanz 1″ 11‴; nach Schinz betragen diese beyden Dimensionen 4″ 9‴ und 2″ 1‴.

Noch führt Schinz eine dritte Art von Alpen-Feldmäusen, ebenfalls vom Gotthard an, die er Hypudaeus rufescente fuscus (!) benennt. Da diese jedoch wohl nur eine Farbenabänderung des H. arvalis, der bis zu denselben Höhen aufsteigt, seyn könnte, so braucht sie im Folgenden in keine weitere Erwähnung zu kommen.

(Schluß folgt.)

*) Synopsis mammal. II. p. 237.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Januar 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung).

Von dem Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden:

Jahrbücher. 8. Heft. 1. u. 2. Abth. Wiesb. 1852. 8.

Von Hrn. Professor Zantedeschi in Padua:

Giornale fisico-chimico italiano. Anno VII. Puntata quarta del 1852. Pad. 1852. 8.

Von Hrn. Prof. Tafel:

Komnenen und Normannen. Beyträge zur Erforschung ihrer Geschichte in verdeutschten und erläuterten Urkunden des 12. und 13. Jahrh. Ulm 1852. 8.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Paderborn:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. III. Bd. Neue Folge. Münster 1852. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 17. Jahrgang. Schwerin 1852. 8.

Quartalbericht XVII. 2. 3. XVIII. 1. Schwerin 1852. 8.

Von den Herren F. Dozy und Molkenboer:

Prodromus Florae batavae. Vol. I. u. II. Pars I. L. 1850. 51. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXV. No. 17. 18. 19. Oct. Nov. 1852. Par. 1852. 4.

Von der Royal medical and chirurgical Society in London:

Medico-chirurgical transactions. Vol. XXXV. London 1852. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Fortsetzung.)

Preußen und die deutsch-österreichische Zolleinigungsfrage. Berlin 1852.

L. Frhr. v. Ledebur. Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirkes Potsdam. Berlin 1852.

J. G. F. Cannabich, Statistisch geographische Beschreibung des Königreichs Preußen. Bd. 1 — 6. Breslau 1835.

Dr. J. Anders, Franz Xaver Gabelsberger und seine Verdienste um die Stenographie. Berlin 1851.

Dr. R. Wyß, Geschichte des Stadt- und Staatsgutes der alten Republik Bern seit dem 4. März 1798. Zürich 1851.

Dr. J. C. Durheim, Sammlung trigonometrischer oder barometrisch-bestimmter absoluter Höhen der Schweiz. Bern 1851.

Dr. J. Paquet, Die Geschichte des Luxemburger Landes. Luxemb. 1842.

M. L. Polain, Esquisses ou récits historiques sur l'ancien pays de Liège. 3. édition. Brux. 1842.

M. Nothomb, Rapport sur les octrois communaux de Belgique. T. 1. 2. Brux. 1845.

J. B. H. Champagnac, Guillaume Le Taciturne et sa dynastie. Par. 1852.

Ed. Texier, Lettres sur l'Angleterre. Par. 1851.

Sharon Turner, The history of the reign of Henry the VIII. 3. ed. Vol. 1. 2. Lond. 1828.

English Life, social and domestic, in the middle of the 19. Century. 2. Ed. Lond. 1851.

Society for the publications of ancient Welsh Manuscripts. Llandovery 1848.

M. Mignet, Histoire de Marie Stuart. Vol. 1. 2. Brux. 1851.

J. Disraeli, Commentaries on the life and reign of Charles the First, King of England. Par. 1851.

Ralph, The history of England during the reign of K. William, Q. Anne and K. George I. Vol. 1. 2. Lond. 1744 — 46.

W. Guthrie, A general history of England from the invasion of the Romans under Julius Caesar to the late revolution in 1688. Vol. 1 — 3. Lond. 1744 — 1751.

Ed. de Bonnechose, Les quatre conquêtes de l'Angleterre, son histoire et ses institutions sous les Romains etc. T. 1. 2. Par. 1852.

J. J. A. Worsaae, An account of the Danes and Norwegians in England, Scotland and Ireland. Lond. 1852.

V. A. Huber, Ueber die cooperativen Arbeiterassociationen in England. Berlin 1852.

History of England and France under the house of Lancaster. Lond. 1852.

J. Francis, A history of the English Railway 1820 — 1845. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Dr. J. R. Hübertz, Urkunden zur Geschichte der Insel Bornholm 1327 — 1621. Heft 1. 2. Copenhagen 1852.

— —, Aktotykker vedkommende Staden og Stiftet Aarhus 1404 — 1753. Vol. I — III. Copenhag. 1845 — 46.

L. v. Wissel, Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren 1848 — 1851 bes. in Beziehung auf Schleswig-Holstein. Hamburg 1851.

A. Steinhaus, Rußlands industrielle und commercielle Verhältnisse. Leipzig 1852.

L. de Tengoborski, Etudes sur des forces productives de la Russie. T. I. Par. 1851.

Al. Petzholdt, Beyträge zur Kenntniß des Inneren von Rußland zunächst in landwirthschaftlicher Hinsicht. Leipzig 1851.

M. A. Ubicini, Lettres sur la Turquie. P. 1. Par. 1851.

Rob. Mac Micking, Recollections of Manilla and the Philippines during 1848 — 1850. Lond. 1851.

K. Gützlaff, Leben des Kaisers Taokuang. Aus dem Engl. von J. Seybt. Leipzig 1852.

Fr. de Castelnau, Renseignemens sur l'Afrique centrale. Par. 1851.

M. Brosset, Additions et éclaircissements à l'histoire de Géorgie depuis l'antiquité jusqu'en 1469 de J. C. Pétersb. 1851.

H. Wheeler, Historical sketches of North-Carolina from 1584 to 1851. Vol. 1. 2. Philad. 1851.

L. v. Baumbach, Briefe aus den vereinigten Staaten von Nordamerika. Cassel 1851.

Jer. de Usera y Alcaron, Memoria de la isla de Fernando Poo . . . al fin un pequeño diccionario del idioma Bubi. Madr. 1848.

V. Schoelcher, Colonies étrangères et Haïti. Résultats de l'émancipation anglaise. Vol. 1. 2. Par. 1843.

H. T. Prinsep, Tibet, Tartary and Mongolia, their social and political condition. Lond. 1851.

Fel. de Azara, Descripcion e historia del Paraguay y del rio de la Plata. T. 1. 2. Madr. 1847.

C. Unwandter, Meine Uebersiedlung nach der Provinz Valdivia in Chile. Rudolstadt 1851.

F. C. F. Koch, Die Mineralgegenden der vereinigten Staaten Nordamerikas am Lake Superior, Michigan. Göttingen 1851.

Ach. Ed. Halphen, Recueil des lois, decrets . . . concernant les Israélites depuis la révolution de 1789. Par. 1851.

W. Ayerst, The jews of the nineteenth century. Lond. 1848.

Jos. Amador de los Rios, Estudios historicos politicos y literarios sobre los Judéos de España. Madrid 1848.

A. de Castro, Historia de los Iudios en España. Cadiz 1847.

Fr. Nenci, Della vita e delle opere. Siena 1850.

J. M. Thiele, Thorwaldsen's Leben. Deutsch von H. Helms. Bd. 1. Leipzig 1852.

L. Tosti, Storia di Abelardo e dei suoi tempi. Napoli 1851.

E. Prout, Memoirs of the life of John Williams. New-York 1843.

F. G. Hand nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Dr. G. Queck. Jena 1852.

B. Disraeli, Lord George Bentinck: a political biography. Lond. 1852.

J. Kavanagh, Woman in France during the eighteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

E. Kündig, Erinnerungen an J. Fr. Miville, Dr. und Prof. der Theologie in Basel. Basel 1851.

G. T. Fox, A memoir of Henry Watson Fox. Lond. 1850.

J. Cattle, Reminiscences of S. T. Coleridge and R. Southey. Lond. 1848.

J. de Lama, Vita del cavaliere Giambattista Bodoni, tipografo italiano. T. I. II. Parma 1816.

C. Janellius, De vita et scriptis Auli Jani Parrhasii Consentini. Neapoli 1844.

F. Fischer, Johannes Heynlin genannt a Lapide. Basel 1851.

Cyr. R. Edmonds, John Milton, a biography. Lond. 1851.

A. Csengeery, Ungarns Redner und Staatsmänner. Bd. 1. 2. Wien 1852.

Dr. L. S. Renauldin, Etudes historiques et critiques sur les médecins numismatistes. Par. 1850.

C. Reta, Vita di Colombo. Torino 1846.

A. Rastoul de Mongeot, Petrarque et son siècle. T. 1. 2. Brux. 1846.

J. Wetter, Conrad Henlif oder Henckis, der Geschäftsgenosse Peter Schöffer's. Mainz 1851.

A. de la Rive, A. P. De Candolle, sa vie et ses travaux. Par. 1851.

C. L. Klose, Leben Karl August's Fürsten von Hardenberg. Halle 1851.

Louis de Geer. Notice historique (1587—1652). Bruxelles 1847.

Biographie des hommes remarquables de la Flandre occidentale. T. 1 — 4. Bruges 1843 — 49.

Giov. Veludo, Dell' ingegno e degli scritti di Luigi Carrer. Venezia 1851.

Lor. Strozzi, Vita di Fil. Strozzi. Firenze 1851.

Dr. C. F. Meyer, Historische Studien. Th. 1. Studien über deutsche Geschichte u. Kunst. Mitau 1851.

Mathematica.

Dr. L. Oettinger, Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Berlin 1852.

Dr. E. Külp, Die algebraische Analysis. Darmstadt 1851.

E. Torricellius, De Sphaera et solidis sphaeralibus libri duo. Florent. 1644.

H. Scheffler, Der Situationskalkul. Braunschweig 1851.

H. Helmholtz, Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge. Berlin 1851.

Dr. E. Romershausen, Das Spiegel-Niveau. Marb. 1851.

C. Hartmann, Handbuch über den Bau .. der Dampfmaschinen. Th. 1. 2. Mit Atlas. Weimar 1852.

Dr. Fr. v. Feilitzsch, Optische Untersuchungen. Greifswald 1852.

C. F. Schlegel, Lehrbuch der bürgerlichen und ländlichen Baukunst. Lief. 1 — 8. Gera 1851.

J. Caveda, Ensayo histórico de los diversos géneros de arquitectura empleados en España des de la dominacion romana hasta nuestros dias. Madr. 1849.

L. Pacinotti, Esperienze e principj d'idraulica. Pisa 1851.

Th. Tate, Die Festigkeit eiserner Balken und Träger. A. d. Engl. von Weber. Dresden 1851.

Dr. F. Brünnow, Lehrbuch der sphärischen Astronomie. Berlin 1851.

J. F. Encke, Ueber eine neue Methode der Berechnung der Planetenstörungen. Berlin 1851.

B. A. Gould, Report on the history of the discovery of Neptune. Washingt. 1850.

F. Eichstrom, Der Lauf des Planeten und des Mondes im J. 1852. Stuttg. 1852.

Physica.

Tr. Bromme, Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos. Lief. 1 — 3. Stuttg. 1852.

A. v. Plehwe, Entwurf über die Bildung der Erde. Berlin 1851.

Dr. Ad. Kune's, Uebersicht der meteorologischen Beobachtungen im J. 1847 — 1850. Wien 1851.

F. L. D. Berg, Kohlensäure statt Wasserdampf als bewegende Kraft. Frankf. 1852.

Der Prophet. Das große älteste egyptische Traumbuch vom Jahre 1204. Wien 1851.

Dr. H. Hirzel, Ueber die Einwirkung des Quecksilber-Oxydes auf das Ammoniak u. s. w. Leipzig 1852.

Dr. J. C. Schneider, Die gerichtliche Chemie für Gerichtsärzte und Juristen. Wien 1852.

C. G. Ehrenberg, Ueber die Formbeständigkeit und den Entwicklungskreis der organischen Formen. Berlin 1852.

J. Ed. Gray, Illustrations of Indian Zoology. Vol. 1. 2. Lond. 1830 — 34.

P. Strobel, Studi su la Malacologia Ungherese. Pavia 1850.

— —, Delle conchiglie terrestri dei dintorni d'Innsbruck. Milano 1844.

Dr. W. Rapp, Anatomische Untersuchungen über die Edentaten. 2. verb. Aufl. Tübingen 1852.

W. Youatt, The horse. Lond. 1851.

Dr. R. Leuckart, Ueber den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinungen der Arbeitstheilung in der Natur. Gießen 1851.

S. Fischer, Abhandlung über das Genus Cipris. Petersb. 1851.

— —, Ergänzungen hiezu. Petersb. 1850.

Dr. J. A. Herklots, Bouwstoffen voor eene fauna van Nederland. Deel. I. St. 1. Leid. 1851.

Fr. Junghun, Nova genera et species plantarum florae Javanicae. Leiden 1840.

M. Colmeiro, Apuntes para la flora de las dos Castillas. Madrid 1849.

Fr. Wimmer et H. Grabowski, Flora Silesiae. P. I. II. Vol. 1. 2. Vratislav. 1827 — 29.

Rob. Sweet, Garaniaceae. Vol. I — V. Lond. 1820 — 1822.

A. Neilreich, Nachträge zur Flora von Wien. Wien 1851.

F. A. W. Miquel, Sertum exoticum. Livr. 1. Rotterd. 1843.

A. H. Hassall, A history of the British fresh Water Algae. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Flore d'Algérie. Planches 1 — 90. (Phanerog. et Cryptogames). Par. 1846 — 1850.

G. Don, A general system of Garden and Botany. Vol. 1 — 4. Lond. 1831 — 38.

J. G. Agardh, In systemata Algarum hodierna adversaria. Lundae 1844.

B. Seemann, Die in Europa eingeführten Acacien. Hannover 1852.

H. R. Göppert, Die Gattungen der fossilen Pflanzen. Lief. 1 — 4. Bonn 1841 — 42.

S. Kutorga, Geognostische Beobachtungen im südlichen Finnland. Leipzig 1851.

Fred. Dixon, The Geology and Fossils of the tertiary and cretaceous formations of Sussex. Lond. 1850.

Fr. Voltz, Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Großherzogthums Hessen. Mainz 1851.

Orbigny et Gente, Géologie appliquée aux arts et à l'agriculture. Par. 1851.

B. Studer, Geologie der Schweiz. Bd. 1. Zürich 1851.

M. Landrin, Dictionnaire de Minéralogie, de Géologie et de métallurgie. Par. 1852.

J. Lindley and Will. Hutton, The fossil flora of Great Britain. Vol. 1 — 3. Lond. 1831 — 37.

Dr. W. Scharenberg, Ueber Graptolithen. Breslau 1851.

C. Schindler, Die Landwirthschaft in Schottland in ihren neuesten Fortschritten. Wien 1852.

J. C. F. Schultze, Die Forstbenutzung im Geiste der Zeit. Kassel 1852.

E. Stöckhardt, Die Drainage. Leipzig 1852.

G. A. Rohland, Praktische Erfahrungen u. s. w. über den Weinstock. Leipzig 1852.

Dr. Fr. de Laiglesia y Darrac, Memoria sobre la cria caballar de Espanna. Madr. 1831.

Gropp, Erfahrungen über unterirdische Wasserabzüge u. s. w. Zerbst 1851.

Gumprecht, Gesammelte Bemerkungen über Trockenlegung der Felder durch unterirdische Wasserabzüge. Berlin 1852.

J. B. Massaloup, Katechismus der Forstbotanik. Leipzig 1852.

C. Silenius, Die neuesten Bienenwohnungen. Freiburg 1851.

D. Rüger, Die neue chemisch-praktische Milch-Butter- und Viehwirthschaft. Th. 1. Löbau 1851.

Neumann, Notices sur l'art de faire les boutures. Par. 1844.

— —, Art de construire et de gouverner les serres. Par. 1844.

Maison rustique du XIX. siècle . . . terminé par les tables méthodique et alphabétique . . . sous la direction de M. M. Bailly, Bixio et Malpeyre. T. I — V. Par. 1849.

R. Graßmann, Die landwirthschaftliche Statik. Stettin 1851.

C. de Gasparin, Cours d'agriculture. 3. édit. T. I — V. Par. 1847 — 49.

J. G. Elsner, Der rationelle Landwirth. Prag 1852.

A. Fr. v. Berg, Ueber den landwirthschaftlichen Betrieb im Herzogthum Holstein und die Pachtverhältnisse. Eutin 1852.

Dr. C. Segnitz, Das Buch der Forschritte auf dem gesammten Gebiete der Landwirthschaft während der letzten 10 Jahre. Lief. 1. Berlin 1852.

C. Ritter, Ueber die geographische Verbreitung der Baumwolle und ihr Verhältniß zur Industrie der Völker alter und neuer Zeit. I. Abschnitt. Antiquarischer Theil. Berlin 1852.

A. Rudolph, Die edlen Metalle und Schmucksteine. Breslau 1851.

M. Blanqui, Lettres sur l'exposition universelle de Londres. Par. 1851.

M. Ortiz de Zuñniga, Legislacion de minas. Granada 1843.

O. Frhr. v. Hingenau, Handbuch der Bergrechtskunde. Lief. 1. Wien 1852.

Ch. Combes, Handbuch der Bergbaukunst. Deutsch von Dr. C. Hartmann. Bd. 1. 2. Mit Atlas. Weimar 1852.

F. B. Meyer von Schauensee, Denkschrift über das neue eidgenössische Zollgesetz. Schaffhausen 1851.

O. Hübner, Die Zolltarife aller Länder. Lief. 1. Leipzig 1852.

E. Fischer, Der Schutzzoll und der Ackerbau. Leipzig 1852.

J. A. Ditscheiner, Das allg. deutsche und neue österreich. Wechselrecht. Wien 1851.

Code de commerce de l'empire Ottoman. Constant. 1850.

Anthropologia.

Dr. H. Görwitz, Idiosomnambulismus. Leipz. 1851.

L. Ferrarese, Memorie risguardanti la dottrina frenologica. Napoli 1838.

C. G. Carus, Physis. Zur Geschichte des leiblichen Lebens. Stuttg. 1851.

J. K. Lavater, Physiognomik, herausg. von J. K. Orelli. Zürich 1851.

Dr. J. Ennemoser, Historisch-physiologische Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seele. 2. Aufl. Stuttg. 1851.

J. J. G. Wilkinson, The human body and its connexion with Man. Lond. 1851.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Feldmäuse (Hypudaeus) der Alpen. Ein Beytrag zur Kenntniß der bayerischen Fauna.

(Schluß.)

Nach diesen Vorbemerkungen kann ich jetzt zur Schilderung der von Herrn Dr. Held mir überbrachten Feldmaus übergehen. Gefunden wurde sie von ihm in der Gegend von Obersdorf unweit Sonthofen im Allgäu, wo diese Thiere überall auf den Bergen und in den Hochthälern, besonders häufig im Oythal vorkommen und sich unter Steinblöcken und in Klüften aufhalten. Ihre Anwesenheit verräth sich dort durch die häufig auf dem kahlen Boden der Höhlen oder auf und unter den Felsen herumliegenden Excremente. Erdlöcher, wie sie der Hypudaeus arvalis gräbt, sah Hr. Dr. Held nirgends, so daß es scheint, daß sie ihre Nester unter den Steinen anlegen.

Die Größe der mir überbrachten Maus kommt beynahe der des H. Nageri gleich, denn im frischen Zustand gemessen beträgt die Länge des Körpers (nach der Rückenkrümmung) 4'' 5'''; der Schwanz aber ist viel länger als bey jenem, denn er mißt mit dem Endpinsel 2'' 6'''. Der Pelz ist sehr reichlich und verdeckt (wenigstens am ausgestopften Exemplare) die Ohren. Seine Färbung ist auf der Oberseite trüb falbbraun und schwarz gesprenkelt, an den Seiten etwas lichter als oben; die ganze Unterseite ist weißlich, was ziemlich scharf von der Farbe der Oberseite abschneidet. Alle Haare sind im größeren Theile ihrer Länge dunkel schieferschwarz und nur an den Spitzen andersfarbig. Auf der Oberseite sind nämlich die Haarspitzen trüb falbbräunlich, aber es sind ihnen so viele und weit längere, ganz schwarze Borstenhaare eingemengt, daß eben dadurch eine schwarze Sprenkelung entsteht. Auf der Unterseite sind die Spitzen der Haare rein weiß.

Die Schnurrborsten sind sehr lang, meist weiß, einige der hintern schwarz. Die Füsse sind mit feinen, gelblich weißen Härchen besetzt; die Nägel sind weißlich. Der Schwanz ist einfarbig und schmutzig weißlich behaart; nur am Ende des Pinsels sind die obern Haare größtentheils schwärzlich.

Am Schädel und Gebiß findet sich zwischen dieser Feldmaus und dem H. alpinus und H. Nageri kein wesentlicher Unterschied.

Nach Vorlage dieser Beschreibung wird es nunmehr nicht schwer fallen, standhafte Merkmale zur Unterscheidung unserer Feldmaus von allen andern Arten der Gattung Hypudaeus auszumitteln. Von Hypudaeus arvalis, agrestis und ratticeps unterscheidet sie sich schon durch den längern Schwanz; von H. Nageri durch die Einfarbigkeit des letztern und eine ganz andere Färbung der Oberseite. Vom H. alpinus differirt sie durch weit geringere Größe bey verhältnißmäßig etwas längerem Schwanze; zugleich ist der Farbenton und die Behaarung der Oberseite verschieden. Bey H. alpinus ist die Fär-

bung der Oberseite durch einen graulichen Anflug, der zumal auf dem Rücken der Jungen meist sehr entschieden hervortritt, stark getrübt, und obwohl ihr ebenfalls schwarze Haare eingemengt sind, so sind diese doch wegen ihrer Feinheit und Kürze nicht mit den viel längeren und weit starreren Borstenhaaren zu vergleichen, durch welche der Pelz unserer Feldmaus ein viel rauheres Ansehen als bey den beyden andern Arten der Alpen-Feldmäuse erlangt. In dieser Beziehung findet zwischen ihr und den letztgenannten fast ein Verhältniß wie zwischen Mus decumanus und Mus Rattus statt, von denen die erstere schon durch die langen Borstenhaare sich von der letzteren unterscheidet; mit ersterer, noch mehr aber mit Mus sylvaticus, stimmt sie auch ziemlich in der Färbung der Oberseite überein.

Es fragt sich zuletzt nur noch, ob wir an dieser Feldmaus ein erwachsenes Exemplar vor uns haben oder nicht. Ich glaube für das Erstere mich entscheiden zu dürfen, und zwar aus einem zweyfachen Grunde: einmal weil der starke Besatz von langen Borstenhaaren dafür spricht und dann, weil der Schädel, den ich aus dem Felle genommen, nicht von dünnschaliger Beschaffenheit ist, wie es bey jungen Thieren vorkommt, sondern von einer festen soliden Masse nach der Weise alter Thiere. Daher halte ich mich für berechtigt, das vorliegende Individuum für ganz oder doch nahezu erwachsen zu erklären, wobey ich übrigens nicht läugnen will, daß diese Vermuthung durch weitere Erfahrungen erst ihre evidente Begründung erlangen kann.

So viel scheint mir aber schon jetzt als fast erwiesen anzunehmen, daß durch das im Vorstehenden beschriebene Exemplar eine von allen andern Arten der Gattung Hypudaeus verschiedene Art repräsentirt ist. Ich lege ihr den Namen **Hypudaeus petrophilus** bey.

Bereits habe ich Vorsorge getroffen, daß im Laufe des kommenden Sommers und Herbstes die Jagd auf diese neue Feldmaus in erfolgreicher Weise betrieben werden wird und dann hoffe ich auch, daß es uns gelingen soll, die beyden andern, bisher nur aus der Schweiz bekannten Alpen-Feldmäuse ebenfalls in unserem bayerischen Hochgebirge aufzuspüren.

Nachschrift. Eben als Vorstehendes dem Drucke übergeben werden soll, kommt mir das 6. Heft der Revue et Magasin de Zoologie Jahrg. 1852 zu, in welchem 3. Gerbe unter den die französischen Voralpen bewohnenden Feldmäusen auch eine neue Art, Arvicola leucurus, aufführt, welche mit unserem Hypudaeus petrophilus in noch näherer Verwandtschaft steht als dieß bezüglich des H. alpinus der Fall ist, gleichwohl aber doch noch durch die Färbung der Oberseite des Körpers sich von ihm erheblich unterscheidet. Dieser Arvicola leucurus hat dieselbe Größe und Schwanzlänge wie unser H. petrophilus, auch sind Schwanz, Unterseite und Füsse ebenfalls weiß gefärbt. Dagegen ist bey jenem die Oberseite des Kopfs und Halses, der Rücken und das Kreuz licht aschgrau, bisweilen rein, meist aber hell gelblich überlaufen, wobey außerdem noch braune Haare eingemengt sind; diese Farbe geht allmählich in die der Unterseite über. Ganz verschieden hievon ist die Färbung unsers H. petrophilus durch ihren gesättigten, falb und schwarz gesprenkelten Ton, ohne alle Beymischung von Grau; eine Färbung, die der der Waldmaus (Mus sylvaticus) sehr nahe kommt; dabey schneidet, wie bey letzterer, die Farbe der Oberseite scharf von der der Unterseite ab. Hypudaeus petrophilus und Arvicola leucurus sind demnach wohl verwandte, gleichwohl aber bestimmt verschiedene Arten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. Januar 1853 hielt Hr. K. A. Muffat, außerordentliches Mitglied der Classe, Vortrag:

Ueber die Lehen, welche das Haus Wittelsbach vom Erzstifte Mainz in Thüringen besaß.

In Thüringen, besonders in jenem fruchtbaren Grunde an der Helme, die goldene Aue genannt, dann weiter südlich herab an der Gera und Unstrut besaß das durchlauchtigste Haus Wittelsbach von dem Erzstifte Mainz verschiedene Lehen, über welche in einigen Urkunden zwar spärliche, aber sichere Nachrichten auf uns gekommen sind.

Diese Thatsache ist von den bayerischen Schriftstellern bisher unbeachtet geblieben, obgleich die urkundlichen Beweise hierüber schon weit über zweyhundert Jahre durch den Druck veröffentlicht sind [1]).

Der Mangel an gehöriger Berücksichtigung eines solchen für die Familiengeschichte unseres Fürstenhauses gewiß nicht ganz unerheblichen Umstandes mag in der Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit der bis jetzt hierüber bekannt gewordenen Nachrichten seine Ursache haben.

Wenn ich gleich nicht im Stande bin, durch neue, bisher unbekannt gebliebene Dokumente die Lücken auszufüllen, erachte ich es doch für nicht ganz zwecklos, wenigstens das bis jetzt vorliegende Material zu sammeln, um durch das hieraus gewonnene Resultat eine Veranlassung zu weiteren Nachforschungen zu geben.

Die erste Nachricht von diesen Lehen erfahren wir aus einer Urkunde des Jahres 1169 [2]).

Derselben zufolge gehörten zu dem Lehen, welches Pfalzgraf Otto von Wittelsbach von dem Erzstifte Mainz besaß, fünf Mansen, nebst einigen Mancipien in dem Dorfe Eischleben (Pfarrdorf an der Gera im heutigen sachsen-koburgischen Amte Ichtershausen), welche jährlich 2½ Talent Reichniß gaben.

Diese Mansen waren von dem Pfalzgrafen an die Söhne des Grafen Friedrich von Beichlingen, Namens Reinbodo und Friedrich weiter verliehen, welche ihrerseits dieselben wieder an Heinrich von

1) In Henr. Eckstormii Chronicon Walkenredense sive Catalogus abbatum etc. Helmstadii 1617. 4. — Aus J. G. Leuckfeld Antiquitates Walckenriedenses oder . . . Beschreibung der . . . Reichs-Abtey Walkenried. Leipzig und Nordhausen 1705. in 4. theilte C. L. Tollner in s. Additiones ad historiam Palatinam. Heidelbergae 1709. fol. p. 100 zwar die unten anzuführende Urkunde des Erzbischofes Siegfried von Mainz mit, ohne jedoch von derselben im Texte Gebrauch zu machen.

2) Mitgetheilt von Ludwig Aug. Schultes in dessen Directorium diplomaticum . . . über die Geschichte Obersachsens Bd. II. Rudolstadt 1825. 4. p. 204. Der Erzbischof Christian von Mainz macht nämlich bekannt qualiter nobiles viri Marquardus de Gruombach Uchtrichishusensis ecclesie advocatus et Henricus de Heldrungen vigilantiam nostram studiose rogaverint, quatenus quoddam concambium inter se dispositum assensu et autoritate nostra confirmare vellemus. *Palatinus* siquidem *comes de Withelinesbach in beneficio habebat a Moguntina ecclesia* et a nobis *quinque mansos sitos in villa Eisleben* . . . . quibus ipse consanguineos nostros, filios videlicet avunculi nostri comitis Friderici de Bichelingen, Reinbodonem et Fridericum sed et ipsi iam dictum Henricum de Heldrungen ipse autem quendam militem Arnoldum de Weberstete inbeneficiaverat. Habebat quoque Uchtrichishusensis ecclesia quinque mansos in *Vanra maiori* sitos . . quos supradictus Marquardus . . et praepositus Ludegerus pro iam dictis quinque mansis in concambium Moguntine ecclesie dare disposuerant . . . Acta sunt hec MCLXVIIII Ind. II. Erfordie XV Kal. Januarii.

Heldrungen, dieser aber an Arnold von Webersstet als Afterlehen gegeben hatte.

Diese fünf Mansen wünschten Lüdger, Probst des Klosters Ichtershausen, und dessen Vogt Marquard von Grumbach für ihre Kirche zu erwerben, gegen Darantauschung von eben so vielen und dasselbe Erträgniß gewährenden Mansen in Groß-Fahner (sachsen-koburgisches Dorf, bey Tonna gelegen).

Der Erzbischof Christian von Mainz gewährte im Einverständnisse mit seinen Prälaten und Ministerialen das deßhalb an ihn gebrachte Gesuch, und veranlaßte, daß sämmtliche Lehensträger die erforderliche Resignirung, letztlich der Pfalzgraf diese in seine Hände leistete.

Nach erfolgtem Verzichte übergab der Erzbischof die fünf Mansen, mit Ausnahme der Mancipien, in die Hände Marquards von Grumbach und des Probstes zu Eigenthum der Kirche von Ichtershausen, welche hinwider die fünf Mansen in Groß-Fahner dem Erzbischofe übereigneten.

So wie das Geschäft des Austausches vollzogen war, belehnte der Erzbischof den Pfalzgrafen nunmehr mit den fünf Mansen zu Groß-Fahner, worauf sogleich und in Gegenwart des Erzbischofs die Weiterbelehnung an die bisherigen Lehenträger vorgenommen wurde.

Diese feyerliche Verhandlung fand zu Erfurt am 18. December 1169 in zahlreicher Versammlung der Prälaten und Grafen der Umgegend, dann der erzbischöflichen Dienstmannen statt.

Nach diesem ersten Bekanntwerden der Mainzer Lehen des Hauses Wittelsbach tritt eine Lücke von vierzig Jahren ein, bis wir wieder eine Kunde von denselben erhalten, und auch diese verdanken wir nur dem Umstande, daß der Lehensträger einen Theil seiner Lehen zu veräußern suchte, wozu er die Genehmigung seines Lehensherren einholen mußte.

Dießmal ist es Graf Burchard von Mannsfeld, welcher als Afterlehensträger des Hauses Wittelsbach erscheint [3]).

Zu seinem Lehen gehörten acht sogenannte Holländer-Mansen in dem Riede bey dem Schlosse Rothenburg in der goldenen Aue gelegen.

(Schluß folgt.)

3) Vermöge einer Urkunde des Erzbischofes Siegfried von Mainz, abgedruckt bey Eckstorm l. c. p. 72 — Leuckfeld Antiquitates Walkenriedenses Leipzig u. Nordhausen 1705. 4. p. 402. — Tolner additamenta ad histor. Palat. Heidelberg 1709. pag. 100. — Lünig Spicileg. eccl. T. III. pag. 847. — Im deutschen Auszuge bey Schultes Directorium II. pag. 451. — Erzbischof Siegfried beurkundet darin, qualiter Burchardus comes de Mansfeld octo mansos, qui Hollandenses mansi iuxta vulgarem consuetudinem appellantur, in arundineto prope Rotenburg jacentes, quos ab eo Burchardus de Honstein et Henricus de Libenrode milites, nomine ecclesiae in Walkenried tenuerunt, nobili principi *Ludovico Duci Bavariae a quo ipsos habebat in feudo*, resignavit, hac postulatione accedente, quod dux idem mansos ipsos, quos ab ecclesia nostra tenebat, in manus nostras resignaret, ut eos memoratae ecclesiae in Walkenried peteret a nobis conferri. Praefatus itaque Dux inclyto domino nostro Otthone Romanorum Rege presente, prout ipsius regis assertio testabitur, per manus nobilis viri Gebehardi Magdeburgensis Burggravii praetaxatos mansos nobis resignandos transmisit, affectuose postulans et intente, ut eosdem ecclesiae saepe dictae libere ac liberaliter concedere dignaremur. Nos igitur piam et laudabilem petitionem ipsius benigne prosequentes, affectu et voto serenissimi domini Regis grato concurrentes assensu mansos ipsos tutelae ac protectioni ipsius regis assignavimus, cum quo Henricus abbas simul de manu nostra nomine ecclesiae suae recepit . . .“

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

Dr. E. Harleß, Populäre Vorlesungen aus dem Gebiet der Physiologie und Psychologie. Braunschweig 1851.

Dr. J. Ed. Erdmann, Psychologische Briefe. Leipzig 1852.

A. Wuttke, Abhandlung über die Cosmogonie der heidnischen Völker vor der Zeit Jesu und der Apostel. Haag 1850.

C. H. Visby, Om Maadeholdenhed og dens Indflydelse paa Menneskets legemlige og aandelige Tilstand. Kjobenh. 1846.

R. G. Latham, The natural history of the varieties of man. Lond. 1851.

Dr. A. L. Neumann, Die Heilgymnastik. Berl. 1852.

Philosophia.

Fr. Hemsterhuis, Oeuvres philosophiques. Nouv. édit. augmentée . . . par Dr. L. S. P. Meyboom. T. 1. 2. 3. Leuwarde 1851.

A. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Bd. 1. 2. Berlin 1851.

M. P. L. Lezaud, Resumés philosophiques. Paris 1851.

V. Gioberti, Introduzione allo studio della filosofia. T. 1. 2. Milano 1850.

Dr. C. W. Opzoomer, Die Methode der Wissenschaft. Aus dem Holländ. übersetzt von G. Schwindt Utrecht 1852.

Dr. J. F. J. Tafel, Die Hauptwahrheiten der Religion. Th. 1. Tübingen 1851.

Rob. Zimmermann, Das Rechtsprincip bey Leibnitz. Wien 1852.

Aesthetica.

R. Wagner, Oper und Drama. Th. 1. 2. 3. Leipz. 1852.

F. Toricelli, Studi sul poema sacro di Dante Allighieri. Disp. 1 — 6. Napoli 1850.

Eug. Maestrazzi, La lega Lombarda, storia del duecento. Vol. 1 — 4. Milano 1851.

C. Pellicer, Tratado historico sobre el origen y progresos de la comedia y del histrionismo en España. Madrid 1804.

Romancero pintoresco, publ. par Don Juan Eug. Hartzenbusch. Madr. 1848.

Dr. Villoslada, Doña Blanca de Navarra, cronica del siglo XIV. Madrid 1849.

Collection des poètes Champenois antérieures au XVI. siècle. Vol. I — XV. Reims 1849 — 1851.

Publications of the Percy Society vom Jahre 1842 — 1844. Lond. 1844.

Kertbeny, Volksliederquellen in der deutschen Literatur. Halle 1851.

Hoffmann von Fallersleben, Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe des Jahres 1498. 2. Aufl. Breslau 1852.

H. Grimm, Armin. Leipzig 1851.

Romänische Dichtungen ins Deutsche übersetzt. Hermanst. 1851.

P. Giordani, Lettere inedite a Lazzara Pappi. Lucca 1851.

M. Ph. Roland, Lettres inédites, adressées aux Demoiselles Cannet de 1772 — 1780 publiés par A. Breuil. T. 1. 2. Par. 1841.

Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel (1774—1832). Th. 1. 2. Leipzig 1851.

Dr. D. Fehr, Das Wiederaufblühen der bildenden Kunst in Zürich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1851.

M. Guizot, Etudes sur les beaux-arts en général. Par. 1852.

M. L. L. Bouvier's, Vollständige Anweisung zur Oelmalerei. A. d. Franz. 3. Aufl. Halle 1851.

M. de Villarosa, Memorie dei compositori dei musica del regno di Napoli. Napoli 1840.

Musikalische Briefe. Th. 1. 2. Leipzig 1852.

Politica.

M. Hubert-Galisson, Des droits et des devoirs sociaux dans leurs rapports avec la religion. Par. 1851.

L. P. Riche Gardon, Morale socialiste ou civile. Par. 1851.

A. J. Gaume, Le ver rongeur des sociétés modernes. Par. 1851.

J. R. M. M'Culloch, A treatise on the principles and practical influence of taxation and the funding system. Lond. 1852.

Dr. M. A. Ott, Traité d'économie sociale. Par. 1851.

Ch. Coquelin, Dictionnaire de l'économie politique. Livr. 1 — 6 Par. 1851.

Annuaire de l'économie politique pour 1845 — 1849. Paris 1845 — 49.

J. R. M'Culloch, A treatise on the circumstances which determine the rate of Wages and the condition of the labouring classes. Lond. 1851.

Der Winter-Feldzug 1848 — 49 in Ungarn. Unter dem Obercommando des Feldmarschalls Fürsten zu Windisch-Grätz. Leipzig 1851.

C. A. Wittich, Ueber die Grundsätze der Befestigungskunst. Berlin 1852.

G. Schwinck, Die Befestigungskunst. Leipz. 1844.

Medicina.

Dr. R. Tiling, Die Medizin auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Mitau 1851.

A. H. Morejon, Historia bibliografica de la medicina española. Vol. 1 — 5. Madrid 1842 — 46.

E. H. Weber, Annotationes anatomicae et physiologicae. Leipz. 1851.

Dr. G. A. Michaelis, Das enge Becken nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen. Herausg. von Dr. C. C. Th. Litzmann. Leipzig 1851.

Dr. K. Vierordt, Mittheilung zweyer neuer Methoden der quantitativen mikroskopischen und chemischen Analyse der Blutkörperchen und Blutflüßigkeit. Stuttgart 1851.

Dr. L. Choulant, Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildungen. Leipzig 1852.

Ch. J. B. Williams, Ueber die Prognose und Behandlung der organischen Krankheiten des Herzens. Aus dem Engl. übersetzt von A. Reumont. Bonn 1851.

Dr. Th. J. Rückert, Klinische Erfahrungen in der Homöopathie. Bd. 1. Dessau 1852.

Dr. D. G. M. Schreber, Die Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus. Leipzig 1852.

Dr. F. A. Simon, Ricord's Lehre von der Syphilis. Th. 1. 2. Hamburg 1851 — 52.

Dr. F. S. Pluskal, Die Ursachen des Fortbestandes und des allmählich stärkeren Wiederauftretens variolöser Epidemien. Brünn 1851.

Dr. J. F. Mazonn, Zur Pathologie der Bright'schen Krankheit. Th. 1. Kiew 1851.

Dr. Ed. Henoch, Klinik der Unterleibs-Krankheiten. Bd. 1. Berlin 1852.

L. Ferrarose, Delle maladie della mente. 2. ediz. Vol. 1. 2. 3. Napoli 1841 — 43.

S. A. Hönerkopf, Ueber die Anwendung des schwefelsauren Kupferoxyds gegen Croup. Leipzig 1852.

Dr. F. Th. Frerichs, Die Bright'sche Nierenkrankheit und deren Behandlung. Braunschw. 1851.

Dr. J. Attomyr, Primordien einer Naturgeschichte der Krankheiten. Bd. 1. 2. Wien 1851.

A. Villari, Cenno nosologico del tifo della febre petecchiali. Napoli 1844.

Dr. P. A. Piorry, Traité de médecine pratique. Atlas de plessimétrisme. Par. 1851.

Dr. M. E. A. Naumann, Allgemeine Pathologie und Therapie. Th. 1. Berlin 1851.

F. Zaborsky, Der Hospitalbrand. Eine Preisschrift. Wien 1851.

P. A. Piorry, Die Krankheiten des Darmkanales. Uebers. von Dr. Krupp. Leipzig 1846.

Dr. L. Choulant, Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. 5. verm. Aufl. von Dr. H. E. Richter. Leipzig 1852.

Dr. G. Simon, Ueber Schußwunden. Gießen 1851.

C. Wagner, Die Pflege der Zähne im gesunden und kranken Zustande. Stuttg. 1850.

Dr. G. B. Günther, Der hohe Steinschnitt. Leipzig 1851.

Dr. Gerlach, Der Zottenkrebs und das Osteoid. Mainz 1852.

P. R. Gerdy, Vollständige praktische Chirurgie in 7 Monographieen. Heft 1. 2. Breslau 1851.

Dr. C. J. Leßner, Handbuch der chirurgischen Instrumenten- und Verbandlehre. Wien 1852.

Dr. F. Esmarch, Ueber Resectionen nach Schußwunden. Kiel 1851.

Dr. F. A. Stahr, Bericht über die balsamischen Bäder zu Humboldts-Au im J. 1849. Trebnitz 1850.

Dr. H. Hirzel, Die Nux vomica und ihre Bestandtheile. Leipzig 1851.

Dr. J. Clarus, Handbuch der speciellen Arzneymittellehre. 1. Hälfte. Leipzig 1852.

Dr. J. C. L. Falke, Die allgemeine Veterinär-Pathologie. Leipzig 1852.

Jus.

H. H. Escher, Das Privatrecht. Zürich 1851.

M. Th. Grellet-Dumazeau, Le Barreau Romain. Recherches et études sur le barreau de Rome. Par. 1851.

Dr. C. Stüve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen. Jena 1851.

Dr. Koppe, Ueber die Verwaltung der Landgemeinden. Berlin 1851.

W. G. v. d. Heyde, Dienstherrschaften und Gesinde bezüglich auf gegenseitige Rechte und Pflichten. Magdeburg 1851.

H. Dankwardt, Das Meklenburgische-Schwerinische Gesinderecht. Rostock 1852.

C. Baudi di Vesme, Sulle editione delle leggi Longobardiche. Torino 1847.

F. G. Schimmelpfennig, Die preußischen indirekten Steuern. Th. 1. 2. Potsdam 1837 — 1840.

Dr. W. Platner, Ueber die historische Entwickelung des Systemes und des Charakters des deutschen Rechtes, vorzugsweise des Privatrechts. Bd. 1. Marburg 1852.

Dr. K. Zumpe, Ueber Benutzung der fließenden Wässer als Gegenstand der Gesetzgebung. Dresden 1851.

W. Sprengel, Die Ablösungsgesetze des preuß. Staates vom 2. und 11. März 1850. Magdeb. 1852.

Notariatsordnung vom 29. September 1850. Wien 1851.

J. M. Pardessus, Essai historique sur l'organisation judiciaire et l'administration de la justice depuis Hugues Capet jusqu'à Louis XII. Par. 1851.

Ramon Ortiz de Zárate, Analisis hist. critico de la legislacion española. Vol. 1. 2. Madrid 1846.

M. Ortiz de Zuñiga, Biblioteca judicial, parte legislativa. Vol. 1. 2. Madrid 1848—49.

— —, El libro de los Alcaldes y ayuntamientos. Madrid 1843.

— —, Elementos de derecho administrativo. Vol. 1 — 3. Granada 1843.

— —, Elementos de practica forense. T. 1. 2. Madrid 1843.

Fuero viejo de Castilla. El publ. por Asso y del Rio y Manuel. Madrid 1847.

G. Armellini, Le leggi protettrici dell' agricoltura. Napoli 1840.

Sempere y Guarinos, Historia de los vinculos y mayorazgos. Madrid 1847.

F. M. Marina, Ensayo historico crit. sobre la legislacion de los reynos de Leon y Castilla. Madrid 1845 — 46.

J. M. Antequera, Historia de la legislacion española. Madr. 1849.

Dr. A. W. Götze, Ueber die preußischen Schwurgerichte und deren Reform. Berlin 1851.

P. Bopp, Handbuch der Criminalgesetzgebung für das Großherzogthum Hessen. Lief. 1. Darmst. 1851.

Castro y Orozco y Ortiz de Zuñiga, Codigo penal explicado. T. I — III. Granada 1848.

Fr. W. von Rohrscheidt, Preußens Staatsverträge. Berlin 1852.

Dr. W. Seelig, Der Preußisch-Hannover'sche Vertrag vom 7. Sept. 1851 in seiner Bedeutung für Hannover. Göttingen 1852.

C. Vogt, Untersuchungen über Thierstaaten. Frankfurt 1851.

M. Stirner, Geschichte der Reaction. 2 Abtheilungen. Berlin 1852.

Dr. L. H. Fischer, Der deutsche Adel. Bd. 1. 2. Frankf. 1852.

Die Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes in Beziehung auf die Erbfolge. Hamb. 1852.

A. Fröhlich, Handbuch der Staatsrechnungswissenschaft. Wien 1852.

C. Chr. Eigenbrod, Das Verhältniß der Gerichte zur Verwaltung im Großherzogthum Hessen. Darmst. 1840.

A. Bessel, Die Subhastation nach römischem Rechte. Köln 1852.

Theologica.

Will. Fulke, A defence of the sincere and true translations of the holy scriptures into the english tongue. Ed. by Ch. H. Hartshorne. Cambr. 1843.

Dr. R. Anger, Synopsis Evangeliorum Mathaei, Marci, Lucae etc. Lips. 1851

Liber Hennoch, aethiopice, ad quinque codd. fidem editus, cum variis lectionibus. Cura A. Dillmann. Lips. 1851.

Codex Claromontanus sive epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeb. ed. Const. Tischendorf. Lips. 1852.

Cel. Cavedoni, Numismatica biblica. Modena 1850.

Benj. Ell. Nicholls, The book of Proverbes. Lond. 1842.

Dr. Fr. Duesterdieck, De rei propheticae in vetere testamento natura ethica. Gotting. 1852.

C. Tischendorf, De evangeliorum apocryphorum origine et usu. Hag. comit. 1851.

A. T. Paget, On the unity and order of the epistles of St. Paul to the churches. Lond. 1852.

W. Alb. van Hengel, Commentarius perpetuus in prioris Pauli ad Corinthios epistolae caput quintum decimum. Sylvae ducis 1851.

A. Hilgenfeld, Der Galaterbrief, übers. in seinen geschichtlichen Beziehungen untersucht und erklärt. Lpz. 1852.

Dr. K. G. W. Theile, Das allg. christliche und das evangelische lutherische Bekenntniß in urkundlicher Darlegung. Leipzig 1852.

Dr. A. J. Binterim, Die Bulle Leo IX. für den Erzbischof Hermann II. und die kölnische Kirche. Köln 1851.

J. Wyklyffe, Three treatises on the church, ed. by Todd. Lond. 1851.

Dr. F. W. H. Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche. Halle 1851.

P. L. Lambillotte, Antiphonaire de Saint Grégoire. Fac-Simile du Manuscrit de Saint-Gall. Par. 1851.

Dr. J. J. Ritter, Geschichte der Kirche von der französischen Revolution bis auf die Gegenwart. Bonn 1852.

Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Bd. 1. Herausg. von Dr. J. Ficker. Münster 1851.

Macaulay, Two essays on Ranke's history of the Popes and on Gladstone on church and state. Lond. 1851.

G. di Giovanni, Storia ecclesiastica di Sicilia continuata sino al secolo XIX dal Padre Salvatore Lanza. Vol. 1. 2. Palermo 1846 — 47.

J. Quevedo, Historia del real monasterio de San Lorenzo del Escorial. Madrid 1849.

A. Maynard, Les Provinciales ou les lettres écrites par Luis Montalte. Vol. 1. 2. Par. 1851.

Ch. Hardwick, A history of the articles of religion. Lond. 1851.

P. D. Gorrie, The churches and sects of the united states. New-York 1850.

Geschichte der erneuerten Brüderkirche. Th. 1. 1722 — 1741. Leipzig 1852.

G. Pettitt, The Tinnevelly Mission of the church missionary Society. Lond. 1851.

W. Palin, The history of the church of England from the revolution to the last acts of convocation A. D. 1688 — 1717. Lond. 1851.

Parlby, A brief sketch of the establishment of the Anglican church in India. Lond. 1851.

Histoire du Concile de Trente. Vol. 1. 2. Lyon 1851.

J. N. Nuytz, Juris ecclesiastici Institutiones. Taurini 1844.

J. W. J. Braun, Die Sage von den gebornen Kardinälen der kölnischen, trierschen und magdeburgischen Kirche. Bonn 1852.

M. C. C. Walcott, The English Ordinal, its history, validity and catholicity. Lond. 1851.

Dr. H. Martensen, Die Verfassungsfrage der dänischen Volkskirche. Kiel 1852.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.
Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Lehen, welche das Haus Wittelsbach vom Erzstifte Mainz in Thüringen besaß.

(Schluß.)

Diese waren von ihm an das Kloster Walkenried weiter verliehen, in dessen Namen die Ritter Burchard von Honstein und Heinrich von Liebenrode selbe inne hatten. Der Graf wünschte sie jedoch dem Kloster als freyes Eigenthum zuzuwenden.

Herzog Ludwigs von Bayern Anwesenheit in Mainz, welcher von dem im November des Jahres 1208 gehaltenen Reichstage zu Frankfurt mit Kaiser Otto dahin gekommen war, bot dem Grafen die erwünschte Gelegenheit dar, sein Vorhaben auszuführen.

Er resignirte dem Herzoge Ludwig die fünf Mansen mit der Bitte, daß dieser selbe dem Erzbischofe Sigfried von Mainz unter der Bedingung auffage: der Erzbischof solle sie der Kirche zu Walkenried zu freyem Eigenthume verleihen.

Herzog Ludwig zögerte nicht, diesem Antrage zu willfahren. Der Kaiser Otto hatte vor wenig Tagen (am 15. Nov.) ihm und seinen Erben das Herzogthum Bayern aufs neue bestätigt, wie sollte er eine Gelegenheit vorübergehen lassen, auch seinerseits dem Kaiser sich gefällig zu erweisen, da dieser als Erbvogt des Klosters Walkenried, für dessen Aufnahme er eifrig bedacht war, eigentlich den Grafen Burchard veranlaßt hatte, auf das Lehensverhältniß zu Gunsten des Klosters zu verzichten.

In des Kaisers Gegenwart ließ Herzog Ludwig durch Burggrafen Gebhard von Magdeburg den Verzicht in die Hände des Erzbischofs Sigfried von Mainz leisten, welcher alsdann die feierliche Uebergabe dieser acht Mansen in den Schutz des Kaisers vollzog, mit welchem zugleich der Abt Heinrich solche zum Besten seiner Kirche übernahm.

Der Erzbischof [4]) sowohl als auch der Kaiser [5]) ließen über diesen feyerlichen Akt unterm 22. November 1208 zu Mainz zwey besondere Urkunden ausfertigen.

Da das Kloster auf die Vermehrung liegender Gründe unabläßig bedacht war, brachte es von dem-

4) Das Datum der in vorhergehender Note angeführten Urk. des Erzbischofs Sigfried lautet: Acta s. h. MCCIIX. Dat. Ind. XII. Moguntiae. XII. Kal. Dec. August von Wersebe „Ueber die Niederländischen Colonien" Bd. II. Hannover 1816. 8. p. 897 ff. bespricht diese und die übrigen in Eckstorm und Leuckfeld vorkommenden Urkunden, wegen der darin genannten Holländer Hufen, bezweifelt aber, daß der weit entlegene Herzog Ludwig von Bayern in dieser Gegend Güter oder Lehen besaß.

5) Abgedruckt im Vaterl. Archiv für Niedersachsen J. 1843 p. 407 No. 3. — Sie hat dieselben chronologischen Daten gleich der des Erzbischofs Sigfried.

selben Erzbischofe Sigfried noch weitere 50, im Riede gelegene Mansen an sich, welcher den Ersatz hiefür an sein Stift auf andere Zeit und Gelegenheit sich vorbehielt.

Diese fünfzig Mansen gehörten ebenfalls zu den Mainzer Lehen des Herzog Ludwigs von Bayern, und waren von diesem an den Grafen Christian von Rothenburg verliehen, welcher damit wieder mehrere andere belehnt hatte.

Da aber zu Aufhebung des Lehenverbandes die Bewilligung aller hiebey Betheiligten nöthig war, machte sich der Landgraf Hermann anheischig, die Resignation derselben zu bewerkstelligen, und trat bis zum gänzlichen Vollzuge dieser Verhandlungen die zu seiner Meierei in Gunnstädt gehörigen Güter an das Kloster Walkenried ab.

Daß aber diese Eignung dem Kloster nicht unentgeltlich geschah, sondern von demselben ziemlich theuer bezahlt werden mußte, geht aus dem Beysatze zu der hierüber gemachten Aufzeichnung hervor, welcher zufolge das Kloster dem Erzbischof 1000 Mark, dem Landgrafen aber 1200 Mark hiefür bezahlen mußte, mit welch letzterer Summe dieser die Afterlehensträger abzufinden hatte [6]).

Wenn wir in den bisher angeführten Stellen den Pfalzgrafen Otto und dessen Sohn Herzog Ludwig als mainzische Lehensträger kennen gelernt haben, ergibt sich aus dem Datum der jetzt folgenden Nachrichten, daß in denselben von dessen Enkel, Herzog Otto die Rede ist, obgleich sein Name nicht genannt ist.

Am 24. April 1253 fand nämlich eine abermalige Uebertragung von acht Mansen, im Dorfe Langenrieth gelegen, an das Kloster Walkenried statt und zwar durch Burchard Herrn von Querfurt, der sie von dem Herzoge von Bayern zu Lehen trug, und diesem resignirte, gleichwie hierauf der Herzog gegen den Erzbischof von Mainz zu Gunsten der Kirche von Walkenried den Verzicht leistete [7]).

---

6) Hesse (Ludwig Friedr.) Geschichte des Schlosses Rothenburg in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. Naumburg 1823. 4. (bildet das dritte Heft der: Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen herausgeg. von dem Thüring. Sächs. Verein für Erforschung des vaterl. Alterthums) gibt p. 34 nachstehende undatirte Urkunde: S(iegfridus) archiepiscopus Maguntinus bona quaedam in terminis, qui Riet nuncupantur, sita quinquaginta scil. mansos ecclesiae in Walkenriet in proprietatem contradidit, restaurum ecclesiae Maguntinae, cum rerum facultas et temporis opportunitas se obtulerit facturis. Nec tacendum quod iam dicta bona Dux Bawariae de Maguntina tenuit ecclesia, et comes C. de Rodenburc de manu ducis et quam plures alii de manu comitis eiusdem sunt infeodati, de omnium prenominatorum manibus dominus Lantgravius bona haec absolvet, et domino archiepiscopo resignari faciet; dominus archiepiscopus quoque ea perpetua donatione ecclesiae in Walkenriet conferens, et ad maiorem cautelam dominus Lantgravius bona villicationi suae in Gunnestede pertinentia usque ad plenam huius negotii consumationem ecclesiae in Walkenriet resignabit. Sciendum etiam quod pro bonis sepedictis dominus abbas et fratres sui archiepiscopo mille marcas, — Lantgravio mille marcas et ducentas exolvent. — Eckstorm, welcher l. c. p. 71 hievon einen Auszug gibt, und Leuckfeld l. c. p. 402 setzen diese Urkunde auf c. 1208 an; ein Zeitraum, welchem sie gar wohl angehören kann, da der darin vorkommende Graf Christian von Rotenburg 1209 nicht mehr am Leben war.

7) Eckstorm Chronicon Walkenredense p. 94: Burchardus Dominus de Quernuorde confert Ecclesiae Walkenredensi octo mansos in villa Langenrieth, quos in feudo habuit a Duce Bauariae, cui illos resignauit: Dux porro resignavit Archiepiscpo Moguntino Ecclesiae Walkenredensi proprietatis iure conferendos. Testes huius rei sunt: comes Fridericus de Bichelingen et Fridericus filius suus comes de Lara, Henricus co-

In eben diesem Jahre verkaufte Heinrich von Heldrungen von den Lehen, welche er von dem Herzoge von Bayern besaß, einen gleichfalls im Riede gelegenen und jährlich zwey Mark zahlenden Mansus an das Kloster Walkenried, und substituirte dafür zwey in Risen bey Buttstädt gelegene Mansen gleichen Ertrags, welche er bisher vom Reiche zu Lehen getragen hatte [8]).

Von der Eigenschaft dieses Mansus in Ried als mainzisches Lehen geschieht in der Urkunde zwar keine Erwähnung, dieselbe darf aber nach den bisher angeführten Daten mit Sicherheit angenommen werden.

Aus dem Auflassbriefe [9]) Heinrichs von Heldrungen, worin er dem Herzoge von dieser Abtretung und Surrogirung Kunde gibt, erhellt zugleich, daß damals auch noch die Grafen von Beichlingen, die Grafen von Stollberg, die Edlen von Sondershausen des Herzogs Lehensmannen waren, deren Lehensobjekte aber aus Mangel urkundlicher Nachrichten nicht weiter angegeben werden können. Ebenso fehlt uns bis jetzt jede Kunde, wie lange dieses Lehensverhältniß zum Erzstifte Mainz noch angedauert habe.

Dagegen möge schlüßlich noch eine Vermuthung über die Art des Erwerbes dieser Lehen durch das Haus Wittelsbach eine Stelle finden.

Nach Angabe mehrerer Schriftsteller war Agnes, die erste oder vielleicht einzige Gattin des Pfalzgrafen und nachherigen Herzogs Otto von Bayern, eine Gräfin von Loos. Dieses gräfliche Geschlecht hatte die Güter der alten Grafen und Präfekten von Mainz erheirathet. Die Ehe Ottos mit einer Tochter aus diesem Hause konnte ihm wohl den Weg zu der Erwerbung erzstift mainzischer Lehen gebahnt haben, zumal da Conrad, des Pfalzgrafen Otto Bruder, seit 1160 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestiegen hatte.

Ich möchte jedoch einer andern Ansicht den Vorzug geben, wonach der Ankunftstitel dieser Lehen

---

mes de Honstein, Fridericus et Henricus fratres comites de Stolberch, Albertus comes de Rabensvvalde, Burchardus Burgravius de Magdeburg et Burchardus frater suus et alii quam plures. Acta sunt hec anno gratiae 1253, octavo Cal. Maii Ind. XI.

8) Eckstorm l. c. p. 94 ad annum 1253: Henricus de Heldrungen vendit monasterio mansum situm in Reth, soluentem singulis annis duas marcas. Hunc mansum tenuit de manu Ducis Bauariae, cui pro hoc manso assignat duos mansos sitos in villa Risen iuxta Butsteden. Acta sunt hec 1253. Testes sunt: Comes Fridericus de Bichlinge, comes Henricus de Honstein, Fridericus et Henricus comites de Stolberch, comes Albertus de Clettemberch, Hartmannus de Wangen, Cunemundus de Sundershusen.

9) Abgedruckt in (Klotsch und Grundig) Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte Bd. 6. p. 305 und 306 und in Hesse l. c. p. 40 Note 53. „Glorioso Principi Domino suo Duci Bavariae Heinricus suus fidelis . . . de Heldrungen . . . Vestrae innotescat magnificentiae quod ex *illis bonis* quibus a vestra sum infeudatus sublimitate mansum unum contuli ecclesiae . . in Walckenrieth; et alios duos mansos sitos in villa Rysen, quos de manu imperii in feudo tenui loco illius mansi resigno . . . . . Vestram itaque excellentiam exoro quatenus hec donatio mea quam feci supra dictae ecclesiae in W. de manso nostro et resignatio duorum mansorum in manum vestram loco illius in auribus vestrae sublimitatis beneplacita sit et accepta, mihique per litteras vestras duos supradictos mansos, quos vobis resigno in feudo conferatis. Vt autem haec donatio rata sit huic literae pro testimonio sigilla hominum vestorum videlicet comitis Friderici de Beichlingen, Friderici et Heinrici comitum de Stolberg, Cunemundi militis de Sundershusen apponi postulavi. — Hesse l. c. p. 53 bemerkt hiezu, in d. Urk. selbst (Walkenrieder Kopialbuch Vol. V. MM.) ist zwar die Zeit der Ausstellung weggelassen, es ergibt sich aber aus einer andern, daß sie dem Jahre 1253 angehören müsse.

an das wittelsbachische Haus weiter hinaufgeführt würde, indem ich denselben aus der Erbschaft des Grafen Friedrich von Lengenfeld herzuleiten suche, von dessen beyden Erbtöchtern bekanntlich die eine, Helika, die Mutter Pfalzgraf Ottos, des nachherigen Herzogs und ersten bekannten Trägers der Mainzer Lehen war.

Zieht man nämlich die Lage der einzelnen uns bekannt gewordenen Lehensobjekte in Betrachtung, so ergibt sich, daß sie meistentheils in dem Helmgaue gelegen waren, einer Landschaft, wo gerade auch Graf Goswin von Leige, der ältere, begütert war, indem von seinen Besitzungen die Orte Leige oder Leinungen und Morungen wahrscheinlich noch zum Helmgaue gehörten.

Da er nur drey Töchter hinterließ, brachten diese ihren Gatten außer des Vaters Allodien vielleicht auch dessen Lehen zu.

Von diesen seinen Töchtern heirathete Sigena zuerst den Markgrafen Wigbert von Groitsch, und nach dessen frühzeitig erfolgtem Tode den Grafen Friedrich von Lengenfeld, welchem sie außer einer Tochter auch den Sohn Friedrich gebar, dessen Tochter Helika ihrem Gatten, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die größere Hälfte des reichen Nachlasses ihres Vaters zubrachte, worunter auch die Lehen des Erzstiftes Mainz gewesen seyn mochten, in dessen Besitz wir zuerst ihren Sohn, den Pfalzgrafen und nachmaligen Herzog Otto erblicken.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Januar 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Giovanni Zullani in Brescia:

Alcune modificazioni negli elementi di Algebra. Bresc. 1852. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 19. Thl. 2. Heft Greifsw. 1852. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:

Zeitschrift. Januar I. 1853. München 1853. 8.

Von dem historischen Verein in Bamberg:

Fünfzehnter Bericht. Bamberg 1852. 8.

Quellensammlung für fränkische Geschichte. 3. Bd. Friedrichs von Hohenlohe, Bischofs von Bamberg, Rechtsbuch. Von Dr. Höfler. Bamb. 1852. 8.

Von der Royal Institution of Great Britain in London:

Notices of the meetings of the membres. Part I. II. Jan. — Jul. 1852. Lond. 1852. 8.

List of the membres, officers etc. with the report of the visitors for the year 1851. Lond. 1852. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VIII. Part 4. No. 32. Nov. 1852. Lond. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 11. Novbr. 1852. P. 1852. 8.

Von Hrn. Prof. Jahn in Leipzig:

Macrobii Ambrosii Theodosii opera, quae supersunt. Vol. II. Quedlinb. 1852. 8.

Von der Pollichia, naturwiss. Verein der bayer. Pfalz in Neustadt a. H.:

Zehnter Jahresbericht. Neustadt 1852. 8.

Von Hrn. Dr. H. E. Geubel in Landau:

Zoologische Notizen. Enthaltend eine Reihe von Beobachtungen nebst philos. und chemisch physiolog. Bemerkungen über mehrere Weich- und Gliederthiere. Landau 1852. 8.

Von Hrn. Rektor Karl Halm hier:

Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum Teubneriana. — Fabulae Aesopicae collectae. Lips. 1852. 8.

Von Hrn. Dr. A. Weber, Privatdocent an der Universität in Berlin:

Die Handschriften-Verzeichnisse der k. Bibliothek. Herausgegeben von dem k. Oberbibliothekar Geh. Reg. Rath Dr. Pertz. I. Bd. — Verzeichniß der Sanskrit-Handschriften von Dr. Weber. Berlin 1853. gr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Erstes Quartal. Januar — März.

I. Encyclopaedia. Historia litteraria.

C. Kirchner, Hodegetik. Leipzig 1852.

Dr. J. Jolly, Die Lehre vom Nachdruck. Heidelberg 1852.

A. Haumann, De la réimpression en Belgique. Bruxelles 1851.

La réimpression. Etude etc. Brux. 1851.

J. C. Irmischer, Handschriftenkatalog der k. Universitäts-Bibliothek zu Erlangen. Frankf. 1852.

C. Janellius, Catalogus bibliothecae latinae veteris et classicae manuscriptae. Neapoli 1837.

B. Gonod, Catalogue des livres imprimés et manuscrits de la bibliothèque de la ville de Clermont-Ferrand. Clermont-Ferrand 1839.

J. Geel, Catalogus librorum manuscriptorum qui inde ab a. 1741 bibliothecae Lugduno-Batavae accesserunt. Leyden 1852.

O. Coxe, Catalogus Codicum Mss. qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie adservantur. Oxford 1852.

Dr. Fr. J. Buß, Die Reform der katholischen Gelehrtenbildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten. Schaffhausen 1852.

Talvj, Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slavischen Sprache und Literatur. Leipzig 1852.

Ch. Menche de Loisne, Influence de la littérature française de 1830 à 1850 sur l'esprit public et les moeurs. Ouvrage couronné. Par. 1852.

D. Scina, Prospetto della storia letteraria di Sicilia. Vol. 1 — 3. Palermo 1824 — 27.

Abr. Mills, The literature and the literary men of Great Britain and Ireland. Vol. 1. 2. New York 1851.

W. Howitt, The Literature and Romance of Northern Europe. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

J. Demogeot, Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'en 1830. Par. 1852.

C. A. Sainte-Beuve, Derniers portraits littéraires. Par. 1852.

K. Gödeke, Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters. Lief. 1. Hannover 1852.

A. Narbone, Bibliografia Sicola sistematica. Vol. I. Palermo 1850.

Dizionario di opere anonime e pseudonime di scrittori italiani. T. II. H — R. Milano 1852.

The Publications of the Surtees Society.

(The injunctions and other ecclesiastical proceedings of Rich. Barnes, Bishop of Durham, from 1575 to 1587. Lond. 1850. — The latin hymns of the Anglo-Saxon church, with an interlinear Anglo-Saxon gloss. Lond. 1852. — G. Taylor, A memoir of Rob. Surtees. A new edition by J. Raine. Durham 1852. — W. Greenwell, Boldon Buke, a survey of the possessions of the See of Durham. Durham 1852.)

Atti dell' Academia Pontificia de' nuovi Lincei. Anno IV. Sessione 1 — 5. Roma 1851.

Sendungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur u. Kunst. Bd. 1 — 3. Mitau 1840 — 47.

Memorias de la real academia de ciencias de Madrid. T. I. Tercera Serie. Ciencias naturales. T. I, p. 1. Madrid 1850.

Mémoires de la société des antiquaires de Picardie. Documents inédits concernant la province. T. I. Coutumes locales du Bailliage d'Amiens rédigées en 1507, publiées par M. A. Bouthors. T. I. Amiens 1845.

D. Scina, Opere letterarie e scientifiche edite e inedite. Palermo 1847.

G. Leopardi, Epistolario. Raccolta e ordinato da Prospero Viani. Firenze 1849.

N. Martin, France et Allemagne. Littérature - critique - voyages. Par. 1852.

D. Andr. C. Belli, Diporti e riposi Villerecci. Roma 1851.

R. Toepffer, Mélanges. Par. 1852.

M. Mitford, Recollections of a literary life. Vol. 1 — 3. Lond. 1852.

Granier de Cassagnac, Oeuvres littéraires. Par. 1852.

Ph. Châles, Etudes sur W. Shakspeare, Marie Stuart et l'Aretin. Par. 1852.

II. Philologia. Archaeologia.

Dr. G. Wallace, Ueber moderne Sprachen. Hamb. 1852.

Dr. M. Sachs, Beyträge zur Sprach- und Alterthumsforschung. Heft 1. Berlin 1852.

L. Rochet, Manuel pratique de la langue Chinoise vulgaire. Paris 1846.

Fr. Spiegel, Grammatik der Parsisprache nebst Sprachproben. Leipzig 1851.

Dr. M. W. Heffter, Die Geschichte der lateinischen Sprache während ihrer Lebensdauer. Brandenburg 1852.

A. Schweighaeuser, De la négation dans les langues romanes du midi et du Nord de la France. Par. 1852.

M. Edélestand Du Méril, Essai philosophique sur la formation de la langue française. Par. 1852.

J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Lief. 1. 2. Leipzig 1852.

Dr. J. Minckwitz, Lehrbuch der deutschen Prosodie u. Metrik. 2. verm. Aufl. Leipzig 1852.

J. Rydquist, Svenska språkets lagar. Bandet I. Stockh. 1850.

F. J. Wiedemann, Grammatik der wotjakischen Sprache. Reval 1851.

Dr. Fr. Cupr, Praktischer Lehrgang zum schnellen Erlernen der böhmischen Sprache. Prag 1852.

A. Kyriak Cankof, Grammatik der bulgarischen Sprache. Wien 1852.

Dr. A. Schleicher, Die Formenlehre der Kirchenslawischen Sprache. Bonn 1852.

G. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur. Th. 1. Halle 1852.

A. Pierron, Histoire de la littérature grecque. Par. 1850.

F. Volpicella, Delle tragedie greche libri 4. Napoli 1833.

Esop's Fables, written in Chinese by Mun Mooy Seen-Shang, with a literal translation by Rob. Thom. Canton 1840.

Th. Pavie, Krichna et sa doctrine. Par. 1852.

Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen. Zum erstenmale im Grundtexte sammt der Huzwâreschen Uebersetzung herausg. von Fr. Spiegel. Abth. 1. Vendidad. Fargard I — X. Leipzig 1851.

Cabdakalpalatiskâ von Gagannâthapramâdamallika. Serampore 1248. (Bengalischrift.)

Svapnodhyâya. Zwey Capitel aus dem Brahmavaivartapurâna, Sanskrit mit bengalischer Uebersetzung. Calcutta 1835. (Bengalischrift.)

Zendavesta or the religious books of the Zoroastrians ed. by N. L. Westergaard. Vol. I. The Zend Texts. Par. I. Yasna. Copenhag. 1852.

Vendidadi capita quinque priora. Emendavit C. Lassen. Bonn 1852.

L. Roß, Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Halle 1852.

Th. Mommsen, Inscriptiones regni Neapolitani Latinae. Lips. 1852.

O. Jahn, Die Ficoronische Cista. Leipzig 1852.

Fr. C. Penrose, An investigation of the principles of Athenian Architecture. Lond. 1852.

III. Historia. Geographia. Itinera. Biographia.

C. Ritter, Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie. Berlin 1852.

Wayfaring sketches among the Greeks and Turks and on the shores of the Danube. Lond. 1847.

R. Fortune, A journey to the Tea Countries of China. Lond. 1852.

G. F. Bowen, Mounth Athos, Thessaly and Epirus. Lond. 1852.

Fr. Otto, Diesseits und Jenseits des Oceans. Schwerin 1852.

P. Trémeaux, Voyage au Soudan Oriental et dans l'Afrique Septentrionale etc. Livr. 1. 2. Paris 1852.

Steen Bille's, Bericht über die Reise der Corvette Galathea in den Jahren 1845 — 47. Nach dem

Dänischen bearbeitet durch W. v. Rosen. Bd. 1. Kopenhagen 1851.

L. Roß, Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern. Halle 1852.

A. L. v. Rochau, Italienisches Wanderbuch. 1850 — 1851. Th. 1. 2. Leipzig 1852.

Fr. Junghuhn, Rückreise von Java nach Europa. A. d. Holländ. von Haßkarl. Leipzig 1852.

E. Galitzin, La Finlande. T. 1. 2. Par. 1852.

Aubrey de Vere, Picturesque sketches of Greece and Turkey. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

G. H. van Senden, Das Heilige Land. A. d. Holländ. von P. W. Quack. Th. 1. Stuttg. 1852.

J. L. Patterson, Journal of a tour in Egypt, Palestine, Syria and Greece. Lond. 1852.

L. Cibrario, Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto. Torino 1850.

A. Ferraris, Notice historique et généalogique sur la famille des princes de Gonzaga. Turin 1851.

E. Lerminier, Histoire des législateurs et des constitutions de la Grèce antique. T. 1. 2. Paris 1852.

W. Rüstow und Dr. H. Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens von der ältesten Zeit bis auf Pyrrhos. Aarau 1852.

Dr. G. Schwanitz, Die Mythen des Plato. Leipzig 1852.

F. W. Schneidewin, Die Sage vom Oedipus. Göttingen 1852.

M. E. de Rougé, Mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmès, chef des nautoniers. Par. 1851.

B. Vulpes, Illustrazione di tutti gli strumenti chirurgici scavati in Ercolano e in Pompei. Napoli 1847.

Dr. J. L. Saalschütz, Ueber die Hieroglyphenentzifferung. Königsberg 1851.

Dr. M. Uhlemann, Das Quousque tandem? der Champollionischen Schule und die Inschrift von Rosette. Berlin 1852.

V. Capialbi, Inscriptionum Vibonensium specimen. Napoli 1845.

V. Langlois, Numismatique des nomes d'Egypte sous l'administration Romaine. Par. 1852.

— —, Numismatique de la Géorgie au moyen âge. Par. 1852.

A. de Bellecombe, Histoire universelle. 1. partie: Chronologie universelle. T. I. Par. 1852.

Dr. G. Zeiß, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Cultur. Th. 1. Weimar 1852.

R. Prutz, Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit 1840 — 1850. Bd. 1. Leipzig 1850.

S. Sharpe, The history of Egypt. Lond. 1852.

Dr. J. F. Neigebaur, Dacien. Kronstadt 1851.

V. Duruy, Histoire grecque. Par. 1851.

C. Th. Schwab, Arkadien. Stuttg. 1852.

M. Duncker, Geschichte des Alterthums. Bd. 1. Berlin 1852.

M. Macri, Discussione istorica critica sulla italogreca citta di Samo. Napoli 1851.

Fr. Monnier, Histoire des luttes politiques et religieuses dans les temps Carolingiens. Par. 1852.

Sirtema de Grovestins, Histoire des luttes et rivalités politiques entre les puissances maritimes et la France du XVIII. siècle. Vol. I. Paris 1851.

P. Lacroix, Le moyen âge et la renaissance. Livr. 1 — 123. Par. 1851 — 52.

Don Modesto Lafuente, Historia general de España. Vol. 1 — 7. Madrid 1851.

G. A. Hoskins, Spain at it is. Par. 1852.

L. F. Graslin, De l'Ibérie. Par. 1838.

J. Amador de los Rios, Toledo pintoresca. Madrid 1845.

G. Stefani, Annuario italiano-storico-statistico pel 1852. Torino 1852.

Dr. G. Nuvolato, Storia di Este e del suo territorio. Fasc. 1 — 5. Este 1851.

Stori dei monumenti del reame delle due Sicilie. T. 1. 2. Napoli 1846 — 47.

P. Lanza, Sulla dominazione degli Suevi in Sicilia. Palermo 1832.

G. Garruccio, Antichità di Napoli e suoi contorni. Napoli 1850.

C. Faccioli, Ricerche su' Bruzi. Vol. 1 — 3. Napoli 1839 — 46.

Fr. Carta, Storia del reame delle due Sicilie dall' epoca della repubblica romana fino ai di' nostri. Napoli 1848.

Canobio, Roseguimento della Storia di Crema. Fasc. 1 — 4. Milano 1849.

A. de la Forge, Histoire de la république de Vénise sous Manin. T. I. Paris 1852.

K. Witte, Palermo. Halle 1852.

W. P. Urquhart, Life and times of Francesco Sforza, Duke of Milan. Edinb. 1852.

C. Trevisani, Di' alcuni teoremi principali della storia d'Italia nel medio evo. Napoli 1846.

Statistica giudiziaria civile, commerciale e del contenzioso amministrativo degli stati Sardi per gli anni 1849 e 1850. Torino 1850.

F. Schiern, Uebersicht der Auswanderungen der Normannen aus der Normandie nach Italien. A. d. Dänischen übers. von E. F. v. Mooyer. Minden 1851.

C. Pisacane, Der Krieg in Italien 1848 — 1849. A. d. Ital. von A. Cloßmann. Chur 1852.

J. Jolly, De l'influence et de la littérature et du théatre sur l'esprit public et les moeurs. Paris 1851.

Ch. Dupin, Industries comparées de Paris et de Londres. Par. 1852.

C. E. Royer, Notes économiques sur l'administration des richesses et la statistique agricole de la France. Avec Atlas. Par. 1843.

M. L. Mounier, De l'agriculture en France, d'après les documents officiels. T. 1. 2. Par. 1846.

M. Pardoe, The life of Marie of Medicis, Queen of France. Vol. 1 — 3. Lond. 1852.

A. Mazure, L'Auvergne. Clermont 1845.

G. B. de Lagrèze, Le Trésor de Pau, archives du chateau d'Henri IV. avec des Fac-Simile. Pau 1851.

Philipon de la Madelaine, L'Orléanais. Histoire des ducs et du duché D'Orléans. Par. 1845.

J. Baquol, L'Alsace ancienne et moderne. Strasbourg 1851.

A. Guenée, Histoire du comté de Dunois, de ses Comtes et de sa capitale, par Bordas. Paris 1850.

L. de Baecker, Les Flamands de France. Gand 1850.

J. W. Zinkeisen, Der Jakobiner-Klub. Th. 1. Berlin 1852.

T. Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'age de vingt-trois ans. Paris 1852.

H. Mauduit, Révolution militaire du 2. Décembre 1851. Par. 1852.

H. Le Mullier, Histoire parlementaire de la présidence, depuis l'élection du prince Louis-Napoléon-Bonaparte jusqu'au 2. Decemb. 1851. Par. 1852.

A. L. v. Rochau, Vier Wochen französische Geschichte. Leipzig 1852.

A. de Lamartine, Histoire de la restauration. T. 1. 2. Par. 1852.

Artaud de Montor, Histoire de la vie et des travaux politiques du comte d'Hauterive. Par. 1839.

A. Barbier, Histoire de L. N. Bonaparte depuis sa naissance jusqu'à ce jour. Par. 1852.

G. Schreiber, Bilder des deutschen Wehrstandes. Baden und der schwäbische Kreis. 1500 — 1800. Carlsruhe 1851.

J. L. A. Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Frederici secundi. T. II. Par. 1852.

L. Fries, Die Bischöfe von Würzburg und Herzoge von Franken. Bd. 1. 2. Würzburg 1848 — 49.

A. v. Dusch, Zur Pathologie der Revolutionen. Heidelberg 1852.

F. Soltau, Neueste Zustände und Ereignisse in Mecklenburg. Th. 1. Schwerin 1851.

J. H. Duntze, Bremen unter französ. Gewaltherrschaft. Bremen 1851.

Dr. H. A. Erhard, Regesta historiae Westphaliae. Bd. 2. Vom Jahre 1126 — 1200. Münster 1851.

K. Kreil, Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreich. Kaiserstaate. IV. Jahrg. 1850 und V. Jahrg. 1851. Prag 1852.

J. v. Hauer, Uebersicht der Veränderungen in der Verfassung, Administration und dem Haushalte des österreich. Monarchie vom März 1851 bis März 1852. Wien 1852.

Dr. H. Mennert, Geschichte der k. k. österreich. Armee. Bd. 1. Wien 1852.

Topographisches Lexikon von Böhmen. Prag 1852.

A. Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. Bd. 1. 2. Leipzig 1852.

A. Flir, Die Manharter. Beytrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert. Innsbruck 1852.

Chronik der Stadt Wien und ihrer Bürger von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart Lief. 1. 2. Wien 1852.

J. und Jos. Zingerle, Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche. Bd. 1. Innsbruck 1852.

J. Voigt, Markgraf Alcibiades von Brandenburg-Culmbach. Bd. 1. 2. Berlin 1852.

G. Baersch, Beyträge zur Geschichte des sogenannten Tugendbundes. Hamburg 1852.

A. Ballhorn, Das Polizey-Präsidium zu Berlin. Eine geschichtliche Darstellung der Polizey-Verwaltung von Berlin. Berlin 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

1. Programma scholasticum de carminum Homericorum veterumque in ea scholiorum post nuperrimas codicum Marcianorum collationes retractanda editione scripsit G. G. Pluygers Phil. Theor. Mag. Lit. hum. Doct. gymnasii Lugduno-Batavi Prorector. L. B. apud S. et J. Luchtmans 1847. 14 pgg. 4.
2. De Zenodoti carminum Homericorum editione scripsit G. T. Pluygers etc. gymnasii praeceptor. (Ohne Angabe des Jahres.) 42 pgg. 4.
3. Anecdotum Romanum de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia edidit et commentariis illustravit Fridericus Osannus. Gissae. Prostat apud I. Rickerum. MDCCCLI. XII, und 340, 8.
4. und 5. F. Osanni P. P. O. Quaestionum Homericarum Particula. I, II. Gissae, typis G. D. Bruehli I. MDCCCLI. MDCCCLII. 20. 20. 4.

Cobets Aufenthalt in der Marciana ist wie für die Kritik vieler anderer Autoren *), so auch für die Homerische sehr erfolgreich gewesen; er hat den berühmten cod. 454 durchgearbeitet, und die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß die Form der Scholien so wie ihr Bezug zum Text bisher unbekannt geblieben sey. Wir erfahren dieß nicht unmittelbar von Cobet, sondern von einem gelehrten Freund desselben, Professor Pluygers, dem Verfasser der Programme 1 und 2.

Das Resultat des erstgenannten Programms hat der Hauptsache nach Hr. Professor Osann in sein unter 3. aufgeführtes Werk aufgenommen. Demnach stammen die Scholien im cod. A. aus drey verschiedenen Handschriften, aus denen sie ganz mechanisch übertragen wurden, so daß nicht selten dieselben Erklärungen zweymal vorkommen, ja sogar für dreymalige Wiederholung Beyspiele sich finden. Außerdem gibt es in A auch Zusätze neuerer Hand, welche in der Bekker'schen Redaktion mit den aus Aristarch abzuleitenden nicht vermischt werden durften. Die Anhäufung gleichlautender Scholien ist daraus zu erklären, daß einem schon mit solchen versehenen Text ohne Sichtung eine andere Sammlung von Anmerkungen beygefügt wurde; diese aus verschiedener Quelle geflossenen aber häufig wörtlich übereinstimmenden Commentare schrieb ein Copist abermals, ohne die Dittographien zu beseitigen, mechanisch ab; ein ferneres mit Scholien von dritter

*) vgl. hierüber Preller im Intelligenzblatt der Allgemeinen Hallischen Literaturzeitung, 1845 p. 3. unsern Bericht über Cobets oratio de arte interpretandi etc. in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, 1848 p. 262 sqq. und Prooem. Philostr. Vit. Soph. III, not. 1.



Hand versehenes Apographum, wie das Original von Ven. A., konnte, was bereits zweymal gesagt war, repetiren und so das Triplett entstehen. Die Zeichen nun und die darauf bezüglichen Scholien gehen im Ven. A nicht immer auf den vorliegenden, sondern oft auf einen früheren Text, für welchen sie ursprünglich bestimmt waren. Das ist unter anderen daraus zu erkennen, daß die abweichenden Lemmata jenes Textes in den Scholien des Ven. beybehalten sind, vgl. zu Il. α 124, 298. β 192, 355. Bisweilen ließ aber der Schreiber auch dieß Lemma, welches mit seinem Text nicht harmonirte, weg, und setzte nur das Scholion hin, welches sich auf anders lautende Worte bezog; so Il. α 350, 404; oder er akkommodirte durch verkehrte Aenderungen und Zusätze die Scholien seinem Text, wie Il. β 278, δ 142. Zur Beurtheilung der Handschrift, auf welche die Scholien Bezug haben, sind die Lemmata in denselben von großer Wichtigkeit, aber in den bisherigen Ausgaben der Scholien mitunter vernachläßigt worden; neue Belege dazu führt Pluygers an. Desgleichen mußte auf die Zeichen geachtet und durchgehends untersucht werden, ob sie mit den Scholien übereinstimmen. Da der Copist des Ven. A sein Original ohne Sachkenntniß übertrug, waren Verwechslungen unvermeidlich, wie z. B. die der παράγραφος (welche den Schluß eines größern Abschnittes, oder einer Rede bezeichnet) mit dem Obelos, und umgekehrt; vgl. Il. β 603, 613 und α 296. Selten kommen in der Handschrift Zeichen vor, wozu das Scholion fehlt; häufiger fehlen die Zeichen zu den Scholien. Die Erwähnung des Zeichens, namentlich der Diple, ist in den Scholien oft weggeblieben, und anstatt zu sagen ἡ διπλῆ παράκειται, ὅτι mehreremale nur ὅτι gesetzt; aber auch dieses ist bey Bekker an vielen Stellen ausgelassen.

Die Zeichen nebst Erklärung hatte die Quelle von Ven. A. aus den Scholien des Aristonikus, nicht unmittelbar aus den Commentaren des Aristarch gezogen, was die zu Il. α 177, 424 begangenen Fehlgriffe beweisen. Ueber die ältern Kritiker, insbesondere Zenodot, ist Aristonikus selbst eine nichts weniger als zuverläßige Autorität, wie Pluygers in dem zweyten Programm darthut. Wenn dem Zenodot von jenem Il. β 111, ι 18 eine griechische Lesart beygelegt wird, die nach Didymus Zeugniß dem Aristarch angehört, wenn er, wie ebenfalls aus Didymus Notizen zu ersehen ist, in den Scholien Il. ε 734, ϑ 385, ζ 34, γ 172, ο 470, τ 387 von Zenodot unwahre Angaben macht; ihm durchaus unwahrscheinliche Motive unterschiebt zu Il. β 634, γ 148, ξ 274; wenn zufolge der Behauptung des Aristonikus Zenodot unglaublich unwissend gewesen seyn müßte, vgl. Il. γ 459 mit ε 132, σ 142; π 697 mit γ 99, so folgt wohl genugsam, wie wenig auf solche Berichte zu geben ist. Indeß besaß selbst Didymus keine unmittelbare Kenntniß von Zenodots kritischem Verfahren; er beruft sich über die Diorthose desselben auf Zeugnisse Anderer (vergl. Il. β 111, γ 808, ξ 37). Mithin war die Annahme von Lehrs, Didymus habe in seinem Apparat auch Zenodots Recension gehabt, nicht gegründet. Zu Il. ξ 37 sind sogar Aristarch und sein Zeitgenosse Ptolemäus verschiedener Ansicht, wie Z. gelesen habe, es muß also schon zu ihrer Zeit sich manche Variante in Zenodots Text eingeschlichen haben. Auch Il. υ 114, φ 339 muß Aristarch, um die Lesart seines Vorgängers zu ermitteln, zur Conjektur seine Zuflucht nehmen. Da er auch sonst über die Gründe der Aenderungen und Athetesen Zenodots Vermuthungen äußert, kann er auch keinen kritischen Commentar desselben benutzt haben, war also ebenfalls der Gefahr ausgesetzt, über seine Intentionen sich zu täuschen. Hieraus folgt die große Schwierigkeit, über Zenodot heutiges Tags ein sicheres Urtheil zu fällen.

Auch für die Odyssee hat Cobet eine bisher unbenutzt gebliebene Handschrift mit Scholien in der Marciana ausgebeutet, über welche wir hier Pluygers eigene Worte anführen wollen: nova illa scholia Marciana ad Odysseam quamquam ab imperito homine excerpta eorundem librorum praeclaras continent reliquias, e quibus profluxit quidquid sani et frugi Marcianis ad Iliadem inest. Zugleich dient freylich ein von da ausgehobenes Scholion zu Od. α 97—101 als Beweis: quam longius a fontibus diducta sint veramque formam amiserint scholia illa Marciana ad Odysseam,

quam plurima, quae in Marcianis ad Iliadem servata sunt.

Herrn Professor Osanns Werk ist als Commentar zu dem Anecdotum Romanum, d. h. der Erläuterung von den Aristarchischen Noten, welche sich in einer Handschrift des Collegium Romanum findet, zu betrachten. Merkwürdigerweise sind dort zwey Erklärungen derselben Zeichen gegeben, nur von dem sogenannten Keraunion enthält dieselbe nichts; mit Recht, da sich Aristarch desselben noch nicht bediente. Den Schluß des Anecdotum bildet die Notiz über Ilias *ἀπὸ Ἑλικῶνος*, welche der Merkwürdigkeit wegen ganz hier stehen mag: *ἡ δὲ δοκοῦσα ἀρχαία* (sic) *Ἰλιάς, λεγομένη δὲ ἀπ' Ἑλικῶνος προοίμιον ἔχει τοῦτο.*

Μούσας ἀείδω καὶ Ἀπόλλωνα κλυτότοξον ὡς καὶ Νικάνωρ μέμνηται καὶ Κράτης ἐν τοῖς Διορθωτικοῖς. Ἀριστόξενος δ' ἐν ά Πραξιδαμαντίων φησὶν κατά τινας ἔχειν·

Ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι
ὅππως δὴ μῆνίς τε χόλος θ' ἕλε Πηλείωνα
Λητοῦς ἀγλαὸν υἱόν· ὁ γὰρ βασιλῆϊ χολωθείς.

Dann folgt noch ein Zusatz über den äolischen Dialekt in den Homerischen Rhapsodien und deren Begränzung durch die Koronis.

Die Erklärung der Zeichen stimmt im Wesentlichen überein mit dem, was darüber aus den venetianischen Codd. 454 und 483 von Siebenkees, und aus einem Harleianus von Cramer Anecdot. Par. III, 293 mitgetheilt worden ist. Neu ist der Artikel über das schon erwähnte *Κεραύνιον*, die Bemerkung, daß die einfache Diple *παρατίθεται πρὸς τοὺς γλωσσογράφους ἢ ἑτεροδόξους* (schr. *ἑτεροδόξως*) *ἐκδεξαμένους τὰ τοῦ ποιητοῦ*, endlich die Andeutung, daß das Genauere darüber in den *βιβλίοις τῶν συγγραψαμένων περὶ τούτων* zu finden sey. Der Verfasser wird also diese ebenfalls zu Rath gezogen haben. Solche Bücher gab es von Aristonikus, von dem Diogenes aus Cyzikus und von Philoxenus. An dem *σημεῖα* als solchem war nicht viel zu erklären, geschweige denn, daß jene Grammatiker große Bände damit füllen konnten; ihre Schriften enthielten Angaben über die kritische Behandlung Homers, namentlich durch Aristarchus, über seine Athetesen und seine Rechtfertigung angegriffener Verse. So besonders Aristonikus, von welchem Osann wohl mit gutem Grund annimmt, daß er mit der Angabe der Zeichen, d. h. der als ächt oder unächt bezeichneten Stellen auch die Begründung derselben sogleich verband, also nicht, wie Lehrs glaubt, in zwey verschiedenen Büchern das Eine und das Andere vortrug. Dieß kann auch die Subscriptio des 19. Buches der Iliade beweisen: *παράκειται τὰ Ἀριστονίκου σημεῖα μετὰ ὑπομνηματίου.* Möglich, daß aus diesem Werke ein längeres Fragment gerettet ist, nämlich was J. Bekker pag. III nach Siebenkees (Biblioth. der alten Litt. und Kunst Fasc. I, p. 69) und Thiersch (Act. phil. Monac. II, p. 588) edirt hat, kann dorther genommen seyn. Aristonikus behandelte in ähnlicher Weise Aristarch's Noten zu Hesiod. vgl. Schol. Theog. 178 und das hier p. 180 Gesagte. Diogenes von Cyzikus hat laut Suidas-Zeugniß *περὶ τῶν ἐν τοῖς βιβλίοις σημείων* gehandelt, Philoxenus aber *περὶ σημείων τῶν ἐν Ἰλιάδι*, natürlich über die von Aristarch angebrachten, welchem er, gleich Aristonikus, mitunter seine Meinung entgegenstellte. Von den oben angeführten handschriftlichen Erklärungen der Zeichen hat das aus dem jüngern Ven. (483) gezogene die größte Aehnlichkeit mit dem Anecd. Rom.; das im ältern Ven. (454) verräth merkwürdigerweise einen neuern Gebrauch in der Bezeichnung; wenigstens schließt dieß Osann aus dem Zeichen ꓱ, welches er ein schief gestelltes omega nennt, diese Form des Buchstabens soll aber nicht vor dem letzten Jahrhundert a. Chr. üblich gewesen seyn. Sonst kömmt noch das Anecdotum Parisinum*) in Betracht; es scheint auf der Schrift Sueton's, welche Suidas v. *Τράγκυλλος* citirt *περὶ τῶν ἐν τοῖς βιβλίοις σημείων* zu beruhen. Die eigentlich Aristarchischen Zeichen waren schon lange vor Sueton stark vermehrt worden. Daher der Vf. für das Anecdotum Rom. auf eine sehr frühe Zeit schließt, weil dieses über die Zeichen Aristarchs fast gar nicht hinausgeht.

Aristarch ist nicht Erfinder der *σημεῖα*, er fixirte nur ihren Gebrauch und erweiterte ihn durch

*) Von Bergk aus cod. 7530 (saec. VII.) edirt.

genauere Bestimmungen. Vor Zenodot hatte schon Kallisthenes den Homer mit Alexander dem Großen gelesen und Einiges darin notirt. (Strab. XIII, 594.) Der Text dieser Ἰλιὰς ἐκ νάρθηκος lag den Alexandrinern noch vor, aber über die Zeichen ist sonst nichts bekannt; daher für diese aus jenem kein Schluß gezogen werden darf. Die Diple soll zufolge Anecd. Par. p. 86 zuerst der sonst unbekannte Syrakusaner Leagoras den Versen Homers beygefügt haben. Der Obelus rührt von Zenodot her; die Asterisken wandte Aristophanes an (vgl. Schol. Od. γ 71), und nicht bloß das Antisigma, wie Aristarch, sondern auch das Sigma, jedoch dieses wahrscheinlich nur als Abkürzung des allgemeinen σημείωσαι.

Ueber den Gebrauch der Diple, welches in ähnlicher Art wie das Sigma die Aufmerksamkeit des Lesers erregen soll, enthält die meisten Bestimmungen das Anecd. Venet. (483), wo sieben Fälle angegeben werden. Sie steht nämlich in Bezug 1) auf nur einmal vorkommende Wörter; 2) auf den Sprachgebrauch Homers; wo diesen Zenodot unbeachtet gelassen und darum falsch geurtheilt hatte, konnte auch die διπλῆ περιεστιγμένη angewandt werden. 3) gegen die Chorizonten. 4) in Betreff alter Sagen. 5) gegen Erklärungen der Neuern, die verwerflich schienen. 6) hinsichtlich der Ἀττικὴ σύνταξις. 7) über Wörter von mehrdeutigem Sinn. Hiezu kömmt aus dem Anecdot. Rom., was im Ven. fehlt τὰ ἐναντία καὶ μαχόμενα d. h. vermeinte Widersprüche, die Aristarch zu heben wußte, und σχηματισμοὶ, z. B. die Epanalepsis, welche mehreremale in der Iliade, in der Odyssee aber nur einmal vorkömmt, α 22. Diple mit Obelos verbunden steht da, wo der Athetese ungeachtet eine anderweitige Bemerkung gemacht wird. Die Verbindung der punktirten Diple mit dem Asteriskus kömmt nicht in den Scholien vor, nur zum Text von Il. α 208, sq. Der Obelus mit Asteriskus geht auf unpassende Wiederholung einer Stelle, die anderswo am rechten Platz ist, während das Antisigma eine Variation desselben Gedankens, wo nur die eine Form bleiben kann, ausdrückt, vgl. Schol. Il. ϑ 534. Zeichen anderer Art waren die, womit Aristophanes seine Ausgaben der Lyriker versah; seine Asteriskus, Paragraphus, Koronis bestimmten die metrischen und strophischen Abtheilungen der μέλη. Bey Gelegenheit dieser metrischen Zeichen wird hier manches Beachtungswerthe über Heliodorus und Hephästion beygebracht, wie der Nachweis, daß dem Enchiridion des Letzteren der Schluß fehlt. Hephästion findet in den Ausgaben der scenischen Dichter die Paragraphos und Koronis, auch beyde Diplai, nur den Asteriskos sollen sie nicht angewendet haben, er fehlt in der That in den Scholien zu Aristophanes, welche übrigens auch Manches haben, dessen Hephästion nicht erwähnt. Die Quelle der metrischen Scholien zu Aristophanes findet der Verfasser in Heliodors Schriften, aus welchen erst noch Phaeinus und Symmachus schöpften. Sehr selten wird das Zeichen in den Scholien zu den Tragikern gedacht. Auch in denen zu Plato kommen Zeichen vor, welche aber zum Theil in den Homerischen unerhört sind, wie das χ (χιάζεται), welches Tadel gegen die damit versehene Stelle, oder Verdächtigung ausdrückt, und der ὀβελὸς περιεστιγμένος. Die Zeichen, welche Mnemon, der zur Zeit des Ptolemäus Euergetes lebte, den Hippokratischen Ἐπιδημίαι beygefügt haben soll (vgl. Galen. Comment. in Hippocr. Epidem. T. XVII, p. 600 sqq.), lassen mit den Aristarchischen, wie es scheint, keine Vergleichung zu, obgleich Osann die Vermuthung ausspricht p. 57: haec omnia quae de origine illarum notarum Hippocraticarum et de controversiis super iis agitatis enarravimus, si recordamur saeculo fere ante Aristarchum vel etiam ipso iam vivo accidisse, haud male videbimur nobis statuere, hunc in signando Homero medicorum illorum exemplum imitatum, aut certe auctoritate eorum fretum in consilio suo perficiendo confirmatum esse.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

I. Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Ein Lehrbuch für den Unterricht und zum Selbststudium von C. Bergmann und R. Leuckart. Mit 438 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttg. 1852. 690 S. gr. 8.

II. Zoologische Briefe. Naturgeschichte der lebenden und untergegangenen Thiere, für Lehrer, höhere Schulen und Gebildete aller Stände, von Carl Vogt. Mit vielen Abbildungen. Frankf. 1851. I. Band 719 S., II. Band 640 S. 8.

III. Bilder aus dem Thierleben von Carl Vogt. Mit 120 in den Text gedruckten Holzschnitten. Frankf. 1852. 452 S. 8.

IV. Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher als Werke Gottes geschildert von Otto Köstlin. Stuttg. 1851. I. Band 482 S., II. Band 453 S. 8.

Die ersten drey der hier angeführten Werke befassen sich bloß mit der Thierwelt, das vierte hat den Kreis seiner Betrachtungen über die ganze Natur ausgedehnt. Ihre Verfasser sind sämmtlich jüngere Gelehrte, die sich aber bereits durch andere wissenschaftliche Arbeiten, und der eine von ihnen auch durch seine politischen Bestrebungen, einen Namen gemacht haben.

I. Zur Bearbeitung des ersten Werkes: „anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs," haben sich zwey Naturforscher, Bergmann und Leuckart, vereinigt. Wie sie in der Vorrede anführen, haben sie so viel, als es bey solchen Unternehmungen geschehen kann, gemeinschaftlich gearbeitet und sich in ihren Ansichten der Hauptsache nach mit einander verständigt. Im Speciellen hat Bergmann die Bearbeitung der Wirbelthiere, Leuckart die der Wirbellosen übernommen; eine Theilung der Arbeit, die bey dem ungeheuern Umfange des zootomischen und physiologischen Gebietes dem Unternehmen zum wesentlichen Vortheile gereicht hat.

Die Verfasser haben mit der Bearbeitung ihrer anatomisch-physiologischen Uebersicht des Thierreichs einen gewissermaßen neuen Weg betreten. Zwar fehlt es nicht an vortrefflichen Lehrbüchern der vergleichenden Anatomie, aber eine vergleichende Physiologie, die sich über die ganze Thierwelt erstreckte, ist bisher nicht zur Vorlage gekommen. Freylich ist die letztere Aufgabe auch ungleich schwieriger als die erstere, denn die Beobachtung und Erforschung der Lebenserscheinungen ist unendlich schwieriger als die der organischen Systeme, durch welche sich selbige bethätigen. „Die wichtigsten Vorgänge entziehen sich unsern Augen. Entweder ist ihr Geschehen an den lebendigen Zusammenhang des Körpers so sehr geknüpft, daß sie außerhalb desselben gar nicht mehr vor sich gehen, während sie doch in diesem Zusammenhange wiederum unseren Sinnen unzugänglich

sind, oder es fehlen uns noch die Beobachtungsmittel, liegen noch in der Zukunft der Physik u. s. w. verborgen." Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Physiologie noch eine große Aufgabe vorbehalten ist, und daß sie zur Zeit den Hypothesen einen fast nicht geringern Spielraum, als es bey der Geologie der Fall ist, belassen muß; sie sind einstweilen Lückenbüßer für die annoch mangelnden Erfahrungen.

Wir haben es den Verfassern zum Lobe anzurechnen, daß sie von den Hypothesen einen sehr mäßigen und besonnenen Gebrauch gemacht und auch auf dem physiologischen Gebiete den thatsächlichen Erfahrungen das Hauptgewicht eingeräumt haben. Mit dem Reichthume eigner Beobachtungen haben sie in umfassender Weise die Ergebnisse der einschlägigen Literatur in Verbindung gebracht, und in dieser Weise ein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu Stande gebracht, das allen billigen Anforderungen der Männer vom Fach entsprechen und überhaupt Allen, die sich mit diesem Gebiete der Naturwissenschaften vertraut machen wollen, vollkommene Befriedigung gewähren wird. Die vielen Holzschnitte, welche dem Buche beygegeben sind, dienen den Beschreibungen zur willkommenen Erläuterung.

(Fortsetzung folgt.)

1. **Programma scholasticum de carminum Homericorum editione.**
2. **De Zenodoti carminum Homericorum editione.**
3. **Anecdotum Romanum de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis.**
4. und 5. **Osanni P. P. O. Quaestionum Homericarum Particula.**

(Schluß.)

Nur spärlich sind die Spuren der Notirung von Thucydides und Demosthenes, und haben, wo sie vorkommen, meist rhetorische Bedeutung. Der Art mag das παραγραφικὸν ἐν δεινότητι seyn, welches wir unter dem Citat II, 64 vergebens gesucht haben; es scheint sich auf den Gebrauch der translatio actionis zu beziehen und mit den kritischen Zeichen in keiner Verbindung zu stehen. Auch das bey Ulpian häufige σημειῶσαι leitet Technisches ein. Von der Texteskritik des Demosthenes gibt Harpokration s. v. Ναυκραρικὰ und ἀργᾶς Kunde. Hier kommen die sorgfältigen Abschriften des Attikus in Betracht, welcher von mehreren Autoren, auch von Plato die besten Originale sich zu verschaffen wußte. Letzteres ist erst kürzlich bekannt geworden aus dem von Daremberg Paris 1848 herausgegebenen Fragment eines Commentars von Galenus zum Platonischen Timäus. Hiemit bringt Osann die von Proklus erwähnte ἐπισημασία des Attikus in Zusammenhang. Aber soll der Attikus, welcher von allen Rednern Abschriften besorgte und außerdem von Plato, identisch seyn mit dem Philosophen Attikus, der neben Plutarch und Onetor öfter genannt wird? *) Von kritischen Zeichen bey Diodor und in der Anthologie kann nicht die Rede seyn, obwohl Reinesius dergleichen annahm. Selbst über die bey den Kirchenvätern vorkommenden notae verbreitet sich unser Verf. Für die den lateinischen Autoren beygefügten Zeichen ist das zuerst von Bergk edirte, dann auch hier nebst dem entsprechenden Abschnitt aus Isidorus (Orig. I, 20) 327 — 334 abgedruckte Anecdotum Parisinum Hauptquelle. Nach Osanns sehr wahrscheinlicher Emendation einer stark korrupten Stelle daraus (p. 328) waren die Grammatiker, welche den Ennius, Lucilius und einige älteren Historiker mit Zeichen versahen: Varro, Ennius der Jüngere, Aelius, Aquila und Probus. Für Varro substituirte Bergk den Vargunteius, für Aelius und Aquila den einen Laelius Archelaus mit Berufung auf Suetonius de illustr. gramm. §. 24. Dort aber ist nur der Vorlesungen gedacht, in welchen Vargunteius den Ennius, Laelius Archelaus den Lucilius recitirte. Aquila ist übrigens der von Isidor und Xiphilin

*) In welcher Schrift Attikus seine Kosmologie nach Plato vortrug, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Der Scholiast des Plato p. 436 differirt bedeutend von Eusebius Praep. Ev. pag. 39. ed. Gaisf.



erwähnte Freygelassene des Maecenas, also bedeutend älter als der griechische und römische Rhetor gleiches Namens. Von Valerius Probus wurden Lucrez und Virgil, man sagt auch Horaz mit Zeichen versehen, der libellus de notis aber, der seinen Namen trägt, rührt nicht von ihm her. Probus bediente sich nicht bloß der Aristarchischen Zeichen, sondern derer, welche in seinem Zeitalter jene theils ersetzt, theils vermehrt hatten. Der von Bergk in mehreren Programmen behandelte Servius Cassellanus bewahrt einige Angaben darüber: der alogus trat an die Stelle des Obelos; ihn erwähnt ein späterer Scholiast Homers zu Il. π 613 (Vict.). Die dipla aversa cum obelo kömmt zu Virg. Aen. X, 88 vor, wo der Obelus an die Stelle des Paragraphus gesetzt ist. Die Zeichen des Mediceischen Codex Virgils gehen nicht auf Probus zurück, und corrigiren entweder Schreibfehler oder berichtigen die Interpunktion. Aber die scholia Veronensia sprechen von den notae des Probus. Die Handschriften Lucan's sind hie und da mit Zeichen versehen, besonders für interpolirte oder eingeschobene Verse; von denen Aristarchs sind sie ganz verschieden.

Was in dem Anecdotum Romanum von der alten Ilias *ἀπ' Ἑλικῶνος* erzählt wird, scheint auf einer antiken Mystification zu beruhen, deren Entstehung wir freylich nicht mehr zu untersuchen vermögen, da die Gewährsmänner Nikanor, Krates und Aristoxenus, welche die sehr mißrathenen Proömien daraus besprochen haben sollen, nicht mehr eingesehen werden können. Jedermann muß aber an dem Uebergang auf das Homerische *ὁ γὰρ βασιλῆϊ χολωθεὶς* Anstoß nehmen, wenn vorher des Agamemnon nicht gedacht ist, geschweige denn, daß Jemand sich befreunden könne mit der Zusammenstellung *ὅππως δὴ μῆνίς τε χόλος θ' ἕλε Πηλείωνα Λητοῦς τ' ἀγλαὸν υἱόν* (das *τ'* rührt von Osann her). Der Herausgeber hat sich viele Mühe gegeben, zu beweisen, daß die Ilias mit einer Anrufung der Musen im Plural begonnen haben könne; jene Schwierigkeiten aber übersah er, was bey der sonst so umsichtigen Behandlung sehr auffällt. In Betracht dieser Beschaffenheit der angeblichen Proömien wird man sich wohl nicht wundern, wenn in den alten Scholien nirgends davon die Rede ist; es bedarf nicht der 260 gegebenen Erklärung: cuius rei (d. h. eius Iliadis, quae *ἀφ' Ἑλικῶνος* appellata dicitur, mentionem fieri nullam) nisi casui tribuendum est, caussam ego quidem haud video aliam, quam quod, ut antiqua illa diorthosis Euripidis per sola Suidae et Eustathii testimonia ad nostram cognitionem perlata, ab Alexandrinis ob vetustatem neglecta esse videtur, ita etiam illa in obsoletis Homeri exemplis habita oblivioni tradita fuit. Ist aber mit den neu entdeckten Versen wenig gewonnen, und können sie gar nicht die Ilias eröffnet haben, so wird auch die Benennung einer solchen Ausgabe gleichgültig und die Frage erscheint müssig, ob die corrupte Lesart *ἀπ' Ἑλικῶνος* wirklich in *ἀφ' Ἑλ.* zu ändern, oder aus einem andern Namen entstanden sey. In jenem Fall müßten die Musen im Verlauf des Proömiums ebenso als Helikonische angerufen seyn, während sie jetzt überall bey Homer nur Olympische heißen. Daß für andere Gedichte, wie Hesiods Werke und Tage, besonders die Theogonie mehr als im Proömium vorhanden ist, kann natürlich nur die Möglichkeit solcher Variationen beweisen, welche gewiß Niemand bezweifeln wird; ihr Werth ist jedenfalls sehr ungleich. Rec. hat vor zehn Jahren nachzuweisen gesucht, daß das ächte Proömium der Theogonie nur aus 1 — 4, 22 — 35, 104 — 7 bestehe, das Uebrige aus Paraphrasen und mannichfaltigen, die Musen betreffenden Bruchstücken zu einem bunten pannus zusammengeflickt sey (Wiener Jahrb. XCIX, 158 sqq.); daher er jetzt, aufrichtig gesagt, damit nicht einverstanden seyn kann, wenn Osann drey Proömien der Theogonie annimmt (271) I: 1—35. II: 36—103. III: 104 — 115. Dann vs. 116 darf nicht mit 35 verbunden werden, wohl aber knüpft sich in gewohnter Weise 104 an: es kann demnach nur von zwey Proömien die Rede seyn; aber auch das zweyte nach Osanns Annahme verdient kaum den Namen, da es, statt die Musen zur Besingung der Göttererzeugungen aufzufordern, dieselbe als schon geschehen darstellt, also eine Variation von 11 — 21 gibt. Wir vermögen mithin nicht die Zuversicht des Verfassers zu theilen, mit der er behauptet p. 268: „a vero adhuc aberratum ideo est, quod non

perspectum fuit, prooemium quod vulgo unum putatum est, ex tribus singularibus constare, quibus deinceps compositis monstrum illud processit proloquii, in quo critici merito haesere. Accidit prorsus idem *quod in Iliade factum esse iam sine ulla controversia constat*: prooemia nonnulla numero iam tria, quibus rhapsodi in decantanda Theogonia usi erant et quae fortasse singula singulis carminis exemplis praefixa deprehendebantur, ad posteritatem venerunt et ab iis, qui Hesiodorum carminum reliquiis undecunque colligendis operam darent, servata et iuxta deinceps conscripta sunt. Huius sententiae probatio eo potissimum argumento nititur — gravissimo, quod tripartita illa ratio attendenti sponte appareret et sine ullo artificio conficitur.“

Nicht ohne Interesse ist der Schluß des Anecdotum Romanum, welcher die Ansicht des Zopyrus von Magnesia anführt, daß das Homerische Epos im Aeolischen Dialekt verfaßt sey, welcher auch Dikaearchus beypflichtete und die Angabe, die einzelnen Rhapsodien seyen ursprünglich nur durch die Koronis von einander unterschieden worden, welche Notizen zu einem inhaltsreichen Commentar Anlaß geben.

Die Dissertationen unter 4 und 5 betreffen theils den Zenodot von Ephesus und den von Alexandria, theils die Anwendung der Accente und anderer von den Grammatikern erfundenen Zeichen. Dort, in Nr. 4, erklärt sich Osann über Zenodorus, den angeblichen Verfasser des Buches *περὶ τῆς Ὁμήρου συνηθείας* gerade so, wie Ref., vgl. Münchn. Gel. Anz. 1850, Nr. 37, p. 301, daß nämlich nicht Zenodorus, wie Düntzer de Zenodoti studiis Homericis, p. 25 sqq., noch behauptet, sondern der jüngere Zenodot, von Melos gebürtig, und als Landsmann des Krates Gegner von Aristarch, jenes Werk geschrieben haben müsse. Aus einem andern Buch desselben weist Osann ein Citat nach bey interpr. Veron. Verg. p. 71 ed. Mai. Auf ihn sind auch die Citatae aus den *ἐθνικαὶ λέξεις* zu beziehen, und beweisen für ähnliche Anführungen, wo er nicht als der Alexandriner bezeichnet ist; von seinem Aufenthalt in Alexandria führte er nämlich auch diesen Namen. Die *γλῶσσαι* des Ephesiers erkennt Osann in so ferne an, als er sie nicht als selbstständiges Werk desselben gelten lassen will, sondern als Anmerkungen zu Zenodots Text, welchem er dergleichen nur da beyfügte, wo er die Lesart änderte. Möglich, daß diese Glossen später gesammelt und unter Zenodots Namen herausgegeben wurden. Wenn ferner in der tabula Iliaca, welche leider zu Anfang verstümmelt ist, Zenodots Name erscheint, so geht das nach Osanns Ansicht auf die Zählung der Tage der Ilias, worüber man schon im Alterthum verschiedener Meinung war. Der Tractat über die Stimmen der Thiere, worüber vgl. Valck. ad Ammonium p. 283 ed. Amm. und der offenbar späte *περὶ αὐθυποτάκτων καὶ ἀνυποτάκτων* scheinen pseudonym zu seyn.

Der Gebrauch der Accente verblieb lange der Schule, wie die neuerdings in Aegypten aufgefundenen papyri beweisen, in welchen entweder gar keine, oder nur sehr wenige Zeichen der Art vorkommen. Dasselbe gilt von dem spiritus (ursprünglich ein getheiltes H, so daß ⊢ asper, ⊣ lenis); wie man sich denken kann, war vollends die Interaspiration dem nichtgrammatischen Publikum fremd. Auch die Koronis und der Apostroph wurden nur von den Grammatikern angewandt, unter denen Aristophanes zuerst systematisch und planmäßig damit verfuhr.

Schließlich spricht Osann hier nochmals über Alexanders des Gr. *Ἰλιὰς ἐκ νάρθηκος* und thut dar, daß die Vorstellung, Aristoteles habe daheim seinem königlichen Zögling einen von ihm selbst kritisch bearbeiteten Text übergeben, auf keiner sichern Autorität beruhe.

Ludw. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

I. Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs.
II. Zoologische Briefe.
III. Bilder aus dem Thierleben von Carl Vogt.
IV. Gott in der Natur.

(Fortsetzung.)

Die Anordnung des Stoffes ist folgende. Voran geht eine Einleitung, welche von dem thierischen Leben, den Bestandtheilen und dem Baue der Thiere im Allgemeinen handelt. Der spezielle Theil besteht aus 2 Abtheilungen, wovon die erste die Organe und Funktionen der Erhaltung des einzelnen Thieres, und die zweyte die Organe und Funktionen zur Erhaltung der Arten der Thiere in Betrachtung zieht. In der ersten Abtheilung werden zuvörderst die vegetativen Organe und ihre Thätigkeiten, und dann die Organe und Funktionen des animalischen Lebens abgehandelt. Die zweyte Abtheilung befaßt sich zuerst mit der Entstehung der Thiere und dann mit ihrer Metamorphose. Die Behandlung ist so eingerichtet, daß immer mit den vollkommensten Thieren begonnen und in systematischer Ordnung zu den unvollkommensten stufenweise herabgeschritten wird.

Wir halten es für überflüssig, bezüglich dieses Lehrbuches auf eine weitere detailirte Auseinandersetzung einzugehen, da eine solche kein besonderes Interesse haben kann. Wir wollen nur noch wiederholt versichern, daß uns die Lösung der Aufgabe, die sich die Verfasser gesetzt haben, in der Hauptsache vollständig befriedigt hat und daß wir demnach ihre Arbeit aufs Beste empfehlen können.

II. Das Feld, welches sich C. Vogt in seinen „zoologischen Briefen“ zur Bearbeitung gewählt hat, ist von noch weit größerem Umfange als das, welches sich Bergmann und Leuckart ausgesucht hatten. Seine Arbeit soll nämlich die systematische Zoologie, die vergleichende Anatomie, die vergleichende Physiologie, die vergleichende Entwicklungsgeschichte, die Paläontologie und die zoologische Geographie zugleich umfassen. In wie weit ihm diese umfangreiche Aufgabe zu lösen möglich geworden ist, darüber erklärt er sich in der Vorrede selbst in folgender Weise.

„Schon aus dem Umfange der Arbeit ergiebt sich, daß es unmöglich wäre, auf das Einzelne einzugehen. Nur die größern und größten Gruppen können genauer in das Auge gefaßt und ihrem Wesen nach verständlich gemacht werden. Der Leser wird mit diesem Buche in der Hand nicht diesen oder jenen Käfer bestimmen und den ihm von den Zoologen gegebenen Namen auffinden können; kaum wird es ihm möglich seyn, seine Schmetterlings- oder Muschelsammlung einigermaßen darnach zu ordnen und in die systematischen Gruppen zu vertheilen. Das Ziel, das ich mir gesteckt habe, ist ein anderes; ich hoffe, der Leser soll, nachdem er dieses Buch aufmerksam gelesen und sich mit seinem Inhalte vertraut gemacht hat, wissen, was ein Insekt, eine Qualle, ein Fisch, ein Säugthier ist, wie die Lebensverrichtungen der Thiere zu Stande kommen, auf welche Weise sie sich von andern Thieren unterscheiden und welche Stelle sie in dem Bilde einnehmen, welches die Thierwelt vor uns aufrollt?“

Sollen wir nun gleich von vorn herein unser Urtheil darüber abgeben, in wie weit wir die Lö-

sung der vom Verf. gestellten Aufgabe durch ihn für befriedigend erachten, so müssen wir ihm vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus ohne Bedenken und Rückhalt zugestehen, daß er im Allgemeinen und in der Hauptsache seine Aufgabe in gelungener Weise gelöst hat. Seine Darstellung ist klar, übersichtlich, gut geordnet, lebendig gehalten und gut niedergeschrieben, die Abbildungen sind zahlreich und zweckmäßig ausgewählt: lauter Eigenschaften, die ein Buch zum Studium und Unterricht empfehlenswerth machen. An dieses allgemeine Urtheil wollen wir nun noch einige kritische Bemerkungen anknüpfen, welche theils einzelne wissenschaftliche Ansichten und Angaben des Verf. näher prüfen, theils einige seiner Excurse, die über das Gebiet der Naturgeschichte des Thierreichs hinausschweifen, genauer beleuchten sollen.

Zuvörderst ist bemerklich zu machen, daß der Titel: „zoologische Briefe,“ ganz unpassend gewählt ist, da diese Naturgeschichte von der Briefform gar nichts an sich trägt, sondern man an sie nur in so fern erinnert wird, daß den einzelnen Abtheilungen statt der Ueberschrift: Abschnitt oder Kapitel, das Wort: Brief vorgesetzt ist. Der Verf. hat seinen Stoff ganz in der gewöhnlichen systematischen Anordnung behandelt, wobey er mit der untersten Klasse anfängt und mit der höchsten den Schluß macht.

Thierklassen stellt der Verf. 25 auf. Ueber diese Zahl wollen wir nicht mit ihm rechten, da bisher unter den Zoologen keine Einigung über die Begrenzung der Klassen hergestellt ist und demnach fast jeder auf eine andere Zahl kommt, je nachdem er einzelne Ordnungen zu besondern Klassen erhebt, oder umgekehrt manche Klassen anderer Systematiker bloß für Ordnungen erklärt und unter jene einfügt. So lange kein festes Princip für die Klassenbestimmungen ermittelt ist, müssen alle derartigen Versuche mit Nachsicht aufgenommen werden. Von solcher scheint aber der Verf. nichts wissen, wenigstens nicht an Andern sie üben zu wollen, denn indem er dem Beyspiele etlicher französischer Zoologen folgt, welche die Klasse der Reptilien in 2 trennen, so daß sie die Nackthäuter als Klasse der Amphibien der Klasse der Reptilien gegenüber stellen, setzt er die Bemerkung hinzu, daß es trotz aller Kenntniß der innern Organisation und der Entwicklungsgeschichte noch nicht gelungen sey, „den konservativen Trotz der meisten und besonders der deutschen Naturforscher zu überzeugen, daß man endlich einmal die alte Leyer von den 4 Wirbelthierklassen aufgeben und die Amphibien und Reptilien als 2 streng gesonderte Klassen hinstellen müsse.“ Wenn hier der Verf. selbst nicht läugnen kann, daß den Gegnern der Trennung die Verhältnisse der innern Organisation und der Entwicklungsgeschichte recht wohl bekannt sind, und wenn er ferner selbst außer Stand ist, irgend einen neuen Grund für die Durchführung der Scheidung vorzubringen, so hätte er bey ruhiger Ueberlegung doch wohl zur Einsicht gelangen sollen, daß diejenigen Zoologen, die sich nicht zur Sonderung in 2 Klassen verstehen, eine andere Taxation der Merkmale in Anwendung bringen und den einigenden einen höhern Werth zugestehen, als es von ihm und seinen französischen Vorbildern geschieht. Rohes Schmähen, wie es hier vom Verf. geschehen ist, zeigt gewöhnlich nur an, daß man der Evidenz seiner Argumente selbst nicht gewiß und daher einer Nachhülfe bedürftig ist, die der Mann von Bildung mit Indignation zurückweißt.

Wenn es nun gleich bedenklich erscheint, dem Verf. widersprechen zu wollen, so können wir doch nicht umhin, noch Einiges gegen seine Klassifikation einzuwenden, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu neuen Zornausbrüchen zu veranlassen. Wir sind nämlich der Meinung, daß nicht alle Zoologen Lust und Belieben haben werden, seine Klassifikation unbedingt zu adoptiren. Wenn man z. B. nur den einzigen Punkt hervorhebt, daß er aus den Quallen 3 Klassen errichtet, von denen die der Röhrenquallen durch die Würmer von den beyden andern getrennt, dagegen trotz ihrer symmetrischen Organisation zu den Weichthieren mit unregelmäßiger Organlagerung versetzt wird, so könnten denn doch nicht unerhebliche Bedenken gegen eine solche Trennung wie gegen eine solche Vereinigung geltend gemacht werden. Allein, auch von den einzelnen Fällen ganz absehend, können wir nicht einmal das Princip, welches den Verf. bey seiner Klassifikation geleitet hat, anerkennen.

Der Verf. legt nämlich bey derselben die Entwicklungsgeschichte zu Grunde, indem er zuerst 3 Provinzen, wie er sie nennt, begründet nach folgenden Merkmalen: 1) Gegensatz zwischen Embryo und Dotter, 2) Umwandlung des ganzen Dotters in den Embryo, 3) kein Ey. Die erste Provinz theilt er in 3 Kreise: a) Dotter bauchständig (Wirbelthiere), b) Dotter rückenständig (Insekten im Linneischen Sinne), c) Dotter kopfständig (Kopffüßer). Die zweyte Provinz umfaßt ebenfalls 3 Kreise, aber hier läßt schon das Princip aus und wird durch ein anderes: die Organablagerung, ersetzt; letztere ist a) unregelmäßig (Weichthiere mit den Rippenquallen und Bryozoen), b) bilateral (Würmer) und c) strahlig (Strahlthiere). Die dritte Provinz begreift die beyden Klassen: Infusorien und Wurzelfüßer.

Wir können mit einem solchen Eintheilungsprincipe uns nicht einverstanden erklären. Zuvörderst haben wir dagegen zu erinnern, daß es noch gar nicht an der Zeit ist, ein solches durch die ganze Thierreihe in Anwendung bringen zu wollen. Selbst von den höheren Thieren, insbesonders aber von ganzen Klassen der niederen wirbellosen Thiere ist ihre Entwicklungsgeschichte, zumal die aus den ersten Lebensstadien, in noch so wenig Fällen gekannt, daß eine Verallgemeinerung aus so dürftigen Anhaltspunkten gar keine sichere Unterlage hat *). Aber gesetzt auch, die ersten Stufen der Entwicklung giengen ohne Ausnahme so vor sich, wie der Verf. sie in voreiliger Weise postulirt, so wäre damit nichts anders als die Annahme gebilligt, daß den Entwicklungsstadien des Thieres ein höherer Werth als seinem vollendeten Zustande beyzulegen sey. Mit einer solchen Ansicht wird sich aber keineswegs die Majorität der Zoologen einverstanden erklären, wir wenigstens werden es nimmermehr gutheißen, daß der Embryonenzustand, und nicht der vollendete Zustand, die einzig maaßgebende Norm für die Klassifikation des Thierreichs sey. Ein solches Verfahren, wo dem Unfertigen, dem Unvollendeten, der Vorrang vor dem Fertigen und Vollendeten zuerkannt wird, weist schon der gesunde Menschenverstand als ein barockes und verkehrtes von sich ab. Dem revolutionslustigen Verf., welcher der Hoffnung lebt, daß die Revolution von 1848 vielleicht dazu bestimmt sey, einen befruchtenden Einfluß auf die Entwicklungslehre auszuüben, mag die Verkehrung und Umstürzung naturgemäßer Verhältnisse allerdings Vergnügen machen, und er in ihr sein eigentliches Lebenselement finden; die Zoologen werden aber besonnen genug seyn, ihn auf seinen Abwegen allein sich abmühen zu lassen.

Wir sind mit dieser Einrede keineswegs gemeint, der Entwicklungsgeschichte des Thierreichs ihre wahre Bedeutung verkürzen zu wollen. Referent ist dazu um so weniger geneigt, als der Beginn seiner Universitäts-Studien in Würzburg gerade in die Zeit fiel, wo unter Döllinger's Leitung die weltberühmten Versuche über das bebrütete Ey angestellt und damit der gewaltige Impuls für Verfolgung einer neuen Richtung in der Physiologie begründet wurde. Seit jener Zeit hat Ref. das lebhafteste

*) Eben als diese Anzeige dem Drucke übergeben werden sollte, kommt mir Bischoff's Entwicklungsgeschichte des Meerschweinchens zu, wodurch auf einmal das ganze Eintheilungsprincip von Vogt über den Haufen geworfen wird. Bischoff fand nämlich, daß bey dem Meerschweinchen der Embryo eine Lage hat, welche der bisher von andern Wirbelthieren bekannt gewordenen geradezu entgegengesetzt ist: der Embryo liegt nämlich nicht wie sonst mit seiner Bauchfläche auf dem Eye und mit seiner Rückenseite nach außen hin, sondern gerade umgekehrt, er liegt mit seiner Bauchseite nach außen, mit seinem Rücken gegen die Eyhöhle. Nach der Klassifikation von Vogt würde demnach das Meerschweinchen den Insekten angereiht werden müssen; eine Zumuthung, gegen die freylich der „conservative Troß" der Zoologen sich noch etwas sperren dürfte. Mit Bischoff aber möchte es gerathen seyn, durch diesen unerwarteten Fall sich von Neuem mahnen zu lassen, keine Naturgesetze voreilig construiren und vor dem Generalisiren auf wenige Anhaltspunkte hin sich hüten zu wollen.

Interesse für diesen Gegenstand behalten, und es ergreift ihn freudiges Staunen und Bewundern bey Vergegenwärtigung der bedeutenden Resultate, die bereits auf diesem Gebiete gewonnen worden sind, und er weiß sie sehr wohl werth zu schätzen da, wo sie ihren rechten Platz haben. Sie bilden ein wesentliches Moment in der Lebensgeschichte der Thiere, und gehören daher mit zu ihrer Charakteristik; auch verkennen wir nicht, daß bey den untern Thieren die Entwicklungsgeschichte nicht selten der Leitfaden wird, der uns zur Orientirung über die systematische Stellung mancher Formen mit verhilft. In solcher Weise glauben wir die rechte Mitte einzuhalten und den Werth der Entwicklungsgeschichte weder zu unter-, noch zu überschätzen.

Zu welchen naturwidrigen Gruppirungen die Ueberschätzung der Momente aus den ersten Lebensstadien führt, davon wollen wir doch zwey concrete Fälle aus des Verfassers systematischer Anordnung der warmblütigen Thiere anführen.

Seit Owen's Untersuchungen über die Beutelthiere ist es gewöhnlich geworden, die Säugthiere in solche ohne Mutterkuchen und in solche mit Mutterkuchen abzutheilen. Wir können diese Eintheilung, die zunächst nur einen physiologischen Werth hat, auch in der Zoologie adoptiren, da wir dem physiologischen Merkmale noch zwey rein zoologische: das Vorkommen oder den Mangel der Beutelknochen und des Hirnbalkens zuzufügen im Stande sind. Auf Seite derjenigen Abtheilung, welche sich durch Mangel des Mutterkuchens, die Verkümmerung des Hirnbalkens und das Vorkommen der Beutelknochen auszeichnet, stehen bloß die Beutelthiere und Gabelthiere (Monotremata); alle anderen Säugthiere gehören der zweyten Abtheilung an.

Letztere Abtheilung scheidet der Vf. wieder in zwey Reihen: 1) mit zerstreuten Mutterkuchenzotten (Walle, Dickhäuter, Einhufer, Wiederkäuer und Zahnlücker); 2) mit gürtelförmigem Mutterkuchen (Robben und Fleischfresser); 3) mit scheibenförmigem Mutterkuchen (Insektenfresser, Flatterthiere, Nager, Affen und Zweyhänder). — Die Stellung, welche hier den Zahnlückern in der ersten und den Nagern in der letzten Reihe angewiesen ist, können wir nichts weniger als naturgemäß erklären. Die Naturwidrigkeit einer solchen Anordnung, die nur auf einen vorübergehenden Moment in den ersten Lebensstadien begründet ist, würde noch größer geworden seyn, wenn der Verf., wie er eigentlich gesollt hätte, in seiner ersten Reihe zwischen Placenta diffusa und Placentae cotyliformes unterschieden hätte, denn alsdann wären die Kameele und Lamas von den übrigen Wiederkäuern abgetrennt worden und der ersten Reihe zugefallen. Eine solche durchgreifende Scheidung tritt aber bey den Zahnlückern ein, denn während bey dem Faulthiere der Mutterkuchen aus gesonderten Cotyledonen besteht, bildet er bey dem zweyzehigen Ameisenfresser einen rundlichen Kuchen. Dieses Beyspiel zeigt abermals, wie mißlich es ist, auf einige wenige Fälle hin gleich allgemeine Resultate zu bauen. Es steht dahin, ob insbesondere die Nager, deren geringster Theil erst auf die Beschaffenheit der Placenta untersucht ist, in dieser Beziehung sich gleichförmig verhalten; man weiß wenigstens bereits so viel, daß bey ihnen nicht bloß ein, sondern auch zwey Mutterkuchen vorkommen können.

Bey den Vögeln bringt der Verf. die Ordnungen in 2 Reihen nach der Befähigung der Jungen nach dem Ausschlüpfen aus dem Eye ihre Nahrung gleich selbst zu suchen oder nicht, und theilt sie darnach in Nestflüchter (Pippeln) oder Nesthocker. Durch diese Eintheilung werden schon gleich die sich sonst so nahe verwandten Ordnungen der Tauben und Hühner auseinander gebracht, aber, was noch schlimmer ist, der Verf. theilt die große Familie der Reiher und Störche, deren Junge bekanntlich Nesthocker sind, den Nestflüchtern ohne allen Argwohn zu, ja, um die Confusion zu vergrößern, reiht er seiner Familie der Reiher auch den Kranich an, dessen Junge Nestflüchter sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

I. Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs.
II. Zoologische Briefe.
III. Bilder aus dem Thierleben von Carl Vogt.
IV. Gott in der Natur.

(Fortsetzung.)

An solchem doppelten Mißgriff ist nun zwar das Eintheilungsprincip des Verf. nicht Schuld, sondern nur seine irrige Anwendung; für den Verfasser eines Lehrbuches wäre es aber doch räthlich, wenn er sich in den Thatsachen zuvor besser orientirt hätte. Ueberhaupt merkt man es bey der Charakteristik der warmblütigen Thiere an den vielerley Verstößen, die vorkommen, recht wohl durch, daß hier der Verf. auf einem ihm nicht ausreichend bekannten Gebiete sich bewegt; am auffallendsten tritt dieß aber bey der Charakteristik des Menschen, der bey ihm die letzte Ordnung der Säugthiere, die Zweyhänder, bildet, hervor.

Der Verf. spricht zuerst mit großer Verachtung von den bisherigen Leistungen in der Naturgeschichte des Menschen.

„In der That gibt es kein anderes Feld der Naturgeschichte, welches im Vergleiche zu der Wichtigkeit der aufgestellten Fragen so wenig genügende wissenschaftlich festgesetzte Thatsachen darböte und kein anderes, in welchem Faseley und grober Unverstand nebst unendlicher Bornirtheit sich so breit gemacht hätten, als gerade hier. Wir werden in dem Verlaufe dieses Abschnittes sehen, daß die wichtigsten Kennzeichen, deren constante Eigenthümlichkeiten die Arten und Rassen der Menschengattung charakterisiren, bis auf die neueste Zeit gänzlich außer Acht gelassen wurden, während man auf unbedeutende Aeußerlichkeiten das größte Gewicht legte, so daß auch jetzt noch die menschliche Naturgeschichte größtentheils auf Vermuthungen und nur zum geringsten Theile auf wahrhaften Thatsachen beruht.“

Zu diesen Schwierigkeiten materieller Art kämen dann, wie der Verf. weiter klagt, noch andere, welche zwar längst weggeräumt seyn sollten, aber dennoch fortwährend den verderblichsten Einfluß äußerten, nämlich die religiösen Vorurtheile, insbesondere das Festhalten der „jüdischen Mythe“ von einem einzigen Stammpaare des Menschengeschlechts. Eine andere Schwierigkeit stelle sich ferner der wissenschaftlichen Untersuchung der Naturgeschichte des Menschen durch die Art und Weise entgegen, wie die Materialien zu derselben gesammelt würden.

„Die meisten wissenschaftlichen Expeditionen sind bis jetzt nur Streifzüge gewesen, auf denen die Schiffsärzte ans Land stürzten, um einige Skizzen zu zeichnen, unbestimmte Schädel auf Begräbnißplätzen aufzuwühlen, und falsch gehörte nnd falsch verstandene Sprachproben in das Notizenbuch aufzuzeichnen. Die Missionäre, welche sich zu längerem Aufenthalte bey solchen Völkern berufen glaubten, waren größtentheils durchaus unfähige Subjekte, und wenn man aus den Nachrichten mancher älteren katholischen Missionäre, namentlich der Jesuiten, manche brauchbare Thatsache entnehmen kann, so ist dieß bey dem völligen Blödsinne der heutigen und besonders protestantischen Missionäre durchaus unmöglich.“

Erst in der neueren Zeit habe man, wie es der Verf. anerkennt, begonnen, die anthropologischen

Untersuchungen auf wahrhaft wissenschaftliche Basen zu stützen und man habe hier zwey gleich fruchtbringende Richtungen zu unterscheiden, nach welchen diese Untersuchungen geführt werden müßten, nämlich die sprachwissenschaftliche und die der physikalischen Kennzeichen, welche beyde in gegenseitiger Verwandtschaft stünden.

Nach diesen weitläufigen Besprechungen der falschen und ächten Methoden, die man bey den Untersuchungen der Naturgeschichte des Menschen zu vermeiden oder anzuwenden habe, wird die Erwartung erregt, daß nun der Verf. eine ganz neue wissenschaftliche Auseinandersetzung der Rassen vorlegen werde. In solcher Erwartung findet sich aber der Leser gewaltiglich getäuscht, denn was ihm hierüber der Vf. bringt, sind nichts weiter als die alten fünf Blumenbach'schen Rassen, mit der Veränderung, daß er sie nicht Rassen, sondern Arten nennt, daß er ihnen zum Theil andere Namen beylegt, und daß er eine Menge Irrthümer einmischt, die freylich vom alten Blumenbach nicht zu erwarten gewesen wären. Ueber diese 5 Arten zuerst einige Bemerkungen; nachher wollen wir eine Prüfung vornehmen über des Verf. Berechtigung, den Rassen den Namen von Arten beyzulegen.

1) Der Aethiopier. Da der Verf. seine Arten hauptsächlich auf „die qualitative Verschiedenheit des Hautpigments" begründet, so stellt er dieses Merkmal gleich voran und bezeichnet die Hautfarbe seiner ersten Menschenart als mehr oder minder schwärzlich, was von dem gesättigten Dunkelbraun bis zu dem tiefsten Sammtschwarz wechselt. Nach dieser Diagnose würden die Hottentotten nicht zu der Species des Aethiopiers gehören, da ihre Haut weder sammtschwarz, noch selbst dunkelbraun, sondern gelbbraun ist; dagegen würden die südlichen Hindus dieser Art zufallen, da ihre Hautfärbung weit dunkler ist als die mancher ächten Aethiopier. Eben so irrig charakterisirt er die eigentlichen Neger durch die tiefe Hautschwärze; aus einer Menge der genauesten Berichte wissen wir, daß ein tiefes Schwarz nur wenig Stämmen zukommt und meist durch Beymischung von Gelb oder Roth weit lichter ist. Fast komisch nimmt es sich aus, den Verf. noch in der alten Meinung befangen zu sehen, daß die ungeheure Lockenperücke der Papuas eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Rasse sey. Hier hat er sich allerdings von den eilig ans Land gestürzten Schiffsärzten der früheren Zeit dupiren lassen, denn aus mehrfachen Untersuchungen weiß man schon lange, daß diese Perücke ein künstlicher Kopfputz ist und daß die Papuas gelernte Perückenmacher sind.

2) Der Malaye. Hier führt der Verf. die Alfuru's an und sagt von ihnen, daß sie Australien, Neuguinea, Borneo, Java und Sumatra bewohnten und abschreckende Negerphysiognomien zeigten, obwohl sie stets lange straffe Haare hätten. Mit dieser Zusammenstellung, wie sie vor mehreren Decennien allerdings als richtig angenommen wurde, hat sich der Verf. abermals hinter das Licht führen lassen, indem ihm die neueren berichtigenden Untersuchungen gänzlich unbekannt geblieben sind. Seine Alfuren sind nämlich ein Confusum dreyer Rassen: der Australier von Neuholland, der Papuas von Neuguinea und echter Malayen auf den genannten malayischen Inseln. Daß die sogenannten Alfuren der letzt erwähnten Inseln ihrem Körperbaue nach ganz und gar dem malayisch-polynesischen Stamme und keineswegs den Australiern oder Papuas angehören, darüber hätte er sich schon im Basler Missionsmagazin vom Jahre 1836 und 1840 belehren können; der „Blödsinn," den er den Missionären vorwirft, muß demnach doch nicht so „völlig" seyn, weil er Unterschiede aufzufinden wußte, die dem Scharfsinn des Hrn. Vogt entgangen sind. Will er aber wegen seiner Antipathie gegen die Missionäre das Basler Magazin nicht zu Rathe ziehen, so verweisen wir ihn bezüglich dieses Punktes auf die umfassenden, an Ort und Stelle geführten Untersuchungen von S. Müller und Junghuhn, die freylich dem Naturforscher bekannt seyn sollten.

3) Der Amerikaner. Der Verf. verlangt, daß nähere Untersuchungen angestellt werden müßten, um nachzuweisen, ob die alten Kulturvölker der Indianer wirklich nicht zu den Schiefzähnern, sondern zu den Geradzähnern gehörten. Diese Untersuchungen hält er für bedeutungsvoll, da die höhere Ausbildung dieser ausgestorbenen Stämme eine Unter-

stützung für die Ansicht geben würde, daß die Kulturperiode der amerikanischen Völkerschaften vorüber und die ganze Art dem allmähligen Untergange geweiht sey. So gestellt wäre allerdings die Lösung dieser Frage von großer Bedeutung, selbst für die Weltgeschichte; der scharfsinnige Fragesteller hat nur dabey vergessen, daß das Material zur Beantwortung derselben, nämlich die Originalschädel, bereits in vielen Sammlungen vorhanden sind, ja daß nicht einmal darauf erst zu warten ist, sondern daß schon Morton im Jahre 1839 in seinem Prachtwerke: Crania americana alle Mittel zu ihrer Lösung geboten hat. Aber freylich, die Literatur sucht nicht den Naturforscher auf, sondern sie wartet geduldig, bis sie von ihm aufgesucht wird. Mit diesem Suchen scheint sich aber der Verf. sehr wenig abgemüht zu haben.

4) Der Turaner; so benennt der Verf. die mongolische Rasse und umgrenzt sie so ziemlich in der herkömmlichen Weise. Daß er ihr auch noch die Magyaren, Finnen und Esthen zurechnet, ist ein Mißgriff, der nicht ihm, sondern seinen Vorgängern, denen er nachgefolgt ist, zur Last zu legen ist.

5) Der Iraner oder die kaukasische Rasse. Hier ist ihm der seltsame Verstoß begegnet, daß er die Schangallas mit den Nubiern identificirt und sie deßhalb unter die Stämme der Syro-Araber einreiht. Die Schangallas sind aber ein ächtes Negervolk, das dessen Typus im excessiven Maaße zeigt und in keinerley Verwandtschaft weder mit Nubiern noch mit Gallas steht.

Wir haben diese Ausstellungen aus dem noch nicht einmal einen ganzen Bogen betragenden Abschnitte über die Menschenrassen lediglich deßhalb gemacht, um durch sie darzuthun, daß es für den Verf., der sich doch seiner geringen Orientirung auf diesem Gebiete hätte bewußt seyn können, gerathener gewesen wäre, mit Bescheidenheit aufzutreten und zugleich nach guten Führern, woran doch kein Mangel ist, sich umzusehen. Hätte er nur einigermaßen mit der einschlägigen Literatur sich vertraut gemacht, so würde er sich vor der Erklärung gehütet haben, daß die meisten wissenschaftlichen Expeditionen bis jetzt nur Streifzüge gewesen, auf denen die Schiffsärzte ans Land stürzten, um einige Skizzen zu zeichnen, Begräbnißplätze aufzuwühlen und falsch verstandene Sprachproben aufzuzeichnen. Wer jetzt noch, nachdem uns aus den drey letzten Decennien die großartigen Resultate der wissenschaftlichen Untersuchungen vorliegen, welche durch den Prinzen von Wied, Spix und Martius, d'Orbigny und Tschudi, ferner durch Pickering und Hales unter Wilke's Leitung, durch Hombron und Jacquinot unter d'Urville's Führung, durch Yuke, Salomon Müller, Junghuhn und durch Andere ausgeführt wurden; wer jetzt noch, sagen wir, ein Urtheil wie das eben von Hrn. Vogt mitgetheilte fällen kann, verräth damit nur seine völlige Ignoranz auf diesem ganzen großen Gebiete, und hat kein Recht auf demselben mitzusprechen.

Nicht besser steht es mit dem Vorwurf, den der Verf. gegen die heutigen und besonders protestantischen Missionäre, denen er geradezu völligen Blödsinn zuschreibt, gerichtet hat. Wenn es auch wahr wäre, daß sie für anthropologische Forschungen gar nichts geleistet hätten, so würde ein unpartheyischer Beurtheiler dieß ihnen aus dem einfachen Grunde nicht verargen können, weil solche Forschungen nicht ihres Amtes wären, so wenig als man von Hrn. Vogt, dem Naturforscher, erwarten würde, daß im Falle er zu den perückentragenden Papuas gesendet worden wäre, er ihnen das Christenthum sollte verkündigt haben. Allein der Sachverhalt ist ein ganz anderer, als ihn der Verf. schildert. Wir wären zu einer so umfassenden Kenntniß der Menschenrassen und insbesondere ihrer Sprachen noch gar nicht gekommen, wenn nicht auf diesem Gebiete die Missionäre mit solchen großen Erfolgen mitgewirkt hätten. Wir wollen hier aus der neuesten Zeit nur an die Namen von Ellis, Williams, Medhurst, Gützlaff, Krapf und Isenberg erinnern. Vor Kurzem erst hat die Smithsonian Institution die Grammatik und das Wörterbuch herausgegeben, welches die Missionäre von der Dakota-Sprache bearbeitet haben. Die Missions-Blätter bilden eine der reichhaltigsten Fundgruben für die Kenntniß der fremden Völker. Gegenüber solchen Thatsachen fällt die Schmach, die

Hr. Vogt den Missionären anzuthun gedenkt, bloß auf ihn selbst zurück, indem seine grundlosen Schmähreden nur Zeugniß von seinem giftigen Zorne und seiner Ignoranz ablegen. Warum er übrigens auf die Missionäre so aufgebracht ist, hat einen ganz andern Grund als den naturwissenschaftlichen; doch davon wollen wir nachher sprechen, wenn wir zuerst bey ihm uns unterrichtet haben, auf welche Argumente er seine Behauptung gründet, daß unter der Gattung des Menschen nicht bloße Varietäten, sondern wirkliche Arten zu unterscheiden wären.

Wer nur einigermaßen mit den über diesen Gegenstand gepflogenen Verhandlungen vertraut ist, wird wissen, daß weitaus die meisten, und darunter gerade die bedeutendsten Naturforscher sich für die Art-Einheit des Menschengeschlechtes erklärt haben, so daß dieser Streitpunkt eigentlich jetzt zu den erledigten gerechnet werden muß. Wirft nun gleichwohl ein Naturforscher von Neuem den Handschuh auf den Kampfplatz hin, so sollte man doch erwarten, daß, falls er nicht mit Sicherheit einer schimpflichen Niederlage sich aussetzen will, er mit gewichtigen Waffen und starkem Panzer sich zum Streite einfinden wird. Beschauen wir uns nun einmal die Waffenrüstung, mit der Hr. Vogt die Anerkennung seiner Prätensionen erkämpfen will.

„Die wesentlichste Schwierigkeit, welche sich der genaueren Bestimmung der physischen Charaktere der einzelnen Menschenarten entgegenstellt, ist die Fähigkeit dieser Arten, fruchtbare Bastarde mit einander zu erzeugen und so die Mischlingscharaktere weiter fortzupflanzen. Man hat dieß häufig als einen Beweis der artlichen Einheit des Menschengeschlechts ausgesprochen, indem man sich auf die Analogie mit der Pferdegattung stützte, wo allerdings Esel und Pferd unfruchtbare Bastarde zeugen. Es ist schwer zu begreifen, warum man diese Analogie derjenigen der verschiedenen Hundearten vorzog, wo Wolf, Hund und Fuchs vollkommen fruchtbare Bastarde mit einander zeugen. — — Es kann demnach auch die Erzeugung fruchtbarer Bastarde in der Menschengattung keinen Beweis für ihre artliche Einheit abgeben, so wenig als das angeführte Beyspiel aus der Hundegattung den Beweis liefert, daß Hund und Wolf dieselbe Art seyen."

Man sollte es kaum glauben, daß mit diesem leichtfertigen Argumente der Verf. glaubt die schwierige Frage erledigt zu haben, und doch ist es so. Dem Naturforscher die Nichtigkeit eines solchen Argumentes nachweisen zu wollen, ist freylich völlig überflüßig; für diejenigen unserer Leser aber, die nicht mit naturhistorischen Studien speciell sich befaßt haben, mag es uns gestattet seyn, einige Bemerkungen zu ihrer Orientirung beyzufügen.

Es ist bekannt, daß Thiere von nahe verwandten Arten sich mit einander fruchtbar vermischen können; eben so ist es durch zahllose Erfahrungen dargethan, daß die daraus hervorgehenden Bastarde in der Regel unfruchtbar sind oder doch nur durch Verpaarung mit einem der älterlichen Stämme fruchtbar werden, und daß solche Bastarde durch reine Inzucht nicht forterhalten werden können, sondern wieder aussterben. Auf diesem Vermögen oder Unvermögen zur Fortpflanzung beruht nun der Begriff der Art. Wir fassen unter dem Namen der Art alle diejenigen Thiere zusammen, die mit einander eine unbeschränkt und permanent fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen vermögen; dagegen zählen wir Thiere, die dieß nicht vermögen, zu verschiednen Arten. Ein eclatantes Beyspiel des letzteren Falls liefern Pferd und Esel, des ersteren die verschiedenen Hunderassen.

Wenden wir dieses, aus tausendfältigen erprobten Erfahrungen gezogene Resultat zur Prüfung der von dem Verf. uns vorgelegten Argumente an, so kann es gleich von vorn herein nicht verwundern, daß dem Wolf, Hund und Fuchse, als nahe verwandten Thiere einer und derselben Gattung, dieselbe Fähigkeit wie dem Pferd und Esel zukomme, unter gewissen Verhältnissen Junge mit einander zu erzeugen. So weit sind wir mit dem Verf. einverstanden, aber nicht weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

I. Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs.

II. Zoologische Briefe.

III. Bilder aus dem Thierleben von Carl Vogt.

IV. Gott in der Natur.

(Fortsetzung.)

Seine Behauptung nämlich, daß Wolf, Hund und Fuchs vollkommen fruchtbare Bastarde mit einander erzeugen, ist in ihrer Allgemeinheit und Unbeschränktheit unrichtig. Nur vom Hund und Wolfe, keineswegs aber vom Hund und Fuchse, wird ein einziger Fall berichtet, wonach man die reine Inzucht der Bastarde auf vier Generationen erstreckt habe. Könnte man nun durch mehrfache und mit allen Cautelen angestellte Wiederholungen dieses Experimentes die Evidenz der unbeschränkten Fruchtbarkeit der aus der Paarung vom Hund und Wolfe hervorgehenden Bastarde darthun, so wäre damit eben nur die Vermuthung mehrerer Zoologen, daß beyderley Thiere Glieder einer und derselben Art wären, zur Gewißheit erhoben. Die Frage, ob Hund und Wolf zu einer und der nämlichen Art gehören oder zwey verschiedene bilden, ist demnach zur Zeit eigentlich noch gar nicht spruchreif; will man aber auf die bisher vorliegenden Erfahrungen eine Vermuthung wagen, so hat sich diese nicht für die Verschiedenheit, sondern für die Einheit des Artbegriffes bezüglich dieser beyden Thiere zu erklären. Ganz anders verhält es sich mit Pferd und Esel; hier hat die Erfahrung aller Zeiten die specifische Verschiedenheit beyder außer allen Zweifel gesetzt.

Das Angeführte wird ausreichen, um zu zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit der Verf. eine der folgenreichsten Fragen im ganzen Gebiete der organischen Wesen behandelt hat. Nicht besser ist es mit seiner Argumentation gegen die Abstammung des Menschengeschlechtes von Einem Paare bestellt. Ueberhaupt hat uns das ganze Kapitel, welches er der Naturgeschichte des Menschen gewidmet, sehr lebhaft an seinen Vorgänger Bory erinnert, der mit gleicher Oberflächlichkeit und gleichem Mangel an positiven Kenntnissen eine Bearbeitung der Menschenrassen unternommen und ein sehr unrühmliches Denkmal damit sich gesetzt hat. Wenn Hr. Vogt behauptet, daß es kein Feld der Naturgeschichte gebe, in welchem Faselen, grober Unverstand und Bornirtheit sich so breit gemacht hätten, als gerade auf dem anthropologischen Gebiete, so könnte am Ende gar der Eine oder der Andere auf die Meinung kommen, daß der Verf. mit seinem bekannten Muthwillen sich den Spaß hätte machen wollen, zu seiner obigen Behauptung selbst einen Beleg zu liefern.

Daß der Verf. in einer für „Lehrer, höhere Schulen und Gebildete aller Stände" bestimmten Naturgeschichte seine politischen und materialistischen Extravaganzen hätte zurückhalten können, war von vorn herein von ihm nicht zu erwarten. Nur einige Proben von der letzteren Richtung sollen noch zur Vervollständigung der Charakteristik des vorliegenden Werkes beygebracht werden.

„Die geistigen Fähigkeiten der Thiere sind auf das Engste an das materielle Substrat gebunden; es gibt kein selbstständiges, unabhängiges, geistiges Princip, welches den thierischen Körper nur als Maschine zu seiner Manifestation benutzt. Die geistigen Fähigkeiten überhaupt sind nur das Product der Function der Nervenmasse und hängen von der Integrität dieses Organsystemes ab, wie alle übrigen Functionen von ihren specifischen Organen.“ (I. S. 46).

Den Unterschied des Menschen vom Affen durch die Gabe der Sprache sucht er sich in folgender Weise verständlich zu machen (II. S. 545).

„Die Organisation des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Mund- und Rachenhöhle ist bey den meisten Affen durchaus nicht so verschieden, daß man daraus die Unmöglichkeit des Besitzes einer Sprache herleiten könnte, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß auch die menschenähnlichsten Affen sich nur durch Zeichen und gewisse Töne, nicht aber durch artikulirte Laute mitzutheilen vermögen. Der Besitz der Sprache ist allgemein bey allen, auch den wildesten Völkerschaften. Man hat bis jetzt noch kein Volk gefunden, welches derselben entbehrt hätte.“

Nach diesen Zugeständnissen wäre zu erwarten, daß der Verf. dem Menschen ein eigenthümliches metaphysisches Princip, das ihn zur Sprache befähigte und dessen Mangel dem mit ähnlichen Sprachorganen versehenen Affen die Sprache versagte, zuerkennen würde. Allein wer in solcher Erwartung stund, wird sich bald enttäuscht sehen, indem der Verf. also fortfährt:

„Es liegt mithin die Sprachfähigkeit nicht in den Organen, welche die Laute artikuliren, sondern vielmehr in der Ausbildung des Gehirnes, welches den von ihm elaborirten Gedanken gewisse Muskelbewegungen, die bestimmte Laute hervorbringen, zum Ausdrucke dienen läßt. Bey dem großen Abstande der Gehirnbildung zwischen den menschenähnlichsten Affen und dem Menschen selbst läßt es sich wohl begreifen, daß eine solche wesentliche Manifestation der Gehirnthätigkeit, wie die Sprache, auch erst bey der höheren Ausbildung des Gehirnes, wie sie dem Menschen zukommt, Platz greifen kann.“

Wer von dieser mystischen Gedanken-Elaborirung des Gehirnes, die, wie uns der Verf. an einem andern Orte sagt, in analoger Weise wie die Urinabsonderung der Nieren vor sich geht, sich auch nur eine ungefähre Vorstellung machen kann, der sey von uns beneidet. Wir aber, die wir es nicht vermögen, möchten fast vermuthen, daß zu jener Zeit, in welcher das Gehirn des Verf. sich zur Elaborirung dieser Gedanken anstrengen mußte, dasselbe in einer gewissen pathologischen Verstimmung sich befunden haben dürfte, woraus das Ungeheuerliche und Unfaßliche eines solchen Elaborates sich erklären ließe. Nun klage man noch ferner einen Naturforscher des Mysticismus an, wenn nicht einmal ein Materialist vom reinsten Wasser sich desselben entschlagen kann.

Was vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gegen dieses Elaborat zu sagen wäre, ist bereits von einem competenten Physiologen, dessen wir gleich nachher gedenken werden, geschehen; wir wollen hier nur eine faktische Berichtigung beybringen. Es ist nämlich allerdings zwischen dem Gehirne des Menschen und der Affen, selbst der menschenähnlichsten, ein bedeutsamer Unterschied; aber so ungeheuer ist derselbe, insbesondere in Bezug auf das Gehirn des Schimpanse, doch nicht, daß daraus eine der enormsten Differenzen, das Sprachvermögen des ersteren und der Mangel der Sprache der letzteren, sich begreifen ließe. Wir wollen bey dieser Gelegenheit an einen andern Fall erinnern. Bey den Singvögeln können bekanntlich in der Regel nur die Männchen, nicht die Weibchen singen; gleichwohl hat noch kein Zootom den geringsten Unterschied in der Struktur des Gehirns zwischen beyden Geschlechtern nachweisen können; die Weibchen haben sogar denselben Singmuskel-Apparat wie die Männchen und singen doch nicht. In diesem Falle, wo man das Vermögen oder Unvermögen zum Singen durchaus nicht von dem „großen Abstande der Gehirnbildung“ herleiten kann, scheint man denn doch zu der von Hrn. Vogt freylich perhorrescirten Annahme nicht bloß berechtigt, sondern selbst genöthigt zu seyn, daß es wenigstens bey den Singvögeln ein „selbstständiges, unabhängiges, geistiges Princip“ geben müsse, das sich der Stimmorgane der Männchen wie eines Instrumentes zu seiner Manifestation bedient. Wenn dem aber so, was bedingt denn dann das Sprachvermögen des Menschen und das Unvermögen des Affen?

III. Wir gehen nun zu einer kurzen Betrachtung der von dem nämlichen Verf. herausgegebenen Bilder aus dem Thierleben über. Sie bestehen aus 5 Kapiteln mit folgenden Ueberschriften: 1) Matanza, 2) Salpen, 3) die Erzeugung der Jungen, 4) untergegangene Schöpfungen, 5) Thierseelen. Das erste Kapitel enthält die Beschreibung eines Thunfischfanges; die drey darauf folgenden sind Wiederholung der schon in den zoologischen Briefen abgehandelten Gegenstände gleichen Betreffes mit Zufügung einiger weiterer Erläuterungen, und das letzte bespricht ausführlicher ein Thema, dessen Grundzüge ebenfalls in den sogenannten Briefen niedergelegt sind. Der Drang nach Publikation muß bey dem Verf. eben so groß gewesen seyn als der Mangel an wissenschaftlichem Stoff, und er zählt dabey stark auf die Nachsicht des deutschen Volkes, das, wie er ihm nachrühmt, jetzt so gutmüthig sey, wenigstens seine Bücher zu kaufen, nachdem es verschmäht hätte, ihm seine Politik abzunehmen.

Der wissenschaftliche Zweck ist aber auch in diesen Bildern ein untergeordneter; die Hauptsache ist dem Verf. einmal seinen materialistischen und atheistischen Ansichten eine größere Entwicklung und Verbreitung zu verschaffen, und dann mit dem giftigsten Hohn und Spott bis herunter zu den nichtswürdigsten Gemeinheiten und Klatschgeschichten eine Reihe der ausgezeichnetsten ehrenwerthesten Naturforscher zu verunglimpfen und meist nur deßhalb, weil sie nicht gleich ihm Atheisten sind, sondern das Walten eines über und außer der Materie stehenden Gottes anerkennen. Er will, wie er erklärt, die Zähne üben, bevor sie stumpf werden, und in der Besorgniß, daß seinem schriftstellerischen Wirken von Seiten der überwachenden Autorität bald Einhalt gethan werden dürfte, müsse er sich beeilen, „bey Zeiten noch einige Steine in den Garten zu werfen, dessen Mauer bald unübersteiglich hoch seyn wird.“ Er will Propaganda machen und daher jetzt, wo es ihm noch vergönnt ist, nicht säumen, seine politischen und atheistischen Doctrinen wie Feuerbrände unter das deutsche Volk zu werfen.

„Wir sind,“ wie er von sich und seinen Genossen rühmt, „die Squatters der vordringenden Civilisation. Und wie unsere Vorbilder, kühnen Auges und starker Faust, darf es uns auch nicht darauf ankommen, ob irgend eine mit Bändern geschmückte Rothhaut, irgend ein Legitimer, der dort früher allein jagte, mit Recht oder Unrecht unter unsern Streichen fällt. Die Civilisation wird sich vielleicht über seiner Leiche anbauen, und wenn der Bursche im Leben zu nichts nütze war, so düngt er wohl mit Nutzen den Boden, in welchen wir ihn hineingeschlagen haben.“

Wer Lust am Skandal hat oder wer es mit ansehen will, wie ein Mann bemüht ist, in der frivolsten Weise durch Hintansetzung aller Pietät und selbst alles des Anstandes, den man einer honnetten Gesellschaft schuldig ist, die letzten Reste von Reputation selbstmörderisch zu vernichten, der mag diese Bilder zur Hand nehmen. Wir aber sind nicht gesonnen, dem Verf. in seinem Selbstvernichtungs-Processe weiter zu folgen, haben auch gar keine Lust, seinen materialistischen Extravaganzen die Ehre einer weiteren Besprechung in diesen Blättern zu erzeigen, und können uns um so mehr dieser Verpflichtung entheben, als ihm vor Kurzem Rudolf Wagner in den Beylagen zur Augsburger allgemeinen Zeitung (1852 Nr. 327 und 328) eine Abfertigung hat angedeihen lassen, die ein Meisterstück in ihrer Art ist, namentlich auch durch die Weise, wie sie Hrn. Vogt zeigt, daß die wissenschaftliche Grundlage seiner materialistischen Doctrinen ein completer Unsinn ist. Wenn der Verf. bey Schilderung der Affen bemerklich macht, daß das Thier mit jedem Tage dümmer, stupider und boshafter wird, und er dann die hämische Aeußerung beyfügt, daß „unbefangene Beobachtung des Menschengeschlechtes durchaus dieselben Resultate liefern und zeigen würde, daß der Mensch von einem gewissen Alter an demselben Gesetze der Rückbildung und Verdummung unterliegt, wie sein nächster Nachbar im Thierreich,“ so mag Hr. Vogt uns entschuldigen, wenn wir auf Grund seiner vorliegenden Elaborate vermuthen müssen, daß er dieses Stadium der Rückbildung bereits im raschen Laufe erreicht habe.

Vogt's Bilder aus dem Thierleben sind ein unauslöschlicher Schandfleck in der zoologischen Literatur, und wir Naturforscher müßten befürchten, vor der ganzen gebildeten Welt in den übelsten Ruf

zu gerathen, wenn wir nicht gegen ein Buch von solcher Frivolität und Gemeinheit unsere vollste Entrüstung und Indignation aussprechen würden.

IV. Von dem Gifthauche, der aus Vogt's Bildern ausströmt, wenden wir uns gerne weg zu der frischen stärkenden Luft, die uns aus Köstlin's Buche: Gott in der Natur entgegenweht. Gott in der Natur! Was wird Hr. Vogt dazu sagen, der dem gutmüthigen deutschen Volke so eben glaublich machen wollte, alle ächten Naturforscher, sie möchten es öffentlich gestehen oder nicht, seyen darin einverstanden, daß es palpabler Unsinn sey, die Existenz Gottes anzuerkennen. Gibt es also am Ende — dem Hrn. Vogt zum Trotze — doch Naturforscher, die sich zu einer solchen Anerkennung verstehen, oder wenn sie eine solche aussprechen, verlieren sie nicht gerade damit ihre Berechtigung auf den Namen eines Naturforschers? Darüber können wir Auskunft geben. Es ist bey Hrn. Vogt und seinen Gesinnungsgenossen eine hergebrachte Finesse, daß sie ihre materialistischen und atheistischen Faseleyen und Frivolitäten immer als das Ergebniß der Wissenschaft hinstellen; sie personificiren sich selbst mit der Wissenschaft. Aus einer ähnlichen Veranlassung hat vor noch nicht sehr langer Zeit Ehrenberg in einer Festrede daran erinnert, „daß man auch den Naturforscher in dieser Zeit wohl scheide von der Wissenschaft," und daß ferner die neueste Naturforschung „keineswegs und nimmermehr dem nur der Gegenwart lebenden Materialismus und Epikurismus entgegen kommt."

Wie Köstlin die Lösung seiner Aufgabe — im Gegensatze zu dem Vogt'schen Materialismus — faßt, kann der Leser gleich aus folgender Erklärung des Verf. entnehmen (I. S. 172).

„Wir können uns keine Materie ohne Kräfte und keine einzelnen Körper ohne besondere Eigenschaften denken und die Annahme einer eigenschaftlosen, aber Eigenschaften und Kräfte von Außen aufnehmenden Substanz oder Materie ist daher in keiner Weise zulässig, um aus ihr die Entstehung und Existenz der Naturkräfte zu erklären. Wenn demnach der Grund für die Existenz der Naturkräfte weder in den Naturkräften selbst, noch in einer vor diesen Kräften vorhandenen Materie gesucht werden darf, so entsteht die Frage, ob dieser Grund überhaupt in der Natur selbst liegen könne. Durch alle Untersuchungen der Naturkörper erfahren wir nur von der Art ihrer Existenz, aber nichts von dem Grunde ihrer Existenz. Die Kenntniß der Naturkräfte insbesondere belehrt uns vollständig darüber, wie die Natur im Allgemeinen und wie die einzelnen Körper existiren; wir finden hier überall die Geltung allgemeiner Gesetze. Aber unsere Beobachtung gibt uns darüber nicht den mindesten Aufschluß, wodurch denn eigentlich die Naturkräfte und die Natur überhaupt existiren; unsere Naturgesetze finden auf diesen Grund der Existenz durchaus keine Anwendung. Es bleibt also nichts übrig, als zuzugestehen, daß der Grund der Existenz der Natur nicht Gegenstand der Naturbeobachtung werden kann, daß ferner dieser Grund, weil er weder in den Naturkräften noch in einer unbestimmten Materie zu suchen ist, überhaupt nicht in die Natur, sondern außerhalb der Natur gesetzt werden muß. Dieser Grund ist, da die Naturkräfte auf ihm beruhen, unabhängig von den allgemeinen Kräften und Gesetzen der Natur. Er muß, da Naturkräfte und Natur in der Wirklichkeit unzertrennlich sind, da jene nur mit dieser existiren, überhaupt als der Grund der Existenz der Natur betrachtet werden."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Entwicklungsgeschichte des Meerschweinchens von Th. Ludw. Wilh. Bischoff. Gießen. 1852. 56 S. 4. mit 8 Kupfertafeln.

Nachfolgend theile ich den Lesern dieser Blätter Resultate mit, welche durch Bischoff in dem Gebiete der Embryologie gewonnen wurden, und welche so überraschend sind, daß, wie Bischoff selbst sagt, er sich glücklich pries, nicht am Anfang seiner embryologischen Forschungen das Ey des Meerschweinchens zuerst untersucht zu haben, indem bey dessen Entwicklung so merkwürdige Widersprüche mit dem bey anderen Säugthieren zu Beobachtenden auftreten, daß die Verwicklung des Fadens kaum zu lösen gewesen wäre. Man hatte sich bisher bey der großen Uebereinstimmung, welche die an verschiedenen Säugthieren angestellten Untersuchungen in ihren Entwicklungsgesetzen zeigten, beruhigt, und diese Gesetze als für alle Säugthiere gültig angesehen.

Leuckart beobachtete zuerst einige Verhältnisse bey der Entwicklung des Meerschweinchens, welche von dem sonst Beobachteten abwichen; auch Franz Müller hatte an der verwandten Gattung Dasyprocta eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Placenta bekannt gegeben. Dieses forderte Bischoff auf, die Entwicklung des Meerschweinchens mit seiner bekannten Gründlichkeit und Gewandtheit in der Untersuchung so schwieriger Objecte zu verfolgen, wobey eben jene hier mitzutheilenden interessanten Resultate gefunden wurden.

Das erste Kapitel, welches von dem Eyerstocken, der Brunst und Begattung des Meerschweinchens handelt, weist zunächst aus, daß das Ey dieser Thiere wie das anderer Säugthiere aus einem sehr feinkörnigen Dotter, von der zona pellucida als einziger Dotterhaut umschlossen, besteht, und kein anderes zelliges Gebilde enthält als das Keimbläschen mit seinem feinkörnigen soliden Kern. Die Durchmesser betragen: 1) für das ganze Eychen 0,0044 P. Z. ($\frac{1}{23}$ — $\frac{1}{20}$ P. L.); 2) für die zona pellucida 0,0004 — 0,0005 P. Z.

Als Zeichen völliger Reife des Eyerstockes muß die spindelförmige Beschaffenheit der Zellen des discus proligerus, so wie das gleichzeitige Fehlen des Keimbläschens mit seinem Kern betrachtet werden. Die Zeit der Reifung dieser Eychen (Brunst des Weibchens) folgt unmittelbar der des Geburtsactes, so zwar, daß, wenn die äußeren Umstände irgendwie günstig sind, das Weibchen schon innerhalb der ersten 3 Stunden nach der Geburt wieder belegt ist.

Die bisher häufig falschen Angaben über die Dauer der Trächtigkeit hat Bischoff durch sichere Beobachtungen berichtigt, wonach sich diese auf den Zeitraum von 9 Wochen berechnet.

Nur während der Brunst und Geburt ist die Vulva dieser Thiere offen, sonst immer durch sehr dicken Schleim verklebt, geschlossen. Aeußerliche Zeichen der Brunst sind Turgescenz und blaurothe Färbung der sonst blassen Scheide und Eröffnung derselben bis zum Vollzug der Begattung.

Bey der Begattung wird vom Männchen das Absonderungsproduct der sogenannten Samenblasen in die weiblichen Genitalien gespritzt, und verstopft

wie geronnen selbst noch den Muttermund, daselbst einen Pfropfen bildend. Der Same dringt mit großer Geschwindigkeit in den weiblichen Geschlechtstheilen vor. Bischoff fand schon $\frac{1}{4}$ Stunde nach der Begattung die dabey entleerten Samenfäden in der Mitte des Eyleiters.

Die Befruchtung kann sowohl im Eyleiter als auf dem Eyerstock erfolgen, aber nie im Uterus, denn die Zeit der Brunst ist längst vorbey, wenn das Ey in den Uterus hereinkommt, wobey zugleich auch die Vulva längst wieder geschlossen ist.

Zu bemerken ist noch, daß Barrys Angaben von Bischoff genau controlirt wurden und sich dabey als völlig nichtig ergeben haben; niemals fand sich in der Zona oder dem Keimbläschen eine Oeffnung, durch welche ein Samenfaden (oder sogen. Hyaline) in das Ey oder Keimbläschen eindringen könnte, wie Barry behauptet hatte.

Am Ende dieses Kapitels rechtfertigt Bischoff die Theorie, welche er von der Befruchtung als Folge der Contactwirkung (im Sinne Liebig's) des Samens und Eyes früher aufgestellt hatte, und welche hie und da eine falsche Auslegung gefunden hatte.

Im zweyten Kapitel (von dem Eye im Eyleiter) zeigt der Verfasser, daß sich auch durch die Entwicklungsgeschichte dieses Eyes bestätigen lasse, was bey anderen Eyern auf diesem Stadium, wenn auch manchmal sehr schwierig, beobachtet werden kann. Dahin gehört vor Allem die Rotation des Dotters in der 21. Stunde nach der Begattung, von Leuckart und Bischoff zugleich beobachtet. Weiter ist auch hier die Furchung nachzuweisen, welche bis zur Bildung von 8 Kugeln und langsam im Eyleiter fortschreitet; und zwar sind dieß hier eben so wenig Zellen als die Dotterkugeln des Hunde- oder Kanincheneyes auf diesem Stadium. Betreffs des hellen Fleckens im Inneren dieser Kugeln spricht sich Bischoff jetzt dahin aus, daß es nicht nachweisbar, auch nicht wahrscheinlich sey, daß sie von dem Keimfleck abstammten, eben so wenig daß es Bläschen seyen, sondern daß er sie für Tröpfchen einer zähen Flüssigkeit halte, an denen er aber nie Vorbereitungen zu einer weiteren Theilung habe nachweisen können.

Auffallend ist, daß sich um das Ey des Meerschweinchens nicht, wie um das des Kaninchens, eine Eyweißschicht im Eyleiter herumbildet.

Die Natur eines durchscheinenden, runden, schwach granulirten Körperchens, welches sich in dem zwischen Zona und verdichtetem Dotter mit Flüssigkeit erfüllten Raum zeigte, und auch bey anderen Säugthiereyern auf diesem Stadium zu finden ist, blieb noch unbekannt; und Bischoff schließt sich der Annahme Rathke's an, daß dieß Körperchen überhaupt bedeutungslos für die eigentlichen Entwicklungsvorgänge sey.

(Schluß folgt.)

I. Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs.
II. Zoologische Briefe.
III. Bilder aus dem Thierleben von Carl Vogt.
IV. Gott in der Natur.

(Schluß.)

Und was ist nun dieser Grund? Auf diese Frage gibt uns der Verf. folgende Antwort.

„Gott ist der Grund der Existenz der Natur, ihrer Körper und Kräfte. Als Grund der Natur ist Gott unabhängig von den natürlichen Kräften und Gesetzen; er erhält die bestehende Natur und steht zugleich über und außer der Natur. Wir stellen ihm in dieser Beziehung die Natur als Welt gegenüber. Wenn nun Gott der Grund der bestehenden Welt ist, so muß er auch ohne eine Welt und vor einer Welt gedacht werden. Wir nehmen nicht bloß für die einzelnen Dinge, sondern für die Gesammtheit der Dinge einen Anfang ihrer Existenz an; der Grund dieses Anfanges ist derselbe Gott, welcher das Bestehende erhält. Hier erkennen wir Gott als den Schöpfer; und die Art des Schaffens ergibt sich aus den letzten Erörterungen. Gott fand bey Erschaffung der Welt nicht einen ungeformten Stoff, eine eigenschaftlose Materie vor; er

gab dieser Materie nicht Kraft, Leben und Gestalt; sondern Gott hat die Welt als ein Ganzes geschaffen, Materie und Kräfte, Körper und Eigenschaften, Stoff und Form zugleich. Wir sind durch die Anschauung der natürlichen Dinge gezwungen, uns die Schöpfung der Welt auf diese Weise zu denken; aber da wir selbst Geschaffene sind, also der Grund unserer Existenz außer uns liegt, so vermag unser Geist durchaus nicht, diese göttliche Weise des Schaffens zu begreifen; wir müssen bekennen, daß sie von unserem menschlichen Schaffen sich darum wesentlich unterscheidet, weil sie Stoff und Eigenschaften der Dinge zugleich erzeugt."

Hiemit ist aber, wie der Verf. weiter zeigt, nur die Eine Seite des göttlichen Wirkens erkannt. Gegenüber der strengen Gesetzmäßigkeit, welche unter der Form der allgemeinen Naturkräfte sich durch die ganze Natur hinzieht, steht die **Eigenthümlichkeit und die Veränderlichkeit der einzelnen Körper.** Er setzt nun unter speciellen Abschnitten auseinander, wie ohne Beeinträchtigung, ja durch Vermittelung der allgemeinen Naturgesetze jeder einzelne Körper in der Combination und in der Veränderung seiner Eigenschaften eine gewisse Freyheit und Eigenthümlichkeit bewahrt, d. h. als Individualität sich gerirt. Den Grund derselben führt der Verf. wieder auf Gott zurück in folgender Weise (I. S. 257).

„Die Individualität der Geschöpfe läßt sich aus den allgemeinen Naturgesetzen nicht ableiten. Aus diesen begreift sich nur die allgemeine Ordnung des Geschaffenen, und für sich könnten die allgemeinen Gesetze der Natur zu nichts führen als zu einer absoluten Gleichförmigkeit ohne einzelne, bestimmt unterschiedene Körper. Aber daß gegenüber von den umfassenden Naturgesetzen einzelne Geschöpfe hervortreten, räumlich von den übrigen getrennt und durch eine eigenthümliche Verbindung von Eigenschaften ausgezeichnet, dieses folgt aus keinem natürlichen Gesetze, läßt sich aus keiner Kraft oder Bewegung der Natur erklären. So wie der Grund der Existenz der Natur, ihrer Kräfte und Gesetze nicht in der Natur selbst gesucht werden kann, ebenso ist man gezwungen, den Grund der Individualität der Geschöpfe, wenn man überhaupt nach einem solchen forscht, außerhalb der Natur anzunehmen. Er ist in Gott als den Schöpfer und Erhalter der Welt zu setzen."

Für den Verf. bleibt es also Hauptaufgabe, das Verhältniß Gottes zur Natur auseinander zu setzen. Dieser Erörterung legt er aber nicht philosophische oder theologische Voraussetzungen, sondern die Thatsachen der Naturbeobachtung zu Grunde; seine Deductionen gehen demnach von rein wissenschaftlichem Standpunkte aus. Er bewegt sich also auf demselben Gebiete wie Vogt, kommt aber zu einem ganz entgegengesetzten Resultate. Daher kann es nicht zweifelhaft seyn, daß Köstlin für die Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen in ganz anderer Weise einzustehen vermag, als Vogt für die seinigen. Wir kommen nun einmal, so oft wir nach dem letzten Grunde einer Naturerscheinung fragen, auf das unbekannte X, das wir aus den natürlichen Elementen nicht weiter zu entwickeln vermögen. Dem Naturforscher, der sich über den festen Boden der Beobachtung nicht hinauswagen will, bleibt alsdann nichts übrig, als die Frage nach dem Grunde der Existenz zu vertagen. Vogt und Köstlin haben sich aber über diese Grenze hinausgewagt und auf das Feld der Speculation sich begeben. Auf diesem ist Vogt zum Resultate gelangt, daß die Materie den Grund ihrer Existenz in sich selbst trägt, daß die Materie ewig ist und alle vitalen und seelischen Erscheinungen nur Functionen derselben sind, und daß es überhaupt kein selbstständiges, unabhängiges geistiges Princip, mithin keinen Gott, keine Unsterblichkeit der Seele, keine Zurechnungsfähigkeit gibt. Mit diesen speculativen Demonstrationen ist aber Vogt total verunglückt, denn R. Wagner und Lotze haben das Centrum derselben vollständig gesprengt und ihm nachgewiesen, daß er gerade in der Hauptsache auf einen eclatanten Unsinn gerathen ist. Diese Klippe, an welcher jedesmal der Materialismus und Atheismus zerscheitern muß, hat aber Köstlin gar nicht zu fürchten gehabt, weil er den letzten Grund der Dinge nicht in der Materie, sondern in dem von ihr unabhängigen und selbstständigen geistigen Principe, d. h. in Gott, der zwar in, zugleich aber auch außer und über der Welt steht, gefunden hat. Zwar vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus ist diese Thesis auch nur ein Postulat, aber es ist ein solches, welches durch keinen innern Widerspruch sich selbst wieder aufhebt, und dem Naturforscher zu einer befriedigenden Einsicht in die naturalen und

geistigen Grund-Verhältnisse und Wechselbeziehungen verhilft. Im Uebrigen wollen wir es nicht verhehlen, daß wir uns ebenfalls der Erklärung anschließen, welche R. Wagner a. a. O. in folgender Weise gegeben hat:

„Ich glaube nicht, daß die Naturforschung je Mittel und Wege finden wird, große metaphysische Wahrheiten zu erweisen oder den entchristeten Massen exacte Beweise für das Daseyn Gottes zu liefern, da hiefür ein anderes Organ des Geistes bestimmt ist. Aber ich glaube auf der andern Seite eben so sicher, daß, den Beweisführungen der Gegner gegenüber, diese auf wissenschaftlichem Wege sich immer werden auf den Sand setzen lassen."

Ohne demnach den Werth der Naturforschung in Auffindung metaphysischer Wahrheiten überschätzen zu wollen, müssen wir ihr gleichwohl in Bezug auf die hier angeregten Fragen nach zwey Seiten hin immer eine große Bedeutung beylegen. Einmal besitzt sie die Mittel, um die Argumente des Materialismus zu Schanden zu machen, und andrerseits kann sie sich, indem sie ihre Forschungen bis zur Grenze ihres Gebietes, d. h. bis zur Frage nach dem Grunde der Existenz, fortführt, des Geständnisses nicht entschlagen, daß ihr zur evidenten Beantwortung derselben die eigenen Mittel gebrechen, daß dieser Grund auch nicht im Naturgebiete beschlossen seyn könne, sondern daß hiefür ein wie innerhalb so außerhalb der Welt stehendes Princip zu postuliren sey. Hiemit erkennt also die Naturforschung die Nothwendigkeit einer Ergänzung ihrer Erkenntnisse aus einem andern als ihrem Bereiche an, und damit verweist sie auf die Offenbarung, aus der allein ihr diese Ergänzung zufließen kann. Die Naturforschung steht demnach keineswegs, wie Unverstand oder böser Wille es neuerdings wieder glaublich machen will, im feindlichen Verhältnisse zur Offenbarung, sondern sie weist im Gegentheil auf dieselbe als ihrer nothwendigen Ergänzung hin, und da Gott nicht bloß außerhalb, sondern auch innerhalb der Natur fortwährend sich bethätigt, so spürt sie auch auf ihrem Forschungsgange sein Walten in der Natur und zeigt auf dasselbe in freudiger Anerkennung hin.

In diesem Sinne hat Köstlin seine Aufgabe gefaßt: Gott in der Natur nachzuweisen, und die Erscheinungen und Gesetze der Natur als Werke Gottes zu schildern. Er durchwandert in diesem Sinne das ganze große Naturgebiet, indem er seine Betrachtungen mit den allgemeinen Eigenschaften und Kräften der Natur beginnt, dann zum Reiche der Gestirne und unserer Erde, deren jetzige und frühere Zustände er erörtert, übergeht, um zuletzt durch das Pflanzen- und Thierreich bis zum höchsten Gipfel der geschaffenen Welt, zum Menschen, hinaufzusteigen. Mit großer Sachkenntniß hat der Verf. dieses weite Gebiet durchwandert, und wir haben keine andere Ausstellung zu machen, als daß er in der Geologie einseitig den vulkanistischen Ansichten gefolgt ist, während doch diese neuerdings immer mehr an Haltbarkeit verlieren. Seine Hauptaufgabe: die Erscheinungen und Gesetze der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher als Werke Gottes zu schildern, ist meisterhaft durchgeführt, und wir stehen nicht an, der Arbeit des Verf. den Vorrang vor den englischen Büchern derselben Art zuzuerkennen. Wäre dieses Werk in England und in englischer Sprache erschienen, so zweifeln wir nicht, daß es dort durch wiederholte Auflagen rasch die wohlverdiente Anerkennung finden würde; für unser Volk wird es ein Prüfstein seyn, ob ihm nach all den Quacksalbereyen seiner politischen und atheistischen Agitatoren Kopf und Magen noch so weit unverdorben geblieben sind, daß es ein Buch von solcher Tendenz vertragen und an ihm Geschmack finden kann. Bey Referenten wenigstens hat nach der bis zum Eckel widrigen Lektüre der Vogt'schen Bilder die Durchsicht des Köstlin'schen Buches den wohlthuendsten Eindruck hinterlassen.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Historical and statistical Information respecting the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States. Collected and prepared under the direction of the Bureau of Indian Affairs per act of Congress of March 3rd 1847. By Henry R. Schoolcraft. Illustrated by S. Eastman. Published by authority of Congress. Philadelphia. Part I, 1851, 568 S. mit 76 Tafeln; Part II, 1852, 608 S. mit 78 Tafeln in groß Quart.

Unter vorstehendem Titel hat im Auftrage und auf Kosten des Congresses der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Werk begonnen, das dazu bestimmt ist, die umfassendste Kenntniß von den, das Unionsgebiet bewohnenden Indianer-Stämmen, nach ihren physischen, politischen, sprachlichen, religiösen, historischen und sonstigen Beziehungen zu liefern. An die Spitze dieses großartigen Unternehmens ist Schoolcraft gestellt, ein Mann, der seit dreyßig Jahren durch seine amtliche Stellung mit den indianischen Völkern in genaue Bekanntschaft gekommen ist und über dieselben bereits mehrere Arbeiten publicirt hat. Es ist wohlthuend, an ihm einen Mann zu finden, der seinem Gegenstande nicht bloß ein wissenschaftliches und politisches Interesse abgewonnen hat, sondern der auch ernstlichst bemüht ist, den in tiefes Elend versunkenen Indianern aus ihrem Nothstande herauszuhelfen.

Bereits liegen uns von diesem umfassenden Unternehmen zwey Bände vor in schöner Ausstattung und mit zahlreichen Abbildungen versehen. Die Kosten der Herausgabe müssen höchst beträchtlich seyn; um so ehrenvoller für die Unions-Regierung, daß sie dieselben daran setzt, um auch von ihrer Seite zur Kenntniß der Ureingebornen ihres ungeheuern Gebietes einen Beytrag, und zwar den reichhaltigsten unter allen zu liefern. Auch hat sie an Schoolcraft ganz den rechten Mann gefunden, der dieser großen Aufgabe vollkommen gewachsen ist, und der keineswegs von der Meinung ausgeht, daß er sie allein bewältigen könne, sondern welcher sich zu diesem Behufe mit vielen andern seiner Landsleute, die für diesen Gegenstand sich interessiren, in Verbindung gesetzt hat. In solcher Weise sollen nach und nach die verschiedenen Beziehungen, unter welchen die Indianer in Nordamerika auftreten, erläutert, mangelhafte oder irrige Angaben verbessert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Entwicklungsgeschichte des Meerschweinchens von Th. Ludw. Wilh. Bischoff.

(Schluß.)

Das dritte Kapitel (das Ey im Uterus bis zur ersten Entwicklung des Embryo) enthält jene überraschenden Beobachtungen, deren wir Eingangs gedachten, und welche es nothwendig machen, auch hier etwas ausführlicher zu berichten. In der Spitze

des Uterus, also gleich nach ihrem Eintritt in denselben, ist noch keine so auffallende Verschiedenheit dieses Eyes mit dem anderer Säugthiere an derselben Stelle zu entdecken. Bey dieser Gelegenheit überzeugte sich aber Bischoff, daß die Dotterkugeln nicht unmittelbar selbst in Zellen übergehen, sondern daß mit Beendigung des Furchungsprocesses die ganze Dottermasse wieder homogen und zwar vollständig strukturlos geworden. Aus dieser Masse entwickeln sich dann erst mit ganz neuem Anfang die Zellen.

Die von da an zu erwartenden Formen, wasserhelle aus zwey Lagen bestehende Bläschen (ausgedehnte und verdünnte Zona, Keimblase) finden sich am 4., 5., 6. Tag durchaus nicht. Dagegen zeigen sich zwischen den Lamellen des losgelösten Epitheliums kleine bläschenartige Körperchen so groß oder selbst kleiner als die Eyerstockeyer, oft auch bis zu 0,0135 P. Z. im Durchmesser haltend. Ihre einzige Hülle zeigte sich sehr zart aus Kernen, Zellen und Molecülen zusammengesetzt, unregelmäßig, oft birnförmig gestaltet. Es blieb keine andere Deutung übrig als die, daß es Eychen sind, bey denen die Zona bereits geschwunden ist, und das Bläschen also den zur Keimblase sich bildenden Dotter darstellt.

Wichtig ist nun das Verhalten der Uterinschleimhaut, welche eine so lockere Verbindung zeigt, daß sie mit Erhaltung der Röhrenform des Uterus in continuo losgelöst werden kann; in diesen Röhren findet man jene rundlichen Körperchen. An mehreren Stellen der Röhre fanden sich seichte Einschnürungen, und in ihrer Mitte kleine kegelförmige Ausstülpungen, in deren Nähe eben jene Körperchen lagen.

Weitere Untersuchungen etwas späterer Stadien ließen Anschwellungen der Uterinschleimhaut und Verengerung der Epithelialröhre erkennen, in deren Mitte an der kegelförmigen Ausstülpung ein kleiner Zapfen gefunden wurde, welcher an seiner Spitze eine kleine rundliche Anschwellung trug.

Dieser ganze Zapfen erwies sich als zukünftiges Ey, durch eine „Fusion" des Eyes mit dem Epithel des Uterus hergestellt. An die Stelle dieser einfachen Fusion der zur Keimblase sich bildenden Zellen (aus der Dottermasse entwickelt) mit den Epithelialzellen des Uterus tritt später eine Gefäßverbindung beyder an diesem Ort; wobey sich die hier zuerst bemerklich machende schwache ringförmige Anschwellung zu einem starken Wulst aus Molekülen, Kernen, Zellen ꝛc. umbildete. Dieser Wulst wächst, und indem seine inneren Ränder sich zuletzt allseitig berühren, wird die Uterinhöhle an dieser Stelle endlich ganz unterbrochen. Der Zapfen steckt also dann der Mesenterialanheftung des Uterus gegenüber in dem Wulst der sich verdickenden Uterinschleimhaut.

So findet man also am 7., 8. oder 9. Tag schwieriger, am 10 — 13. Tag leichter in der dick angeschwollenen Uterinschleimhaut ein zartes cylindrisches, immer größer werdendes Bläschen. Merkwürdiger Weise sitzt das Bläschen am Grund der Höhle, in der es sich findet, fest und zwar gehalten durch Blutgefäße, welche von der Uterinschleimhaut zum Ey hinüber gehen. Dieß ist durch Entwicklung einer den Eyzapfen hier wie einen Becher umfassenden Zellenschicht herbeygeführt, in welcher sich eben die Gefäßlage entwickelt, welche mit dem Gefäßsystem der Uterinschleimhaut an dieser Stelle in Continuität tritt. Später findet man das rund gewordene Ey mit einem Segment seiner Peripherie festsitzend, wobey zarte Gefäße von der angeschwollenen Uterinschleimhaut an das Ey gehen. Dieses ist die Stelle für die spätere Placenta, bis wohin sich das Gefäßblatt der Nabelblase mit seiner hier sich entwickelnden vena terminalis erstreckt.

Bey dieser Gelegenheit erinnert Bischoff an die Manchfaltigkeit der primären Verbindungsweise des Eyes mit dem Uterus in den verschiedenen Säugthier-Ordnungen und schließt aus einigen Beobachtungen, daß das menschliche Ey ebenfalls in eine sehr versteckte Verbindung mit der verdickten Uterinschleimhaut (vielleicht in einer Utrikulardrüse) trete.

Ebenso merkwürdig wie diese Befestigungsweise des Eyes ist nun aber auch der fernere Entwicklungsgang. Am 13. Tag nämlich findet man, daß das freye Ende des Eyzapfen wirklich ein Bläschen ist, und zwar nach außen aus zwey von Zellen gebildeten Blättern bestehend, während die innere, den

Eyzapfen durchsetzende Hälfte nur aus einem Blatt besteht. Auf dem letzteren, also dem inneren Blatt zeigt sich eine dichtere birnförmige, am einen Ende in einen Zapfen ausgezogene äußere lichtere Parthie, welche eine dichtere dunklere umgab, in deren Axe sich bald ein heller Streifen, eine Rinne zeigte. Dieß war also offenbar Fruchthof und Primitivrinne. Hieraus entwickelte sich dann bald die erste Körperanlage; jener kleine keulenförmige Körper am Schwanzende ward aber zur Allantois zu einer Zeit, wo noch keine Spur von Wolf'schen Körpern vorhanden war, ja sie hatte sich auch unabhängig vom Körper des Embryo vor der Bildung der Primitivrinne als ein Bestandtheil der Embryonalanlage gebildet. Ferner lag der Embryo nicht wie bey anderen Säugthieren mit seinem Rücken oben, mit seiner Bauchfläche gegen die Nabelblase gekehrt, sondern gerade umgekehrt. Auch die Bildung des Amnion ist eine ganz andere.

Als Resultat der Beobachtungen ergab sich: Bey dem Meerschweinchen-Ey ist das animale, seröse Blatt nicht das äußere, sondern das innere der Keimblase: das vegetative, Schleim-Blatt nicht das innere, sondern das äußere. Das Amnion ist ferner nichts als die eine innere Hälfte des seit dem 7. Tage an der Spitze des Eyzapfens bemerkbaren Bläschens, welche ohne sich zu verändern zum Amnion auswächst, während in der äußeren Hälfte Fruchthof und Embryo entsteht.

So muß es kommen, daß das äußere vegetative Blatt mit dem Gefäßblatt sich theils zu dem nach oben gekehrten Darmrohr verwandelt, theils verschmolzen die äußere Eyhaut, Chorion darstellt. Das animale, zumeist nach Innen gegen den Dotter gelegene Blatt, welches als Bläschen an dem einen Pol des Eyes zurückbleibt, während das vegetative sich darüber zu einem Cylinder ausdehnt, wächst mit seiner einen inneren Hälfte zum Amnion, während die andere sich zu dem Körper des Embryo umbildet.

Es sind dieses in der That so auffallende Differenzen im Gegensatz zu dem, was man über Lage der Blätter, Bildung des Amnion, Entwicklung der Allantois nicht nur bey Säugthieren, sondern auch den Vögeln und beschuppten Amphibien gefunden und durch unzählige Beobachtungen festgestellt hatte, daß nur eine Autorität wie Bischoff den Gedanken ferne halten kann, es habe hiebey eine Täuschung obgewaltet. Ueber die Ursachen dieser Abweichung in der ersten Entwicklung dieses Säugthiereyes läßt sich vor der Hand nicht einmal eine Vermuthung aussprechen, sondern es ist vor Allem nöthig, vorläufig nach ferneren Analogien zu suchen, um dadurch den Gesetzen vielleicht auf die Spur zu kommen.

Das vierte Kapitel handelt von dem Ey „in den späteren Stadien seiner Entwicklung.“ Die das Ey ringförmig umgebende Decidua verdünnt sich nach und nach, hautförmig werdend, mit Ausnahme der Mesenterialseite des Uterus, wo sie sich zu einem kuchenförmigen runden Organ umwandelt, auf welchem dann erst die placenta materna sich zu bilden anfängt. In der Mitte nämlich jenes Organes, auf welcher das Eychen durch Gefäßverbindung angewachsen ist, bilden sich sternförmig Wälle, welche anfänglich die Peripherie des kuchenförmigen Organes nicht erreichen, bald aber über dessen Grenze hinauswuchern und jenes endlich ganz in sich aufnehmen. Die radiär gestellten Wälle enthalten in den Spitzen Schlingen bildende ansehnliche Gefäße, und sind von einer zarten gefäßlosen Membran überzogen, welche zugleich den Kern jener sternförmigen Wucherung bildet. Diese Membran ist das vegetative Blatt des Eyes, verwachsen mit der Decidua, an dieser Stelle endlich verschwindend, nach außen sich erhaltend, bis wohin das Gefäßblatt vordringt, um daselbst seine vena terminalis zu bilden. Während sich inzwischen der Embryo in bekannter Weise mehr und mehr von dem Gefäß- und Schleim-Blatt abschnürt, senkt er sich vom Amnion umgeben in die Nabelblase hinein und hängt endlich nur noch an der Schließungsstelle des Darmrohres (fovea cardiaca) mit ihr zusammen. Ist diese Schlußstelle endlich vernarbt, so gehen von hier aus die vasa omphalomeseraica, an denen der Embryo wie aufgehängt ist, an die Peripherie der Nabelblase bis an die Peripherie der placenta materna.

Während dem ist die mit dichtem Gefäßnetz bedeckte, anfangs noch frey in die Nabelblase hineinhängende, vom hinteren Ende des Embryo ausgehende Allantois beträchtlich gewachsen. Am 18. Tag erreicht sie, mehr gegen die rechte Seite des Embryo gewendet, die Stelle, an welcher sich die placenta materna zu bilden begonnen hat. Sofort setzt sie sich mit ihrem Grund zwischen den Wülsten dieser fest, verschmilzt mit ihr und verschwindet als Blase rasch. Die Verwachsung geschieht ohne Vermittlung von Zotten oder Falten und unter Dahinschwinden des, Allantois und placenta materna trennenden, Schleimblattes an dieser Stelle.

Dann treten also aus dem Bauch des mit seinem Amnion frey in der Nabelblase schwebenden Embryo links die vasa omphalomeseraica, rechts die umbilicalia heraus. Demnach liegt also der Embryo des Meerschweinchens wirklich in der Nabelblase, welche als Blase persistirt und zu allen Zeiten das eigentliche Ey bildet.

Die in späteren Zeiten auftretenden Veränderungen beziehen sich erstens auf die decidua, welche verschwindet mit Ausnahme ihres an der Mesenterialanheftung befindlichen Theiles, zweytens auf das gefäßlose äußere vegetative Blatt, welches ebenfalls hinschwindet und das Gefäßblatt nackt läßt, wobey feine vasa omphalomeseraica nicht mehr an der der Placenta gegenüber liegenden Stelle auf die äußere Eyhaut treffen, sondern mehr in der Nähe der Placenta; zugleich haben sie so wie die vasa umbilicalia von dem Amnion eine Scheide erhalten. Vor der Placenta trennen sich aber beyde Gefäßsysteme, um einerseits zur Nabelblase, andererseits zur Placenta zu gehen. Unweit der Anheftungsstelle der Nabelblase an die Placenta bilden zwey Aeste der art. omphalom. einen circulus arteriosus, andere streichen über die übrige Peripherie der Nabelblase verästelt hin. Zu dem in der Peripherie der Placenta gelegenen sinus terminalis treten viele feine kurze Aestchen aus dem circulus arteriosus. Die Venen kommen theils aus sehr zarten Gefäßchen am inneren Umfang des sinus terminalis, theils entspringen sie auf der ganzen Oberfläche der Nabelblase, vereinigen sich zum Theil in einem dem circulus arteriosus parallelen, nach außen von ihm gelegenen circulus venosus, woselbst sich alle zu der vena omphalomeseraica vereinigen.

Ganz zuletzt erhält bey dem dichten Anlegen des Amnion an die Nabelblase jenes dadurch einige Gefäße, und an der Nabelblase entwickeln sich im Umkreis der Placenta zierliche gefäßtragende Zotten, einen Kranz um diese bildend.

Bey der Geburt trennt sich die Placenta von der Anschwellung der Decidua. Die letztere geht dann entweder auch noch ab, oder wird sehr schnell resorbirt. Schon nach 3 Tagen muß die Rückbildung der Uterinschleimhaut vollendet seyn, denn schon dann findet man wieder neue Eyer in den Uterus eingetreten.

In Beziehung auf die einzelnen Organe hebt Bischoff hervor: die verhältnißmäßig spätere Schließung des Medullarrohres, ferner die der Leber, die nach vollständiger Abschnürung des Darmes noch kaum angedeutet war, ferner deren geringe Masse ($\frac{5}{100}$ des Körpergewichtes), weiter die späte Entwicklung der Wolff'schen Körper, deren erste Spur am 21. Tag auftritt, während die Allantois am 18. Tag schon verschwunden ist. Der Ausführungsgang der Wolff'schen Köper wird bey dem Männchen vas deferens und verschwindet bey dem Weibchen. Der Müller'sche Gang verschwindet dort und wird hier Eyleiter und Uterus.

Bischoff vermuthet, daß sich Hypudaeus amphibius in ähnlicher Weise entwickle wie das Meerschweinchen.

Acht Tafeln auf Stein veranschaulichen diese höchst merkwürdigen und von allem bisher Bekannten so abweichenden Beobachtungen, an welchen gewisse generalisirende Talente nicht geringen Anstoß nehmen werden.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Historical and statistical Information respecting the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States.

(Fortsetzung.)

Es ist eine merkwürdige Rasse, diese amerikanische. Von den Küsten des Eismeeres bis hinab zu den unwirthlichen Gestaden des Feuerlandes, vom atlantischen bis hinüber zum stillen Ocean hat sie einst den ganzen großen Kontinent von Amerika in Besitz genommen. Obwohl der Leibesbeschaffenheit nach unverkennbar eine und dieselbe Rasse bildend, hat sie sich doch, wie keine andere, in eine zahllose Menge von Stämmen mit gesonderten Sprachen zersplittert, die sich gegenseitig ganz unverständlich sind und durch welche doch ein gemeinsames Band sich hindurchzieht, um an eine ursprüngliche Einheit dieses Völkergewimmels zu erinnern. Weitaus die Mehrzahl ist in tiefe Barbarey versunken, und selbst die über Gebühr gerühmten Kulturstaaten von Mexiko und Peru können sich nicht entfernt messen mit den großen vorchristlichen Kulturreichen der alten Welt. Auf allen Seiten jetzt von den eingewanderten Europäern bedrängt, werden diese Indianer immer mehr aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben, und insbesondere in Nordamerika wird ihnen nicht lange mehr die Wahl zwischen Ausrottung oder gänzliche Einfügung in die europäische Kultur gelassen werden. In beyden Fällen gehen ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und am Ende wohl auch ihre Sprachen verloren, daher zur rechten Zeit dieses Werk kommt, das dazu bestimmt ist, Alles aufzuzeichnen, was noch über die Ureingebornen zu ermitteln ist. Wir geben von diesem wichtigen Werke, von dem in Deutschland nur sehr wenige Exemplare aufzutreiben seyn werden — das unserige ist ein Geschenk des Congresses an die k. Hof- und Staatsbibliothek — eine kurze Anzeige seines Inhaltes, damit die Leser mit der Tendenz desselben genauer bekannt werden und zugleich erfahren, was sie bereits in selbigem vorfinden können.

Der erste Band theilt sich in 7 Abschnitte, wovon die ersteren mehr allgemeinen Erörterungen gewidmet sind, während die letzteren bereits mehr auf specielle Verhältnisse eingehen.

I. Allgemeine Geschichte. Der Ursprung und die Urgeschichte der ganzen amerikanischen Rasse liegt in tiefes Dunkel gehüllt. Befragt man die nordamerikanischen Indianer hierüber, so wissen sie freylich allerley davon zu erzählen, aber es sind lauter Fabeln. Merkwürdig ist es indeß, daß bey den meisten von ihnen noch die Erinnerung an die große Fluth der Urzeit, wo die Erde mit Wasser überdeckt und nur wenige Menschen dem allgemeinen Untergange entzogen wurden, sich erhalten hat. Hier fußt demnach die Sage auf einer sichern historischen Thatsache, dann aber ergeht sie sich wieder in der Erzählung von seltsamen Ungeheuern, welche die Welt füllten. Erst mit der Ankunft der weißen Männer, an welche alle Stämme das Andenken aufbewahrt haben, gewinnt die Tradition von Neuem eine feste Grundlage und ist von

da an sicher zu controliren. Nur drey bis vier von den Stämmen, welche zwischen dem Aequator und dem Polarkreise wohnen, haben Erinnerungen aus der Zeit vor der Entdeckung Amerikas im Gedächtniß erhalten. Bey den Chepeweyern und den Shawanoes, insbesondere aber bey den Mexikanern finden sich Sagen, daß ihre Ahnen aus Osten über das Wasser eingewandert wären, und der Vf. gibt auf 2 Tafeln Copien von den Gemälden, auf welchen die Azteken die Landung von ihrem Stammlande Aztlan dargestellt haben. Es ist wohl zu beachten, daß während diese Völker sich selbst nicht als Aboriginer ansehen, auch die neueren Forschungen immer mehr darin übereinstimmen, daß die ursprüngliche Bevölkerung Amerikas aus der alten Welt herübergezogen ist.

II. Geistiger Typus der indianischen Rasse. Der Verf. gibt in diesem Abschnitte eine kurze Uebersicht über die religiösen Ansichten der nordamerikanischen Indianer mit Hinweisung auf gewisse Uebereinstimmungen mit denen der altorientalischen Völker. Ihren geistigen Typus bezeichnet er als einen stationären, ohne intellektuellen Fortschritt.

III. Alterthümer. Bei einem umherschweifenden Jägervolke ohne feste Wohnsitze ist eigentlich auf das Vorkommen alter Denkmale nicht zu rechnen. Gleichwohl gibt es hie und da solche, namentlich in den fruchtbaren Thälern des Mississippi und Ohio, und der Verf. hat denselben mit Recht eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie bestehen theils in Erdwällen, die zur Vertheidigung oder zu Grabstätten oder zu Opferaltären bestimmt waren, theils in Ackerbeeten, oft von großer Ausdehnung und hauptsächlich zum Anbau von Mais errichtet, wobey viele Anzeichen darauf hinweisen, daß um diese Felder eine zahlreiche Bevölkerung sich angesiedelt hatte. Wenn gleich auch jetzt noch die in den südlichen Theilen des Unionsgebietes lebenden Indianer dem Maisbaue nicht fremd sind, so wird er doch dermalen nur von den Weibern betrieben, und zeigt weder eine solche Ausdehnung noch Regelmäßigkeit, wie dieß die alten Beete kund geben. Nimmt man hiezu, daß den Indianern jetzt solche Erdwälle gänzlich fremd sind, so darf man schließen, daß dieselben gleich den Ackerbeeten aus einer weit ältern Periode herrühren, und die Nachkommen in der Kultur zurückgegangen sind.

In den vorhin erwähnten, vor Alters reich angebauten Gegenden, zumal aber in den künstlich ausgeführten Erdhügeln, hat man vielerley Geräthschaften aufgefunden, die ebenfalls alten Ursprunges sind und vom Verf. hier genau beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen zur Anschauung gebracht werden. Unter den Geräthschaften kommen auch solche von Kupfer vor, ein Metall, das schon in alten Zeiten von den Indianern mit sehr einfachen Instrumenten bearbeitet wurde und das sie hauptsächlich vom obern See erhielten, wo es in großer Menge im gediegenen Zustande gefunden wird. Durch den Handel wurden die von den nördlichen Indianern gefertigten kupfernen Geräthschaften weithin verbreitet und ihnen dagegen Mais und mancherley Zierrathen im Austausche gebracht.

Der Verf. kommt dann auf die archäologischen Andeutungen zu sprechen, aus welchen gefolgert wurde, daß Nordamerika noch vor Columbus von Völkern mit Buchstabenschrift besucht worden ist. Besonders berühmt ist die alte Inschrift am Assonet oder der sogenannte Dighton-Felsen in der Provinz Massachusetts geworden, indem die dänischen Alterthumsforscher in Kopenhagen darin Schriftzüge der alten Normannen, die schon seit dem zehnten Jahrhundert die nordamerikanischen Küsten besuchten, erkennen wollten. Der Verf. theilt auf zwey Tafeln zwei genau von ihm aufgenommene Copien der genannten Zeichnungen mit und unterscheidet in ihnen die bildlichen Darstellungen, die ihm offenbar indianischen Ursprungs zu seyn scheinen, von gewissen andern, die einen mehr alphabetischen Anschein haben und denen er zwar den normannischen Charakter nicht geradezu absprechen will, deren Entzifferung jedoch ihm nicht in befriedigender Weise möglich geworden ist. In diesem, wie noch in einigen andern Fällen, deren er gedenkt, hält er an der Erfahrung fest, daß zu keiner Zeit die Indianer mit der Buchstabenschrift vertraut waren, daß also etwaige, auf eine solche hindeutende Inschriften ausländischen Ursprungs seyn müßten.

IV. Physikalische Geographie. Dieser Abschnitt ist gewissermaßen nur ein erläuternder Anhang zu dem vorigen, indem er die Geschichte der Entdeckung des Mississippi, die Darstellung seiner Quellen und die Notizen über die nutzbaren Metalle auf dem Unionsgebiete enthält; angeschlossen ist eine kurze Schilderung des neuen Staates Minnesota.

V. Organisation, Geschichte und Regiment der Stämme. Vor der beträchtlichen neueren Gebietsvergrößerung der Union waren es ohngefähr 70 Indianerstämme, die unter ihrer Herrschaft standen. Keiner von den Stämmen, die im Jahre 1776 existirten, ist erloschen. Die Einverleibung des Oregongebietes hat ohngefähr 60 Stämme und Unterstämme zugefügt, deren ganze Anzahl aber nicht über 25,000 Seelen beträgt; ihre ethnographischen Verhältnisse sind noch nicht vollständig gekannt. Die Erwerbung von Texas, Neu-Mexiko und Californien hat noch mehr andere Stämme unter die Herrschaft der Union gebracht, die ebenfalls noch genauer zu erforschen sind. Im Ganzen hebt hier der Verf. folgende Gruppen hervor.

1) Die **Algonkin** (**Algonquin**) mit einer eigenthümlichen Sprache. Vor ihrer Zurückdrängung durch die europäischen Einwanderer behaupteten sie fast die Hälfte des dermaligen Unionsgebietes und noch einen großen Theil der englischen Besitzungen, namentlich hatten sie die ganze Ostküste bis herab nach Nordkarolina inne.

2) Die **Irokesen**, auch die fünf Nationen und dann die sechs Nationen genannt, bilden eine von der vorigen durch die Sprache verschiedne Gruppe von Stämmen, deren Gebiet fast ganz von dem der Algonkins umschlossen wurde.

3) Die **Dakotah** oder **Sioux** westlich des Mississippi bilden durch ihre Sprache ebenfalls eine Gruppe von verschiedenen Stämmen.

4) Mit dem Namen der **Appalachier** bezeichnet der Verf. eine Abtheilung von Stämmen, unter denen die Muskogees oder Creeks, Choctaws und Chickasaws die hauptsächlichsten sind. Sie bewohnten die südlichen Provinzen der Vereinigten Staaten.

5) Die **Shoshonees** mit ihren verschiedenen Stämmen wohnen am Felsgebirge, dem obern rothen Fluße und der gebirgigen Gegend von Texas.

6) In den **Chawa** oder **Cheyenne Indianern** ostwärts der Felsgebirge gibt sich nach den Mittheilungen über ihre Sprache eine neue Völkergruppe zu erkennen.

7) Die Stämme in Oregon, Californien, Utah und Neu-Mexiko, zum Theil auch in Texas, sind noch zu wenig gekannt, als daß sie sich bereits sicher gruppiren ließen.

Der Verf. geht dann zu speciellen Erörterungen über einzelne Stämme über, und zwar sowohl nach eignen als authentischen andern Mittheilungen. Sie betreffen 1) die Shoshonee, 2) die Indianer von Oregon, den Felsgebirgen und der Küste des stillen Oceans, 3) die Comanchen, 4) die Stämme von Neu-Mexiko, 5) die Dakotas, 6) die Stämme an der Santa Fé-Furth und am Fuß der Felsgebirge, 7) die Creeks, 8) die Massachusetts Indianer, 9) die frühere Bevölkerung von Kentucky, 10) die Menomonies und Chippewas, 11) die Miscotins und Assigunaigs, 12) die Chickasaws. Ein besonderer Anhang handelt von der furchtbaren Verheerung, welche die Blattern in neuerer Zeit unter den Indianern angerichtet haben, so daß manche Stämme ein Drittel und selbst die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren.

VI. Intellektuelle Fähigkeit und Charakter der indianischen Rasse. Unter dieser Rubrik beginnt der Verf. im Speciellen die Mythologie und Sagen, so wie die indianische Pictographie zu behandeln. Letzterer hat er für dießmal seine Hauptaufmerksamkeit zugewendet und er zeigt, wie die Methode, durch symbolische und repräsentative Devisen Mittheilungen zu machen, unter den Indianern weit verbreitet und zugleich uralt ist. Zahlreiche Abbildungen dieser Bilderschrift sind beygegeben.

VII. Bevölkerung und Statistik. Im Eingange macht der Verf. bemerklich, daß die indianische Bevölkerung in früheren Zeiten fast durchgängig weit über ihren Bestand überschätzt worden ist. Völker, die ausschließlich oder doch hauptsächlich vom Ertrage der Jagd leben, können nicht in großen Haufen concentrirt seyn, sondern müssen sich in weit ausgedehnten Strecken zerstreuen, um ihre

Subsistenz zu sichern. Nach der amtlichen Zählung, die im Jahre 1847 veranstaltet wurde und wovon hier alle Tabellen vorgelegt sind, betrug die ganze indianische Bevölkerung innerhalb des Unionsgebietes 388,229 Seelen, wozu noch ohngefähr 25,000 bis 35,000 in den unerforschten Gebieten gerechnet werden dürfen.

Der zweyte Band, welcher dem ersten rasch nachgefolgt ist, besteht aus 12 Abschnitten, die zum Theil die Fortsetzungen der vorhergehenden ausmachen.

I. Allgemeine Geschichte. Nachdem der Verf. Einiges über die Wanderzüge der Indianer beygebracht, setzt er seine Charakteristik der Völkergruppen fort und geht genauer ein auf die Unterscheidung derjenigen Gruppen, welche das Unionsgebiet dießseits der Felsgebirge zur Zeit seiner Besitznahme bewohnt haben. Solcher Gruppen unterscheidet er sieben, welche in der Ordnung, wie sie nacheinander entdeckt wurden, sich folgendermaßen anreihen: Appalachier, Achalaquen, Chicoreans, Algonkins, Irokesen, Dakotas und Shoshonees. Die Achalaquen sind die heutigen Tscherokesen, die Chicoreans bewohnen Süd- und Nordkarolina, die 5 andern größern Gruppen sind schon früher genannt. Von besonderer Wichtigkeit ist die Beyfügung einer Karte, auf welcher die Völkergruppen Nordamerikas, sowie sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bestanden, eingezeichnet und durch verschiedene Farben markirt sind.

II. Sitten und Gebräuche. Bey seiner genauen Bekanntschaft mit den Indianern ist der Verf. im Stande, die umfassendsten Aufklärungen hierüber zu geben und manche falsche Meinung zu berichtigen.

III. Alterthümer. Zur Sprache kommen hier die großen abgeplatteten Hügel, welche in Florida und weiterhin errichtet wurden, um darauf die Wohnungen der Häuptlinge anzulegen und welche ihr Prototyp in den mexikanischen Trocalli haben. Ferner werden die am Erie-See, in Südkarolina, im Westen von New-York und am See Vieux Desert gefundenen alterthümlichen Denkmale beschrieben. Wie die vorhergehenden zeigen sie alle keine höhere Kulturstufe für ihre Verfertiger an.

IV. Physikalische Geographie. Es werden hier mitgetheilt einige Notizen über zwey Höhlen im Lande der Sioux, und ein Auszug aus dem Tagebuche des Lieutenants Whipple, der in die bisher noch unerforschten Gegenden des südlichen Californiens eine Entdeckungsreise machte.

V. Organisation, Geschichte und Regiment der Stämme. Die Mittheilungen betreffen dießmal die Comanchen, Ojibwas und Dakotas.

VI. Intellektuelle Fähigkeit und Charakter. Der Verf. erklärt zuerst die Art, wie die Indianer zählen, dann folgt die Fortsetzung ihrer pictographischen Darstellungen und ihrer Sagen. Merkwürdig ist die Mittheilung des Alphabets, das ein zum Christenthume bekehrter Tscherokese erfand, um durch dasselbe die eigenthümlichen Laute seines Idioms auszudrücken, und das jetzt allgemein von den Missionären bey diesem Volke angewendet wird. Uebrigens hat die Tscherokesische Sprache so eigenthümliche Laute, daß dieses Alphabet auf keine andere Indianer-Sprache übertragen werden kann.

VII. Topische Geschichte. Mittheilung eines Tagebuches über die von den Indianern im Jahre 1763 unternommene Belagerung des Forts Detroit und eines in Noten gesetzten Lobgesanges auf die Kaziken-Gattin Anacoana, die zu Columbus Zeiten auf Domingo residirte, ihrer Schönheit und Herzensgüte wegen hochberühmt war und von den Spaniern in treuloser und schauderhafter Weise ermordet wurde. Irwing hat ihren Namen in seiner Lebensgeschichte von Columbus verherrlicht. Die Authenticität des Gesanges ist übrigens nicht nachgewiesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Historical and statistical Information respecting the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States.

(Schluß.)

VIII. Physischer Typus der amerikanischen Indianer. Dieser Artikel ist von Morton, dem berühmten Verfasser des Werkes: Crania Americana, bearbeitet, doch erlebte er nicht mehr den Druck desselben. Es ist diese Abhandlung gewissermaßen ein Auszug aus seinem eben erwähnten großen Werke, aber das reiche Material, was ihm seit dieser Zeit zugeflossen ist, hat er benützt, um frühere Angaben zu berichtigen und somit die Schilderung der körperlichen Beschaffenheit der Indianer zur größten Genauigkeit zu bringen. Man wird deßhalb auf diesen Artikel immer wieder zurückkommen müssen, so oft man von dem physischen Baue der amerikanischen Rasse ein genaues Bild erlangen will. Wir werden daher im Interesse vieler Leser handeln, wenn wir von dieser Abhandlung ausführlichere Mittheilungen vorlegen.

Alle Reisende, so beginnt Morton seine Schilderung, stimmen darin überein, daß allenthalben die Indianer vom Feuerlande an bis zu den Grenzen der Eskimos in ihrer leiblichen Beschaffenheit mit einander übereinstimmen. Dieselbe Gleichförmigkeit erweist sich auch in ihrem Schädelbaue, wie sich dessen der Verf. an mehr als 400 Schädeln von fast jeder Gegend des nördlichen und südlichen Amerikas versichert hat. Der Schädel ist von entschiedener rundlicher Form. Die Hinterhauptsgegend ist in der Richtung nach aufwärts verflacht, und der Querdurchmesser, zwischen den Scheitelbeinen genommen, ist auffallend groß und übertrifft oft die Längslinie. Die Stirne ist niedrig und zurückweichend, und selten wie bey den andern Rassen gewölbt, was selbst zur Unterscheidung von der mongolischen dient. Die Wangenbeine sind hoch, aber nicht sehr ausgebreitet; die obere Kinnlade ist vorspringend und gleich der untern massiv, gleichwohl stehen die Zähne trotz des Vorsprunges des Gesichts meist senkrecht. Die Nasenbeine sind gewölbt und ausgebreitet; die Augenhöhlen groß und viereckig.

Diese Merkmale sind gemeinsam für die alten wie für die modernen Nationen des amerikanischen Kontinents, denn die ältesten Schädel aus den peruanischen, mexikanischen und andern Gegenden zeigen den nämlichen Typus. Es gibt jedoch einige Ausnahmen von demselben, denn wir finden eine mehr gestreckte Form bey den Missuri-Stämmen, insbesondere bey den Mandanen, Minetaries, Rickaries, Assinaboins, Ottoes, Krähen, Schwarzfüßern, so wie auch bey verschiedenen Abtheilungen der Lenape-Nation im Westen des Mississippis. Dieselbe Ausnahme scheint sich bey den Irokesen und Tschekokesen einzustellen und zeigt sich in einer größern Füllung des Hinterhaupts und einem geringeren Querdurchmesser. Jedoch versichert der Verf., daß auch bey diesen und allen andern Stämmen, die er zu vergleichen Gelegenheit hatte, die typische runde Form, wenn gleich nicht vorherrschend, doch keineswegs ungewöhnlich sey.

Durch spätere Messungen hat Morton seine frühere Angabe über den Gesichtswinkel der amerikanischen Rasse vollkommen bestätigt gefunden. Er beträgt durchschnittlich 75°, während der europäische auf 80° kommt.

Wie in neuerer Zeit durch genaue Beobachtungen die riesenhafte Statur der Patagonen ermäßigt wurde, so hatte Morton Gelegenheit die Pigmaen-Nation, deren Gräber man in dem Mississippi-Thale entdeckt haben wollte, auf ihr rechtes Maaß zu bringen. Seine Untersuchungen ergaben nämlich, daß in jenen alten Gräbern die Knochen von lauter Kindern beysammen lagen.

Morton kömmt auch auf die Menschen-Schädel zu sprechen, welche Lund in den brasilischen Knochenhöhlen zugleich mit denen ausgestorbener Säugethiere fand, woraus letzterer den Schluß zog, daß sie mit diesen gleichalterig wären. Aber auch diese Schädel zeigen sich nicht verschieden von der typischen Form, außer in der noch größeren Depression der Stirne und einer Eigenthümlichkeit in der Gestalt der Zähne. Lund beschreibt nämlich die Schneidezähne als von einer ovalen Oberfläche, deren Achse von vorn nach hinten gerichtet ist, statt des scharfen und meißelförmigen Randes, der sonst bey diesen Zähnen vorkömmt. Dieselbe Form behauptet Lund an jungen und alten Schädeln gefunden zu haben, und daher hält er sich für überzeugt, daß sie nicht das Resultat von Abreibung wie bey gewissen altägyptischen Schädeln ist. Morton will nun zwar über eine Behauptung, zu deren Prüfung ihm die Gegenstände fehlen, nicht absprechen, meint aber doch, daß, wenn solche Verschiedenheiten unabhängig von Kunst oder Zufall vorkommen, sie wenigstens specifisch wären. Referent hegt keinen Zweifel, daß diese Formen nichts weiter als künstliche oder zufällige Entstellungen sind.

Wie früher bezeichnet Morton die Hautfarbe der amerikanischen Rasse als braun; die bekannten Abweichungen davon sieht er nur als Ausnahmen an und zwar als solche, die von atmosphärischen Einflüssen ganz unabhängig auftreten.

Bezüglich der Beschaffenheit der Haare stützt er sich auf die neueren mikroskopischen Untersuchungen von Browne, wonach bey allen amerikanischen Eingebornen die Haare unveränderlich von cylindrischer Form sind, während sie sich bey der kaukasischen Rasse oval und bey den Negern excentrisch elliptisch zeigen. Ihre sonstige Beschaffenheit ist bekannt; Ausnahmen von hellerer Färbung, aber niemals von anderer Textur werden gefunden.

Die Augen mit niedern buschigen Augenbraunen charakterisirt Morton als trüb, schläferig und halbgeschlossen; sie zeigen selbst bey jungen Leuten selten die Helle und Lebhaftigkeit, die in den civilisirteren Rassen so gewöhnlich ist.

Ausführlich handelt Morton von den sonderbaren, durch künstliche Verdrückung herbeygeführten Schädelformen der Indianer. In seinem früheren Werke, Crania Americana hatte er schon angeführt, daß dieser Gebrauch in Mexiko und Peru, auf den karaibischen Inseln, in Oregon und bey einigen Stämmen, die früher am mexikanischen Golf wohnten, gefunden worden sey. Weitere Nachforschungen haben ihm jedoch seitdem ergeben, daß diese Entstellung unter den innerhalb der Grenzen der Union wohnenden Stämmen viel weiter verbreitet gewesen ist, indem sie früher auch zu beyden Seiten des untern Mississippi ausgeübt wurde. Im Ganzen bringt er noch folgende Belege vor:

1) Von den Natchez ist es sowohl durch die ältern Berichte als die Auffindung von Schädeln dieser Nation bekannt, daß sie durch einen in der frühesten Jugend angebrachten Druck dem Kopf eine in die Höhe gerichtete kegelförmige Gestalt gaben.

2) Die Choctaws, obwohl von einem ganz andern Stamme als die Natchez und öfters im Krieg mit ihnen, nahmen doch am Schädel dieselbe Entstellung vor.

3) Die Warsaws, welche seit langer Zeit ausgerottet sind, hatten eine ähnliche Gewohnheit.

4) Die Muskogees oder Creeks, welche ursprünglich mit den Choctaws in eine große Nation verbunden waren, haben wenigstens einige Stämme am mexikanischen Meerbusen gehabt, welche die Schädel ihrer Kinder durch Druck verflachten.

5) Die Catawa, die ehemals am Santee-Flusse ihren Sitz hatten, sollen dieselbe Gewohnheit gehabt haben.

6) Dasselbe wird von den Attacapas, die an dem westlichen Ufer des Mississippi wohnen, gesagt.

7) Unter den Notka-Columbianern, wie sie Scouler nennt, und welche die Stämme von Quadra und Vancouvers-Insel und der anliegenden Einfahrten abwärts bis zum Columbia-Flusse und dem nördlichen Theile von Neu-Californien in sich begreifen, ist die Verflachung des Schädels eine weit verbreitete Sitte. Morton bemerkt, daß der Apparat, den sie hiezu anwenden, sich nicht von dem, den er vom Oregon erhalten, unterscheidet.

Zuletzt kommt Morton auf die Peruaner zu sprechen, um eine irrige Angabe in seinen Crania Americana zu berichtigen. Die sonderbar gestreckten Schädel, die man aus altperuanischen Gräbern brachte, hatten ihn gleich einigen andern Beobachtern auf die Vermuthung geführt, daß sie eine ursprüngliche und angeborne Eigenthümlichkeit seyn möchten und daß die Völker mit solcher Schädelform eine ältere Nation als die Inka-Stämme seyn dürften. Eine schöne Reihe von Schädeln, die er seit der Publikation seines großen Werkes erhalten hatte, überzeugte ihn jedoch, daß er sich geirrt habe und daß alle diese verschieden geformten Schädel ursprünglich von der typischen, für die ganze Rasse charakteristischen Kugelform gewesen und bloß durch Druck verschieden gestaltet worden wären. Morton stimmt nunmehr ganz mit den durch d'Orbigny ausgesprochenen Resultaten überein.

Auf eine sonderbare Anomalie ist Morton bey Ausmessung des Rauminhaltes der Hirnschale gestoßen. Er hatte in seinem großen Werke die ganze amerikanische Rasse in zwey Familien abgetheilt, in die toltekanischen und in die barbarischen Stämme, von denen die ersteren die halbcivilisirten Völker von Mexiko, Peru und Bogota in sich schlossen. Diese Eintheilung war keineswegs auf ein physisches Moment, sondern lediglich auf den Kulturgrad begründet. Indem nun Morton an 338 Schädeln Messungen über den Rauminhalt des Hirnkastens vornahm, ging er an diese Arbeit in der Erwartung, daß sie zu Gunsten der civilisirteren Völker ausfallen würde; aber gerade das Gegentheil kam zum Vorschein: die barbarischen Stämme der amerikanischen Rasse haben einen größeren Hirnkasten, also auch ein größeres Gehirn, als die halbcivilisirten. Dieses Paradoxon sucht er sich bey seinen phrenologischen Ansichten dadurch zurechtzulegen, daß er bey den barbarischen Völkern eine größere Energie und Rührigkeit des Geistes als bey den andern finden will.

Besondere Erwähnung verdienen noch die ausgezeichneten Abbildungen von 10 amerikanischen Rassenschädeln, durch welche Morton die angeführte Abhandlung erläuterte. Drey von denselben stellen den typischen Charakter der Rasse dar, die sieben andern, wie er durch Druck in mehr oder minder auffallender Weise entstellt wird.

IX. Sprache. Eine Hauptaufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist die, in Verbindung mit andern Freunden ein genaues Studium aller im Gebiete der Union gesprochenen indianischen Sprachen zu betreiben, und zu diesem Behufe ihre grammatische Struktur zu erforschen und Vocabularien anzulegen. Erst wenn alle diese Vorarbeiten gemacht worden wären, könne man hoffen zu einem tieferen Verständnisse des Genius dieser Sprachen und ihrer gegenseitigen Beziehungen zu gelangen. Der Verfasser giebt hier bereits sehr wichtige Aufschlüsse über die grammatische Struktur der Algonkin-Sprache und theilt Vocabularien von sehr verschiedenen Stämmen mit. Ueber die Eigenthümlichkeiten der tscherokesischen Sprache giebt Worcester ausführliche Aufklärungen.

X. Beschaffenheit der indianischen Kunst. Wie der Verfasser im ersten Bande unter dem Abschnitte: Alterthümer, die alten Geräthschaften beschrieben hat, so beginnt er hier mit der Schilderung derjenigen Geräthschaften, die dermalen von den nordamerikanischen Indianern gefertigt werden und bringt sie in zahlreichen Abbildungen zur Anschauung.

XI. Künftige Aussichten. Die Beantwortung dieser Frage ist freylich von der größten Wichtigkeit für die Eingebornen sowohl als für die dermaligen Oberherren des Unionsgebietes. Wenn vor der Ankunft der Europäer die Indianer die ganze nördliche Hälfte des Kontinents für ihre Jagden in Anspruch nehmen konnten, so sind sie jetzt aus einem großen Theil desselben bereits hinausge-

drängt und mit dem Zuströmen der Einwanderer werden sie es immer mehr. Die Jagd reicht demnach nicht mehr wie früher zu ihrer Subsistenz aus; sie müssen sich also entschließen entweder Landbau und Gewerbe zu betreiben, um sich zu ernähren, oder, im Falle sie bey ihrer alten Lebensweise verharren wollen, beständig dem drückendsten Mangel und dem größten Elend preisgegeben zu seyn. Es werden nun zwar ihnen nicht mehr wie früher ihre Ländereyen mit Gewalt und ohne Entschädigung weggenommen, sondern sie beziehen jetzt für diese Abtretungen Jahresgelder, mit welchen sie sich allerdings eine bessere Lage begründen könnten, falls sie der europäischen Kultur sich anbequemen wollten. Aber ein großer Theil versteht sich nicht dazu, theils aus angeborner Lust zum Vagabundenleben, das sich mit Verachtung von dem an die Scholle gebundenen Pflanzer abwendet, theils aus Hang zum Müßiggang und zur Schlemmerey, welche durch die Einführung der Brantweins auf den verderblichsten Grad gesteigert worden ist. Alle gutgemeinte Maßregeln der Regierung haben aber bisher nichts oder nur wenig geholfen, wo nicht das Christenthum mit seinen Segnungen derselben zu Hülfe kam. Es kann keine verkehrtere und allen positiven Erfahrungen mehr widersprechende Meinung als die gleichwohl ziemlich allgemein verbreitete geben, daß man bey den Wilden zuerst für ihr leibliches und dann erst für ihr religiöses Wohl sorgen müsse. Gerade das Gegentheil davon hat die Erfahrung dargethan; allenthalben ist es erst dem Christenthume gelungen diese wilden Naturen zu bändigen und damit der Civilisation und ihrem leiblichen Wohlstande zuzuführen.

Was mit diesem Hülfsmittel aus elenden Vagabunten-Stämmen gemacht werden kann, davon sind hier mehrere sehr erfreuliche Beyspiele aufgeführt, wovon wir eines mittheilen wollen, um dadurch zugleich eine andere falsche Meinung zu widerlegen, als ob der Raßencharakter der Amerikaner schon die Unfähigkeit zur Civilisation in sich einschlösse.

Mit dem Namen der Cattaraugus reservation wird eine den Senekas gehörige Besitzung am Erie-See bezeichnet, wo sich ohngefähr 1200 Senekas,

30 Onondagas und 107 Cayugas niedergelassen haben. Sie haben dem Ackerbaue solche Sorgfalt gewidmet und ihre Häuser, Felder und Vieh sind von so guter Beschaffenheit, daß sie in dieser Beziehung hinter keiner Niederlassung von Weißen in den innern Grafschaften nachstehen, und ein Fremder, der durch ihre Ansiedelungen wandert, wird kaum an die Gegenwart einer indianischen Bevölkerung erinnert. Man sieht große, weiß angemalte Wohnhäuser manchmal sogar mit grünen Fensterschirmen versehen, bequem eingerichtete Scheunen und ausgedehnte wohlbebaute Felder. Ausserdem giebt es zwey Kirchen, ein Rathhaus, mehrere Schulhäuser und eine Sägmühle. Verschiedene der hier wohnenden Indianer haben eine gute englische Erziehung erhalten, zwey haben regelmässig die Rechtswissenschaft studiert und einer ist ein legal approbirter Arzt, der die Arzneykunde ausübt und alle diese sind geschätzte und brauchbare Männer.

XII. Statistik und Bevölkerung. Wir wollen hier nur aus dem neuesten Census die hauptsächlichsten Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse der Vereinigten Staaten hervorheben.

Die weiße Bevölkerung	beträgt	19,668,736
Die freye farbige	„	419,173
Die Sklaven „	„	3,179,589
Die ganze Bevölkerung der Union beträgt also	. . . .	23,267,498

Die Indianer-Bevölkerung auf diesem weiten Gebiete ist demnach sehr gering in Bezug auf die Zahl der Weißen und bleibt selbst weit hinter der der Sklaven zurück; die große Anzahl der letzteren gereicht übrigens einem Freystaate auch nicht zur besondern Ehre.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. März 1853.

Herr Professor Dr. L. A. Buchner machte Mittheilung über einen neuen gelben Farbstoff in der Faulbaum-Wurzelrinde.

Ich erlaube mir, der k. Akademie eine vorläufige Mittheilung über einen von mir in der Wurzelrinde von Rhamnus Frangula entdeckten gelben und flüchtigen Farbstoff zu machen.

Bey der Besichtigung der im pharmakognostischen Kabinet unserer Universität längere Zeit aufbewahrten Wurzelrinde genannten Baumes habe ich nämlich die Beobachtung gemacht, daß das anfangs weiße Papier, worin diese Rinde eingewickelt war, nach einiger Zeit eine deutlich gelbe Farbe angenommen hatte. Als ich der Ursache dieser Veränderung nachforschte, bemerkte ich, daß die innere Fläche der genannten Rinde mit einer Menge prächtiger goldgelber und seidenartig glänzender Kryställchen, die man besonders gut mit dem Vergrößerungsglase wahrnehmen konnte, und welche auf frisch getrockneter Rinde fehlen, bedeckt war.

Diese Kryställchen rühren, wie ich mich durch Versuche überzeugt habe, von einem in der Wurzelrinde vorhandenen flüchtigen Farbstoff her, welcher, schon bey gewöhnlicher Temperatur sich zum Theil verflüchtigend, mit der Zeit heraussublimirt und auf der Oberfläche der Rinde zu den beobachteten Kryställchen sich verdichtet.

Dieser schöne gelbe Farbstoff, der mir eigenthümlich zu seyn scheint, und den ich deßhalb Rhamnoxanthin nennen will, kann auch aus der Wurzelrinde entweder durch unmittelbare Ausziehung derselben mit Aether oder durch vorhergehende Digestion mit Alkohol, Verdampfen des alkoholischen Auszuges und darauffolgende öftere Behandlung des alkoholischen Extraktes mit Aether erhalten werden. Beym Verdunsten des Aethers bleibt er mit einem fetten Körper und, wie es scheint, auch mit einer harzigen Substanz gemengt als körnige bräunlichgelbe Anhäufungen zurück und kann von seinen Beymengungen durch Pressen der noch feuchten Masse zwischen Fließpapier, wiederholtes Auflösen in Aether 2c. zum Theil befreyt werden. Indessen scheint es auf diese Weise kaum möglich zu seyn, ihn im völlig reinen Zustand zu erhalten. Besser ist es, dazu seine Flüchtigkeit zu benützen und das alkoholisch-ätherische Extrakt in einem Apparat, den Mohr zur Bereitung der Benzoesäure vorgeschlagen hat, einer Sublimation zu unterwerfen, wobey er sich innerhalb der Papiertute als stark glänzendes hellgelbes krystallinisches Sublimat anlegt und dabey das ganze Papier gelb färbt. Allein auch dadurch konnte ich bisher nur eine geringe Menge des reinen Farbstoffes erhalten, weßhalb ich vor der Hand auf das nähere Studium desselben Verzicht leisten mußte.

Außer den schon erwähnten Eigenschaften des Rhamnoxanthins habe ich bisher noch folgende daran wahrnehmen können:

Es ist geschmacklos und stickstofffrey. Beim Erhitzen in einer Röhre wird es unter theilweiser Verkohlung in einen gelben Dampf verwandelt, der sich beym Erkalten zu Kryställchen und mitunter auch zu ölartigen, erst nach und nach krystallinisch erstarrenden Tröpfchen verdichtet. Daß dieses Sublimat kein Pyroprodukt, sondern der unveränderte Farbstoff ist, wird durch die Thatsache bewiesen, daß derselbe schon bey gewöhnlicher Temperatur ein Bestreben hat, sich zu verflüchtigen und in Kryställchen zu sublimiren.

Das Rhamnoxanthin ist, wie die meisten gelben Pflanzenfarben, am Lichte veränderlich; damit gefärbtes Papier ꝛc. wird am Sonnenlichte sehr schnell gebleicht.

Vom Wasser wird das reine Rhamnoxanthin nur sehr wenig gelöst; die heiß bereitete Lösung ist nur schwach gelblich gefärbt und trübt sich beym Erkalten unter Ausscheidung des größten Theiles des aufgelösten Rhamnoxanthins. Seine Auflöslichkeit wird aber, wie dieß bey vielen anderen, an und für sich schwer löslichen Körpern der Fall ist, durch andere in der Rinde vorhandene Stoffe begünstiget, so daß dieser Farbstoff in einem wässerigen Auszug der Rinde in nicht unbedeutender Menge angetroffen wird. In Alkohol und auch in Aether ist das Rhamnoxanthin schon bey gewöhnlicher Temperatur und noch mehr in der Wärme leicht löslich.

Vom Ammoniak und den fixen Alkalien wird das Rhamnoxanthin mit prächtiger purpurrother Farbe aufgelöst, welche Eigenschaft es mit einigen anderen gelben Farbstoffen und namentlich mit der Chrysophansäure (dem gelben Farbstoff der Rhabarber und der Wandflechte) theilt, wovon es aber in mehrfacher Beziehung verschieden ist. So unterscheidet es sich von der Chrysophansäure unter Anderem durch seine größere Flüchtigkeit und viel größere Löslichkeit in Alkohol und Aether. Beym Sättigen der alkalischen Lösung mit einer Säure wird das Rhamnoxanthin wieder mit hellgelber Farbe ausgeschieden.

Konzentrirte Schwefelsäure löst dasselbe ebenfalls, wie die Chrysophansäure, mit schöner purpurrother bis blutrother Farbe auf; wird diese Lösung mit Wasser verdünnt, so scheidet sich daraus ein hellgelber, in Alkalien mit Purpurfarbe löslicher Niederschlag aus, von dem ich aber noch nicht bestimmt weiß, ob er aus unverändertem Rhamnoxanthin besteht.

Das Rhamnoxanthin scheint unter mir noch nicht näher bekannten Umständen in einen anderen ebenfalls flüchtigen Farbstoff modifizirt zu werden, der, anstatt in rein gelben, in morgenrothen, dem Alizarin nicht unähnlichen lockeren federartigen Kryställchen sublimirt, sich aber sonst wie das Rhamnoxanthin verhält.

Das Rhamnoxanthin kommt übrigens nicht bloß in der Wurzelrinde, sondern auch, obwohl in geringerer Menge, in der Stammesrinde und im Samen von Rhamnus Frangula vor; auch in der Rinde und im Samen von Rhamnus catharticus habe ich ein wenig davon aufgefunden. Aber die zum Gelbfärben benützten unreifen Beeren der letzteren Pflanze und diejenigen von Rhamnus infectorius, die sogenannten Gelbbeeren oder Avignonkörner, enthalten kein Rhamnoxanthin, sondern die ersteren das Rhamnin Fleury's, welches blaßgelb ist, sich in Aether nicht löst und von Alkalien nicht mit purpurrother, sondern mit rein gelber Farbe gelöst wird, und die letzteren, je nach ihrer Reife, einen oder zwey gelbe Farbstoffe (Chrysorhamnin und Xanthorhamnin nach Kane,) welche durch Alkalien nur etwas dunkler, aber nicht purpurroth gefärbt werden.

Ich werde trachten, eine größere Menge Rhamnoxanthin zum Zwecke einer näheren Untersuchung desselben darzustellen, deren Resultat ich in nicht zu langer Zeit der k. Akademie vorlegen zu können hoffe.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Verhandelingen der eerste Klasse. Derde Reeks. V Deel. Amst. 1852. 4.

Jaarboek voor 1851. Amst. 1852. 8.

Tijdschrift vitgegven door de eerste Klasse V. Deel. 1—3 Aflevering Amst. 1852. 8.

Von dem Istituto Lombardo di scienze, lettre et arti in Mailand:

Giornale. Tom. VI. VII. VIII. Milano 1846. 1847. 8.
Memorie. Vol. III. Mil. 1852. gr. 4.

Von der Société royale des sciences, lettres et arts in Nancy:

Mémoires 1850. 1851. Nancy 1852. 8.

Von dem Institut National de France in Paris:

Académie des inscriptions et belles-lettres. Mémoires. Tom. XVI. I. Partie. XIX. 1850. Paris. 4.

Mémoires présentés par divers savants. Tom. II. I. Serie. Sujets divers d'erudition. Tom. XI. u. XIII. Sciences mathématiques et physiques. Paris. 1852. 4.

Académie des sciences de l'institut de France. Mémoires Tom. XXII. Paris 1850. 4.

Académie des sciences morales et politiques. Mémoires Tom. VI. VII. Paris. 1850. 4.

Académie des sciences: Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. 31. Ianv.—Juin 1852. P. 52. 4.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque nationale et autres bibliothèques. Tom. XVII. Paris. 1851. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. XXV. Hft. IV. V. VI. London. 1852. 8.

Von der Kais. Leopold. Carolinischen Akademie d. Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. Suppl. des 14. Bds. Enthaltend fossile Flora des Uebergangsgebirges von Dr. Goeppert Vol. XXII. Suppl. Berlin und Bonn 1852. 4.

Von der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Math. phys. Classe 1852. I. Leipzig 1853. 8.

Beyträge zur Kenntniß der Gefäßkryptogamen. Von W. Hofmeister. Leipzig. 1852. 8.

Ueber musikalische Tonbestimmung und Temparatur. Von M. W. Drobisch. Leipzig 1852. 8.

Von dem histor. Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. II. Bd. 4. Heft. Landshut 1852. 8.

Von dem Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie ꝛc. Jahrgang 1851. 1. u. 2. Hft. St. 1852. 8.

Von dem Herrn Prof. Eduard Gerhard in Berlin:

Ueber Wesen, Verwandtschaft und Ursprung der Dämonen und Genien. Berlin. 1852. 4.

Von dem Herrn Alex. v. Dusch, grossh. Staatsminister a. D. in Karlsruhe:

Zur Pathologie der Revolutionen. Erklärung und Abwehr veranlaßt durch Bek's und Andlaw's Schriften über Bewegung und Umsturz in Baden. Heidelberg, 1852. 8.

Von der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus d. Jahr 1851. Berlin 1852. 4.
Monatsbericht. November 1852 Berlin 1852. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXV. 20—23. Novbr. Decbr. 1852. Paris 1852. 4.

Von der Société impériale d'archéologie in St. Petersburg.

Mémoires XVI. XVII. Vol. VI, Nr. 1. 2. St. Petersb. 1852. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 7. Bd. 1. Heft. Leipzig. 1853. 8.

Von dem Herrn Vicenzo Antonio Rossi in Neapel:

Ricerche analitiche sulle superficie anulari a Cono Direttore. Nap. 1851. 4.

Von dem Herrn Giulio Minervini in Neapel:

Nuove osservazioni intorno la voce Decatrenses la quale s'incontra in alcune iscrizioni puteolane. Napoli. 1852. 4.

Bulletino archeologico napolitano (Nuova serie) Nr. 1—6 Napoli. 1852. 4.

Von dem Herrn Frhrn. v. Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthürmen. II. Bd. II. Hft. Karlsr. 1852. 8.

Von dem Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Hamburgische Chroniken. Erstes Heft. Hamburg. 1852. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Zeitschrift. Febr. II. 1853. München. 1852. 8.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

Zwölfter Bericht. Linz. 1852. 8.

Urkunden-Buch des Landes ob der Ens. I. Bd. Linz. 1852. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher XIX. 10r. Jahrg. I. Bonn. 1852. 8.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Accademia pontificia de nuovi lincei in Rom:

Atti. Anno V. Sess. I. del 28. Decbr. 1852. 4.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten in Berlin:

Verhandlungen 43 Lief. Berl. 1852. 4.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Abhandlungen. In 3 Abtheilungen I. Bd. Wien 1852. g. 8.

Jahrbuch 1852. III. Jahrg. Nr. 3. Juli, Septbr. Wien 1852. 8.

Von der k. botanischen Gesellschaft in Regensburg:

Flora oder allgem. botan. Zeitung X. Jahrg. I. Bd. Regensburg 1852. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht, Decbr. 1852. Berlin 1852. 8.

Von den Herren de Vriese, F. Dozy u. J. H. Molkenboer in Leyden:

Nederlandsche kruidkundig archief. 3 Thl. 2 Stk. Leyd. 1852. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin, Nro. 25. Tom. III. Annee 1852. Lauf. 1852. 8.

Von der Naturforschenden Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen. 36 Versammlung in Glarus 1851. Glarus 1851. 8.

Mittheilungen 195—223. 1851. 224—257. 1852. Bern. 8.

Allgemeine Schweizer'sche Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften in Bern:

Neue Denkschriften Bd. XII. Zürich 1852. 8.

Von der Société de l'histoire in Paris:

Bulletin, Nr. 1. Ian. 1853. Par. 1853. 8.

Von der Académie nationale des sciences, belles lettres et arts in Lyon:

Mémoires. Classe des sciences. Tom. I. Lyon 1851. 8.

Mémoires. Classe des lettres. Tom. I. ib.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

C. Plini Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius Sillig, Hamburgi et Gothae sumptibus Friderici et Andreae Perthes gr. 8. Vol. V. Accedit Appuleii qui fertur de remediis salutaribus fragmentum e codice Salmasiano nunc primum editum. MDCCCLI. XXI. u. 471. S. Vol. II. MDCCCLII. IV. u. 491 S.

Der Unterzeichnete würde sich nicht herausgenommen haben, die nach dem in diesen Blättern 1851. No. 60. und 61. angezeigten ersten Bande erschienenen Bände der Sillig'schen Ausgabe des Plinius hier zu besprechen, wenn er nicht vom Herrn Geheimerath v. Thiersch unter der Bemerkung, daß er selbst sich auf eine allgemeine Anzeige des ganzen Werkes beschränkt habe, ausdrücklich dazu aufgefordert worden wäre. Darauf hin erlaubt er sich hiermit die oben genannten Bände anzuzeigen.

Warum auf den ersten Band sogleich der fünfte folgte, ist am angeführten Orte bereits besprochen worden. Die treffliche Bamberger Handschrift, welche von allen bis jetzt bekannten offenbar dem Urterte am nächsten steht, enthält nämlich nur die sechs letzten Bücher, weßhalb sich der Herausgeber veranlaßt sah, diese vor den übrigen zu bearbeiten, um dadurch seiner Kritik eine sichere Grundlage zu verschaffen. Dieß ist auch der Grund, warum die sechs letzten Bücher in diesem Bande vereinigt sind, während dem Inhalte nach das erste derselben, welches von den aus den Wasserthieren entnommenen Arzneystoffen handelt, sich dem vorhergehenden enge anschließt, weßhalb auch der letzte Band der kleineren Sillig'schen Ausgabe mit dem drey und dreyßigsten Buche beginnt.

Vorausgeschickt ist das unter dem Titel: Apulei Platonici de remediis salutaribus in einer sehr alten, vielleicht dem siebenten Jahrhunderte angehörigen, Handschrift der Pariser Nationalbibliothek sich vorfindende Buch, welches schon Salmasius zur Kritik des Plinius benutzt hat, ohne daß es bis jetzt gedruckt worden ist. Der Werth dieses Buches, das sicher nicht vom Apulejus herrührt, ist an sich gering; es ist eine bloße Compilation aus Plinius, aber gerade deßhalb ist es für die Berichtigung des Plinianischen Textes von großer Bedeutung, da viele Stellen wörtlich darin aufgenommen sind, und diese sich hier in einer, wenn auch durch mancherley Schreibfehler und falsche Abtheilung der Sätze und der Worte vielfach entstellten, doch viel älteren Gestalt finden, als in den Handschriften der beyden Bücher (das 19. und 20.), aus denen sie entnommen sind.

Wer sich mit der Kritik des Plinius beschäftigt, wird es daher Herrn Sillig gewiß danken, daß er dieses neue Hilfsmittel an das Licht gezogen hat, wozu ihm dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, daß er durch F. Dübner eine ganz genaue Abschrift erhielt, die er unverändert abdrucken ließ, nur mit der Nachweisung der excerpirten Stellen des Plinius und mit einer Einleitung versehen,

welche von dem Wesen und der Bedeutung der Schrift, und der Beschaffenheit der Handschrift, namentlich auch in orthographischer Hinsicht, handelt. Man hat dem Herausgeber einen Vorwurf daraus gemacht, daß er diese Beylage diesem Bande beygegeben hat, und nicht vielmehr demjenigen, in welchem die Bücher stehen, denen sie angehört; allein, wenn es sich um Benützung dieser Auszüge zur Kritik jener Bücher handelt, so möchte es wohl bequemer seyn, sie in einem andern Bande zu haben, den man neben den Text legen kann; und wenn man schon diesem letzten Bande statt dessen lieber, sey es auch nur des Einbindens wegen, sogleich die Indices beygegeben sähe, so läßt sich nicht verkennen, daß die nach brieflichen Mittheilungen in der Hauptsache schon längst vollendeten Indices, nicht eher in den Druck gegeben werden können, als die Recension des ganzen Werkes vollendet ist; so daß jeder Name, ja man möchte sagen, jedes einzelne Wort fest steht. Uebrigens läßt sich für die Bekanntmachung jener Excerpte in diesem Bande noch das anführen, daß so in demselben die ältesten Documente vereinigt sind, welche für das ganze Werk, namentlich in Betreff so mancher orthographischen Frage, als Richtschnur dienen müssen.

An diese Documente reiht sich dem Alter nach zunächst das Wiener-Fragment an, welches Ref. in diesen Blättern 1836 N. 167 f. besprochen hat. Es stammt dieß nämlich aus dem 6ten Jahrhundert, ist aber deßhalb nicht von so großer Bedeutung, weil es nur aus einigen Pergamentstreifen besteht, mit denen einst die Blätter einer Papyrushandschrift zusammen gehalten wurden. Diese Fragmente scheinen in neuerer Zeit zu einem Irrthum Veranlassung gegeben zu haben, der sehr verzeihlich wäre, wenn man nicht darauf einen ganz ungerechten Vorwurf gegen Hr. Sillig hätte gründen wollen.

In dem Literarischen Centralblatte von Zarncke 1851. N. 22. findet sich nämlich eine Anzeige des Sillig'schen Plinius, welche nur darauf berechnet zu seyn scheint, den Werth dieses Werkes herab zu setzen. In dieser heißt es, die außerordentliche Uebereinstimmung der Wiener Handschrift 234, aus dem 12. Jahrhundert, mit der Bamberger hätte Hrn. Sillig nach dem von Haupt zu Ovid's Halieutica S. 11. gegebenen Varianten nicht entgehen können; er hätte also das Verhältniß dieser Handschriften in den letzten Büchern feststellen, und wenn sich jene Uebereinstimmung durchgängig ergeben hätte, sich eine Vergleichung der Wiener für die früheren Bücher verschaffen sollen. Als Ref. dieß las, ließ er sich sogleich jene Ausgabe der Ovidischen Halieutica kommen, und war erstaunt, die dort behauptete Uebereinstimmung nicht finden zu können. Die Sache wurde ihm aber erst recht klar durch eine Zusammenstellung in der Vorrede zum 5. Bande der Sillig'schen Ausgabe, aus welcher sich ergibt, daß eine einzige Stelle sich findet, in welcher die Bamberger Handschrift nur mit jener Wiener allein zusammentrifft. Was soll man aber dazu sagen, wenn es in demselben Blatte 1851. Dec. N. 52. p. 861. heißt, die Rechtfertigung Sillig's müßte so lange für mißlungen erklärt werden, bis er nachweise, daß eine andere Handschrift mehr mit der Bamberger übereinstimmte? — Es läßt sich kaum ein anderer Grund zu dieser Behauptung denken, als daß der Urheber derselben Sillig's Worte in seiner Vorrede zum ersten Bande, S. XXXVII. f.: „et uti iam Janus in nuntiis litterariis Monacensibus 1836 . . exposuit, nihil novi habent quod non in libro Bambergensi aut aeque recte aut rectius legatur, welche sich auf jene mit π bezeichneten Wiener-Excerpte beziehen, auf die unmittelbar vorher genannte, von Haupt eingesehene Handschrift (ω) bezogen hat.

Fragen wir nach dem Resultate der Kritik in diesem Bande, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß trotz der trefflichen Bamberger Handschrift dennoch eine ziemlich große Zahl von Stellen übrig bleibt, über welche sich nur Vermuthungen vorbringen lassen, ohne daß für einen großen Theil derselben je eine völlig sichere Lösung der Schwierigkeiten zu erwarten steht. Wer möchte aber dafür Hrn. Sillig verantwortlich machen? Er hat seine Aufgabe gelöst, wenn er den ihm zu Gebote stehenden Apparat gehörig gesichtet und geordnet, und mit Hilfe desselben die verdorbenen Stellen verbessert, oder wenigstens die muthmaßlichen Gründe der Verderbnisse angegeben hat. Daß er sich nach Kräften bemüht hat, dieses zu erreichen, ergibt sich schon aus

dem auch diesem Bande beygegebenen index criticus, der aber auch durch die vielen in demselben sich findenden Fragezeichen zur Genüge darthut, wie viele Stellen noch ihres Meisters gewärtig sind. Schon diese Uebersicht zeigt aber auch, daß selbst die in der Bamberger Handschrift sich findenden Bücher in der Verdorbenheit einander keineswegs gleich stehn. Am unsichersten ist der Boden in dem 37. Buche, wo von den Edelsteinen die Rede ist; diesem zunächst steht in dieser Beziehung das 35. Buch, welches von der Malerey handelt; das reinste ist das 33., das den edlen Metallen gewidmet ist.

Für den Ref. bietet dieser Band ein doppeltes Interesse dar, weil er diese Bücher nach Auffindung der Bamberger Handschrift selbst kritisch bearbeitet hat. Inzwischen sind bereits 17 Jahre verflossen; er glaubt daher die nöthige Unbefangenheit erlangt zu haben, um seine Bearbeitung mit der Sillig'schen ohne Vorurtheil vergleichen zu können. Daß dieser ein bedeutender Fortschritt, namentlich durch eine gleichmäßigere Behandlung des Ganzen zuerkannt werden muß, unterliegt keinem Zweifel; ein bedeutender Vortheil war schon dadurch geboten, daß Ref. seine gedruckte Collation nochmals mit der Bamberger Handschrift verglichen, jede, namentlich auch orthographische, Abweichung verzeichnet, und diese Aufzeichnungen Hrn. Sillig zu Gebote gestellt hat. Daß nun dieser in vielen, ja in den meisten Fällen mit dem Ref. übereinstimmt, zeigt schon der index criticus. Wo dieß nicht der Fall ist, erkennt Ref. in Betreff vieler Stellen die ihm gewordene Belehrung gerne an; bey andern hingegen glaubt er jetzt noch seine frühere Ansicht festhalten zu müssen. Diese sey ihm vergönnt, hier in möglichster Kürze zu besprechen.

Im 22. Buche findet sich S. 3, §. 8: Vescitur eo (lepore marino) unum tantum animalium, ut non intereat, mullus piscis; tenerescit tantum et ingratior viliorque fit. Die Bamberger Handschrift hat von erster Hand inertior, wofür sich Ref. erklärt hat, indem er durch zwey Stellen aus Plinius selbst und aus Horaz, und später Philol. III, 2, p. 333. durch zwey Stellen des Seneca zu erweisen suchte, daß iners den faden Geschmack bezeichnet. Hr. Sillig bemerkt dazu: „quod non probandum esse vox tenerescit docet.“ Wie dieß zu verstehen sey, ist nicht recht klar. Vielleicht hatte Hr. Sillig dabey die beyden Stellen des Seneca im Auge, wo von einer iners sagina die Rede ist; allein damit ist noch nicht gesagt, daß nicht auch das Fleisch diesen Namen verdient, das weich und schlaff wird, und etwas anderes kann wohl hier tenerescit nicht bedeuten.

Im 33. Buche S. 1. §. 2. hat die Bamberger Handschrift: tamquam parum benigna fertilique (terra) qua calcatur, und dieß hat Ref. gebilligt. Herr Sillig schreibt dagegen quaqua calcatur, wie die übrigen Handschriften sammt den älteren Ausgaben haben; es ist aber hier offenbar nur vom Gegensatze der Oberfläche zur Tiefe, nicht von der Ausdehnung über die ganze Oberfläche die Rede, das einfache qua entspricht dem Sinne also besser als quaqua. Vgl. Gel. Anz. 1848. Nr. 116. S. 932.

In den Worten: Accessit ars picturae et aurum argentumque caelando carius fecimus. Didicit homo naturam provocare: Auxere et artem vitiorum irritamenta; in poculis libidines caelare, juvit ac per obscoenitates bibere, (dass. S. 2. §. 4.) fehlt in der Bamberger Handschrift auxere, nach des Ref. Ansicht wegen der gleichen Endung mit dem vorhergehenden provocare ausgefallen. Herr Sillig schreibt dagegen didicit homo naturam provocare et artem, und erklärt es: „Plinius ait homines provocasse naturam et artem, i. e. a natura et arte ut certamen secum inirent flagitasse et quodam modo eas superasse (ut nos dicimus, es mit einem aufnehmen). Weiterhin erklärt er vitiorum irritamenta als Opposition zu artem, in welchem Falle wohl der Singular irritamentum stehen würde. Diese ganze Erklärungsweise ist offenbar sehr hart, und besonders läßt sich die Doppelbeziehung des provocare gar nicht denken, daß nämlich der Mensch die Natur und die Kunst auffordern soll, es mit einander aufzunehmen, und es selbst mit beyden aufnehmen soll. Lieber würde Ref. mit Bergk Didicit homo naturam provocare et arte schreiben, was er übrigens Gel. Anz. 1851. Okt. Nr. 61, S. 495. auch abweisen zu müssen glaubte. Die Worte didicit homo naturam provo-

eare schließen sich dem Sinne nach an die vorausgegangenen: quot modis auximus pretia rerum an, und die Fortsetzung dazu mit einer gewissen Steigerung bilden die Worte: Auxere et artem vitiorum irritamenta, womit sich XIV. §. 140 vergleichen läßt: Iam vero quae vasa adulteriis caelata, tamquam per se parum doceat libidinis temulentia!

Daselbst S. 3, §. 6 liest man vom Golde bey Harduin: Utinamque posset e vita in totum abdicari, sacrum fame, ut celeberrimi auctores dixere; die Bamberger Handschrift hat nur eine orthographische Verschiedenheit, sacrum famae. So betrachtet wenigstens Ref. die Sache, wenn er sich dagegen erklärte, daß Brotier aus Virgil die Worte: auri sacra fames unverändert aufgenommen habe. Die Beziehung auf jenen Dichter wollte er keineswegs in Abrede stellen. Dieß thut aber Hr. Sillig, indem er nach der Bamberger Handschrift famae liest, und dazu bemerkt: „Scriptor enim nobis ignotus, cuius auctoritate Plinius utitur, aurum sacrum famae ita dixit, ut hoc metallum exsecrandum, detestabile famae sive memoriae humanae appellaret“ u. s. w.

Von der Lesart aurum sacrum fame behauptet er, sie könne nicht nur nicht denselben Sinn haben als das Virgilische, sondern sie gebe gar keinen Sinn. Allein ist „das durch den Hunger (den es erregt) verwünschte Gold“ wirklich etwas so ganz anderes als „der verwünschte Hunger nach Gold?“ — Sollte noch ein Zweifel obwalten, so müßte er sich durch folgende zwey Stellen desselben Buches lösen: §. 48. Nec paulatim exarsit rabie quadam non iam avaritia sed fames auri, und §. 72: nisi quod inter omnia auri fames durissima est.

Wenn Hr. Sillig zu §. 7 bemerkt: „legum antiquarum pecore om. B., si Janum recte intelligo“, so kann sich dieß nur auf das Gel. Anz. 1848 S. 933 Gesagte beziehen, wo übrigens nur von den am unrechten Orte eingesetzten und wieder getilgten Buchstaben pec die Rede ist. — Einen Irrthum von Seiten des Ref. hat Hr. Sillig in der Anführung der Lesart der Bamberger Handschrift id promiscuum vermuthet; doch treffen hierin die drey Collationen des Ref. überein; vielmehr ist in der Note dazu in den Worten: Id omittitur etiam in cod. Viet., das Wort etiam zu streichen.

Das. S. 24, §. 82, haben die frühern Ausgaben, mit dem die andern Handschriften in der Hauptsache zusammenstimmen: cum interrogatus esset, essetne verum, eum qui primus violasset id numen (auream Anaitidis statuam) oculis membrisque captum exspirasse. In der Bamberger Handschrift ist essetne verum ausgelassen, und von zweyter Hand seiretne darüber geschrieben, was Hr. Sillig aufgenommen hat. Ref. kann aber jetzt noch nur einen Versuch das Fehlende zu ergänzen darin finden, und, wenn seine Vermuthung, die Auslassung rühre von der Stellung verumne esset her, keinen Beyfall verdient, möchte er lieber bey der Vulgata stehen bleiben. Vgl. II, S. 43 quorum ictu concuti aera verum est. Das. S. 38. §. 115, hat sich Ref. für folgende Lesart ausgesprochen: Milton vocant Graeci miniumque cinnabarim, unde natus error Indico nomine. Sic enim appellant illi saniem draconis elisi elephantorum morientium pondere. Hr. Sillig dagegen vertheidigt die Lesart der Bamberger Handschrift indicio nominum, welche er so erklärt: „Scilicet nomina sunt utraque vox cinnabaris, quae rebus duabus diversissimis tribuebatur, quae quod indicat, dicitur eius indicium i. e. argumentum, significatus.“ Gegen den Ref. argumentirt er also: „Huc accedit, quod si Indico nomine legitur, pronomen illi statim sequens inepte ponitur. Aut enim illi sunt Graeci, qui vere sunt, tum cinnabaris nomen non est Indicum, sed Graecum; aut illi sunt Indi, quae est Jani sententia, tum probandum erit Indos dracontion vocasse cinnabari, quae vox, cum ipsa sit Graeca, non ab India proficisci potuit. Et, quod rem conficit; si cinnabaris apud Indos aliud nomen habebat neque cinnabaris dicebatur, quomodo ex hoc nomine Indico huius remedii error nasci potuit, cum potius Graeci culpam huius erroris mererent, qui remedio illi Indico nomen Graecum tribuissent quod minium quoque indicabat.“

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

C. Plini Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.

(Fortsetzung).

Blicken wir nun zuerst auf die Sillig'sche Erklärung, so frage es sich, ob indicium die hier in Anspruch genommene Bedeutung haben könne; was Ref. so lange in Abrede stellt, bis er durch ähnliche Stellen eines Bessern belehrt wird. Die folgende Argumentation beruht hauptsächlich darauf, daß sich nicht erweisen ließe, daß cinnabari ein Indisches Wort war, da es doch ein Griechisches sey. Hierauf läßt sich entgegnen, daß κιννάβαρι keineswegs so ausgemachter Weise ein Griechisches Wort ist. Anders spricht sich wenigstens Chöroboscus aus, vergl. Anecdot. Bekk. p. 1208. Τὸ δὲ σίνηπε . . . καὶ τὸ κιννάβαρι . . οὐκ εἰσὶν Ἑλληνικά. Für Indien spricht, wie Ref. bereits bemerkt hatte, der Umstand, daß nach VIII. s. 11. §. 32. der Kampf zwischen Elephanten und Drachen eben dort stattfindet, und daß das Heilmittel, von dem hier die Rede ist, XXIX. s. 8. §. 25. cinnabaris Indica genannt wird. Warum sollte also Plinius nicht sagen können: „Woher ein Irrthum entstanden ist durch einen Indischen Namen; denn man nennt dort so das Drachenblut?"

Das. s. 53. §. 147 las man sonst: Lucius vero Crassus orator duos scyphos Mentoris artificis manu caelatos sestertiis C; confessus tamen est numquam iis uti propter verecundiam ausum; constat eundem HS. $\overline{\text{VI}}$. in singulas libras vasa empta habuisse. Die Handschriften haben sicut statt constat. Ref. glaubte, dieß in scitum verändern zu müssen. Hr. Sillig vertheidigt dagegen sicut durch die Erklärung: „Confessus quidem est Crassus se scyphis Mentoris propter verecundiam uti non ausum fuisse, sed pariter confessus est se (eundem qui illis scyphis uti non auderet) vasa pretiosissima habuisse." Allein müßte es bey dieser Erklärungsweise nicht statt sicut eundem habuisse heißen, idemque.. habuit? In keinem Falle könnte wohl se entbehrt werden, so daß sich eher seque eundem denken ließe. Will man sicut eundem festhalten, so muß man einen Uebergang von der directen Construction: L. Crassus habuit zur abhängigen sicut eundem . . habuisse annehmen, worauf confessus est eingewirkt haben müßte, ohne daß der Gedanke die Constructionsweise zuläßt.

Im 34ten Buche s. 8. §. 14. hat Hr. Sillig im Texte die früher allgemeine, allerdings durch die meisten Handschriften bestätigte, Lesart beibehalten: Ex aere factitavere et cortinas tripodum, nomine Delphicas, quoniam donis maxume Apollinis Delphici dicabantur. Die Bamberger Handschrift hat statt quoniam donis quod erat, und nachher Apollini Delphico, weßhalb Ref. vermuthete, es sey zu lesen: quod eae maxime Apollini Delphico dicabantur; wogegen Hr. Sillig Folgendes einwendet: „Jani inventum eae, vocis per se otiosae, propter sequentia verba certissime reiiciendum." Ref. hätte gewünscht, die sequentia verba

wären näher bezeichnet worden, denn er gesteht, sie nicht finden zu können. Das Pronomen ea scheint übrigens dem Ref. heute noch dem Sprachgebrauche des Plinius angemessen. Er will nicht aus diesem Buche §. 114. temperatur autem id anführen, weil dort Hr. Sillig die Worte autem id auch als überflüssig für verdorben hält, sondern nur daran erinnern, daß er im vorigen Buche §. 82. in den Worten Direpta ea est das Pronomen erst aus der Bamberger Handschrift aufgenommen hat. Uebrigens hält Hr. Sillig die Stelle selbst nicht für unverdorben, und möchte sie vielmehr so gestalten: factitavere et cortinas tripodum nomine ac Delphicas, quae donaria maxime Apollini Delphico dicabantur. Zu tripodum nomine fügt er die Erklärung hinzu: „i. e. propter tripodas; vid. Tac. Germ. 8.," und zum Schlusse: ut donaria oppositionis loco dicatur." — Sollte sich wirklich tripodum nomine mit der angeführten Stelle des Tacitus vergleichen lassen, welche lautet: monstrata comminus captivitate, quam longe impatientius feminarum suarum nomine timent, also sich auf persönliche Verhältnisse, auf die Bestimmung des Willens bezieht? Ganz einfach ist dagegen die Verbindung der Worte cortinae tripodum, in dem Sinne „Kessel auf Dreyfüßen," vergleiche Nägelsbach Stilist. §. 120. Auch handelt es sich hier doch um den Namen Delphicae, so daß nomine nicht wohl von diesem Worte getrennt, und dieses mit ac dem Vorausgehenden gegenübergestellt werden kann. Vergl. VIII. s. 74. §. 196. unde nomen Attalicis. Die Worte quae donaria weichen sehr von der handschriftlichen Lesart ab, und donaria als Opposition ist jedenfalls überflüssig.

Daselbst s. 39. §. 80. liest man: Naucydes Mercurio et discobolo et immolante arietem censetur, Naucerus luctatorem anhelantem fecit. Niceratus Aesculapium et Hygiam; allein in allen Handschriften, außer der Münchner, fehlt fecit, und die Bamberger hat außerdem luctatore anhelante, so daß Ref. annahm, es sei censetur herabzubeziehen und im Folgenden Aesculapio et Hygia zu lesen. Hr. Sillig wendet nicht ohne Grund ein, das Letztere sey hart, und glaubt die Vulgata vertheidigen zu müssen. Ref. kann sich aber nicht denken, wie hier das fecit ausgefallen seyn sollte, und es scheint ihm höchst unwahrscheinlich, daß die beste Handschrift allein die Accommodation an das Vorhergehende enthalten sollte. Andrerseits scheint ihm selbst jetzt seine Aenderung Aesculapio et Hygia, wofür in keiner Handschrift auch nur der geringste Anhalt zu finden ist unhaltbar; er glaubt daher mit der Bamberger Handschrift luctatore anhelante festhalten, und im Folgenden eine Lücke annehmen zu müssen, die dadurch entstand, daß das folgende Satzglied, worin das Verbum fecit, mit einem dem Namen Niceratus ähnlichen Namen anfing, etwa Nicephorus, der sich in Catal. artific. vor Niceratus findet.

Das. s. 23. §. 106. in den Worten: Uritur autem Cyprium in fictilibus crudis cum sulphuris pari pondere vase circumlito spiramento weiß Ref. heute noch nicht, wie vase neben spiramento vertheidigt werden soll, denn eben wegen dieser Schwierigkeit hat die angeführte Stelle, 29, 28 hier keine Bedeutung, weil dort vase allein steht. Will man nicht mit den meisten Ausgaben vase weglassen, so muß es in vasis geändert werden. Oder sollten wir hier ein Wort der lingua rustica haben, von dem das französische la vase stammt, welches in dem Dictionnaire de l'Académie erklärt wird: „Bourbe qui est au fond de la mer, des fleuves, des étangs, des marais," so daß wir also ein Synonymum von lutum erhalten würden, das hier wohl zuläßig wäre?

Im 35ten Buche S. 2. §. 4. ist zu den Worten: Adeo materiam conspici malunt omnes quam se nosci. Et inter haec pinacothecas veteribus tabulis consuunt alienasque effigies colunt, ipsi honorem non nisi in pretio ducentes, ut frangat heres furisque detrahat laqueum, wo mit der Bamb. Handschrift richtig so statt laqueus geschrieben ist, die Erklärung ganz so wiederholt, wie sie sich bey dem ersten Abdruck dieses Buches findet, mit dem Zusatze: „Fere eadem mecum sentit Jan. in diurn. antiquar. 1849. Nr. 57. p. 455." Gegen diesen Zusatz glaubt aber Ref. in soferne protestiren zu müssen, als nach seiner Ansicht in einem Punkte, in welchem er Hrn. Sillig noch nicht Recht geben kann, ein wesentlicher Unterschied zwischen beyden Erklärungsweisen stattfindet. Hr. Sillig nimmt

nämlich in detrahat die tropische Bedeutung „Eintrag thun“ an, was nur dann zu billigen seyn würde, wenn dastände de laqueo, oder allenfalls laqueo; weßhalb Ref. das Verbum in der eigentlichen Bedeutung „abziehen, ablenken,“ gefaßt wissen will. Es waltet aber noch ein anderer Unterschied zwischen beyden Erklärungsweisen ob, der a. a. O. nur durch die Worte: „indem er sie einschließt als Bruchsilber“ angedeutet aber nicht weiter ausgeführt ist. Hr. Sillig bezieht nämlich die Worte ut frangat heres auch auf das Vorhergehende. Et inter haec pinacothecas veteribus tabulis consuunt alienasque effigies colunt, und erklärt daher jene Worte so: „Tabulas aute consutas denuo per vim latronis quasi instar discindit et divellit nihilque in iis veneratur quam lucrum ex earum venditione capiendum,“ wogegen Ref. sie nur auf ipsi honorem non nisi in pretio ducentes bezieht, welche offenbar ihre Erklärung in dem Vorhergehenden: Imaginum quidem pictura qua maxime similes in aevum propagabantur figurae, in totum exolevit. Aerei ponuntur clypei argenteae facies surdo figurarum discrimine finden, und demnach frangat im eigentlichen Sinne faßt: „daß der Erbe sie zusammenschlägt, damit sie ihm nicht des Metallwerthes wegen gestohlen werden.“

Das. §. 8. steht zwar die Vulgata: triumphabantque etiam dominis mutatis ipsae domus im Texte, Hr. Sillig glaubt aber aus der Lesart der Handschriften et me die Partikel tamen für ipsae einsetzen zu müssen, während Ref. seine durch das Vorhergehende: quae nec emptori refigere liceret empfohlene und der handschriftlichen Lesart näher stehende Vermuthung emptae für passender hält.

Daß das. §. 9. Ref. in der Zeitschr. f. d. Alter. Wissen. 1849. Nr. 57. S. 456 nunc für non wiederholt als nothwendig zu erweisen gesucht hat, was auch jetzt noch seine Ansicht ist, ist von Hr. Sillig nicht erwähnt. — In einem andern Falle, das. §. 32., §. 51. ist der Widerspruch des Ref. a. a. O. dagegen, daß Hr. Sillig dort Echion beybehalten hat, während die Handschriften et ion haben, was auf Action führt, zwar erwähnt, aber kein Grund beygefügt, warum er unberücksichtigt geblieben ist.

Das. s. 51., §. 180. will zwar Ref. seine früher ausgesprochene Vermuthung nicht fest halten, doch hat er im Ganzen noch dieselbe Ansicht als früher von der Stelle, so daß er wenigstens die Zurückweisung, welche seine Ansicht bey Hrn. Sillig gefunden hat, nicht für begründet annehmen kann. Man liest nämlich daselbst: Bituminis probatio, ut quam maxume splendeat sitque ponderosum ac grave, leve autem modice, quoniam adulteratur pice. Die Handschriften weichen nur darin ab, daß sie das ac vor grave nicht haben. Dioscorides sagt darüber I, 99: *Ἄσφαλτος διαφέρει ἡ Ἰουδαϊκὴ τῆς λοιπῆς. ἔστι δὲ καλὴ ἡ πορφυροειδοῦς στίλβουσα, εὔτονος τῇ ὀσμῇ καὶ βαρεῖα. ἡ δὲ μέλαινα καὶ ῥυπώδης φαύλη. δολοῦται γὰρ πίσσης μιγνυμένης.* Im Gegensatze zu *ῥυπώδης* glaubte Ref. statt leve autem modice schreiben zu müssen, leve autem munditia. Dieß will er, wie gesagt, nicht vertheidigen, weil ihm selbst jetzt munditia in dieser Bedeutung nicht zulässig scheint. Wenn aber Hr. Sillig schreibt: „In qua coniectura id potissimum notandum puto, quod Jan. nullius nisi vocis *ῥυπώδης* ratione habita cetera minus curando locum multo impeditiorem quam autea fecit. At nulla mutatione est opus. Plin. enim, ut duo bituminis genera, melius et deterius, discernat, ei virtuti, qua melius gloriatur, gravitati, id tribuit, ut per hanc deterius a meliore distinguatur. Uti ponderosum bitumen quam maxime splendet, ita leve, (quod ut deterius illi opponi docet particula autem) modice splendet,“ so kann sich Ref. keineswegs einverstanden erklären. Sollte nämlich eine Gegenüberstellung der beyden Arten statt finden, so müßte nothwendig im ersten Gliede sitque gestrichen werden. Auch läßt sich nicht denken, daß nach Bituminis probatio, was doch nichts anders heißt als: „an Folgendem erkennt man die Güte des Erdpechs“ (vergl. §. 184), zwei Arten angeführt werden, eine bessere und eine schlechtere. Hiefür kann die Partikel autem nicht als Beweis angeführt werden, da sie ja eben so gut zwey Prädikate als zwey Subjekte einander gegenüberstellen kann. Vergleicht man aber die Stelle des Dioscorides, so könnte man vermuthen, Plinius habe *εὔτονος*, was eigentlich allerdings hier einen starken Geruch bedeutet, in dem Sinne

von σύμμετρος gefaßt, und geschrieben: ut quam maxime splendeat, sitque ponderosum, graveolens autem modice. Will man aber noch etwas weiter von der überlieferten Lesart abgehen, so kann man noch mehr mit Dioscorides übereinstimmend schreiben: graveolens atrum modice.

Im 36ten Buche, s. 19. §. 86., wo das ägyptische Labyrinth beschrieben wird, hat Hr. Sillig geschrieben: columnis domoque reliqua e syenitae molibus compositis, während die Bamberger-Handschrift columnisque reliqua hat; andere nur columnis reliqua. Hier hält Ref. noch seine in der Zeitschrift f. d. Alt. Wiss. 1849 No. 58. S. 462. mitgetheilte, von Hrn. Sillig aber nicht erwähnte, Conjectur columnis quaeque reliqua sc. sunt, deßhalb für annehmbarer, weil nicht einzusehen ist, wie domo ausgefallen seyn sollte.

Bey der Beschreibung des drehbaren Theaters des Curio, das. s. 24. §. 117., hat Hr. Sillig im Texte die Vulgate postremo iam die discedentibus tabulis beybehalten, und in der Note der Ansicht des Ref., daß die Lesart der Bamberger Handschrift, mit welcher theilweise auch die Riccordianische zusammentrifft, post primos iam dies etiam sedentibus aliquis, einzig richtig sey, entgegnet: da Plinius vorher gesagt habe: antemeridiano ludorum spectaculo edito inter sese aversis, ne invicem obstreperent scaenae, könne hier nicht post primos dies stehen, was eine ganz unbestimmte Zeitangabe wäre; allein jenem antemeridiano stehen nur die Worte gegenüber repente circumactis, ut contra starent, cornibus in se coeuntibus faciebat amphitheatrum, und Beydes bezieht sich nicht auf einen Tag, sondern auf alle Tage, so lange die Spiele dauerten, bis auf den letzten, wie die Worte amphitheatri forma custodita novissimo die (§. 120.) zeigen, woraus Hr. Sillig richtig abnimmt, daß die Spiele mehrere Tage währten. Die eingeschalteten Worte: post primos dies etiam sedentibus aliquis enthalten aber eine Nebenbestimmung, daß nämlich, während Anfangs die Drehung statt fand, nachdem alles Publikum das Theater verlassen hatte, einige Personen nach einigen Tagen ein solches Vertrauen zu dem Mechanismus faßten, daß sie bey dem Umdrehen sitzen blieben. Eine weitere Einwendung des Hrn. Sillig bezieht sich auf das Pronomen aliquis, das ihm einen Widerspruch mit den Worten (§. 120) populus Romanus funebri munere ad tumulum patris eius depugnavit universus zu enthalten scheint; allein diese letzten Worte beziehen sich offenbar nur darauf, daß sich das Volk überhaupt jenem gebrechlichen Werke anvertraute, nicht darauf, daß das ganze Volk bey dem Umdrehen auf dem Theater blieb. Wenn aber Hr. Sillig schreiben will postremo die et iam secedentibus aliquis, so läßt sich vielmehr dagegen einwenden, daß antemeridiano und postremo die keinen rechten Gegensatz gäbe, und außerdem, daß das Verbum secedere so nicht gebraucht werden kann, da es auch an den angeführten Stellen nicht, wie es hier der Fall seyn soll, ein Weggehen von einem Orte bezeichnet, sondern bei Ovid Metam. 6., 490., wie bey Plinius ep. III., 21., 2., das Scheiden von einer Person bedeutet.

Das. s. 63., §. 188. hat Hr. Sillig nach den Handschriften geschrieben: carbonibus inducitur ex sabulo et calce ac favilla mixtis, und dazu bemerkt: „Praepositio ex h. l. intelligenda eodem modo quo saepe in coquendis rebus compositis usurpatur, v. Hand. Tursell. 2. p. 633. Id non perpendens Janus coniecit: inducitur, ex sabulo ... favilla mixtis (vel mixta) materia „at v. potissimum Cels. VII. 3. virio ex aqua pluviali mixta, ubi alii. et habent." Allein Ref. glaubt vielmehr den Gebrauch der Präposition ex genauer als Hr. Sillig erwogen zu haben, indem er sie, was auch bey allen von Hand angeführten Stellen der Fall ist, nur von Flüssigkeiten so gebraucht fand, nicht vom Sand u. dgl. Die Verbindung mit dem Folgenden wird aber auch durch das empfohlen, was man bey Vitruv. VII., 4. liest.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

C. Plini Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.

(Fortsetzung.)

Im 37. Buche s. 8, §. 21. hat Hr. Sillig irrthümlicher Weise angegeben, Ref. habe zuerst in den Gel. Anz. 1848 Nr. 117. S. 942 der Ansicht Th. Bergk's beygepflichtet, welcher die Stelle, wo von der Farbe der murrhinischen Gefäße die Rede ist, so geschrieben wissen wollte: Sed in pretio varietas colorum subinde circumagentibus se maculis in purpuram candoremque, et tertium ex utroque ignescentem veluti per transitum coloris in candorem e purpura aut rubescentis e lacteo, und habe dann das. 1849, Nr. 113 und Zsch. f. A. W. 1849, Nr. 58, S. 463. die Vulgata vertheidigt; ein Irrthum, an dem Ref. in so fern selbst schuld ist, als er in der Zeitschrift f. d. A. Wiss. statt des ersten Citates aus den Gel. Anzeigen, das zweyte gegeben hat. Uebrigens hat er der Bergk'schen Ansicht nie beygestimmt, sondern an der ersteren Stelle meist nach den Handschriften so zu schreiben vorgeschlagen, wie Hr. Sillig selbst im Texte hat: tertium ex utroque, ignescente veluti per transitum coloris purpura, aut rubescente lacteo, während Harduin tertium ex utroque ignescentem schrieb, und Hr. Sillig glaubt, Plinus habe geschrieben: tertium ex utroque ignescentem candescente veluti per transitum coloris purpura vel rubescente lacteo, was jedoch nicht nöthig ist, da die Feuerfarbe aus dem Purpur entsteht, wenn er sich zum Weißen neigt.

Das. s. 18 §. 68 ist bey Anführung der Conjectur des Ref. candor his ein Druckfehler für hic. Uebrigens ist er noch immer der Ansicht, daß coloris zum Folgenden zu beziehen ist, weil candor coloris nicht recht zusammen paßt, während sich: Coloris sunt item vitia ganz gut fügen würde.

Das. s. 28 §. 103 hat Ref. nur tum aus der Bamberger Handschrift aufzunehmen gerathen, so daß die ganze Stelle lauten würde: lychnis a lucernarum accensu, tum praecipuae gratiae; Hr. Sillig hat dieses tum auch aufgenommen; aber im Vorhergehenden ebenfalls aus der Bamberger Handschrift assensu. Wenn auch die angeführte Stelle des Solin. 25, 61. cuius lucis vigorem ardor excitat lucernarum, einiger Maßen dafür spricht, so ist nicht recht einzusehen, wie tum dazu passen soll; was doch nichts anders bedeuten könnte als si assentiuntur lucernae. Dagegen führt Isidor. Hispal., der Orig. XVI, 14, 4, a lucernarum flagrantia hat, auf accensu: dieß erklärt Salmasius, von dem Hr. Sillig sagt, er habe tum falsch verstanden, nach des Ref. Ansicht richtig Exercc. Plin. p. 777 a B.: Tum praecipuae gratiae, cum lucernae accensae sunt. Dann λύχνιον ἀφαὶ „die Zeit, wo das Licht angezündet ist", entspricht dem Lateinischen luminibus accensis oder prima fax (vgl. Censorin. 24, 6; Macrob. Sat. I, 3, 15, so daß darauf sich tum ganz gut beziehen kann. Papilio luminibus accensis advolitans sagt Plinius XI, s. 21, §. 65. ohne ausdrückliche Zeitbestimmung. Vergleichen läßt sich übrigens noch §. 127. matutino tamen tantum adspectu.

Das. s. 31, §. 109. möchte Ref. immer noch nach der Bamberger Handschrift Naxio et cotibus (sc. Armeniis) schreiben, während Hr. Sillig et cotibus für Glosse hält; ferner das. s. 40, §. 123. dicere et speciem et colorem gemmae, wo Hr. Sillig et specie et colore geschrieben hat.

Das. s. 42, §. 126., wo die Bamberger Handschrift orichalcum hat, hat Ref. dieser Schreibung des Wortes den Vorzug vor der andern gegeben, mit Beziehung auf K. L. Schneiders Elementarlehre der lateinischen Sprache. Hr. Sillig hat dazu bemerkt: „Sed retinui lectionem vulgatam ob consensum optimorum librorum 34, 2. Recta praecepit Schneid. grammat. Lat. I. p. 59. perperam intellectus a Jano.“ Das erste Argument muß Ref. zugestehen; was aber das zweyte betrifft, so lauten die Worte Schneiders: „Sogar erwähnt Priscian austrum statt ostrum, da doch dieses aus astreum entstanden ist, worin, nach dem griechischen ὄστρεον zu urtheilen, ein kurzes o stattfindet. Dasselbe gilt von der alterthümlichen Form aurichalcum, deren Ursprung von ὀρείχαλκος so vergessen war, daß man den ersten Bestandtheil mit aurum verwandt glaubte, bis man weiterhin orichalcum vorzog.“ Für welche Ansicht diese Worte sprechen, dieß will Ref. Andern zur Entscheidung überlassen. Wagner, dem sich sonst Hr. Sillig in orthographischen Dingen anzuschließen pflegt, verweist einfach auf die Note zu Aen. XII, 85, wo man liest: „ὀρείχαλκον male a non nullis redditum aurichalcum.“

Daß auch in anderen Fällen die Ansicht des Ref. mit der des Hrn. Sillig nicht überall zusammentrifft, versteht sich nach dem oben Gesagten von selbst; es würde aber zu weit führen, wenn wir die andern Stellen, bey denen dieß der Fall ist, in gleicher Weise besprechen wollten; wir gehen daher zu dem nach dem fünften erschienenen zweyten Bande über.

Dieser Band umfaßt die Bücher 7—15. In diesen kommt Plinius, nachdem er im Vorhergehenden das Universum sammt den auffallenden kosmischen Erscheinungen und die Lage und Gestalt der Erde mit Angabe der einzelnen Länder, Städte und Völker besprochen hat, auf den Menschen insbesondere zu sprechen, und zeigt, worin er sich an Körper und Geist von den Thieren unterscheide, doch nicht ohne bey jeder Gelegenheit auf die Schwäche und Hinfälligkeit desselben aufmerksam zu machen. Dann geht er auf die Thiere über, von denen er zuerst (im 8. Buche) die Säugethiere behandelt, dann (im 9. Buche) die Seethiere, (im 10.) die Vögel, woran er Bemerkungen über die Fortpflanzung, die Sinne, die Nahrung und den Schlaf der Thiere anreiht, endlich (im 11.) die Insekten und Würmer, worauf eine Besprechung der Glieder und Organe des thierischen Körpers und eine Vergleichung des menschlichen mit jenem folgt. Die nächsten Bücher sind dem Pflanzenreiche gewidmet. Das 12. hebt von der alten Sitte an, die Bäume den einzelnen Göttern zu widmen und handelt im Uebrigen von den fremden Bäumen und Sträuchen, namentlich denen, welche Wohlgerüche spenden. Das 13. Buch beginnt von der künstlichen Mischung der wohlriechenden Salben und ihrer Einwirkung auf den Luxus, worauf andere auswärtige Bäume und Sträuche folgen. Das 14. Buch geht auf Italien über und handelt von dem Weinstock und dem Weine; das 15. von dem Oelbaum und anderen Fruchtbäumen.

Der kritische Apparat zu diesen Büchern ist bey weitem unbedeutender, als zu dem fünften Bande; theilweise durch die Schuld des Referenten, der sich durch die gleiche Versetzung eines großen Theils der ersten Bücher in der Riccardischen (R) und der ersten Pariser Handschrift (a), da er seine Vergleichung des ersteren bereits von Florenz nach München geschickt hatte, zu dem Glauben verleiten ließ, diese Handschriften stimmten, als aus einer Quelle stammend, so überein, daß die Vergleichung beyder neben einander nicht nöthig sey, und daher in der Pariser Handschrift nur diejenigen Bücher verglich, welche sich in jenem gar nicht, oder nicht vollständig vorfinden. Daß diese Aehnlichkeit namentlich in den andern Büchern nicht so groß ist, daß eine Handschrift die andere ersetzen könnte, sah Ref. ein, so wie er die beyden Collationen vergleichen konnte (s. Observationes aliquot criticae p. 6);

indessen zeigt eine genauere Betrachtung der Handschrift, daß sie keineswegs so bedeutend ist, als ihr Alter (das siebente, achte oder neunte Jahrhundert) vermuthen läßt, so daß Ref. in Anbetracht dessen, daß der zur vollständigen Vergleichung dieser Handschrift nöthig werdende längere Aufenthalt in Paris ihm allein zur Last gefallen seyn würde, es nicht besonders bereuen würde, nur die zweyte Pariser Handschrift (d), auf welche ihn Hr. Sillig vorzugsweise aufmerksam gemacht hatte, vollständig verglichen zu haben, wenn er nicht dadurch Hrn. Sillig in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt hätte, sich durch Hrn. F. Duebner wenigstens noch die Vergleichung von einigen Büchern zu verschaffen, so daß er die Handschrift wenigstens für die Bücher 12—15 benützen konnte, während Ref. sie nur für das 12. Buch verglichen hatte. Wenn außer dieser Handschrift nun die ebenfalls vom Referenten verglichenen Rd, d. i. die Riccardianische und die zweyte Pariser, bey dem Anfange der Bücher als vollständig verglichen angeführt werden, da doch die Toletanische alle diese Bücher enthält, so gibt die Vorrede des Hrn. Sillig Bd. I, S. XI. darüber folgenden Aufschluß. Die in Spanien selbst veranstaltete Vergleichung ist auf das schönste geschrieben und eingebunden, aber nach dem eignen Bekenntniß der beyden Verfertiger keineswegs genau. Zu dem 14. und 15. Buche ist außerdem noch eine Collation einer Vaticanischen Handschrift (D) aus dem 11. oder 12. Jahrhundert theilweise benützt, die übrigens, wie Ref., von dem auch diese veranstaltet wurde, schon a. a. O. S. 7. bemerkt hat, nichts besonders Neues bietet, mit Ausnahme der Ergänzungen, welche sich am Rande finden, die aus einer der Bamberger ähnlichen Handschrift geflossen zu seyn scheinen, da sie einige Lücken ausfüllen, welche sich in allen sonst bekannten Handschriften finden.

Bey diesem spärlichen Apparate kam es in diesem Bande natürlich nicht selten darauf an, durch Vermuthung das Richtige zu finden. Herr Sillig hat indessen auch hier die gewohnte Besonnenheit nicht verläugnet, und nur selten seine Vermuthungen, die übrigens nicht selten Beyfall verdienen, in den Text gesetzt.

So liest man im 8. Buche s. 8, §. 24. von den Elephanten: Africa foveis capit, in quas deerrante aliquo protinus ceteri congerunt ramos, molis devolvont, aggeres construunt omnique vi conantur extrahere. Das Wort vi fehlt in den Handschriften, nur in einer Dalnchamp'schen steht dafür vivum. Hr. Sillig vermuthet aber, Plinius habe geschrieben: omnique ope, und führt dafür ganz passend an: VII, 186: omni ope ut viveret adnisus est.

Im 9. Buche s. 85, §. 180. liest man im Texte: Chelidonias insulas diximus Asiae, scopulosi maris, ante promontorium sitas, die Handschriften haben scopulos in mari oder in malis, Hr. Sillig schlägt vor scopulos inmanis zu lesen, da an der von Plinius selbst angeführten Stelle diese Inseln pestiferae naviganetibus heißen, und bey Virgil Aen. I, 6, 6 die Küsten Carthago's orae inmanes genannt werden.

Im 10. Buche s. 20, §. 41. In den Worten et ille autem protinus concerpsit, hatte schon ein Erklärer des Valerius Maximus avem statt autem zu schreiben vorgeschlagen, da von einem Spechte die Rede ist; Herr Sillig schlägt alitem vor, was noch näher liegt und dem Sprachgebrauche des Plinius angemessen ist.

Das. s. 60, §. 124. scheint dem Plinius mit Recht das Wort contextim vindicirt zu werden, das er auf §. 147. hat.

Im 14. Buche s. 3, §. 15. wird statt vineamque faciunt et aliae inprobo reptatu pampinorumque peritia domini discursu atria media conplentes, da die Handschriften et alia oder aliam und peritiam damna haben, zu lesen vorgeschlagen: vineamque faciunt e talea pampinorumque proiecta in scamna, das Erstere wohl mit Recht; die zweyte Vermuthung entfernt sich etwas weit von den Spuren der Handschrift, so daß es sich fragt ob nicht zu lesen sey: pampinorumque per parietum damna discursu, was das Anklammern der Schößlinge an jede, selbst die geringste Vertiefung in den Wänden bezeichnen würde, wie es XIX, s. 24, §. 69. von den Kürbissen heißt:

reptantibus flagellis scandentes parietum aspera in tectum usque.

Das. s. 6, §. 55. liest man nach einer Conjectur des Herm. Barbarus: Durantque adhuc vina ducentis fere annis, iam in speciem redacta mellis asperi; etenim haec natura vinis in vetustate est, nec potari per se queant si non pervincat aqua, die letzten Worte passen offenbar mit per se nicht zusammen, und die Handschriften haben dafür provinciae; mit Recht vermuthet daher wohl Hr. Sillig, es sey zu lesen: pervincive aqua. Uebrigens möchte etenim ... est zwischen zwey Komma eingeschlossen auf das Vorhergehende zu beziehen seyn.

Das. s. 10, §. 79. zeigen die Handschriften, wie auch der Sinn, daß die Worte: Omnia transmarina septem aut sex annis ad vetustatem mediam pervenire existumantur, verdorben sind; jene geben nämlich statt septem aut sex, was namentlich in dieser Ordnung auffallend ist, bloß in oder vel in sex; weßhalb Hr. Sillig glaubwürdiger Weise vermuthet, Plinius habe geschrieben: Transmarina vina in sex annis u. s. f.

Im 15. Buche s. 4, §. 13. scheint auch richtig dem Vorausgegangenen prima ergo colligitur ab autumno gegenüber, statt der gewöhnlichen Lesart: has enim ocissime occupatas, nach der Lesart der Pariser Handschrift a: occupatestas, und zwar im Texte selbst, geschrieben zu seyn occupat aestas.

Das. s. 12, §. 14. führt allerdings versicolori, was statt versicolor in der Pariser Handschrift d steht, auf das vom Hrn. Sillig vorgeschlagene versicoloria, wofür die folgenden Neutra sprechen.

Endlich wird das. s. 37, §. 122. statt ramosa utraque alia, wofür die Handschriften: a utraque in alia; d utque in alia; D autque in halia haben, gut vermuthet: ramosa utique in Italia, was namentlich durch die bald darauf folgenden Worte: Myrtus ordoratissima in Aegypto empfohlen wird.

Lücken werden nicht ohne Grund vermuthet X, s. 73, §. 143; und XIII, s. 47, §. 134; der Ausfall eines Wortes XI, s. 75, §. 195.

An manchen andern Stellen ist dagegen Ref. mit dem hier eingeschlagenen Wege nicht einverstanden; namentlich glaubt er mitunter die Lesart der Handschrift vertheidigen zu müssen, wo hier eine bedeutende Verderbniß angenommen wird.

So ist im 8. Buche s. 41, §. 97., wo davon die Rede ist, daß die Thiere den Menschen manches Heilmittel gezeigt haben, nach der Vulgata geschrieben: Dictamnum herbam extrahendis sagittis cervi monstravere percussi eo telo pastuque herbae eius eiecto. So hat auch die Pariser Handschrift d., und andere, die Riccardianische, Chiffletinische und Toletaner haben electo. Herr Sillig aber bemerkt: „Varia excogitari possunt ad corrigendum locum aperte corruptum, nihil tamen, quod certum sit.“ Die Vulgata eiecto würde allerdings nöthig machen, wie schon vorgeschlagen worden ist, eo vor telo in et zu verwandeln oder zu streichen, daß man telo eiecto verbinden könnte. Dann stünde aber percussi allzu vereinzelt da. Liest man aber electo, so läßt sich dieß ganz gut mit pastu verbinden, und gibt den nicht zu beanstandenden Sinn: „Daß man die Dictamnus-Pflanze zum Ausziehen von Pfeilen brauchen könne, haben Hirsche, welche mit einem solchen Geschosse verwundet waren, und diese Pflanze vor andern sich zum Fraße erwählten, gezeigt.“

Im 14. Buche s. 19, §. 104. heißt es von dem mit den Beeren der Waldmyrte bereiteten Weine: Hoc manus tinguit, wozu Hr. Sillig bemerkt „Haec verba, quae quocumque modo attrectas, iustam explicationem non admittunt, vereor ne multum corrupta sint.“ Als Beweggrund zu diesem Zweifel setzt er eine Stelle bey, in welcher es bey Dioskorides I, 156. von dem *Μυρτίδανον* als einem Auswuchse an der Myrte heißt, es sähe aus wie Hände, die den Myrtenstengel umfaßten. Diese Stelle hat aber mit der des Plinius nichts gemein als den Namen myrtidanum, der aber dort in ganz anderem Sinne gebraucht ist.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society. Edited by the Secretary. Bombay, American Mission Press 1849—51. Bombay, Education Society's Press 1852. 8. Vol. III. und IV.

Die Zeitschrift der Asiatischen Gesellschaft zu Bombay erscheint nach dieser neueren Einrichtung in jährlichen Heften, von welchen je zwey einen Band bilden. Das letzte dieser Hefte, Januar 1852 ist in äußerer Einrichtung, Druck u. dgl. in Uebereinstimmung gebracht mit der Zeitschrift der Londoner Asiatischen Gesellschaft, und führt wie diese den Titel: The Journal etc. Die vorliegenden beyden Bände umfaßen also die wissenschaftlichen Arbeiten der Mitglieder und die Verhandlungen der Gesellschaft während eines Zeitraums von vier Jahren. Diese Gesellschaft gebietet über sehr bedeutende Mittel und hat reiche Sammlungen, welche nicht nur durch die einkommenden Geschenke von Privaten oder durch Ankäufe, sondern insbesondere durch die Fürsorge der Regierung zu Bombay immer neuen Zuwachs gewinnen; sie stellt eine Art indischer Akademie vor, welche den Behörden in wissenschaftlichen Angelegenheiten an die Hand geht. Der Kreis ihrer Theilnehmer ist aber durch die Höhe der jährlichen Einlage, welche für die ordentlichen Mitglieder 100 Rupien (120 Gulden) für die Ortsabwesenden 30 Rupien (36 Gulden) beträgt, sehr enge gezogen.

Soweit die Auszüge aus den Protokollen der Verhandlungen der Gesellschaft in den vorliegenden Bänden reichen, sind alle Anträge, welche auf Herabsetzung der Subscription gerichtet waren, bisher verworfen worden. Erst der letzte Sitzungsbericht vom November 1851 kündigt eine andere Wendung der Dinge an, indem zwey Vicepräsidenten der Gesellschaft den Antrag einbringen und durchsetzen, daß der leitende Vorstand die Bildung einer Classe von beygeordneten Mitgliedern (Associate Members) in Erwägung ziehen soll, welche an den literarischen Bestrebungen der Gesellschaft theilnehmen, und die Bibliothek derselben in beschränkter Weise benützen können und dafür eine geringere Einlage bezahlen. Die Verwaltung der Gesellschaftsangelegenheiten soll aber einzig den constituirenden Mitgliedern zukommen.

Die Hauptthätigkeit der Gesellschaft war in diesen Jahren auf die Erforschung der Felsentempel und verwandter Denkmäler gerichtet, und wird voraussichtlich noch für längere Zeit diesen Weg verfolgen. Das ist ihre natürliche Aufgabe, indem fast alle diese Monumente innerhalb der Gränzen der Präsidentschaft Bombay liegen. Der Anstoß zu umfaßenden Nachsuchungen und Aufzeichnungen ging von der indischen Regierung zunächst vom Hofe der Directoren der Asiatischen Compagnie aus, und führte zur Bildung einer Commission innerhalb der Gesellschaft, welche diese Angelegenheit zu leiten hat und Geldmittel von der Regierung empfängt. An der Spitze dieses Ausschußes steht Dr. John Wilson als Präsident, Dr. Stevenson als Vicepräsident; er zählt außerdem vier Mitglieder, unter welchen auch ein gelehrter Eingeborener sich befindet. Dieser Ausschuß wurde im August 1848 gewählt und lieferte zwey Jahre später seine erste bedeutende Arbeit durch eine umfaßende Abhandlung seines Vorstandes über die betreffenden Alterthümer, von welcher weiterhin ge-



sprochen werden soll. Auf diese Anregung liefen von verschiedenen Seiten Berichte und Nachweisungen ein; manche bisher gänzlich unbekannte Denkmäler wurden aufgefunden und beschrieben und gewiß ist ihre Zahl noch nicht erschöpft.

In dieser Voraussetzung hat der Ausschuß zu einem eigenthümlichen Mittel gegriffen. Wie sonst etwa ein Naturforscher auf Einfangung eines seltenen Thiers einen Preis setzt, so hat dieser Ausschuß eine Belohnung von 25 bis 100 Rupien für Anzeigen bisher unbeschriebener Felsenkammern ausgesetzt und dadurch die Einheimischen zur Jagd auf Monumente anzufeuern gesucht. Freylich wird die Government Gazette gerade dahin am wenigsten kommen, wo die erst noch aufzufindenden Höhlentempel oder Klöster liegen. Auch die Inschriften sollen nicht bey Seite bleiben; nicht bloß an den Tempeln und dergleichen Bauwerken, sondern wo überall in der Präsidentschaft sie sich finden, sollen unter der Anweisung jenes Ausschußes Abschriften und Abdrücke von denselben gewonnen werden. Nach Elephanta wurde ein Maler geschickt, dem ein ganzes Jahr zu seinen Arbeiten Zeit gegeben wurde. Die Vorarbeiten sind also in ziemlich großartigem Maaßstabe angelegt und werden ohne Zweifel eine Maße von Stoff liefern.

Ein anderes Gebiet des Alterthums, welches der Bombayer Gesellschaft beynahe eben so nahe liegt als die erwähnten Monumente, das parsische Alterthum, ist von ihr kaum berührt worden. Alles was man darüber in den vorliegenden Bänden findet, beschränkt sich auf eine Correspondenz Professor Westergaards in Kopenhagen, und eine von einem Parsen gemachte Vorlage. Aus der ersteren erfahren wir die Ansichten des gelehrten Dänen, welcher kürzlich eine Ausgabe des Zendavesta begonnen hat, über einige sprachliche Gegenstände. Er will den zwey Dialekten des Zend den Namen des baktrischen und sogdischen geben, und zwar den letzteren Namen demjenigen Dialekt, in welchem der größere Theil des Jaçna abgefaßt ist, da dieser offenbar rauher und ungeschliffener sey als die Sprache der übrigen Theile des Zendavesta. Zu gleicher Zeit legt derselbe „ein Schema für Wiederherstellung (readjusting) des Zendalphabets vor, gegründet auf Vergleichung desselben mit den Alphabeten des Sanskrit und des Griechischen.“ Leider ist über diesen wichtigen Gegenstand, der bisher noch nicht versucht war, keine nähere Notiz gegeben (Sitzungsbericht vom 20. März 1851). Hinsichtlich des Pehlewi oder Huzwaresch spricht Westergaard die Ansicht aus, daß dasselbe nicht wie man bisher glaubte, die Sprache der Sassaniden, sondern ein neupersischer, wahrscheinlich Kirmanischer Dialekt sey, entstellt durch den Gebrauch eines unvollkommenen Alphabets, häufig falsch gelesen durch die neueren Parsen. Die in demselben vorkommenden semitischen Wörter seyen verdorbenes Arabisch (Sitzung vom 9. Oktober 1851).

Im November desselben Jahres legte ein Parse Dundschibhoy Frambschi der Gesellschaft ein Specimen eines Zendwörterbuchs vor, welches er in zwey Ausgaben, einer englischen und einer in Gujerati erscheinen lassen will. Es soll mit allerley erklärenden Noten ausgestattet werden, und enthält im Anfange eine Tafel zur Vergleichung des Zendalphabets mit dem Persischen, Pehlewi, Hebräischen, Keilschrift (!) u. s. w. u. s. w. Ferner eine Darstellung der Zendorthographie nach den Systemen von sechzehn europäischen und asiatischen Gelehrten; und Einleitung in sechs Abschnitten über Authentie des Zend, Zendavesta, Rechtschreibung, Grammatik, Alphabet und dergleichen. Es ist nicht gesagt welches Urtheil die Gesellschaft über das gelehrte Werk abgegeben habe. Möge es mehr leisten als wir in solchen Fällen zu erwarten geneigt sind!

Ueber den Inhalt der von den Mitgliedern der Gesellschaft gelieferten wissenschaftlichen Arbeiten soll in den folgenden Notizen und Auszügen eine Uebersicht gegeben werden.

Das zwölfte Heft des Journals *) wird eröffnet von Herrn J. M. Mitchell mit einem Auszuge aus dem Bhakta Lilamrita, einer um 1774 geschriebenen legendenartigen Biographie des von den Mahratten hochverehrten Dichters Tukarama. Der Held der Geschichte starb um 1649 oder vielmehr

*) XII und XIII, 1849 und 1850 bilden den dritten, XIV und XV, 1851 und 1852 bilden den vierten Band.

er „fuhr zum Himmel". Es kann kaum ein Zweifel seyn, daß, wie der Uebersetzer in der Einleitung mit Sachkenntniß und Geschmack ausführt, manche Züge in diesen Legenden und insbesondere die Himmelfahrt den heiligen Büchern der Christen entlehnt sind. „Tukarama schritt zum Ufer der Indrajani und dichtete hier gewisse Strophen. Er nahm Abschied von Allen; da erschien ein himmlischer Wagen, glänzender als die Sonne; aller Augen wurden geblendet wie vom Blitze. Tukarama setzte sich hinein und fuhr zum Himmel. Die heiligen Männer unter den Versammelten sahen den Weg zum Himmel; man hörte Glocken läuten und himmlische Sänger Gott preisen". Drey Tage später fielen seine Kleider vom Himmel. Alle wußten, daß er nicht gestorben sey, sondern lebe. — Eine solche Erzählung konnte 125 Jahre nach dem Tode des Dichters geschrieben und zu einem Lieblingsbuche des Volkes werden.

(Fortsetzung folgt.)

C. Plini Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.

(Schluß.)

Näher kommt unserer Stelle die Notiz bey Dioskorides V, 36., daß der Myrtenwein die Haare schwarz mache, weßhalb Cornarius statt manus lesen wollte capillos. Allein, wann XV, s. 27, §. 96. nicht beanstandet wird, daß Plinius von den Maulbeeren sagt: tingunt manus suco matura, warum sollte nicht dasselbe von den Beeren der Waldmyrte und von dem damit bereiteten Weine gesagt werden können, da sich nach XXII, s. 83. die Waldmyrte durch die Röthe ihrer Beeren auszeichnet?

An einer andern Stelle ist, abgesehen davon, daß hier Hr. Sillig mehrere Lesarten aufgenommen hat, welche dem Ref. nicht richtig zu seyn scheinen, zu verwundern, daß er nicht eine alte Interpolation beseitigt hat, für welche keine seiner Handschriften spricht. Im 8. Buche s. 61, §. 150. liest man nämlich von einem gegen einen Elephanten kämpfenden Löwen in der Sillig'schen Ausgabe: horrentibus quippe villis per totum corpus urguenti primum latratu intonuit moxque inhorruit adsultans contraque beluam exsurgens hinc et illinc, artifici dimicatione qua maxume opus esset infestans atque evitans. Hier ist urgenti nach der Riccardianischen Handschrift statt der Vulgata ingente, welche sich in der Pariser Handschrift d findet, geschrieben, doch fragt es sich, in welchem Sinne? Nach derselben Handschrift, von zweyter Hand, ist inhorruit aufgenommen statt increvit, was sich in den andern Handschriften findet, und in jener in incervit verschrieben war. Endlich ist zu beluam, was sich in allen Ausgaben findet, bemerkt: „ita Solin. 15, 7. membra RTd." Die Worte Solin's lauten: Notabiliter exultans beluam primum astu fatigavit; sie entfernen sich also so weit von Plinius, daß andere Gründe dazu kommen müßten, wenn sie als maßgebend betrachtet werden sollten. Vor allem fragt es sich aber, ob contra membra einen Sinn gibt, Referent glaubt dieß allerdings; und zwar in der Bedeutung: „im Widerspruche mit seinem Gliederbau", (d. i. „ungewöhnlicher Weise", was Solin mit notabiliter wieder gegeben hat), da ja Plinius auch im 2. Buche s. 63, §. 154. sagt: memoriam extendens contra brevitatem alvi, und im 9., s. 7, §. 23. lingua est his contra naturam aquatilium mobilis; im 13., s. 43, §. 126. secuto die contra famam cutem sinceram circumferens? Vgl. Hand. im Tursell. II, S. 117. Ist dieß anzunehmen, so ergibt sich die Richtigkeit der Lesart increvit von selbst, und hinc et illinc ist zu dem Folgenden zu beziehen.

An einigen Stellen ist aber auch die Vulgata oder die Lesart der Handschriften beybehalten, wo mit Aenderung eines einzigen Buchstaben das Richtige hergestellt werden konnte.

An der oben angeführten Stelle des 8. Buches (§. 97.) liest man nämlich: Nec haec sola multis animalibus reperta sunt usui futura et homini, wo ohne Zweifel zu lesen ist multis animalibus. In der Inhaltsangabe zum 32. Buche hat ja Herr Sillig, und gewiß mit Recht, nach der Conjectur des Ref. geschrieben ubi non muti

(sint pisces), während in der Bamberger Handschrift steht ubi non multi. Eben so steht bey Macrobius Sat. VII, 5, 11. in allen Handschriften multis animalibus, was schon Zeune mit Recht in multis geändert haben wollte, was das. §. 7 richtig steht. Aus beyden Stellen ergibt sich auch der Gegensatz zwischen muta animalia (τὰ ἄλογα) und homines, wie er sich hier findet.

Im 11. Buche s. 19, §. 62., wo von den Feinden der Bienen die Rede ist, las man vor Sillig: verum et rubetae veniunt ultro adrepentesque foribus per eas sufflant; ad hoc provolant, confestimque abripiuntur. Dieser schreibt nach den Handschriften ad hoc spatio provolat confestimque abripitur, und bemerkt dazu: „Nove hoc dictum nec cuius aliud exemplum promptum habeo; codicibus tamen obtemperandum ratus, in quos quomodo haec vox casu an interpolatione pervenerit, non patet, ita eam interpretandam puto, ut sit i. q. per exiguum spatium; comparari potest 9, 162. tempore, mit der Zeit, im Verlauf der Zeit, bald nachher." Diese Bedeutung des Wortes spatio ist allerdings eine neue, ja eine unglaubliche, zumal wo, wie hier, das unmittelbar auf einander Folgende angegeben werden soll. Der Singularis in provolat und abripitur ist unerklärt geblieben. Dieser konnte aber gerade darauf führen, daß in spatio ein Collectivwort als Subject zu suchen sey. Welches, zeigt Plinius selbst, wenn er s. 10, §. 20. sagt: interdiu spatio ad portas more castrorum. Setzt man dieses Wort ein, so ist alles in der Ordnung.

Außerdem könnte Ref. noch manches Andere anführen, worin er mit Hrn. Sillig nicht einverstanden ist; doch er behält sich dieses für einen andern Ort vor. Wie viel dem aber auch seyn mag, so ändert dieß doch nicht sein Urtheil über die Verdienstlichkeit der Arbeit Sillig's, und es sollte ihm leid thun, wenn er in irgend jemanden den Glauben erweckte, als ginge er darauf aus, diese zu verkleinern. Wie viel leichter es ist, Einzelnes herauszustechen, was man anders wünschte, ja besser machen zu können glaubt, als einen Schriftsteller zu bearbeiten, wo das Schwierigste so gut wie das Leichteste seine Erledigung finden muß, erfährt wohl jeder, der von der Uebung des Recensentenamtes an eine solche zusammenhängende Arbeit geht. Doch der Wahrheit muß die Ehre gegeben werden, und wem es nur um diese zu thun ist, wie von Herrn Sillig sicherlich angenommen werden darf, der wird sie, wenn er sie gleich lieber selbst gefunden hätte, doch auch aus der Feder eines Andern gern annehmen, so fern dieser sich nur an die Sache hält, und dem im Uebrigen oder im Ganzen Geleisteten die gebührende Anerkennung nicht versagt.

Eine Vorrede ist diesem Bande nicht vorausgeschickt, sondern nur eine Erklärung der für die Handschriften gebrauchten Zeichen und Abkürzungen, mit Verweisung auf die Vorrede des ersten Bandes, und zwar auf Anregung Wüstemann's, dem man dafür Dank schuldig ist, da es allerdings unbequem war, die noch dazu mitunter ganz willkührlich gewählten Zeichen in jedem vorkommenden Falle in jener Vorrede aufzusuchen. Im Interesse derer, welche sich dieser Ausgabe bedienen, möchte Referent den Wunsch anreihen, daß auch den übrigen Bänden ein solches Verzeichniß vorausgeschickt werden möchte, damit man nicht, um sich über ein unbekanntes oder zweifelhaftes Zeichen Raths zu erholen, erst einen andern Band zur Hand nehmen muß.

Die drey bis jetzt erschienenen Bände zusammen umfassen einundzwanzig von den siebenunddreißig Büchern des ganzen Werkes, also nahezu, der Bändezahl entsprechend, drey Fünftheile des Ganzen. Um so mehr darf man sich, zumal da der Verleger nicht nur den Fortschritt des Werkes nicht hemmt, sondern möglichst beschleunigt wünscht, der Hoffnung hingeben, daß in nicht zu langer Zeit der ganze Plinius in dieser Bearbeitung vorliegen wird. — Möge Herrn Sillig nur seine Gesundheit nicht hinderlich seyn; an Kraft und Muth wird es ihm gewiß nicht fehlen.

L. v. Jan.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society.

(Fortsetzung.)

II. A descriptive Account of the Fresh-water Sponges in the Island of Bombay etc. By H. I. Carter.

III. Remarks on the Origin and Languages of the Aborigenes of the Nilgiris. By B. Schmid. Nach dem Verfasser, einem mit der Halle'schen Anstalt in Verbindung stehenden Missionär, der viele Jahre in der Gegend lebte, ist die Sprache der Todavar eine tamulische, näher mit dem speciell sogenannten Tamulischen als mit dem Canaresischen verwandt. Er glaubt, daß die Rasse, welche nachmals in Tamulen, Malajalis, Canaresen, Telingis auseinanderging, ein „kaukasischer oder himalaiischer Stamm" sey, der sehr früh in die indischen Ebenen eingewandert und nachmals vom Sanskritvolke weiter vorgeschoben worden sey. Es wird dabey an Rückert's Ansicht von einer Verwandtschaft der tamulischen mit den tatarischen Sprachen erinnert.

IV. On the Puneer plant of Khorasan. By J. E. Stocks. With a Plate. Eine Pflanze, welche der Verf. Puneeria coagulans nennt, in Sind, Beludschistan und Afganistan wachsend und unter dem Namen Puneer (zu sprechen: panîr), oder Puneer-bund, d. h. Käsepflanze, bekannt, soll das wahre Kakindsch der arabischpersischen Materia medica seyn, nicht Linné's Physalis Alkekengi. Sie gehört ebenfalls zu den Solanaceen und hat ihren Namen davon, daß mit ihren Beeren die Milch zur Käsebereitung zum Gerinnen gebracht wird. In Art. VI beschreibt N. A. Dalzell eine neue Pflanze von der Ordnung Anacardien, welche er Glycycarpus edulis nennt.

V. Notes and Remarks on Dr. Dorns Chrestomathy of the Pushtu on Affghan Language. By Lieut. Burton. Einzelne Bemerkungen über die Bedeutung von Wörtern, gegeben aus einer an Ort und Stelle erworbenen Kenntniß des Dialektes von Puschavar.

VII. Observations on the Grammatical Structure of the Vernaculas Languages of India. Dr. Stevenson bespricht hier ganz kurz zuerst Laute und Alphabet der südindischen Sprachen, wobey die frühere Meinung von einem semitischen Ursprung des letzteren wieder angeregt wird, jedoch ohne neuen Beweis; in den Fortsetzungen handelt er No. XIII, I vom Artikel und Nomen, No. XIV, III vom Adjectiv und Zahlwort, No. XV, II vom Pronomen. Aus Anlaß des Zahlworts wird die sonderbare Vermuthung aufgestellt, daß die am frühesten auf der Westküste Indiens gefundenen Ziffern, auf welche die arabischen und sofort die unsrigen zurückgehen, und welche bekanntlich nichts anderes sind als die Anfangsbuchstaben, einer oder mehrere, der Zahlwörter von 1 bis 9, am Indus entstanden seyen, und nicht nur die Schrift, sondern auch die Sprache von Sind denselben zu Grunde liege. Dabey muß er für die Zeichen von zwey, sieben, und für die Null Ausnahmen zulassen. Bey zwey und Null sollen die sanskritischen Benennungen unterlegt werden, und bey sieben der zweyte Consonant des T. (suto, sieben) gewählt seyn, weil der erste angeblich wie das Zeichen für 15 ausgesehen hätte. Man

sieht leicht, daß durch diese Hypothese nichts gewonnen, sondern nur Verwirrung in die Sache gebracht wird.

Derselbe Gelehrte beginnt in No. XV, V ein Verzeichniß der der südindischen Sprachen eigenthümlichen (nicht-sanskritischen) Wörter, welches verdienstlich zu werden verspricht. Eine solche Arbeit ist auch für das Sanskrit-Wörterbuch von großem Werthe, damit man den ursprünglichen arischen Wortschatz desselben von dem in Indien hinzugekommenen Gute zu unterscheiden anfangen und damit auch die Sprachvergleichung innerhalb des indogermanischen Stammes vor Mißgriffen schützen kann. Ich führe zum Belege das angebliche Sanskritwort akkâ an, welches Mutter bedeuten soll. Mit dieser Angabe findet man dasselbe in den Wörterbüchern sogar bey Bopp, der es wohl nur wegen der Vergleichung mit dem römischen Acca in Acca Larentia, Accalia aufgenommen hat. In Sanskrit-Texten läßt sich das Wort nirgends belegen, man findet es nur bey den Scholiasten zu Panini's Grammatik und bey Vozadeva, ebenfalls einem Grammatiker, und nirgends ist die Bedeutung Mutter, im strengen Sinne, erwiesen. Durch Vergleichung der südindischen Sprachen sieht man nun, daß akka im Canaresischen und Telinga, akkâ im Singhalesischen, akâ im Mahrattischen und akkai im Tamulischen eine ältere Schwester und im Mahrattischen in Verbindung mit einem Worte für Frau, überhaupt ein älteres Weib bedeute. Dadurch ist zur Genüge erwiesen, daß das Wort kein ursprünglicher Besitz des Sanskrit, sondern aus den dekkhanischen Dialekten aufgenommen ist, somit auch zur Sprachvergleichung innerhalb des Indogermanischen nicht verwendet werden darf.

VIII. On the site of the Temple of Neptune at Alexandria mentioned by Strabo; by Captain Newbold. Die Ruinen, in welchen der Verf. den Tempel zu erkennen glaubt, wurden aus Anlaß der Herstellung neuer Befestigungswerke dreyßig Fuß unter der Oberfläche ausgegraben. Ihre Lage beschreibt er wie folgt: These ruins lie on the eastern side of Alexandria, outside its present walls, abuout 235 yards from the seashore, and about the same distance from the Lazaretto from which they bear S. 24°. W. From Pharillon point they bear S. 13°. E. about ½ mile distant, and from Castle or Pharos point E. 34°. S. Zugleich werden mehrere griechische Inschriften mitgetheilt.

IX. A Grammar of the Jataki or Beluchki Dialect. By Lieut. Burton, Assistant, Sindh Survey. Der hier beschriebene Dialekt führt nach dem Verf. noch den dritten Namen Siraiki, von Siro Ober-Sind, wo er vom Volke gewöhnlich gesprochen wird. Baludschki heißt er, weil sich die in der Ebene angesiedelten Baludschen Stämme desselben bedienen. Dschataki heißt er nach dem weitverbreiteten noch immer etwas räthselhaften Volke der Dschats. Lieut. Burton theilt dieselben in vier Stämme, nämlich die Dschats des Pendschab, die zum Theil Sikhs geworden sind und für diesen Glauben gefochten haben, sodann die in Sind, Katsch Gandawa und angränzenden Strichen, ferner ein Beludschen-Stamm, welcher in Sind den Distrikt Dschati, der von ihnen den Namen hat, bewohnt. Zum vierten nennt er einen wandernden Stamm, von welchem einzelne Abtheilungen in Kandahar, Herat, Meschhed ansäßig geworden sey, und welcher eines besonders schlechten Rufes genieße. Das hier behandelte Dschataki ist zur Sprache des Pendschab zu zählen; es hat keine nennenswerthe selbstständige Literatur. Burton zählt die einzelnen Werke auf, die ihm bekannt geworden sind; einige überall unter den Moslim verbreiteten Gedichte, mehrere Erzählungen und dergleichen. Die kurze Grammatik (auf 35 Seiten) besteht meist in Paradigmen; sie hat das Verdienst, aus dem Munde des Volkes gesammelt zu seyn.

X. Brief Notes on certain ancient Coins etc. By J. Wilson.

XI. Marathi works composed by the Portuguese. By J. M. Mitchell.

XII. On Foraminifera, their organization and their existence in a fossilized state in Arabia, Sindh, Kutch and Khattyawar. By H. J. Carter. Von demselben Verfasser findet man XIII, VIII Geological Observations on the Igneous Kocks of Maskat and its Neighbourhood, and on the Limestone Formation at their circumfe-

rence, und XIV, VI. A Geographical Description of certain parts of the Southeast Coast of Arabia, to which is appended a short Essay on the Comparative Geography of the whole of this Coast. Dazu gehört XV, III Memoir on the Geology of the South-East Coast of Arabia. Die beyden letzten Artikel sind Vervollständigungen der Berichte Kapitän Haines und Wellsteds. In dem vergleichenden Theile wird der Periplus und der betreffende Abschnitt in Ptolemäus ausführlich behandelt.

Das dreyzehnte Heft, Jahrgang 1850, enthält außer demjenigen, was schon oben gelegentlich erwähnt ist:

II. Memoranda on Mud Craters in the district of Luss. By Captain A. C. Robertson.

III. Some account of the Bhatti Kávya. By P. Anderson. Uebersetzung einiger kleinen Abschnitte.

IV. A Descriptive List of Rock-Specimens from Maskat in Arabia, Persia and Babylonia. Presented by Capitain T. I. Newbold.

V. On the Red Coloring Matter of the Salt and Salt-pans in Bombay. By H. I. Carter.

Die bey Weitem wichtigste Mittheilung dieses Jahrgangs ist VI. Memoir an the Cave-Temples and Monasteries, and other Ancient Buddhist, Brahmanical, and Jaina Remains of Western India. By John Wilson, Honorary President of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society. Dieß ist gewißermassen die Instruction für den zu Erforschung der Denkmäler niedergesetzten Ausschuß, von welchem oben gesprochen ist. Wir finden hier Alles zusammengestellt, was man in Bombay über derartige Denkmäler innerhalb der Präsidentschaft oder in ihrer Umgebung weiß, und erstaunen über die große Zahl von Monumenten, von deren Daseyn man bisher in Europa nie gehört hat. Der Verf. zählt sieben und dreißig verschiedene Oertlichkeiten auf, an welchen man mehr oder weniger ausgedehnte Grottenbauten findet und muß am Ende seines Aufsatzes bereits wieder einige neuaufgefundene nachtragen. Er theilt dieselben in folgender Weise ein.

Die zahlreichsten, ältesten und verschiedenartigsten Aushöhlungen seyen die buddhistischen. Sie bestehen aus Tschaitjas oder Tempeln, in der Regel mit hohen Gewölben in der Form eines Hufeisens, ein Dahgob umschließend, (ein Stein oder Mauerwerk in Form einer Glocke oder eines Bienenkorbs, in welchen Reliquien eines Buddha oder Aehnliches niedergelegt sind.) Ferner Klöster, Vihara oder Matha, zahlreiche in Felsen gehauene Zellen, bey welchen sich häufig ein großes Buddhabild oder andere Sculpturen befinden; Hallen (Çálá) für Unterricht oder Berathung; vereinzelte Zellen für Einsiedler oder zur Aufbewahrung von Vorräthen; Wasserbehälter für den Gebrauch der Mönche.

Diese Wasserbehälter sollen den Namen Vinha führen; zum Belege dafür verweist J. Wilson auf die Inschrift eines solchen Brunnens bey den Grotten von Bhadscha, die er, wohl um dieser Entdeckung willen, in einer besondern Tafel beygibt, obschon sie bereits in einem früheren Bande des Journales und zwar theilweise richtiger gedruckt ist. Hier waltet aber ein schlimmes Mißverständniß. Das angebliche Vinha ist die eine Hälfte des Wortes Vinhudata, des Eigennamens des Donators, sanskrit Visnudatta. Obgleich Wilson diese Inschrift weit besser gelesen hat, als Bird in seinem von mir kürzlich besprochenen Werke (wo sie Tafel LIII., 3. zu finden ist), so fehlt doch noch Vieles zu einer auch nur einigermassen zufriedenstellenden Erklärung. Die Inschriftenlesung muß dort noch große Fortschritte machen und viel gründlicher und vorsichtiger als bisher betrieben werden, wenn sie brauchbare Ergebniße liefern will.

Bey diesen Grotten, insbesondere bey den Tempeln, befinden sich zur Zierde oder als Gedenksteine, Pfeiler oder Säulen (Stambha), gemeiniglich Monolithen aus dem lebendigen Felsen gehauen; kleine Dahgobs und Stupas, Topen d. h. Aufwürfe, welche die Asche ausgezeichneter Buddhisten einschließen. Die Buddhafiguren, die man dort findet, sind nicht monströs wie die brahmanischen Bilder, und dargestellt als Verehrung empfangend, Kerzen austheilend, in Nachdenken versenkt.

Die brahmanischen Grotten sind nach Wilson vorzugsweise Tempel, meist mit zahlreichen

Säulen, welche eine niedere Decke tragen. Sie sind Çiwa geweiht, dessen Darstellung man in allen Formen findet. In Verbindung mit ihm erscheint auch Ganeça; Brahma und Wischnu erscheinen in untergeordneter Stellung und nur selten.

Die Grotten, welche von den Dschainas herrühren, sind ebenfalls vorzugsweise Tempel, finden sich aber selten im Westen Indiens (noch seltener gewiß im Osten), und lassen sich schwer von den buddhistischen Monumenten unterscheiden. Einige von den vierundzwanzig Thirtankaras dieser Secte pflegen die Hauptstelle in denselben einzunehmen.

Der Verf. richtet die Aufmerksamkeit der Suchenden übrigens nicht bloß auf diese Gattung von Monumenten, sondern gibt auch Uebersichten über die gebauten Tempel, die großen Felsenbilder, dergleichen eines von achtzig Fuß Höhe erst vor wenigen Jahren im District von Bharwani an der Narmada aufgefunden wurde, über die Felseninschriften, die ebenfalls noch lange nicht erschöpft sind, Ruinen alter Städte u. s. w. Seine Abhandlung ist, vorzugsweise in ihrem ersten Theile, eine sehr verdienstliche Zusammenstellung und wohl geeignet den künftigen Sammlungen zu einer Grundlage zu dienen.

VII. Memorandum on some Buddhist Excavations near Karadh. By H. B. E. Frere.

Ich erwähne als hieher gehörig sogleich aus Nr. XV, VI Note on the Rock-Inscriptions in the Islands of Salsette. By the Rev. J. Stevenson, eine Erklärung zweyer Inschriften, welche nicht weniger verunglückt ist, als die von mir in diesen Blättern 1852, Nro. 77. geschilderten Interpretationen von Bird. Aus einer ganz einfachen Donativ-Inschrift, die nur Titel und Namen des Gebers mit der gewöhnlichen Formel enthält, wird herausgelesen: „ein Teich, die Liebesgabe dessen, welcher — der Einsicht ergeben — die Wasser der Trübsal überschifft hat!" Wie mag es der eben betriebenen Sammlung von Inschriften aus der ganzen Präsidentschaft Bombay ergehen, wenn sie in die Hände eines solchen Interpreten fallen sollte?

Das vierzehnte Heft, Jahrgang 1851 wird mit einer ansprechenden Arbeit von Sir Erskine Perry, einem hohen Justizbeamten in Bombay, derzeit Präsidenten der dortigen asiatischen Gesellschaft über den großen indischen König Açoka eröffnet, in welcher er vorzugsweise die Ergebnisse der Untersuchungen Lassens in der indischen Alterthumskunde mittheilt. Man sieht daraus, daß auch die Arbeiten deutscher Gelehrter dort Leser finden. Ein anderes Mitglied, Herr Mitchell hat der Gesellschaft mehrmals Mittheilungen über Arbeiten des Unterzeichneten gemacht.

II. Ancient Remains at the Village of Jiwarji near Farozabad on the Bhima. By Captain Meadows Taylor. Es handelt sich von rohen Steindenkmälern, nach Art der keltischen, die man an mehreren Orten des südlichen Landes gefunden hat. Sie gehören nicht der arischen Rasse, sondern den Autochthonen der Halbinsel. Die Entdecker sprechen von Kromlechs, Kistváns, Káres u. s. w. als wären druidische Zusammenhänge sogut wie ausgemacht, und bedenken nicht, daß solche Denkmäler überall, wo sie vorkommen, der Natur der Sache nach dieselbe Form und Zusammensetzung haben müssen, ohne daß darum ein Volk von dem anderen gelernt hätte. Es geht hier wie mit den Glaubenssätzen der alten Religionen, welche man lieber auf die wunderbarste Weise einwandern und mitgetheilt werden läßt, als daß man bey zwey oder mehreren Völkern die gleiche Productionsfähigkeit annähme.

Ueber Sanskrit Inschriften finden sich drey ziemlich umfassende und nicht unwichtige Arbeiten, XIV, IV observations on Inscriptions on Copper-Plates dug up at Nerur in the Kudal Division of the Sawant Wari State in April 1848. By Major Le-Grand Jacob. Diese Inschriften, welche in Facsimile, Transscriptum und Uebersetzung beygegeben sind, gehören sämmtlich der Dynastie der Tschalukja oder Tschalikja und dem sechsten und siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an. Man kann aus ihnen eine ziemlich ausgedehnte Genealogie zusammensetzen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

1. **Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847—1848 sous les auspices du prince Vorontzof, lieutenant du Caucase, par M. Brosset, membre de l'académie impériale des sciences. St. Pétersbourg, 1851.**
2. **Atlas du voyage archéologique dans la Transcaucasie, exécuté en 1847—1848, sous les auspices du prince Vorontzof, lieutenant du Caucase, par M. Brosset, membre de l'académie impériale des sciences. St. Pétersburg, 1850.**
3. **Recit de la première croisade extrait de la chronique de Matthieu D'Edesse et traduit de l' Armenien par M. Édouard Dulaurier, Professeur de Maley et de Javanais à l'école spéciale des langues orientales vivantes. Paris, 1850.**
4. **Extrait de la chronique de Michel le Syrien, traduit de l'Armenien par Éd. Dulaurier. Paris, 1849.**
5. **Beyträge zur Armenischen Literatur. Von Karl Friedrich Neumann. München, 1849.**

Die Geschichte Asiens liegt großentheils in der Erde begraben. Reiche Mittel und viele Jahre sind nothwendig, um sie aus ihrem tausendjährigen Grabe an's Tageslicht zu bringen. In den beyden Mesopotamien zwischen dem Ganges und Indus, zwischen dem Euphrat und Tigris wurde ein kleiner Anfang gemacht; die Männer der Wissenschaft kennen die reichen Schätze, welche gewonnen wurden. Innerhalb der Alpengauen des alten Armeniens und der Gebirgsländer Georgiens sind selbst noch keine Vorbereitungen getroffen, um die verschütteten ohne Zweifel zahlreichen Denkmäler zu heben. Alle Reisende aus den Jahrhunderten des Mittelalters bis zum heutigen Tag begnügten sich, richtiger mußten sich mit der Beobachtung und Beschreibung von Land und Leuten, mit der Zeichnung der Inschriften und Ruinen ehemaliger Größe oberhalb der Erde begnügen. Die Mittel waren nicht gegeben, um die Forschungen unterhalb der Erde fortzusetzen. Das ist auch bey Herrn Brosset der Fall. Sein archäologischer Ausflug nach einem kleinen Theile Georgiens und Armeniens umfaßt bloß einen Zeitraum von 11 Monaten, wovon 4 in Tiflis zugebracht wurden. Dessen ungeachtet sind die zwölf hier vorliegenden Berichte, welche der vielkundige Reisende theils an den Grafen Duwaroff einsendete, theils an den Prinzen Woronzoff, Statthalter der russischen Besitzungen jenseits des Caucasus, unter dessen Auspicien die Reise unternommen wurde, nicht ohne fruchtbare Ergebnisse. Herr Brosset ist Kenner der georgischen und armenischen Sprache und Literatur; er hat eine große Anzahl in diesen Sprachen geschriebenen Denkmäler untersucht; sie sind in den Berichten, theils vollständig mitgetheilt, theils nur die Forschungen und neue Thatsachen, welche daraus hervorgingen. Wir wollen hier im Allgemeinen

auf die Ergebnisse hinweisen, dann die wichtigsten hervorheben und sie mit einigen Bemerkungen begleiten.

Die Römer hielten es, zur Sicherheit des Reiches, für nothwendig an der Ostküste des schwarzen Meeres einige feste Burgen zu besitzen. Obgleich sie von den, bey den Alten unter verschiedenen Namen vorkommenden Tscherkessen mehrmals zerstört wurden; so haben sie die Römer doch immer wieder aufgebaut und mit Besatzungen versehen. Dioskurias, eine Kolonie der Milesier — Iskuria in spätern Zeiten — und Pitzus, von den Fichtenwaldungen in der Nähe so genannt, waren die vorzüglichsten dieser Burgen. Der letztere Ort wird von den Reisenden und Geographen des Mittelalters Pitsunda und Bezunda genannt, heutigen Tags Bidschwinta. Die Kirche daselbst soll, der allgemeinen Sage nach, diejenige seyn, welche Justinian der Mutter Gottes im Lande Abchasien errichten ließ. Dübois hat bereits in seiner Voyage autour du Caucase I. 223. die herrlichen Ruinen beschrieben und sie in dem der Reise beygegebenen Atlas abgebildet. Sie sind wohl das älteste Denkmal Georgiens. Herr B. hat sie genau untersucht, die Inschriften und andere Schriftwerke verzeichnet und im Atlas Bl. XXXVII, nach der Aufnahme des russischen Architekten Norof, den Plan der Kirche mitgetheilt. Auch die andern Kirchen Abchasiens und Georgiens sind sammt ihren schriftlichen Denkmälern mit gleicher Sorgfalt behandelt und dem Atlas zum Theil in Abbildungen beygegeben. Diese Menge schriftlicher und Baudenkmäler zeigen, daß Georgien während einiger Jahrhunderte des Mittelalters, vielleicht vom 10 — 13. Jahrhunderte sich wie niemals später, einer geordneten Regierung und wissenschaftlich-theologischen Bildung erfreute. Bewahrt doch das Archiv der heiligen Synode zu Tiflis über 3000 Documente, wovon mehrere ganze Bücher, die bis zum Jahre 1020 u. Z. hinaufreichen. Man findet in dem Reisebericht eine große Anzahl dieser Documente und Nachrichten, die sich auf jene verhältnißmäßig glücklichen Zeiten beziehen. Manche dunkle Stellen und Andeutungen der byzantinischen und armenischen Chronisten erhalten dadurch ein richtiges Verständniß. Diese Alterthümer haben überdieß für einige berühmte russische Familien ein vaterländisches Interesse. Die Dolgoruki stammen aus Georgien und hießen dort Orbelier und die Bagration kommen urspünglich aus Armenien, wo sie Bagarad genannt und Jahrhunderte lang mit der königlichen Krone geschmückt waren.

Der berühmte Engpaß, welcher zum Thale des Terek führt, war den Alten unter dem Namen caucasisches Thor oder Kaspische Pforten bekannt. Plinius (VI. 11.) nennt diesen „Bergmund," wie die Türken Mittelasiens sehr bezeichnend einen Paß heißen, ein ungeheures Werk der Natur; spricht von Thoren mit eisernen Hebebäumen, von einer Burg auf einem Felsen innerhalb des Passes und von dem in der Nähe vorüberbrausenden Flusse. Im Mittelalter wird der Paß mit dem Namen Alanen- oder Ossetenpforte bezeichnet, — der Dariel unserer Tage. Daß unter der verschiedenen Benennung eine und dieselbe Oertlichkeit verstanden ist, das war nicht zweifelhaft (Neumann Rußland und die Tscherkessen 19). Woher aber der Name Dariel käme, darüber gab es verschiedene Muthmaßungen. Es kann jetzt, nach einer Stelle, welche H. B. aus dem Leben eines georgischen Heiligen mittheilt, nicht mehr zweifelhaft seyn, daß Dariel aus Darialan d. h. Alanenpforte zusammengezogen ist. Das persische Dar-i-Alan, Alanenpforte, entspricht vollkommen dem Arabischen Bab-Allan, welches bereits bei Massudi, in der ersten Hälfte des zehenten Jahrhunderts vorkommt. Alle andern Namen wie Darnia, Darian u. s. w. sind Fehler der Handschriften oder unrichtiger Aussprache.

Der dritte Bericht ist einer der anziehendsten und lehrreichsten. Er enthält Forschungen über die berühmte Büchersammlung am Sitze des armenischen Katholikos zu Etschmiadsin und über die haikanischen Alterthümer in der Nähe. Wir lernen hier mehrere theils gedruckte theils handschriftliche Werke kennen, von deren Daseyn man früher keine Kunde hatte. Ich werde sie sämmtlich einer zweyten Auflage meiner Geschichte der armenischen Literatur hinzufügen.

Die Armenier sind bekanntlich über die ganze Erde zerstreut. Man findet sie in Indien und China, in Persien und Aegypten und allenthalben haben sie Buchdruckereyen errichtet. Schwerlich, daß die Li-

teraturwerke eines anderen asiatischen Volkes an so verschiedenen Orten im Drucke erschienen, wie die der Armenier. Der Wartabed oder Doktor Schachatunof hat, wie wir durch Herrn B. erfahren, zu Etschmiadsin selbst „Eine Beschreibung dieser patriarchalischen Residenz und der fünf Gaue der Provinz Ararat“ (1842 2 Vol 8.) erscheinen lassen, woraus der Reisende lehrreiche Bruchstücke mittheilt. Das Werk sey so umfassender Natur und gehe der Art in's Einzelne, daß man kaum etwas hinzufügen könne. Die vielen hunderte der Inschriften habe der Armenier an Ort und Stelle abgezeichnet und beym Drucke nochmals genau verglichen. Eine vollständige Uebersetzung des Werkes dieses gelehrten ortskundigen Mannes würde demnach eine Bereicherung der westlichen Literatur seyn. Schachatunof, welcher am 28. Febr. 1849 zu Etschmiadsin gestorben ist, schrieb überdieß einige theologische Bücher und verfertigte einen wissenschaftlichen Katalog der theologischen und historischen Drucke und Manuscripte der Klosterbibliothek, welcher allen wissenschaftlichen Anforderungen genügen soll.

Eine andere neue höchst anziehende Erscheinung sind die Jahrbücher des Johannes, Katholikos von Armenien während der Jahre 897—925, welche zum erstenmale 1843 unter dem Patriarchat des Zakarias in der Druckerey des Klosters zum heiligen Jacob in Jerusalem erschienen sind. Der Patriarch fügte, wie H. B. erzählt, eine Vorrede und ein Inhaltsverzeichniß hinzu, ließ aber die harte Stelle über den Islam weg, aus Furcht die muselmanischen Gebieter zu beleidigen. Man hat durch diese Auslassung nichts verloren. Katholikos Johannes ist ein beschränkter parteyischer Annalist, der so weit geht, Atheismus und Islam auf eine Stufe zu stellen.

Im großen Saale des Klosters zu Etschmiadsin befindet sich ein Porträt Sr. Majestät des Kaisers Nicolaus in Lebensgröße, mit der armenischen Unterschrift: Nicolaus Paulowitsch Kaiser aller Russen und König Armeniens. Man will wohl damit auf ganz Armenien, welches jetzt noch großentheils unter der Pforte und Persien steht, zielen. Das Bildniß ist mit einem ähnlichen Tuche wie das Sanctissimum umhangen. Rings um den Saal zum Hofe hinaus sind die Zellen der Geistlichen und Mönche, welche jeden Morgen mit folgenden Worten aufgeweckt werden: Gott sey euern Eltern gnädig, es ist Zeit, kommet zum Gebet. Wie innig die Verbindung zwischen dem Patriarchensitz und Rußland bereits zu der Zeit, wo Etschmiadsin noch unter Persien stand, gewesen ist, ersieht man aus mancherley Nachrichten und Denkmälern. Einige Katholikos sandten Boten an Peter den Großen mit der Bitte, er möchte sie aus dem Joche der Perser befreyen; sie seyen gerne bereit alle seine Plane auf Ausbreitung der russischen Herrschaft in Asien zu unterstützen. Auf einer im Kloster aufbewahrten hohen Kappe, wie sie die armenischen Geistlichen zu tragen pflegen, liest man folgende von H. B. ebenfalls mitgetheilte Inschrift: Diese Kappe ist von der großmächtigen Kaiserin Katharina, Beherrscherin der Russen und ihres gottgegebenen Sohnes Paul Petrowitsch, welche sie als Zeichen ihrer Liebe dem Katholikos Simeon übersandten, im Jahre des Herrn 1768.

(Fortsetzung folgt.)

Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society.

(Schluß.)

Angaben über Einzelnes und eine Beurtheilung der Uebertragung, die von einheimischen Gelehrten herrührt, ist ohne Anwendung von Typen oder Facsimiles nicht möglich; daher ich mich darauf beschränke, auf eine für die Litterargeschichte Indiens nicht ganz unwichtige Stelle in der dritten dieser Inschriften aufmerksam zu machen, wo von einem Könige gerühmt wird, er sey wohlbewandert gewesen in Mânava, Parâna, Ramajana, Bharata, Itihasa. —

Eine dem Geschlechte der Vallabsa angehörige Inschrift erklärt P. Anderson:



V. Some account together witt a Facsimile Devanagari transcript and translation of a Copperplate Inscription in the Societys Museum; und endlich macht Major Jacob weitere Mittheilung über drey Inschriften aus verschiedenen Zeiten in XV, IV. Observations on three Copperplate Charters, granted respectively A. D. 933, A. D. 1261, and A. D. 1391, witt Facsimiles, Transcripts, and Translation. Die erste derselben rührt von einem Fürsten des Jadu Geschlechtes, Govindaredscha her; die zweyte gehört wiederum den Tschalukja aber einer spätern Reihe derselben.

Die dritte und jüngste der Inschriften hat ein besonderes Interesse dadurch, daß wir in ihr ein Stück der Lebensgeschichte Madhawas, des berühmten Gelehrten und Patrones der Gelehrsamkeit finden, unter dessen Leitung in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts verschiedene Theile der Sanskrit-Literatur namentlich die Weden ausführlich bearbeitet und commentirt wurden; Arbeiten, welche wir heute zu den bedeutendsten Hilfsmitteln für das Verständniß der schwierigen älteren Bücher zählen.

Von dieser Inschrift ist kein Facsimile beygegeben. Die Lesung der Schriftzüge jener Zeit kann natürlich nicht die mindeste Schwierigkeit haben, deßhalb ist auch nicht anzunehmen, daß bey der Entzifferung Irrthümer vorgekommen seyen, der Abdruck ist aber ziemlich voll von Fehlern, welche wohl auf Rechnung des Abschreibers oder Druckers kommen und nicht überall leicht zu heben sind.

Die Einleitung derselben, metrisch abgefaßt, besagt, daß in der Stadt Widschaja (Bidschnager) an der Tungabhadra (Tumbudra) ein gefürchteter Fürst, ein Sohn Sangama's Bukkaradscha geherrscht*) und den Garihara wie es scheint als Statthalter in die westlichen Striche seines Reiches gesandt habe. Dieser macht Madhawa seinen obersten Rath zum Herrscher von Stadt und Gabiet Dschajanti. Dieser erobert Gowa (heute Goa) die Hauptstadt von Konkana, wird aber als unentbehrlich im Rathe Gariharas aus Dschajanti zurückgerufen und durch einen andern Rath Narahari ersetzt. Auf diese Geschichtserzählung folgt nun als ein Denkmal der Wirksamkeit Madhawas in den eroberten Landstrichen eine Schenkungsurkunde, laut welcher im Monat Waiçâkha des Jahres 1313 Çaka (1391 v. Chr.) Madhawaradscha fünfundzwanzig gesonderte Grundstücke im Gebiete von Kutschara (h. z. T. Kotschre), das aber fortan Madhawastadt heißen soll, an vierundzwanzig gelehrte Brahmanen übergibt. Ihr Vorsteher erhält zwey Loose.

*) Die indischen Interpreten des Major Legrand Jacob machen ihn mit einem groben Mißverständniß des Textes zu einem Sohne Atschjutas und der Cri.

Die meisten der Brahmanen sind aus den Geschlechtern des Atri, Dschamadagui und Wasischtha und allesammt werden als Leser des Rigweda bezeichnet, mit welchem bekanntlich auch Madhawas Bruder Sâjana besonders umfassend sich beschäftigt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in dergleichen brahmanischen Colonien, wenn ihre Bewohner, wie hier, sämmtlich als Gelehrte, wenn auch in einem bescheidenen Verstande des Wortes, bezeichnet werden, manches von dem Material zusammengebracht wurde, das überarbeitet unter den Namen Madhawas und Sajanas veröffentlicht wurde.

Am Schlusse folgt eine genaue Beschreibung der Gränzen dieses Distriktes, der sich, wenn die Sache einen weiteren Werth hätte, darnach ohne Zweifel heute noch genau ausmitteln ließe. Es wäre sehr wünschenswerth, daß nach dem Originale Verbesserungen zu dem vorliegenden Abdrucke gegeben und mit ihrer Hülfe die ganze Inschrift genauer übersetzt würde, als es durch die beyden Gehülfen des Herausgebers geschehen konnte.

Den Schluß des vierzehnten Heftes macht: VII. An Account of the Agate and Cornelian Trade of Cambay. By A. Summers.

Aus dem letzten Hefte ist nur zu erwähnen. I. On the Villages and Towns named Hazar and Hazor in the Scriptures, with the identification of the Hazor of Kedar. By John Wilson. Das Hazor bey Jeremia 49, 28—33 glaubt der Verf. in dem mesopotanischen El Hadhr südwestlich von Mosul gefunden zu haben, welches in den letzten Jahrzehenten öfters von europäischen Reisenden, von Roß, Ainsworth, Layard besucht wurde.

Rudolph Roth.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.



1. Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848. etc.
2. Atlas du voyage archéologique dans la Transcaucasie, etc.
3. Recit de la première croisade extrait de la chronique de Matthieu D'Edesse, etc.
4. Extrait de la chronique de Michel le Syrien.
5. Beyträge zur Armenischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Der Katalog der Bibliothek ward schon vor mehreren Jahren durch die Kaiserliche Akademie zu St. Petersburg dem Drucke übergeben. Herr Moritz Wagner, unser deutscher Landsmann und Freund behauptete, er sey nicht vollständig; es befänden sich mehrere Werke in der Klostersammlung, die nicht im Verzeichnisse stehen. Herr B. ist über diese Aeußerung sehr ungehalten; er geht die handschriftlichen Kataloge durch, untersucht manches Manuscript, macht Auszüge und fügt Bemerkungen hinzu, wobey wir ihm folgen und Einiges hervorheben wollen.

Zwey allgemeine und zwey besondere Kataloge sind zu Etschmiradsin vorhanden. Der erste vom Jahre 1828, auf Befehl des jetzigen Katholikos Nerses verfertigt, enthält ungefähr 708 Handschriften. Das älteste Manuscript der haikanischen Sprache soll ein Evangelium seyn vom Jahre 415 u. Z. und sich in einem armenischen Kloster zu Ispahan befinden. Dieß ist nicht möglich. Die armenische Schrift war um die Zeit noch nicht erfunden. Die Handschriften zu E. selbst reichen höchstens ins zwölfte Jahrhundert. Die christlich-armenische Literatur beginnt bekanntlich mit dem Werke eines gewissen Agathangelos, welcher Geheimschreiber Königs Tiridates des Großen (286 — 342 u. Z.) gewesen seyn soll. Das Werk wurde wohl, wenn es überhaupt ächt ist, aus dem Griechischen ins Armenische übersetzt und später nochmals aus dem Armenischen ins Griechische zurück übertragen. Die erste äußerst seltene Ausgabe des armenischen Textes erschien zu Konstantinopel im J. 1709 und ist in meinem Besitze. Herr B. sagt, sie sey am Sitze des armenischen Katholikos nicht vorhanden. Die griechische Uebersetzung steht in der Act. Sanct. 30. Sept. Vol. VIII. 320. Die erste kritische Ausgabe des Textes ist 1845 zu St. Lazaro erschienen. Die armenische Akademie legte die treffliche Handschrift der kaiserlichen Bibliothek in Paris zu Grunde, von einem P. Wartan im J. 703 der armenischen, 1254 unserer Zeitrechnung geschrieben. Die Handschriften dieses Schriftstellers zu E. sind ziemlich neu und enthalten das unterschobene Freundschaftsbündniß zwischen Konstantin dem Großen und dem Pabste Silvester einerseits, dann Tiridates König der Armenier und Gregorius dem Erleuchter anderseits. Herr B. hätte sich die Mühe ersparen können die Unächtheit dieses Schriftwerkes zu beweisen. Dieß ist bereits vor 18 Jahren in meiner Geschichte der armenischen Literatur S. 17 und noch früher in

meinem Mémoire sur la vie et les ouvrages de David. Paris 1829 geschehen. Der ganze Agathangelos scheint ein Machwerk viel späterer Zeiten. Wahrscheinlich ist die Geschichte sammt dem angeblichen Bündniß erst zu den Zeiten der Kreuzzüge im dreyzehnten Jahrhundert zusammengeschrieben und für ein Werk des vierten Jahrhunderts ausgegeben worden.

In der Bibliothek zu E. findet sich unter andern eine anonyme Handschrift historischen Inhalts, welche P. Schachatunof, der gelehrte Verfasser der Beschreibung des Klosters und der Provinz Ararat, für das Werk eines gewissen Sebeos aus dem siebenten Jahrhundert hält. Hr. B. stimmt ihm bey und gibt (III 49) ein Inhaltsverzeichniß des Werkes. Ein armenischer Geschichtschreiber dieses Namens ist sonst nirgendwo bekannt. Johannes Katholikos, welcher Sebeos, wie Hr. B. sagt, zweymal erwähnen soll, kennt diesen Namen nicht. Wenigstens findet er sich nicht in der Uebersetzung St. Martins; der Text des Johannes steht mir nicht zu Gebote. Sollte Sebeos, dessen muthmaßliche Entdeckung der gelehrte Akademiker unter seinen vorzüglichsten Reiseergebnissen aufzählt, für Schabueh oder Sapor verschrieben seyn, welcher Geschichtschreiber ein Zeitgenosse des Johannes war und von ihm mehrmals erwähnt wird (S. 2, 99, 118, 127 der Uebersetzung des Saint-Martin)? Es wäre mir lieb hierüber eine Aufklärung zu erhalten. Aus der Beschreibung der armenischen Handschriften des Lebens Alexanders vom falschen Kallisthenes ersieht man, daß sie von dem Drucke, welcher im J. 1842 zu St. Lazaro erschienen ist, nicht viel abweichen. Ich habe diese seltene Mechitaristen-Ausgabe der armenischen aus dem Griechischen übersetzten Biographie Alexanders in einem früheren Bande unserer Anzeigen ausführlich besprochen, worauf ich verweise.

Eine der wichtigsten Handschriften des Klosters ist die armenische Gesetzsammlung. Sie besteht in einer Zusammenstellung von Kanones und dem Gesetzbuche des Mechitar Kosch, welcher im zwölften Jahrhundert blühte (Meine Geschichte der arm. Literatur S. 176) und ist heutigen Tags noch, in Armenien wie in Georgien, praktischer Geltung. Wir sind hier etwas ausführlicher weil dieser Gegenstand, sowohl von wissenschaftlichem wie von praktischem Standpunkte, großes Interesse darbietet, und wir die Mittheilungen des russischen Akademikers aus Werken ergänzen können, welche von Orientalisten gewöhnlich nicht beachtet werden. Herr Audall, ein gelehrter Armenier zu Kalkutta, der Uebersetzer der kleinen Geschichte Armeniens von P. Tschamtschean aus dem Armenischen in's Englische (Calcutta 1827, 2. Bd. 8.), hat im asiatischen Journal von Bengalen eine ausführliche Inhaltsanzeige dieser, unsern Juristen ganz unbekannten Gesetzsammlung gegeben. Der indischen Gesetzcommission machte Herr Audall folgende Mittheilung (Special Reports of the Indian-Law Commissioners 1842, p. 457): „Wir Armenier haben von zwey armenischen Gesetzsammlungen Kunde: die eine durch den armenischen König Johann, den Bagratiten um's Jahr 1046 und die andere durch Mechitar Kosch. Im zwölften Jahrhundert zogen viele Armenier nach Polen, wo sie sich nach dem Gesetzbuche des Königs Johann richteten. König Sigismund von Polen ließ 1548 den Codex in's Lateinische übersetzen und nur in dieser Uebersetzung hat sich jene erste Gesetzsammlung erhalten. Das armenische Original konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden. In der Bibliothek auf St. Lazaro, die größte und kostbarste der haikanischen Literatur, finden sich mehrere Exemplare des Codex juris civilis et canonici des Mechitar in der Originalsprache, sowie die lateinische Uebersetzung des Königs Sigismund von Polen.“ Der georgische Codex des Königs Wachtang besteht zum großen Theil bloß in einer Uebertragung der armenischen Gesetzsammlungen, namentlich enthält der zweyte Theil des Wachtang das Buch der Urtheile des Mechitar Kosch. Diese Gesetze beschrieben das staatliche, religiöse und bürgerliche Gemeinwesen des haikanischen Volkes. In Betreff der Thronfolge findet sich im Buche des Mechitar folgende denkwürdige Stelle, die wir als Probe mittheilen.

„Man muß wissen, daß ein König in Wahrheit ein Gott ist und nur dem Namen nach ein Mensch. Wenn es nun vorkommt, daß ein König stirbt mit Hinterlassung von Söhnen und Töchtern, so ist es billig, seine Habe gleichmäßig zu theilen

und die Königswürde dem Aeltesten zu geben; wenn der König aber Brüder hat, daß diese den Thron besteigen, so lange bis keiner mehr übrig ist."

„Wenn keine Brüder mehr da sind, dann erst sollen die Söhne den Thron besteigen; denn es ist nicht recht, daß, während Brüder am Leben sind, die Söhne ihn besteigen. Erst nach dem Tode der Brüder sollen sie es thun."

„Aber wenn die Könige eben so wie ihre Söhne ausgestorben sind, so soll, wenn sie von ihren Söhnen oder Töchtern Kinder haben, der Sohnessohn den Thron erben, aber nicht der Tochtersohn. So lange ein Sohnessohn da ist, soll die Nachkommenschaft der Töchter nicht danach streben und wenn sie sich in Besitz des Thrones setzt gleich wie Fremde betrachtet werden. So hatte es unser König (Abgar von Edessa) in dem persischen Königshause angeordnet."

„Wenn kein Sohn da ist, aber eine Tochter, soll der König die Krone dieser geben. Wir haben als Gewähr das Gesetz, welches vorschreibt: Wenn Einer stirbt mit Hinterlassung einer Tochter, aber keines Sohnes, so kann er ihr das Erbgut vermachen, seine Krone nehmen und sie ihr überliefern; aber nach dem Tode dieser Tochter soll ihre Nachkommenschaft als fremd betrachtet werden."

„Wenn man nun sagt, daß es dem Gesetze des Morgenlandes nicht gemäß sey, einer Tochter zu erlauben, Königin zu seyn und zu regieren, sondern daß man die Krone einem Manne geben müsse, so wisset, daß eine solche Gewohnheit veraltet ist."

„Wenn der König ein Testament macht, so soll er, da es der Ausdruck des menschlichen Willens ist, die Freyheit haben, es nach seinen Verhältnissen zu ändern, denn ein Testament ist nach der Lehre der Apostel erst nach dem Tode nicht mehr zu ändern. So überlieferte Kaiser Constantin in seinem Testament den Söhnen das Reich. Er mag auch die Grenzen, gleich wie die alten Könige, durch Berge und Flüsse ziehen."

Die Geschichte der Stadt Ani, die Beschreibung ihrer Ruinen, Grundrisse derselben findet man im Atlas Bl. 23 und 24, die zahlreichen Inschriften innerhalb derselben nehmen einen großen Raum ein der archäologischen Reise. Herr B. war selbst nicht in Ani. Er theilt mit was andere ihm sagten, was Andere darüber schrieben, namentlich Abich und der tüchtige Orientalist Chanykoff, welcher eine bedeutende Stelle in der Administration der transcaucasischen Länder bekleidet. Die großartigen Ruinen dieser haikanischen Königsstadt haben in den letzten Jahrzehnten soviele Aufmerksamkeit erregt, sie sind von so vielen Reisenden besucht und beschrieben worden, daß es sich wohl der Mühe lohnt, wie zum Theil schon bey der Anzeige des Reisewerkes von Wilbraham in diesen Blättern geschehen, das zerstreute Material zu sammeln und die gewonnenen Ergebnisse kurz zusammenzufassen. Knüpft sich doch an Ani ein großer Theil der Weltgeschichte. Die Stadt hat manigfache schreckliche Schicksale erfahren. Sie stand nach einander unter den Armeniern, Griechen und Arabern, unter Georgiern, Mongolen und Türken. Von allen diesen Völkern, aus allen diesen Zeiten haben sich Denkmäler und Inschriften erhalten, die jetzt in den verschiedensten Werken wiederholt beschrieben und abgebildet vorliegen.

Die Stadt Ani, welche die spätern armenischen Geschichtsschreiber und Geographen häufig mit der Feste Ani Hocharmeniens verwechseln, heutigen Tages Kannah oder Kennah genannt, auf der Westseite des Euphrats gelegen und zum Paschalik Erzerum gehörig (Indschidschean Neu-Armenien 100), war lange Zeit eine unbedeutende Burg in den Händen der Familie der Kamsarier, welche den ganzen District Schirag von Derdat dem Großen im Anfang des vierten Jahrhunderts als erbliches Lehen erhalten hatten. Als eine Burg kennt Ani bereits Lasar von Barb, um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Bagratiden, welche sich, gegen das Ende des achten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, unter dem Schutze der Araber, eine erbliche Herrschaft in Armenien erwarben, erkauften vermittelst großer Summen den herrlichen Distrikt Schirag von der Familie Kamsar und erhoben später die Burg Ani zur königlichen Residenz. Dieß geschah unter König Aschot III. (reg. von 952 — 977) der Mitleidige, und von den muselmanischen Geschichtschrei-

bern, weil der Chaliphe ihm diesen Titel ertheilte, Schah Armen, Fürst Armeniens zubenannt. Aschot gab seinem Bruder Muscheg Stadt und Distrikt Kars als erbliches Besitzthum, wo sich dessen Nachkommen länger als ein Jahrhundert behaupteten, schlug den Fürsten von Aleppo und Mesopotamien Seif-eddaulah, und ward dann im Jahre 961 zu Ani, von dem Katholikos Ananias, als König gesalbt. Aschot umgab Ani mit neuen Wällen, welche im Jahre 964 vollendet wurden (Wartan bey Indschidschean Alt-Armenien 419), erbaute daselbst einen königlichen Palast, sowie mehrere Kirchen. Allenthalben in ganz Schirag entstanden nun prachtvolle Klöster und Kirchen; so auf Befehl der Königin zu Senahin und Halpat, welche bloß eine Zeitstunde von einander entfernt sind. Unter dem Sohne und Nachfolger Aschot I., unter Sembat II. (977 — 989), der Gebieter und der Fürst der Fürsten geheißen, erhob sich die armenische Nation zu einem Ansehen und zu einer überwiegenden Macht in allen Ländern Vorderasiens, wie niemals zuvor im Verlaufe ihrer ganzen Geschichte. Die Könige Wasburagan's und Georgiens, die Könige von Albanien und Kars, alle Großen Armeniens und viele Emire der Muselman erkannten ohne Widerrede die Oberhoheit des Schahinschah Armeniens. Sembat ließ noch einen hohen breiten Wall, sowie einen tiefen Graben um die Stadt ziehen, mit festen Thürmen und Bastionen versehen, — Werke, welche innerhalb acht Jahre vollendet wurden und heutigen Tags noch großentheils unversehrt vorhanden sind. Der Wall Aschots wird von den armenischen Geschichtsschreibern der innere oder kleine, und der seines Sohnes Sembat der äußere oder große genannt. Sembat erbaute auch mehrere herrliche Kirchen, und legte im Jahre 989 den Grundstein zur großen Kathedrale der königlichen Residenz, welche der bey den Armeniern berühmte einheimische Baumeister Derdat erbaute. Derdat soll sogar gen Byzanz gerufen worden seyn, um die heilige Sophienkirche von Neuem aufzuerbauen, was ihm auch zur Zufriedenheit des Kaisers Basilius II. und zu seiner großen Ehre glückte (Asolnig bey Indschidschean Arm. Althert. III. 140).

Es zogen sich eine Menge Leute nach Ani, wodurch die Stadt ungemein erweitert wurde, so daß sie sich jetzt, was früher nicht der Fall war, bis zum Achuran erstreckte. Das Volk, welches Uebertreibungen liebt, nannte sie sprichwörtlich die Stadt der hundert tausend Paläste, der tausend und einen Kirchen, — eine bildliche Redeweise, welche später von unkritischen armenischen Skribenten im buchstäblichen Sinne genommen wurde. Man behauptet überdieß, sie hätte über 400,000 Einwohner gezählt, was bey ihrem geringen Umfange von nicht mehr als fünf englischen Meilen gar nicht möglich ist. Minas Geschichte Ani's und seiner Bewohner. Venedig 1830 S. 23 in armenischer Sprache). Das Werk des Minas führt sonderbar genug den Titel: Reise nach Lehstan oder Polen, weil nämlich der Verfasser zu dem Endzwecke, alle Nachkommen der ehemaligen Bewohner Ani's aufzusuchen, einige Reisen nach Polen und den Ländern nördlich des schwarzen Meeres unternommen hat (Meine Geschichte der armen. Literatur 301).

Sembat II. starb kinderlos im Jahre 989 und ihm folgte sein Bruder Kackig I., unter welchem die Kathedrale vollendet wurde. Ani ward nun bis zum Jahre 1064 der Sitz des Katholikos. Neben der Kathedrale errichtete zu derselben Zeit der Katholikos Sarkis I. (992—1019) der heiligen Hrhipsime eine Kirche, nach dem Muster der Kathedrale zu Walarschapat, deren Erbauung dem Katholikos Narses (364—384) zugeschrieben wird. Auf Befehl des Königs ward auch die im Jahre 1000 vollendete prachtvolle Kirche Gregorius des Erleuchteten, des Apostels Armeniens, erbaut. Der Styl dieser großentheils noch vorhandenen, mit Gemälden aus der heiligen Schrift und dem Leben des Erleuchters verzierten Kirche gleicht durchaus demjenigen der Gotteshäuser zu Etschmiadsin, welche nach dem Berichte der Augenzeugen äußerst geschmackvoll und mit reichen Verzierungen geschmückt seyn sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.
Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

1. **Rapports sur un voyage archéologique dans la Georgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848.**
2. **Atlas du voyage archéologique dans la Transcaucasie, etc.**
3. **Recit de la première craisade extrait de la chronique de Matthieu D'Edesse etc.**
4. **Extrait de la chronique de Michel le Syrien.**
5. **Beyträge zur Armenischen Literatur.**

(Fortsetzung.)

Der Sohn und Nachfolger Kakig I., König Johannes der Bagratide, auch Sembat III. genannt, der im Jahre 1020 den Thron seiner Väter bestiegen hatte, ward von den vielen innern und auswärtigen Feinden, namentlich von dem verwandten Könige Georgiens so in die Enge getrieben, daß er den Katholikos Peter I. (Gesch. d. arm. Literatur 141) zum Kaiser von Byzanz, Basilius II., sandte, mit der Botschaft: er wolle nach seinem Tode Ani den Griechen übergeben lassen, wenn ihn Basilius aus den Händen der Feinde erretten wolle (Wartan bey Indschidschean Alt-Armenien 423. Cedrenus II. 761). Der Kaiser war hoch erfreut über die Aussicht, die Länder des Hauses der Bagratiden, nach denen man in Byzanz schon lange mit lüsternen Augen hinblickte, so leichten Kaufes mit dem Reiche vereinigen zu können. Es wurden die Georgier schnell gezüchtigt und Johannes Ruhe verschafft in dem Lande seiner Väter. Der schwache Fürst starb und ihm folgte im Jahre 1042 sein Brudersohn Kakig II., ein Knabe von 14 Jahren. Die armenischen Großen, an deren Spitze Wahram stand, der sein Geschlecht auf die Arsaciden zurückführte, weßhalb er auch der Parther oder Arsacide genannt wird, hielten sich durch das einseitige Versprechen ihres verstorbenen Königs nicht für gebunden. Vergebens verlangte Michael IV. die Uebergabe der Stadt, vergebens ward sie von den Byzantinern belagert, — die Griechen waren nicht im Stande die königliche Residenz der Bagratiden mit Gewalt zu erobern. Verrätherey und List traten an die Stelle der Gewalt. Konstantin Monomachos machte sich durch Belohnungen und noch größere Versprechungen für die Zukunft eine Partey unter den armenischen Fürsten, welche von jeher in Haß und Zwietracht gegen einander lebten (maximis imperiis, interjecti, et saepius discordes sunt. Taciti Annal. II. 56). Kakig ward nach Byzanz gelockt (1046) und Ani nun, wie alles Land der Bagratiden mit leichter Mühe von den Byzantinern in Besitz genommen, um es alsbald wiederum an die Seldschuken, von Alp-Arslau oder dem kühnen Löwen angeführt, (1064) auf immer zu verlieren.

Die Königsstadt Ani ist in den folgenden Jahrhunderten mehrmals von den Georgiern (1124. 1161. 1174), Persern, Türken (1126) und endlich von Tscharmagan, einem Generale der Mongolen, im Jahre 1239 eingenommen und furchtbar behandelt worden. Die Bewohner dieses Ortes flüchteten nach allen Gegenden der Erde, namentlich nach den Donauländern, der Moldau, Walla-

chei bis hin nach Polen. Im Jahre 1319 ward überdieß die ganze Provinz Ararat, und namentlich auch Ani, durch ein gewaltiges Erdbeben verwüstet, worauf die wenigen noch vorhandenen Bewohner die Stadt verließen und sich in Polen und Rußland, in Indien und Persien ansiedelten. Es erhielt sich aber noch bis nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Kloster innerhalb der großartigen Ruinen, zu welcher Zeit es von den räuberischen Lesgiern überfallen und zerstört wurde. (Tschamtschean Ausführliche Gesch. Armeniens III. 317, 318). Die Königsstadt Ani ist den Griechen (τὸ Ἀνύον bey Cedren. II. 595), den Syrern, Persiern, Arabern, den Reisenden und Chronikenschreibern des spätern Mittelalters, wie Ruysbrök und Vinzenz von Beauwais*) wohl bekannt; sie zeugen sämmtlich von ihrer Pracht und Herrlichkeit. Zu den Zeiten des Marco Polo und Abulfeda war der Ort, der vielen Zerstörungen wegen, die er erfahren, schon sehr verfallen, weßhalb sie ihn nicht erwähnen.

Die Ruinen Ani's wurden am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von dem großen Kenner der armenischen Sprache, dem Missionar Villotte (Geschichte der arm. Literatur 273) besucht, dann in neuerer Zeit von mehreren Engländern, Monteith, Ker Porter, Abbot, Holms, Hamilton und Wilbraham (1837), die sie uns sämmtlich beschrieben haben, (Hamilton's Beschreibung der Ruinen wurde gedruckt im ersten Bande der Transactions of the Institute of British Architects 1839). Zwey Geistliche aus Etschmiadsin, Chadschadur und Hohan oder Johannes genannt, besuchten ebenfalls gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts diese Ruinen, copirten mehrere armenische, in geschichtlicher Beziehung bedeutende Inschriften, die uns Minas in der erwähnten Geschichte Ani's und seiner Bewohner (S. 73 folg.) mittheilte. Diese beyden Geistlichen sahen hier gleichwie Monteith mehrere griechische Inschriften, die sie aber zu lesen verhindert waren. Nach ihnen haben die Herren Texier, Abich und Murawief diese berühmte Oertlichkeit besucht, sie beschrieben und die Ruinen theils mehr, theils weniger vollständig abgebildet. Der armenische Kirchenstyl bietet, wie Layard in seinem neuesten Werke: Discoveries in the Ruins of Niniveh and Babylon with Travels in Arminia, Kurdistan and the desert. Being the Result of a second expedition. London 1853. bemerkt, ein besonderes Interesse dar: er scheint den Uebergang zwischen der byzantinischen und gothischen Bauweise zu bilden. Layard meint (S. 8 des Werkes) Texier sey der Einzige, welcher die Ruinen Ani's in Planen und Zeichnungen dargestellt habe. Dieß ist, wie man aus unserm Berichte ersieht, ein Irrthum. In dem zur archäologischen Reise gehörigen Atlas finden sich, neben den bereits erwähnten, mehrere andere Plane und Darstellungen georgischer und armenischer Kirchen und Klöster, wie die von Samthawro, Saba, Kuthais u. a. Im Jahre 1847 haben die Mechitaristen einen Gelehrten ihres Klosters, P. Nerses Sarkisian, eigens dahin gesandt, um alle Inschriften abzuzeichnen, und im folgenden Jahre hat sich Chanykof längere Zeit unter den Ruinen Ani's aufgehalten, um alle muselmanischen Inschriften, was bis jetzt noch nicht geschehen war, zu copiren. Seine in dem vorliegenden Werke mitgetheilte, ausführliche, geschmackvolle Beschreibung ist eine wahrhaft erquickende Erscheinung mitten unter dem trockenen Notizenwesen. Die muselmanischen Inschriften gehen vom elften bis zum vierzehnten Jahrhundert; die ältesten sind noch in kufischer Schriftform.

Wir würden den uns in den Anzeigen gegönnten Raum weit überschreiten, wollten wir noch mehrere neue und interessante Einzelnheiten der archäologischen Reise, namentlich die vielen früher unbekannten Daten in Betreff der georgischen Geschichte hervorheben. Sehr lehrreich und zum Theil neu ist die Darstellung der staatlichen, religiösen und bür-

*) Die Namen bey Vincenz sind sehr verdorben, weßhalb wir die Stelle hieher setzen und verbessern wollen. In Arminia est civitas nobilis, quae Am (l. Ani) vocatur, ubi sunt mille ecclesiae, ac C. milia familiae, quam Tatari ceperunt in 12 diebus (nämlich unter Tscharmagan 1293,) et etiam ibi prope eam mons Arack (l. Ararat). Ibi requievit Area Noae et in pede montis illius est prima civitas, quam aedificavit ibi Noe et vocatur haec civitas Laudumie (l. Nachtschuan), circa illam defluit fluvius Arathosi (l. Erasch, Araxes dieß ist nicht gegründet) qui fluit per medium Morgam (l. Mogan) ubi sunt in hieme Tatari usque in mare servanicum (l. Hibernicum, das kaspische Meer.) Speculum Historiale XXX. 97. Vincenz erhielt, wie man sieht, seine Nachrichten von den übertreibenden Armeniern.

gerlichen Gesellschaft Georgiens im vierten, und die Geschichte Abchasiens im achten Berichte. Das Christenthum war einstens die herrschende Religion dieses am nördlichen und südlichen Abhange des Caucasus sich hinziehenden Landes. Die Abchasen, sagt der Missionar der Propaganda, Lamberti, sind schöne und gewandte Leute, die zu jedem Geschäfte brauchbar sind. Sie bewohnen ein angenehmes, gesundes Land, das von fruchtreichen Hügeln durchzogen wird, und ernähren sich von ihren großen Viehweiden, von der Jagd und Milchspeisen; sie essen keine Fische, obgleich sie deren in Masse besitzen, und haben namentlich gegen Krebse einen großen Widerwillen. Städte und größere Dörfer kennen sie nicht. Es machen sich fünfzehn bis zwanzig Familien zusammen, welche irgend einen lieblichen Hügel sich zur Wohnung erkiesen und hier ihre Hütten aufschlagen, die sie mit Gräben und Staketen umgeben, um sich von den Ueberfällen ihrer eigenen Landsleute zu schützen; denn sie gehen darauf aus, sich gegenseitig zu fangen und an die Türken als Sklaven zu verkaufen. Die Abchasen werden von den Türken ihrer Schönheit wegen sehr geschätzt.

3) Das zwölfte Jahrhundert gehört zu den herrlichsten und fruchtreichsten der armenischen Literatur; es steht sowohl in Beziehung der Wichtigkeit der Werke, deren es sich rühmen kann, als auch in Betreff der Form, in welcher diese abgefaßt sind, den berühmten klassischen Werken Armeniens aus dem fünften Jahrhundert wenig nach. Neben den beyden Nerses blühten im zwölften Jahrhundert: Stephanus, das Kind benannt, der Doctor Ignatius, Johannes Sargawak, der Doctor Sarkis, Gregorius der Philosoph, Gregorius der Priester, der Priester Samuel aus Ani, der Arzt Mechitar, Mechitar Kosch, Chadschabur der Davonenser, David der Koparier und Samuel der Sgewrharier. Auch Matthäus von Edessa, welchem das vorliegende Bruchstück, die Erzählung des ersten Kreuzzugs, entnommen ist, blühte in diesem Jahrhundert. Es beginnt mit dem 178 Abschnitt des Originals und ist bereits von mehreren Jahren, Text und Uebersetzung, im elften Bande der Notices et Extraits des Manuscrits, dann daraus in der Bibliothèque des Croisades von Michaud, erschienen. Dem Verfasser jener Arbeit, dem Armenier Cirbied, stand aber nur eine einzige und zwar fehlerhafte Handschrift zu Gebote. Auch hat Cirbied Mehreres, was er für unbedeutend achtete, weggelassen. Herr Dulaurier erhielt aus St. Lazaro einen bessern Text mit Vergleichungen von vier Manuscripten, übersetzte diese wichtige Abtheilung des armenischen Werkes vollständig und fügte eine Menge lehrreicher Erläuterungen hinzu. Die Jahrbücher des P. Schaffners, Waneretz im Armenischen, eines Klosters zu Edessa, daher sein Zuname der Edessaner. gehen von 401 — 585 der haikanischen, oder von 952 — 1136 u. Z. — die jener östlichen Nation eigenen Anen beginnt 11. Juli 552 — und geben ein lebendiges Bild des Denkens und Handels, des Glaubens und Aberglaubens der verschiedenen östlichen und westlichen Völkerschaften während der mittelalterlichen Jahrhunderte. Wie die westlichen, die lateinischen Schriftsteller der Zeit den östlichen Christen und Muselman alle möglichen Gräuel nachsagen, so der Armenier gegen die Franken. „Leider steht man unter diesen Leuten," so spricht Matthäus, „und kann die volle Wahrheit nicht sagen.*)" Was der P. Schaffner erzählt, ist furchtbar genug und man begreift kaum, welche Gräuel verschwiegen blieben. Sagt er doch, daß durch diese Franken eine Menge ausgezeichneter Leute ihr Leben im Gefängniß und unter der Tortur verloren hätten. Augen wären ausgestochen, Hände und Ohren abgeschnitten, Genitalien abgehauen und die Leute ans Kreuz geschlagen worden. Aus Haß gegen die Eltern wütheten diese Franken selbst gegen die unschuldigen Kinder. Diese häufigen, unaussprechlichen Peinigungen habe die unersättliche Habsucht der Lateiner gegen die Armenier ausgeübt, um sich ihrer liegenden und fahrenden Habe zu bemächtigen. Sie fänden Gefallen daran, unschuldiges Blut zu vergießen und wollten selbst dem armenischen Erzbischof Stephanos die Augen ausreißen. Solche und andere Uebel wären die Früchte der wüthenden Nation der Franken (S. 25, 37, 38, 42, 55).

Auch in anderer Beziehung liebt der Armenier, nach der bekannten Eigenthümlichkeit der Orientalen, Uebertreibungen. Heere unter einer halben Million sind für den P. Schaffner, welcher doch wissen sollte, was man zur Nahrung braucht, gar nicht vorhan-

*) Nach der Uebersetzung des Herr D. S. 55. **Nous aurions voulu ènumèrer leurs nombreux forfaits, mais nous n'avons pas osé le faire, parceque nous étions sous leur autorité.**

den. Kaum daß ihm 600,000 — 800,000 genügen. Ueberdieß gebraucht er Worte, ohne sich viel um ihren Sinn zu kümmern. Die Juden sind ihm (S. 17) eine Nation von Atheisten, das Brod bey der Hungersnoth (S. 21) habe gar nicht satt gemacht u. s. w. Man sieht, die Nachrichten des armenischen Annalisten sind nur mit großer Vorsicht und einer gesunden historischen Kritik zu gebrauchen. Interessant ist (S 67) die Erwähnung der Sonnensöhne oder Sonnenanbeter, d. h. der Anhänger der Religion des Zendawesta, welche sich mitten unter den Christen und Muselman erhalten haben. Es gab nämlich auch bey den Armeniern, als im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts das Christenthum Eingang fand im Lande, eine geringe Anzahl, welche dem angestammten Glauben treu ergeben blieben. Sie werden von den Christen bey den Schimpfnamen Arewabascht und Areworti, Sonnenanbeter und Sonnensöhne genannt. Sie haben sich der Nachrichten zufolge in der armenischen Archäologie des Indischschean (I. 162, 163) und der Geschichte des Tschamtschean (I. 378, 395 III. 86 und 87), so wie nach den Angaben mehrerer neueren Reisenden, heutigen Tags noch in den Gegenden Mesopotamiens erhalten. Bewahren doch selbst die armenischen Christen, wie man aus folgenden Beyspielen ersieht, mehrere Gebräuche des alten Kultus.

Rose und Taube waren in vorchristlichen Zeiten der Venus geheiligt, Asdechig der große Stern geheißen. Im Nawasart, dem ersten Monat des altarmenischen Jahres — dieses begann am 11 August — ward der Gottheit ein Fest gefeyert, wobey die Tempel mit Rosenstöcken geschmückt und gefangene Tauben in Freyheit gesetzt wurden. Die Venusfeyer erhielt den Namen, Fest der Verklärung Christi und wird heutigen Tags noch in altherkömmlicher Form abgehalten. Die Armenier nennen die Feyer Rosenglanz und die Türken zu Konstantinopel Taubenfest. Während der Predigt führt der Wartaped oder Doctor einen Stab in der Hand, mit zwey sich gegenüberstehenden Schlangenköpfen. Dieß sind die Zeichen des Ahriman, des Schöpfers der Schlangen und alles andern schädlichen Gethiers, — welches durch die Sprüche der Magier, durch die Predigten des Wartaped unschädlich gemacht wird. Die meisten Zeugniße des Parsismus bey den Armeniern sind aber in der Sprache enthalten. Wir werden sie gelegenlich zusammenstellen.

Der heilige Gregorius der Erleuchter, der Apostel Armeniens, war, was die Geschichte von ihm berichtet, ein sehr kluger Mann. Die Magier wurden vorzüglich zu Priestern des Christenthums geweiht und sie behielten ihre frühern Einkünfte, dann ließ er dem Volke eine Menge unschuldiger Bräuche, denen nur eine andere Bedeutung untergeschoben wurde. Daher die schnelle Bekehrung der zahlreichen Alpengauen des armenischen Reiches in den letzten Jahren des dritten und während der ersten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts.

Ein anderer Annalist des zwölften Jahrhunderts ist Michael der Syrer. Er ist zwar, wie sein Beyname zeigt, kein armenischer Schriftsteller; da sich aber seine Chronik blos in einer armenischen Uebersetzung erhalten hat, so muß diese das Original vertreten. Der jakobitische Patriarch Michael von Antiochien (er lebte von 1126—1196 verfaßte mehrere Werke, worunter die von Renaudot in's Lateinische übersetzte Liturgie. Seine Jahrbücher wurden bereits 1248 in's Armenische übertragen, zur Zeit als Hethum I. König war des armenischen Königreichs in Cilizien. Es ist derselbe Hethum, welcher (1254 und 1255) die berühmte Reise nach dem Hof der Mongolenfürsten Batu und Mangu Chan machte. Den Reisebericht des Geschichtschreibers Kirakos hat Klaproth nach einer russischen Uebersetzung in dem Aperçu des Entreprises des Mongols en Géorgie et en Arménie. Paris 1833 herausgegeben. Der Syrer geht nicht auf die Quellen zurück, sondern hält sich, wie man aus seinen eigenen Angaben ersieht, an historische Kompendien, die er nochmals zusammenzieht. Je mehr sich die Jahrhunderte seiner Zeit nähern, desto ausführlicher wird sein Werk, das niemals im Drucke erschienen ist. Ein kleines Fragment habe ich in meinen Beyträgen zur armenischen Literatur S. 28 mitgetheilt. Der vorliegende Auszug enthält die Geschichte vom 8. Jahre Justin II. bis zum 2. der Regierung Leo's III. der Isaurier zubenannt (573—717 u. Z.; Inhalt und Darstellung sind gleich unbedeutend.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Urkundenbuch des Landes ob der Enns. Herausgegeben vom Verwaltungsausschuß des Museum Francisco-Carolinum zu Linz. Erster Band. Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey 1852. 8.

Mit der Herausgabe dieses Urkundenbuches legt das Museum Francisco-Carolinum zu Linz gleichsam öffentlich Rechenschaft ab, wie es dem einen der Zwecke, deren Erreichung anzustreben es sich zur Aufgabe gemacht, nämlich der Anlegung einer Sammlung von Urkunden, welche die Geschichte des Landes ob der Enns im allgemeinen oder einzelner Ortschaften und denkwürdiger Personen insbesondere betreffen, vorzüglich aber jener, welche geeignet sind, das Andenken von Stiftern und Wohlthätern zu erhalten oder das Leben und die Verfassung längst entschwundener Jahrhunderte anschaulich zu machen — seit seinem Bestande nachgekommen ist.

Daß sich von den Männern, denen die Leitung dieses Unternehmens übertragen wurde, nur das Vorzüglichste erwarten lasse, besagt schon die Nennuug ihrer Namen. Es sind die beyden gelehrten und durch ihre Leistungen in der Geschichte ausgezeichneten Chorherren des Stiftes S. Florian Joseph Chmel, k. k. Regierungsrath und Vicedirector des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archives in Wien, und Jodok Stülz, Stiftspfarrer zu S. Florian.

Während jener die Abschriften der im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive und überhaupt der in Wien hinterlegten Documente verfertigen ließ, war dieser bemüht, die im Lande selbst vorhandenen Urkunden aufzusuchen, und bewirkte ihre Copirung.

Das Unternehmen des Museums fand auch, sowohl bey den Ständen des Landes durch Bewilligung einer jährlichen Unterstützung, als bey allen jenen Corporationen und Personen, welche Urkunden besitzen, das bereitwilligste Entgegenkommen, so daß die Sammlung der Urkunden in kurzer Zeit zu sehr bedeutendem Umfange anschwoll.

Auf diese Weise wurde manches gefunden, gerettet und der Benützung erhalten, das vielleicht in wenig Jahren für immer zu Grunde gegangen wäre, wie es leider mit den Archivalien der Klöster Mondsee, Suben und Baumgartenberg der Fall ist.

Da die in München aufbewahrten Urkundenschätze eine bedeutende Ausbeute für die Zwecke des Museums gewähren mußten, indem mehrere bayerische Klöster einst im Lande ob der Enns begütert waren, und ein Theil des Innviertel bis in die neuere Zeit mit Bayern verbunden, überhaupt von jeher die Verhältnisse beyder Länder vielfältig ineinander verschlungen waren, reiste Chorherr Stülz im Sommer des Jahres 1845 nach München, wo ihm, wie in dem Vorbericht rühmend hervorgehoben wird, mit der größten Zuvorkommenheit sowohl von Seite des Ministeriums des Innern als auch des damaligen Vorstandes des k. Reichsarchives, des Staatsrathes Freyherrn von Freyberg, die Benützung gestattet und erleichtert wurde.

Plan und Absicht des Museums ging zunächst dahin, ein vollständiges Diplomatar des Landes ob der Enns zu sammeln und zur Benützung aufzustellen, wobey der Grundsatz festgehalten wurde, daß es sich zuerst und vorzüglich darum handle, einen buchstäblich getreuen Text der Urkunde wiederzugeben.

Aus der frühern Zeit des Mittelalters bis auf 1300 herab kann diese Sammlung aus dem Grunde nicht viel ganz Neues und völlig Unbekanntes liefern, da Hund, Gewold, Hansitz, das Chronicon Lunaelacense, die Gebrüder Pez, Rettenpacher, Pachmayr, die Monumenta Boica und vorzüglich der S. Florianer Chorherr Franz Kurz einen großen Theil der Documente aus jener Zeit schon längst bekannt gemacht haben, und erst von dem angegebenen Zeitpuncte an der größte Theil noch ungedruckt ist.

Dagegen erhalten die jetzigen Abdrücke einen Vorzug vor den ältern, die, wie es namentlich bey den ersten Bänden der Monumenta Boica der Fall ist, meistens nur nach ungenauen Abschriften gegeben sind, durch einen genauen Text, besonders wo er aus Original-Urkunden geliefert werden kann.

Während den Inhalt des ersten Bandes nur Traditionsbücher bilden, werden in den folgenden Bänden die Urkunden in chronologischer Reihe gegeben, und zwar vollständig bis zum Jahre 1400, von da abwärts aber zum Theil nur im Auszuge mit Beyfügung der Zeugen und der chronologischen Bezeichnung, auch soviel möglich mit den eigenen Worten der Urkunden selbst.

Das ganze Werk, dessen Bändezahl noch nicht bestimmt werden kann, wird ein vollständiger Index personarum et locorum mit Bestimmung der gegenwärtigen Namen der letztern beschließen. Der Mühewaltung der Redaction und Herausgabe desselben hat sich der k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar Dr. Andreas von Meiller aus Liebe zur Wissenschaft mit bereitwilliger Aufopferung seiner durch Berufgeschäfte sowohl als literarische Thätigkeit vielfach in Anspruch genommenen Zeit unterzogen.

Der vorliegende erste Band zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält:

I. Codex traditionum monasterii Lunaelacensis ordinis s. Benedicti.

Die Handschrift dieser Traditionen, welche der Verfasser des im Jahre 1748 erschienenen Chronicon Lunaelacense benützte, war nach Aufhebung des Klosters Mondsee längere Zeit ganz verschollen, und fand sich erst im Februar des Jahres 1844 in der Registratur der obderennsischen Regierung zu Linz bey einer Untersuchung des ältern Theiles derselben wieder vor. Es ist ein Pergament-Codex in Quart, aus 68 Blättern bestehend, dessen ältester Theil (53 Blt.) den Schriftzügen nach in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts von mehrern Händen geschrieben ist, während die spätern einzeln eingehefteten Blätter zum Theil aus gleichzeitigen Aufschreibungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert bestehen, denen die Verse des Mönches Luitold über die Gründung des Klosters Mondsee und eine Aufschreibung jüngerer Zeit über die Rechte desselben sich anschließen.

Von den 189 darin enthaltenen Traditionen (wovon vier doppelt vorkommen, und vier defect sind) hatte der Verfasser des Chronicon Lunaelacene nur 102, und zwar in chronologischer Reihenfolge mitgetheilt. In dem nun vollständig abgedruckten Texte erscheinen sie aber so, wie sie der Codex, nach den Gauen geordnet, in welchen die geschenkten oder erworbenen Güter liegen, aufführt.

Welcher Gewinn für die alte Geographie und Topographie daraus hervorgeht, hat Hr. Jodok Stülz in seinem Aufsatze „Ueber den Ufgau" im Notizenblatt Beil. zum Archive für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Jahrg. 1851 Nro. 22. pag. 347 anschaulich dargethan; denn nunmehr müßen die Orte Groninpach, Trogindof, Herigisingen, Chauingen, Ostheringen, Teningon, Rorpach, Sueinpach, Askaha jenem Ufgau zugewiesen werden, welcher ein Untergau des Traungaues ist.

Daß aber auch in Bayern ein Ufgau bestanden habe, der sich zwischen der Isar und rechts und links der Vils ausbreitete, geht hervor aus der Urkunde K. Otto I. vom 13. Juli 940, worin er dem Grafen Marchward, einem edlen Vasallen des Herzogs Berthold von Bayern, zehn Herrenhuben, auf welchen Goldwäscher (aurarii) saßen, im Ufgau, am Bache Fuchtebach in Marchwarts Grafschaft als Eigenthum verleiht. Der Fuchtebach ist jener Bach, der bey Ober- und Niederviechtach vorbeyfließt, und unterhalb des letztern Ortes in die Isar fällt. In der Nähe ist auch Goldern gelegen, das seinen Namen offenbar von den Goldwäschern geschöpft hat. Der Name des Grafen Marchward beweist zugleich, daß es identisch mit jenem Goldern ist, das nach der Urkunde K. Konrad I. circa 916 (Mon. Boica 31ª pag. 186) als im Gaue Viohbach und in der Grafschaft Marchwards gelegen erscheint, wodurch sich Pallhausens Annahme, daß der Viehbachgau ein Untergau des Ufgau

rechtfertigt. Ebenso muß das in dem Traditions-Codex von Niederaltach als im Uffgone gelegen vorkommende Bunninaha dem bayrischen Usgau vindizirt werden; es scheint dasselbe Punnaha zu seyn, das mit andern Orten des heutigen Landgerichtes Vilsbiburg im Jahre 1011 durch K. Heinrich II. an das Hochstift Bamberg gedieh. (Mon. Boic. 28[b] p. 432).

II. Codex traditionum monasterii Garstensis ordinis d. Benedicti. Die hier, aus einem gegenwärtig zu Garsten aufbewahrten Pergament-Codex von 59 Quartblättern mitgetheilten 237 Aufzeichnungen, waren früher schon theils in Fröhlichs Diplomatarium Garstense, theils in Kurz's Beyträgen Band II. erschienen.

III. Codex traditionum monasterii Ranshofensis ordinis canon. regul. S. Augustini.

Da die zwey Traditions-Codices aus dem XII. und XIII. Jahrhundert, welche einst das Kloster Ranshofen besaß, seit der im Jahre 1811 erfolgten Aufhebung desselben verschollen sind, mußte man sich auf den Wiederabdruck der in dem dritten Bande der Monumenta Boica aus jenen beyden Handschriften mitgetheilten 184 Traditionen beschränken.

IV. Codex traditionum monasterii Reichersbergensis ordinis canon. regul. S. Augustini.

Der Wiederabdruck dieser auch in den Monument. Boic. III. p. 403—520 erschienenen Traditionen, nach einer aus dem Original-Codex genommenen Abschrift, gibt am besten zu erkennen, mit welchen Mängeln und Fehlern die ältern Bände der Mon. Boic. behaftet sind, da sich die Herausgeber, wie bekannt, nur mit dem begnügen mußten, was man ihnen von Seite der Klostervorstände zukommen ließ, nämlich mit schlechten uncorrekten und unvollständigen Abschriften.

V. Codex traditionum monasterii Subenensis, ordinis canon. regularium S. Augustini.

Hier tritt wieder der Fall ein, daß sich die Herausgeber mit einem Abdrucke des zuerst von Christoph Gewold in seiner Ausgabe von Hunds Metropolis Salisburgensis mitgetheilten, nunmehr verschollenen Codex begnügen mußten. Auch die Herausgeber der Mon. Boic. (Bd. IV.) hatten nur Gewolds Ausgabe benutzen können, da ihnen von Seite des Klosters Suben keine Mittheilung geschehen war.

Die zweyte Abtheilung enthält:

I. Excerpta ex codicibus traditionum ecclesie Pataviensis.

Die hier mitgetheilten Stücke sind nur ein Wiederabdruck aus den in den Mon. Boic. XXVIII. p. II. u. XXIX. p. II. erhaltenen vier Passauer-Traditions-Büchern, indem eine neue Vergleichung nicht für nöthig erachtet wurde.

II. Codex traditionum monasterii S. Nicolai prope Pataviam ordinis canon. regul. S. Augustin.

Dem gegenwärtigen Abdrucke ist eine Abschrift zu Grunde gelegt, die aus der jetzo im königl. allgemeinen Reichsarchive zu München aufbewahrten Original-Handschrift (ein Pergament-Codex in Quart von 43 Blättern und aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammend,) genommen worden war. Nach derselben Handschrift war auch der frühere Abdruck in den Mon. Boic. IV. p. 219 — 287 veranstaltet worden.

III. Codex traditionum monasterii Formbacensis ordinis S. Benedicti.

Den Text dieser Traditionen boten zwey gleichfalls im k. b. allgemeinen Reichsarchive befindliche Handschriften des Klosters Formbach. Der erste Codex aus 69 Pergamentblättern in Großoctav bestehend, und seinem größern Theile nach aus dem zwölften Jahrhunderte stammend, wurde vollständig mitgetheilt (No. 1 — 167), von dem zweyten (aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, und 45 Pergamentblätter in Kleinquart haltend) aber nur die in dem ersten nicht enthaltenen. In den Mon. Boic. IV. war der Inhalt dieser beyden Codices gleichfalls schon gegeben.

Obgleich die Traditions-Codices der Klöster S. Nikola und Formbach vieles enthalten, was Oesterreich ob der Enns nicht berührt, so wurden sie dennoch, weil sie ohnehin behufs der neuen Ausgabe mit den Abdrücken im vierten Bande der Mon. Boica verglichen werden mußten, vollständig geliefert, wofür wir den Herausgebern unsern Dank aussprachen.

Ein vollständiges Orts- und Personen-Verzeichniß, wodurch Bücher dieser Art in ihrer Brauchbarkeit unendlich gewinnen und ihren vollen Nutzen entfalten, schließt den auch in typographischer Hinsicht schön ausgestatteten Band. In dem Personen-Verzeichniß ist ein kleiner Lapsus zu berichtigen.

Die in den Reichersberger Traditionen vorkommende (p. 358) domina Chunigundis comitissa de Vra, eine Schwester des Hallgrafen Dietrich, wird pag. 814. bey den Hallgrafen, u. p. 815. als Gräfin von Vrla aufgeführt, während es Urach heißen sollte. Sie ist jene Chunigunt. comitissa de Urah, deren Todestag zum II. Nov. Sept. im Zwifalter Necrolog bey Heß Monum. 247. angemerkt ist. Nach dem bey Stälin Wirtemb. Gesch. II. 451. (dem übrigens das Geschlecht der Kunigunde unbekannt geblieben) angeführten Berthold Zwifalt. lib. 2. c. 14. S. 13. liegt sie mit ihrer Tochter Adelheid im Kloster Zwifalten begraben. „Wilhilde comitissa de Zolron .. cum matre Cunigunda comitissa de Vrah iacet sepulta ...“

1. **Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848. etc.**
2. **Atlas du voyage archéologique dans la Transcaucasie, etc.**
3. **Recit de la première croisade extrait de la chronique de Matthieu D'Edesse, etc.**
4. **Extrait de la chronique de Michel le Syrien.**
5. **Beyträge zur Armenischen Literatur.**

(Schluß.)

Wir lernen hier nur wenige wichtige, früher unbekannte Thatsachen kennen. Die Uebersetzung des Theiles der Geschichte, welchen der Verfasser selbst durchlebte, würde wohl der Wissenschaft größere Früchte getragen haben. Michael war Menophysit und entschiedener Gegner des Conciliums von Chalcedon (451); er wählt demgemäß vorzüglich Gewährsmänner seiner Glaubensmeinungen, wie Johannes Philoponos (Fabr. Bibl. gr. X. 639), Johann Bischof von Asien (Assem. Bibl. orient II 83) u. a. Der Patriarch von Antiochien legt großes Gewicht auf die Streitigkeiten zwischen den Anhängern und Gegnern des Conciliums von Chalcedon, die einen großen Theil seines Werkes umfassen. Die Eutychianer sind ihm die Orthodoxen, für die eine Menge Wunder geschehen. Der Haß zwischen den beyden Parteyen ist der Art, daß bald die eine, bald die andere es mit dem gemeinschaftlichen Feinde, den Anhängern des Zoroaster und Muhammed halten, nur um dem kirchlichen Gegner zu schaden (S. 62, 114). Michael schreibt die Erfindung des griechischen Feuers, von ihm Naphta genannt (S. 57), einem Syrer aus Baalbek oder Heliopolis zu; damit sey es möglich gewesen, die Schiffe der Araber im offenen Meere zu verbrennen. Der gelehrte Uebersetzer hat durch zahlreiche Anmerkungen die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten des Fragments der Art erläutert, daß sich der Kirchenhistoriker, für den Michael vorzüglich Interesse hat, leicht zurecht finden wird.

Es sey noch gestattet meine Beyträge zu erwähnen. Sie enthalten Anzeigen der Geschichte der Albanier durch Moses den Kalkantunier, des Doctors Aristakes von Lasdeivred, der Werke des Moses von Chorene und der Geschichte Davens von Zenob dem Assyrer, welche sämmtlich in den frühern Jahrgängen unserer Gel. Anzeigen gedruckt wurden. Nur wenige orientalische Werke verdienen vollständig übersetzt zu werden. Man sollte sich damit begnügen, in Weise der Notices et Extraits des Manuscrits das Wichtigste, welches in irgend einer Beziehung unsere Kenntniß erweitert oder berichtigt, auszuheben und zu erläutern. Die Wiederholung der Mythen und längst bekannter abentheuerlicher Geschichten gereicht den orientalischen Studien nur zum Nachtheil. Von diesem Standpunkte sind die Beyträge gearbeitet und werden später fortgesetzt werden.

K. Fr. Neumann.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 61.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.
Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die k. Akademie der Wissenschaften hilt Dienstag den **29.** März Vormittags **11** Uhr zur Nachfeyer ihres vierundneunzigsten Stiftungstages eine öffentliche Sitzung.

Nach einleitender Rede des Vorstandes der k. Akademie der Wissenschaften, Herrn Geh. Raths Friedrich v. Thiersch, bezüglich auf die Feyer des Tages und die Arbeiten der Akademie, sprach Herr Universitäts-Professor Dr. Kunstmann, ordentliches Mitglied der historischen Classe, über „Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen," und zum Schlusse Herr Graf Mailath, auswärtiges Mitglied der Akademie, über „den Zusammenhang der magyarischen Geschichte mit der bayerischen."

Rede des Vorstandes.

Als vor 94 Jahren am 28. März die bayerische Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, geschah es, wie die Urkunde sagt, weil ihr Stifter, Churfürst Maximilian Joseph, gesegneten Andenkens, „in reifere Betrachtung gezogen, daß ohne fleißige Bearbeitung des weiten Umfanges der philosophischen und mathematisch-physikalischen Wissenschaften weder die Ehre des Schöpfers noch der Reichthum des Landes vergrößert und ohne Untersuchung der Geschichten noch der Ruhm noch die Gerechtsame der deutschen Völker, unter welchen die bayerische Nation den Vorzug des Alterthums besitzt, in das verdiente Licht gesetzt werden könne."

„Auf nichts als auf die Wahrheit solle dabey eine Rücksicht genommen und diese (§. XLIV.) durch Anzeigungen ächter Gründe bewiesen, das Schulsectenmäßige aber, und ungegründete Vorurtheile nicht geachtet werden."

Dieser Weisung ist die Akademie nun seit drey Menschenaltern unter allem Wechsel der Gunst und Ungunst der Verhältnisse und der Menschen treu geblieben, und wenn sie das ihr gestellte Ziel Rerum cognoscere causas auch im nun vergangenen Jahre unverrückt vor Augen hatte, so ist Erfolg und Gewinn ihrer Thätigkeit nur eine Zuthat zu dem reichen Erbe, was uns unsere Vorfahren im Amte in ihren Arbeiten und Leistungen zurückgelassen, oder durch große und erfolgreiche Erfindungen, Entdeckungen und Belehrungen zu gemeinem Nutzen an die Verwaltung und das Volk gegeben haben. Wer wäre des bayerischen Namens würdig, der die unsterblichen Verdienste der Männer, deren Bilder uns hier umgeben, und deren Geist diese ihrer Thätigkeit geweihten Räume noch zu umschweben und zu erfüllen scheint, um Vaterland, Wissenschaft und öffentliches Wohl nicht anerkennte oder anzuerkennen unfähig wäre?

Deßwegen liegt uns jeder Gedanke fern, die Errichtung oder Beybehaltung der Akademie gegen Mißdeutungen, die sich überall dem Bedeutenden auf seinem Gange an die Ferse hängen, in Schutz zu nehmen,

oder über ihre Verhältnisse zum Staat, zu den Wissenschaften und dem öffentlichen Leben oft Gesagtes und Wohlbekanntes zu wiederholen. — Wer ein so langes und wohlgeführtes Leben hinter sich hat, braucht nicht erst die Berechtigung seiner Existenz nachzuweisen, und uns genüget an diesem 94sten Stiftungstage der Anstalt, das Andenken ihrer Gründer und Beschützer zu feyern und der einsichtsvollen und thätigen Pflege dankbar zu gedenken, welche sie von unserm Monarchen und Schutzherrn und von den Vertretern seiner Absichten und Beschlüße auch in diesem Jahre fortdauernd erfahren hat.

Wenn die Akademie ungeachtet ihrer beschränkten Mittel, (sie ist seit 1827 auf einen jährlichen Etat von 11000 fl. angewiesen,) auch in diesem Jahre ihre vorwiegende Stellung auf dem Gebiete der Wissenschaften behauptet und allen ihren Obliegenheiten genügt hat, so wurde solches durch ihren streng geordneten und sparsamen Haushalt und dadurch möglich, daß von ihren 36 ordentlichen Mitgliedern keines als Akademiker besoldet ist. Ihre Thätigkeit ist eine freye, durch Neigung gebotene. Darauf beruht ihre Selbstständigkeit und ihre Würde.

Von jener Summe wird ohngefähr die Hälfte auf die Besoldung des Dienstpersonals und Remunerationen ihrer Geschäftsführer, auf Regie, Correspondenz und Kanzley gewendet, von der andern Hälfte aber wird Druck, Ausstattung und Honorirung sämmtlicher Arbeiten der Akademie bestritten, der Reden, der Denkschriften — jährlich gegen 100 Bogen, der Annalen der Sternwarte, welche in der letzten Zeit die äußerst genauen meteorologischen Beobachtungen vom Peissenberg geliefert hat, die einzigen, welche sich über 50 Jahre erstrecken und darum mit allgemeiner Theilnahme begrüßt wurden, endlich der Monumenta bocia, deren letzter Band das große urbarium boicum, ein deutsches Saalbuch des XII. Jahrhunderts, enthält, das eben so wichtig für Kunde der Sprache, wie für Geographie, Topographie, Geschichte, Besitzverhältnisse und Gebräuche jener frühen Zeiten ist und darum seit vielen Jahren mit großem Verlangen erwartet wurde.

Sind aber durch Bedürfnisse und Arbeiten der Akademie die ihr zur Verfügung gestellten Mittel erschöpft, so folgt, daß eine Erweiterung ihrer Thätigkeit von der Zuweisung neuer Hilfsquellen abhängig ist. Zur Unterstützung literarischer Unternehmungen, für welchen Zweck der Berliner Akademie 5000 Thlr. jährlich zur Verfügung stehen, ward durch Churfürst Karl Theodor der Mannheimer Reservefond bestimmt, der bey schonender Behandlung eine sichere Rente von wenigstens 4000 fl. verhieß, aber durch die Maßnahmen früherer Verwaltungen so überbürdet und herabgekommen ist, daß er auf eine lange Reihe von Jahren für seinen eigentlichen Zweck, als Hilfsquelle, vertrocknete.

Zur Realisirung der im Jahre 1827 der Akademie übertragenen Herausgabe einer Literaturzeitung wurden erst im Jahre 1835 ihr die dazu nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt und sie erscheint seitdem unter dem Titel der Gelehrten Anzeigen, zugleich die Bulletins der Classen begreifend; indem sie als eines der Tauschmittel dienen, durch welches unser Verkehr mit den gelehrten Gesellschaften von Europa, Amerika und Indien unterhalten wird, bringen sie die Kunde der in ihnen beurtheilten Werke und verhandelten Gegenstände bis zu den letzten geographischen Gränzen, in denen die höhern Kenntnisse und die Civilisation eingeschlossen sind.

Noch sind der Akademie andere Aufgaben gestellt, zu deren Realisirung es weder an wissenschaftlichen Kräften, noch an Bereitwilligkeit fehlt.

Der ersten Classe war gleich bey der letzten Umgestaltung unserer Verfassung die Untersuchung, Verzeichnung und Beaufsichtigung der über Bayern zerstreuten Alterthümer so wie der Monumente mittelalterlicher Architektur und Sculptur zugedacht, aber die Sache wurde auf andere Art angegriffen und blieb ohne Erfolg. Erst im letzten Jahre ist sie durch die Fürsorge des Monarchen und der Verwaltung wieder in Bewegung gekommen und die Hoffnung besteht, daß sie auf dem bezeichneten oder einem andern Wege zu einem gedeihlichen Ziele geführt werde.

Der historischen Classe ward unter andern Obliegenheiten die Herstellung eines historisch-topographischen Lexikons überwiesen, aber die Aussicht auf die zu einem solchen Werke nöthigen Mittel verschwand wieder, als der auf die dringendsten Be-

dürfniße der Anstalt gegründete Antrag einer wohlwollenden Regierung auf Vermehrung unserer Mittel, man weiß wie, vereitelt wurde, und die Classe ist seitdem über Sammlungen von Material nicht hinausgekommen.

Neben den Arbeiten aber, zu denen die Akademie durch ihre Verfassung in den einzelnen Classen berufen ist, und die auch dieses Jahr in den ebenerwähnten Werken vorliegen, waren die Mitglieder der zweyten Classe in zwey Commissionen bethätigt, in der für die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches und in der naturwissenschaftlich-technischen, von denen jene vor vier Jahren, diese im vergangenen Jahre von Sr. Majestät unmittelbar gegründet und dotirt wurde.

Von den Arbeiten beyder soll hier kurze Meldung geschehen.

Als im Jahre 1849 der Mannheimer Reservefond von einer ihm aufgebürdeten Malerpension entlastet wurde, erhielt die Akademie von Sr. Majestät den Auftrag, die dadurch verfügbar gewordene Summe von jährlichen 1200 fl. auf die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches zu wenden. Wir theilten die Aufgabe in vier Sparten, die magnetisch-meteorologische, die oryctologisch-geognostische, die phytologisch-botanische und zoologisch-paläontologische. Allerdings kamen so auf jede jährlich nur dreihundert Gulden zu verwenden, indeß gewohnt, vor Allem den Zweck in das Auge zu fassen, begannen wir auch mit schwachen Mitteln das Werk, im Vertrauen, daß ein guter Erfolg der stärkste Beweggrund seyn werde, Mittel und Zweck in Uebereinstimmung zu bringen.

Die magnetisch-meteorologische Sparte führte der Akademiker und Conservator Herr Professor Lamont in einer Ausdehnung, daß sie schon jetzt das ganze Königreich in seinen magnetischen Hauptrichtungen umfaßt und der erste Theil über die allgemeinen Gesetze der magnetischen Bewegungen vollendet ist. Noch im Laufe dieses Jahres wird er auf Kosten der Akademie im Druck erscheinen. Im Ganzen wurden die magnetischen Constanten in 136 Stationen durch wiederholte Messungen bestimmt, und zur Ergänzung der inländischen 13 auswärtige Beobachtungsorte beygezogen, um durch sie den Lauf der magnetischen Curven gegen die Gränzen hin genauer zu bestimmen und einen Anschluß an auswärtige Operationen der Art herzustellen oder einzuleiten.

In den nächsten Jahren wird sich dieser Theil der Erforschung mehr dem hydrographischen und meteorologischen Stoffe der Aufgabe zuwenden, und an den Puncten, wo abnorme magnetische Verhältnisse erkannt worden sind, die Untersuchung in das Einzelne fortführen.

Die oryctologisch-geognostische Untersuchung, welche der Akademiker und Conserv. Hr. Prof. Schafhäutl übernahm, hatte schon nach zwey Jahren die verwickelte Zusammensetzung des südlichen Zuges unseres Gebirges zwischen Bodensee und Inn in ihren Elementen ermittelt. Die Resultate der Untersuchung sind in seinem mit verdienten Beyfall aufgenommenen Werke:

„Geognostische Untersuchungen des südbayerischen Alpengebirges" niedergelegt, zu dessen reicher Ausstattung und Honorirung die Akademie durch die Summe von 1200 fl. gegen Uebernahme einer Anzahl von 125 Exemplaren beytrug.

Nachdem in dieser Arbeit gleichsam das Gerüste jener ganzen complicirten Gebirgs-Structur niedergelegt war, konnte die nächste Aufgabe nur seyn, die in den Zwischenräumen dieses Gerüstes hervortretenden geognostischen Gebilde näher zu ergründen und ihre mineralogische Constitution, so wie ihren Zusammenhang mit den andern geognostischen Gebilden auf einem neuen Wege durch das Mikroskop und das chemische Reagens nachzuweisen, wie dieses z. B. mit den hie und da auftretenden Grünsandbildungen und der Structur der plötzlich über die Hügel emporsteigenden Gebirge zwischen Benedictbeuern und Tölz der Fall war. Gegen den Stand derselben im geognostischen System waren besonders durch nordische Geognosten fürwährend Zweifel erhoben, die endlich durch die Auffindung eines wohlerhaltenen Baculites incurvatus oder anceps gelößt wurden, da dieses Petrefact eine characteristische Versteinerung der nach dem Grünsand folgenden Kreidebildung ist. In gleicher Weise führte die Untersuchung, von diesem Punkte aus weiter ge-

leitet, zu wichtigen, für die Geologie maaßgebenden Entdeckungen auf den Bergen des Stallaurecks, des Zwieselberges, der Schmidlane, ferner zur Kenntniß einer Wand aus Schichtenköpfen bestehend, in denen mit schwarzem bituminösen Schiefer Eisensteinlager abwechseln. Ein Schlipf oder Bergfall, durch die Feuchtigkeit der Jahreszeit herbeygeführt, hatte dieses mächtige Lager entblößt, das schon jetzt durch Nachsturz zum Theil wieder verschüttet ist. Ueber die Schmidlane hinaus folgte die Untersuchung mehrerer Gebilde unserer merkwürdigen Wetzstein-Formation, in denen das Manganhyperoxyd in strahligen Massen bis zur Quantität von 4 Pfund eingesprengt gefunden wurde. Sie wurde in ihrer Lagerung zwischen eingeschobenen Gebirgszügen bis zum Kochelsee verfolgt, wo ihre Verbindung mit dem braunrothen Marmor mit Aptychen und den Ammonites raricostatus und fimbriatus zu Tage kam.

Die Untersuchung des hohen Kammes der Gebirge von Partenkirchen bis Tegernsee, der Gervillien-Schichten, die sich in gleichförmiger Lagerung durch sie hinziehen und in unsern Gebirgen wieder einen bestimmten Horizont des Lias gewähren, dann die Dolomit-Lager bey Mehring, bildeten den Schluß der Arbeiten im vergangenen Herbste. Für die Praxis ist dabey die Auffindung von großen Quantitäten Sphärosiderit und Pyrolusit von größter Wichtigkeit.

Es wird noch einige Jahre dieser in das Einzelne gehenden Untersuchungen unserer südlichen Gebirge und der an sie schließenden Braunkohlenlager bedürfen, um der Schilderung des Ganzen ein Werk über die Besonderheiten desselben anzureihen und dadurch die geognostischen Untersuchungen jenes Landtheiles zum Nutzen ebenso der Wissenschaft wie der Ausbeutung ihrer oryctologischen Schätze abzuschließen.

Die phytologische Sparte der Untersuchung war durch den Akademiker und Conserv. Herrn Prof. v. Martius an Herrn Dr. Sendtner, Adjuncten des botanischen Gartens, übertragen worden, und wurde von diesem seit 4 Jahren mit eben so viel Sachkunde als Unverdrossenheit geführt. Auch sie umfaßte das südbayerische Gebirge und wurde im letzten Jahre über dessen Vorlande bis zur Donau ausgedehnt, so daß über diesen südlichen Theil von Bayern ein abgeschlossenes Werk unter dem Titel:

„Die Vegetationsverhältnisse von Südbayern nach den Grundsätzen der Pflanzengeographie betrachtet", vorliegt, dessen Druck begonnen hat und im Laufe des Jahres zu Ende kommen wird.

Durch wohlwollende Theilnahme des k. Staatsministeriums für Handel und öffentliche Arbeiten, welche die dem Dr. Sendtner zur Verfügung gestellten Mittel um 500 fl. vermehrte, war es möglich, während des letzten Sommers die Moore, an denen unser Oberland so reich ist, und ebenso die Donau-Moore in den Kreis der Untersuchung zu ziehen und die Verschiedenartigkeit der Hoch- und Wiesen-Moore in der Verschiedenheit ihrer Bodenart nachzuweisen, diese in Bezug auf ihren Gehalt und die von ihnen bedingte Tragbarkeit zu untersuchen und für ihre Behandlung — Trockenlegung oder Ausbeutung — einen wissenschaftlichen Grund zu legen.

Es wurde genau erkannt, daß ihre Verschiedenheit in dem Maaße stattfindet, in welcher kohlensaurer Kalk vorhanden ist, oder fehlt. Wo er fehlt, sind die Moore sogenannte Hochmoore, die sich durch eine Anzahl von Pflanzen auszeichnen, welchen kalkhaltiges Wasser schädlich ist. Eben so neu ist die Beobachtung, daß die südbayrischen Wiesenmoore Kalkmoore sind, deren Boden sich durch einen Niederschlag kohlensauren Kalkes, den Alm, aus dem Quellwasser allenthalben gebildet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung zu Nr. 60.

Sp. 484 Zeile 11 von unten ist zu lesen: Ober- und Nieder-Viehbach statt Viechtach; daselbst auf letzter Zeile ist nach Ufgau einzuschalten: sey; Sp. 485 Z. 10 von oben: s. statt d.; Sp. 485 Z. 13 von oben: Frölichs statt Fröhlichs; Sp. 486 Z. 7 von unten: aussprechen statt aussprachen; Sp. 487 Z. 7 von oben: II Non. Sept. statt II Nov. Sept.; Sp. 487 Z. 13 von oben: Vdilhilde statt Wilhilde; Sp. 487 Z. 10 von unten: Menophysit statt Menophysil; Sp. 488 Z. 15 von unten: Lasdivred statt Lasdeivred; Sp. 488 Z. 14 von unten: Daveons statt Davens.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.
Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Nachfeyer des vierundneunzigsten Stiftungstages.

(Fortsetzung.)

Dieser Nachweis ist auch für die Landwirthschaft von Wichtigkeit, weil er die Verwendung aller aus den Kieslagern hervortretenden Bäche zur Bewässerung auszutrocknender Moore als schädlich erscheinen läßt und beseitiget. Wahrgenommen wurde daneben die außerordentliche Gunst der Moorgründe für den Gemüsebau und namentlich für Wurzelgewächse, in der die Möglichkeit gegeben ist, besonders bey der Nähe größerer Städte den kläglichen Zustand der Moorkolonien zu verbessern.

Erfreulich war die phytologische Untersuchung des Allgäu, das durch eine reiche Natur ebenso wie durch die einsichtsvolle Bewirthschaftung seiner Höfe sich zu fest begründetem Wohlstande erhoben hat. In der Beschaffenheit seines Bodens selbst wurde die Bedingung dieses Wohlstandes nachgewiesen. Die Nagelfluh der Molasse, welche seinen Grund bildet, enthält neben ihren kalkigen Bestandtheilen den Sand als Bildungsmittel. Die Kalkhornsteine treten in ganzen Gebirgszügen mit Mergelschiefer gemischt bis zu 7400 Fuß Höhe hervor und die Kieselerde ist in reicher Menge vorhanden. Dazu kommt noch die Verwitterbarkeit der Kalkhornsteinlager, vermittelt durch ihren kohlensauern Eisen- und Manganoxydulgehalt. So hat sich der Boden bereitet, aus dem der üppigste Gras-, Pflanzen- und Baumwuchs unablässig sproßt. Die steilsten Abhänge sind noch mit dem schönsten Rasenteppich geschmückt. Auf vielen Wiesen reichen die üppigen Gräser und Kräuter dem Durchschreitenden bis an die Brust und im Berggündlethal findet man bey einer Meereshöhe von 3853′ noch Eibstämme (taxus baccata) bis zu $3\frac{1}{4}$ par Fuß Durchmesser, während die Gränze, bis zu welcher die Fichte gedeiht, auf 6018′ hinaufrückt.

Daß bey der Durchforschung der auftretenden Pflanzenarten neue gefunden wurden, ist natürlich, indeß das Ziel einer naturwissenschaftlichen speciell phytologischen Erforschung ist höher gestellt. Es ist Auffindung der Bedingungen des Lebens und Gedeihens der einzelnen Gruppen der Vegetabilien und der Gesetze ihres Daseyns und ihrer Vereinigung, dazu Mittel und Wege, durch welche sie gewahrt und vermehrt werden. Nutzen und Gebrauch schließen sich auch hier an die Fußstapfen der wissenschaftlichen Untersuchung an.

Die Sparte der zoologisch-paläontologischen Erforschung, geführt durch den Akademiker und Conserv. Hrn. Prof. Andr. Wagner hat sich in den letzten Jahren ausschließlich darauf beschränkt, die bey den großen Eisenbahnbauten aufgedeckten und gewonnenen Petrefacten in Untersuchung zu nehmen, und aus ihnen das der öffentlichen Sammlung Wünschenswerthe zu erwerben; doch besteht die Hoffnung, daß auch sie nach Erschöpfung dieser paläontologischen Quellen die verschiedenen Zweige der jetzt lebenden Fauna boica in Angriff nehmen werde, von denen besonders die Entomologie und Ichthyologie neue und umfassende Untersuchungen bedürfen.

Noch aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Summe, welcher die Akademie sich bey der Herausgabe der beyden Werke von Lamont und Sendtner zu betheiligen hat, im Betrag von 2400 fl., aus den der Commission zur Verfügung gestellten Mitteln so wenig als aus der akademischen Reserve konnten geschöpft werden, und um sie zu decken, die Erforschung selbst im laufenden und folgenden Jahre sistirt werden muß. Hoffen wir, daß es der bereitwilligen Sorgfalt der hier maaßgebenden Behörden, deren Wohlwollen und Hilfe wir auch bey diesem mit schwachen Mittteln begonnenen Unternehmen wiederholt erfahren haben, gelingen werde, den Folgen einer solchen Unterbrechung wenigstens theilweise vorzubeugen.

In gleich reger Thätigkeit bewegt sich die naturwissenschaftlich-technische Commission bey der Akademie, welche am 15. März vergangenen Jahres gestiftet und durch königl. Municifenz aus der Kabinets-Kassa Sr. Majestät durch eine Dotation von jährlich 5000 fl. in den Stand gesetzt worden ist, die ihr gestellte Aufgabe durch wissenschaftliche Untersuchungen die Wege der Industrie und des Ackerbaues zu ebnen und ihre Mittel zu vermehren, mit Eifer zu verfolgen.

Sie hat eine Reihe von wissenschaftlichen für die Technik und den Landbau wichtigen Arbeiten in 8 Sitzungen theils selbst angeregt, theils auf eingelaufene Vorschläge näherer Beachtung und Unterstützung würdig befunden.

Einige dieser Arbeiten sind bereits abgeschlossen, andere so weit gediehen, daß man ihrer baldigen Vollendung entgegensehen kann. Mehrere sind erst in Angriff genommen. Aus den ersteren heben wir einige der wichtigsten hervor:

1. Vor allen sind Untersuchungen eingeleitet über die Verwendbarkeit der Braunkohle und des Torfes in Hochöfen. Das ist, wie man weiß, die Lebensfrage des Eisenhüttenbetriebs in Ländern wie Bayern, wo die Höhe der Holzpreise und der Mangel an Steinkohlen die Concurrenz mit dem Steinkohleneisen mehr und mehr erschweren.

2. Eine Reihe von Analysen des Schlammes der größeren Flüsse Bayerns ist vollendet, andere sind im Gange, eine Arbeit die für Bodenmischung und Düngung werthvolle Resultate verspricht.

3. Ueber das Verhalten des Zinks zur Atmosphäre ist eine Arbeit beendigt, die vorzüglich für die Anwendung des Zinks bey Bedachungen nützliche Aufschlüsse und Weisungen gewährt. — Eben so liegt eine Untersuchung vollendet vor über die relative Dicke der Verzinkung von Eisendrähten, welche die Anwendung solcher Drähte zu Telegraphenleitungen näher in das Auge faßt.

4. Die in der Schrift des Herrn Akademikers Dr. Pettenkofer über Luftheizung und Ofenheizung angeregte Frage über das Verhalten der Baumaterialien zur Atmosphäre mit besonderer Beziehung auf Salubrität der Wohnungen wird weiter bearbeitet und die der Commission vorläufig vorgelegten Resultate geben bereits überraschende Aufschlüsse, und versprechen viele nützliche Anwendungen.

5. Die Erzeugung eines dem Portland-Cement gleichen Bindemittels wurde von der Commission angeregt und wird außerhalb derselben mit günstiger Aussicht thätigst verfolgt.

6. Ueber die von einem auswärtigen Gelehrten übernommene Untersuchung des Verhaltens der verschiedenen Gerbstoffe bey der Lederbereitung, welche diesem wichtigen Gewerbe die lang vermißte wissenschaftliche Grundlage verleiht, wird dem Berichte entgegen gesehen.

7. Ein Mitglied hat Untersuchungen begonnen über die Anwendbarkeit der mechanischen Kraft der durch chemische Zersetzung sich entwickelnden Kohlensäure.

8. Die Anwendung der Stereochromie zur Bemalung gußeiserner Oefen ist vollständig gelungen, und macht es möglich, solchen Oefen jede beliebige Farbe zu geben.

9. Es wurde der Commission die Fortsetzung der Untersuchung über die Gesetze vorgeschlagen, nach welchen das weiche Eisen durch den galvanischen Strom magnetisirt wird, mit Beziehung auf die Anwendung des Electromagnetismus als bewegender Kraft, die gleich Anfangs bedeutende Ergeb-

niße geliefert hatte. Die Commission konnte sich nur freuen, diese werthvolle Arbeit in den Kreis ihrer Aufgaben gestellt zu sehen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß wenn auch eine oder die andere der Arbeiten der Commission nicht direct zu einer practischen Anwendung führen sollte, doch schon die streng wissenschaftliche Erforschung der Bedingungen und Gränzen gewisser technischer Vorgänge und Aufgaben für die Gewerbsthätigkeit und die Landwirthschaft von großem Nutzen seyn muß, da sie jedenfalls von vergeblichen Bemühungen abhält und der Erfindungsgabe Ziel und Richtung andeutet.

Die Akademie hat seit ihrer letzten öffentlichen Sitzung zwey ihrer ältesten auswärtigen Mitglieder durch den Tod verloren, den Baron Leopold von Buch in Berlin, der seit 1808, und den geheimen Rath Christian Friedrich Harleß in Bonn, der ihr seit 1811 angehörte: deßgleichen von ihren ordentlichen residirenden Mitgliedern den Hrn. Dr. Johann Andreas Buchner, und die historische Classe ihr auswärtiges Mitglied Herr Regierungsrath Dr. Huschberg in Würzburg.

Es kann nicht die Absicht seyn, in diesem Augenblicke das große Verdienst eines Mannes, wie Leopold v. Buch, ausführlich darzulegen. Diese Aufgabe bleibt füglich einem bewährten Kenner seines Faches vorbehalten, sondern nur auch an dieser Stelle seinem Andenken ehrende Erinnerung zu widmen.

Leopold Baron v. Buch, der einzige Sohn eines begüterten Rittergutbesitzers in der Ukermark, am 26. April 1774 geboren, war von Natur und Glück für den Beruf, den er bald als den seinigen erkannte, wie wenige ausgerüstet. Im Besitze eines unabhängigen Vermögens, war er in der Lage, von den Menschen nichts für sich zu fordern, und ausgestattet mit großer physischer Rüstigkeit, fand er es leicht im Verfolgen der Arbeiten seines Faches jeder Jahreszeit und jedem Klima zu trotzen, und noch als Greis Jünglingen in den mühsamsten und anstrengendsten Gebirgsreisen voranzugehen. Er war dabey von einer unbeugbaren Gesinnung, welche alles ihm Widerstrebende auf dem Gebiete des Lebens, wie des Wissens, nicht selten mit Schroffheit und gegen Unbefugte mit dem Ausdrucke der Verachtung abwehrte, und doch von einem Gemüth voll Menschenfreundlichkeit, treuer Freundesliebe und Aufopferung, nur daß er, der seiner Wissenschaft alles, was sonst als Gut des Lebens betrachtet wird, häusliches Glück, Ehre, Genüsse zum Opfer gebracht hatte, wo nicht gleiche doch ähnliche Gesinnungen von andern forderte, und für sich fast unbedingte Anerkennung seiner Wahrnehmung und der auf sie gebauten Lehren begehrte. Daher häufige Störungen zwischen ihm und gleichstrebenden Genossen, aber vorübergehend. Nur Alexander v. Humbold sah die Freundschaft, die ihn seit frühester Jugend mit dem congenialen Forscher verband, niemals gestört oder getrübt, weil er gewohnt war, ihm in jedem Falle nachzugeben, und abzuwarten bis ruhige Erwägung oder reifere Einsicht ihm andere Meinung zugänglich machte; doch war L. v. B. zu ehrenhaft, um auch im Eifer des Streites Verdienst und Ruhm des Gegners zu verkennen. Gegen Fuchs, unserm hochgefeyerten Collegen, hatte er mehr als einmal Controverse gepflogen, und doch welche Achtung vor seinem Geiste und seinen Leistungen! Als ich im Jahre 1845 in Neapel, wo er auf dem Gelehrten-Congresse mit jugendlicher Frische und nach Umständen durch die ihm eigene Derbheit gewirkt hatte, von ihm schied, rief er mir noch nach: „Grüßen Sie mir Fuchs in München! Das ist ein Mann, von dem ich jedesmal Neues gelernt habe, so oft ich ihn sprach."

Leopold v. Buch war schon in früher Jugend für den Bergbau bestimmt. Nach den Vorstudien eines Bergeleven in Berlin bezog er in Gesellschaft von Alexander v. Humbold, als Jüngling die Bergakademie zu Freyberg in Sachsen, welche damals unter Werner und anderen ausgezeichneten Lehrern in ihrer höchsten Blüthe stand. Unter der wissenschaftlichen Pflege dieser Männer breitete der reiche Geist des Jünglings sich weit über die Schranken aus, die ihm ein practischer Beruf stellte, und er beschloß, statt dem Bergbau, der diesem sich anschließenden Geognosie, deren Jugend mit der seinigen zusammenfiel, in Vorahnung der großen

Erfolge die sie verhieß, seine Kraft, seine Zeit und sein ganzes Leben zu widmen.

Er folgte zu Anfang, wie natürlich, dem Systeme seines großen Lehrers, ihres ersten Begründers in Deutschland, der alle Gebirge, auch die von Granit und Basalt durch Niederschlag auf dem Meeresgrund sich bilden und hervortreten ließ, so wie die Fluthen aus ihren Niederungen sich verliefen. Die Configuration der sächsischen Thon- und Kalkgebirge, die durch Einlagerung von Vegetabilien früherer Epochen merkwürdig, und an ihren schroffen zu Tage stehenden Wänden nicht selten wie mit dichten Netzen von Conchylien überzogen sind, diente dem Lehrer, dessen Gebirgskunde hauptsächlich auf die Berge seiner Heimath beschränkt blieb, ihren neptunischen Ursprung zu bestätigen.

In seinem 23. Jahre, nachdem er die Hauptgebirge von Norddeutschland vom Standpuncte des Neptunismus aus untersucht hatte, wendete sich L. v. Buch dem Süden zu und traf mit Alex. v. Humbold in Salzburg zusammen, dessen großartiges Gebirg Gegenstand ihrer gemeinsamen Studien wurde, die in seinem Werke über Salzburg, niedergelegt sind. Obwohl aber von Salzburg hinauf über St. Johann, die Lend, die Klamm, bis nach Gastein und in das Naßfeld, das Buch der Bildung der Erdoberfläche in den hintereinander aufsteigenden Gebirgen von Kalk zum Schiefer, von Gneis und Quarz bis zum Granit, wie in kolossalen Blättern aufgerollt vorliegt, und die schräge Lagerung der Schichten bey Golling, so wie die gewaltigen Granitkegel bey Gastein, deren Kuppeln sich bey Verdichtung und Verkühlung ihrer Massen wie Blumenkelche geöffnet haben, deutlich Zeugniß geben, daß sie in verschiedenen Perioden hintereinander und zuletzt die Granitmassen der Tauern emporgestiegen sind, blieb er doch der Annahme vulkanischer Kräfte zum Behufe ihrer Entstehung verschlossen. Erst als er 1802 in der Auvergne wahrnahm, daß die erloschenen Vulkane durch den Granit hervorgebrochen waren, als er die Central-Alpenkette von Neuem untersucht und dann in Neapel die Natur des Bodens, die vulkanische Formation des Vesuvs und die Structur des Monte nuovo erkannt hatte, der erst im 17. Jahrhundert unter Erdbeben und Eruptionen sich aus dem Grunde über 300′ hoch erhoben und seinen Fuß in den Averner- und Lucriner-See vorgeschoben hat, ward ihm die Unhaltbarkeit der Werner'schen Lehre außer Zweifel gesetzt, und er war nun bemüht, durch Untersuchungen, welche über Sicilien, über die Azoren, über England, Schottland und Norwegen ausgedehnt wurden, in Verbindung mit großen Genossen derselben Studien Saucure, Ely de Beaumont u. a., den Grundbau der neuen Lehre fester zu legen, nach welcher die Gebirge in geschichtete und vulkanische geschieden, und beyde durch die Wirkung unterirdischen Kräfte über die Oberfläche des Erdkörpers emporgehoben werden. Daß der Continent von Schweden und Norwegen noch jetzo in fortgehender Erhebung begriffen ist, gehört zu den wichtigsten Entdeckungen seines an wissenschaftlichen Thaten reichen Lebens.

Was er im Einzelnen geleistet, um die Genesis der verschiedenen Gebirgsarten, die Priorität der einen vor der andern festzustellen, wie er zu diesem Zwecke die Einlagerung von Gewächsen und Thieren benützt und dadurch einer der bedeutendsten Förderer der Paläontologie geworden ist, bildet seinen Antheil an dem Wachsthume dieser nach kurzer Jugend zu männlicher Stärke mächtig gediehenen Wissenschaft, der Geognosie, welche der menschlichen Forschung in Untersuchung der Bildung der Erdrinde ungeahnete Fernen, Katastrophen und Begebenheiten, und gleichsam die ganze Weltgeschichte des Planeten vor Erscheinung unseres Geschlechtes aufgeschloßen hat, das durch das letzte Schöpfungswort: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey", in die vollendete und beruhigte Natur erst vor so wenig tausend Jahren eingeführt wurde.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede zur Nachfeier des vierundzwanzigsten Stiftungstages.

(Schluß.)

Johann Christ. Friedr. Harleß, geb. zu Erlangen 1773, war der Sohn des als Philologe ausgezeichneten Herausgebers der Bibliotheca graeca von Fabricius und mehrerer classischen Autoren. Er wurde von seinem Vater zu classischen Studien angehalten, deren Früchte, auch nachdem er sich der Medizin zugewendet hatte, in seinen Schriften: Analecta historica-critica de Archigene und der Herausgabe dessen, was sich von den Werken des griechischen Arztes Servilius Damokrates erhalten hat,*) eben so in mehreren seiner Schriften über die historische Seite der Heilkunst vorliegen.**)

Im Jahre 1818 nach Bonn berufen, hat er für die practische Medicin eine vielseitige und ersprießliche Thätigkeit entfaltet, eine schärfere Diagnostik mehrerer Krankheiten, darunter der Fieber im Allgemeinen, der Entzündungen des Rückenmarks und der indischen Cholera geltend gemacht, und sich um Auffindung und Einführung neuer Mittel gegen dieselben bemüht. Mit der letztgenannten Krankheit hat er sich noch in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigt, und ein Werk über sie unter dem Titel: „über die indische Cholera seit ihrem Eintritt in Europa bis auf die neueste Zeit“ angekündigt. Daneben gehen zahlreiche Schriften über die Heilquellen, und seine Arbeiten über die Beziehungen der Medicin zum Staate. Als einem Manne, der zugleich die allgemeinen Seiten seiner Wissenschaft in das Auge zu fassen wußte, lag ihm besonders die Herstellung einer allgemeinen deutschen Pharmacopoea am Herzen, und er widmete diesen bedeutenden Arbeiten seine ganze Zeit, Kraft und Thätigkeit, bis in seinem achtzigsten Jahre der Tod ihm ein Ziel setzte.

Johann Andreas Buchner, Sohn eines Gärtners in München, wurde den 6. April 1783 geboren, und erhielt von frommen und ehrenhaften Eltern eine einfache sittlich strenge Erziehung. Da er schon beym ersten Unterrichte bedeutende Fähigkeiten entwickelte, ward er dem Studium der Wissenschaften und dem geistlichen Stande bestimmt, und lag mit Eifer und Erfolg den alten Sprachen und den allgemeinen Wissenschaften ob, die in dem Gymnasium und dem Lyceum seiner Vaterstadt gelehrt wurden. Im Lyceum erwachte die Neigung für Naturwissenschaften lebhafter in ihm, die er schon früher bey der Pflege der väterlichen Gärten gefühlt hatte, und die Eltern waren es am Ende zufrieden, daß er sich ihnen statt der Theologie zuwendete. Nach Vollendung des Lycealcursus, der ihn mit Naturgeschichte, Physik und den Anfangsgründen der Chemie bekannt ge-

*) Servilii Damocratis quae supersunt 1834.

**) Seine opera minora academica physiologica, medico-practici et antiquarii argumenti, Vol. I, 1815. — Geschichte der Hirn- und Nervenlehre im Alterthum.

macht hatte, trat er bey seinem Freunde und Schwager, dem Apotheker Ostermaier zu Pfaffenhofen in die Lehre, und treu seinem Entschluße, der Pharmazie ein möglichst genaues und umfassendes Studium der Naturwissenschaften zu Grunde zu legen, bezog er im Jahre 1805 die Universität zu Erfurt, bey welcher das pharmazeutische Institut des berühmten Chemikers Trommsdorf damals in höchster Blüthe stand. Von diesem wurde der junge, durch Talent und Eifer gleich ausgezeichnete und durch sein sanftes und lauteres Wesen höchst liebenswürdige Mann mit aller Theilnahme und Sorgfalt aufgenommen und unterrichtet, und es knüpfte sich zwischen ihnen eine Freundschaft, welche von Seite Buchner's noch durch Dankbarkeit getragen wurde, deren Verkehr erst der Tod von Trommsdorf gelöst hat. Er kehrte nach zwey Jahren als Doctor der Philosophie, seiner speciellen Wissenschaft, der pharmazeutischen Chemie vollkommen kundig und mit dem Gefühl zurück, daß er in ihr selbstständig auftreten und seinen eigenen Weg gehen könne. In München bewährte die Prüfung, die er als Apotheker bestand, den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntniße und die Gewandtheit seiner praktischen Befähigung. So geschah es, daß er im zweyten Jahre nach seiner Heimkehr als Oberapotheker der neuerrichteten Centralstiftungsapotheke eine ehrenhafte Anstellung erhielt. Sie gab ihm Gelegenheit seine wissenschaftliche und practische Tüchtigkeit in vollem Maße zu bethätigen und sein außerordentlicher Fleiß, in Verbindung mit der Gewöhnung an die strengste Pünktlichkeit, machte, daß bey einer Unzahl von Berufsarbeiten und administrativen Ansprüchen, ihm noch Zeit und Muße zu wissenschaftlichen Leistungen übrig blieb, welche seinen Namen bald den Geachtetsten des Faches beygesellten. Seine Untersuchung und Vergleichung der Meerzwiebeln mit denjenigen, welche unter dem Namen der französischen Meerzwiebeln im Handel vorkommen, vom Jahre 1811, eröffnet die neuen Jahrbücher der Pharmazie von Döbereiner, und bald darauf erschien in den Denkschriften der kaiserlich Leopoldinischen Akademie seine chemische Untersuchung der Chara hispida und Chara vulgaris. Aus derselben Zeit stammt seine höchst merkwürdige Arbeit über Systeme und Kunstsprache der Chemie in Schweizers Journal für Chemie und Physik (XIII. 143). Daneben gingen Vorträge, die er wiederholt vor einem zahlreichen Kreise von Künstlern, Gelehrten und andern Freunden der Wissenschaften hielt, und die ihn bestimmten, 1814 den ersten Entwurf eines Systems der Chemie drucken zu lassen.

In seinen wissenschaftlichen Arbeiten fand er sich vielfach angeregt und gefördert durch die Theilnahme, die ihm der große Chemiker Gehlen bey unserer Akademie bewies, mit dem er bis zu seinem frühen Tode in der vertrautesten Freundschaft gelebt hat. Dieser, durch seine Entdeckungen auf dem Gebiete der chemischen Analyse unsterbliche Mann erlag, wie man weiß, als ein Opfer seines enthusiastischen Eifers in Folge einer Vergiftung. Bey Untersuchungen von Wasserstoffgas verrieth ihm der Geruch die Gegenwart eines andern Gases. Wiederholt roch er den unvermutheten Stoff. Es war Arsenikgas, das er eingeathmet hatte und das nach wenig Tagen seinem, noch große wissenschaftliche Erfolge verheißenden Leben ein qualvolles Ende bereitete. Buchner fühlte sich durch diesen Verlust doppelt verwaist, denn kurz vorher hatten beyde sich zur Herausgabe einer pharmazeutischen Zeitschrift vereinigt. Sie sollte aus dem neugestifteten pharmazeutischen Verein von Bayern hervorgehen, dem beyde angehörten; Buchner als Secretär desselben sollte die Unternehmung leiten, doch bewog er den Freund an die Spitze des Werkes zu treten. Bey Gehlen's Tode waren unter dessen Namen zwey Hefte erschienen, und Buchner fand sich nun genöthigt, die Fortsetzung auf eigene Hand zu übernehmen. Sofort erscheint er als Herausgeber des „Repertoriums der Pharmazie“, dem er von dieser Zeit an den Haupttheil seiner literarischen Thätigkeit gewidmet hat. Sein Bestreben, das Journal mit gediegenen Arbeiten von ihm selbst und bewährten Fachgenossen auszustatten und in ihm Alles, was auf dem Gebiete der Pharmazie geleistet oder entdeckt wurde, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und mit eben so viel Sachkunde als Billigkeit zu beurtheilen, sicherten dem Unternehmen einen Erfolg, wie ihn wenige dieser Art gehabt haben. Es wurde bald als das reichhaltigste Magazin der Pharmazie weit über die Grenzen von Deutschland hinaus an-

erkannt und verbreitet. Bey seinem Tode war es bis zum 110ten Bande gediehen. In ähnlicher Bethätigung trat er zu dem polytechnischen Verein für Bayern, der auf Anregung des General-Secretärs der k. Akademie der Wissenschaften, Fr. v. Schlichtegroll, gestiftet wurde, und nach den Statuten, die Buchner entworfen hatte, seine Thätigkeit über ganz Bayern auszubreiten anfing. Damals wurde als Organ desselben der „Anzeiger für Kunst und Gewerbefleiß in Bayern" gegründet, dessen Redaction Buchner bis zum Jahre 1818 führte, wo das Journal in das „Kunst- und Gewerbeblatt" überging, das noch fortdauernd sich in wohlverdienter Achtung erhält.

Aus dieser vielfachen literarischen und practischen Thätigkeit wurde Buchner im Jahre 1818 zum Lehramte der Pharmazie an die Universität Landshut gerufen, und bey Verlegung derselben nach München 1826 in dieser Eigenschaft in seine Geburtsstadt zurückgerufen, um neben seiner Berufsthätigkeit als öffentlicher Lehrer der Hochschule einen Theil seiner frühern Arbeiten bey dem Centralverwaltungs-Ausschuße des polytechnischen Vereins wieder zu übernehmen, und zugleich das pharmazeutische Institut, das er mit großer Einsicht gegründet hatte, fortzuführen und zu erweitern. Eine große Anzahl gründlich vorbereiteter Pharmazeuten ist aus ihm hervorgegangen. Bey Ausführung des großen Baues der Universität fand er Gelegenheit für den ganzen Bedarf des pharmazeutischen Lehrzweiges, für sein Laboratorium und dessen Sammlungen ein prachtvolles Local zu gewinnen, es auf das zweckmäßigste einzurichten und auf das reichlichste auszustatten.

Schon im Jahre 1817 begann seine Verbindung mit der königl. Akademie der Wissenschaften, welcher er Anfangs als Adjunct, seit 1827 als außerordentliches, seit 1844 als ordentliches Mitglied angehörte.

Es liegt außer der Absicht dieses Abrisses, seine Verhältnisse und Thätigkeit, die Auszeichnung, welche ihm von der Regierung, von Gelehrten und gelehrten Gesellschaften für seine vielseitige Thätigkeit und ihrem wissenschaftlichen und practischen Erfolg reichlich zu Theil wurde, oder seine zahlreichen Schriften im Einzelnen aufzuführen, und wir bemerken nur, daß von jener Theilnahme und der Achtung, aus der sie floß, ihm auch bey einer Reise nach Paris im Jahre 1820, und nach Wien, im Jahre 1845 von Fachgenossen die ehrendsten Beweise gegeben wurden.

Von den Erweiterungen, welche die Wissenschaft ihm verdankt, mag angeführt werden, daß er im Jahre 1828 das Salicin in der Weidenrinde und im Jahre 1834 das Berberin in der Wurzelrinde der Berberis vulgaris entdeckte, Pflanzenstoffe, deren Werth eben so groß für die Heilkunde, wie für die Chemie ist.

Bis zum Jahre 1852 hatte sein mehr fein als stark gebildeter Organismus die vielfachen Anstrengungen einer so anhaltenden Thätigkeit ertragen. Gegen Ende des Winters fand ein steigender Nachlaß der Kräfte statt, und da auch die mildere Luft des Frühlings ihm nicht die ersehnte Stärkung brachte, ward er seinem Ende unrettbar entgegengeführt, das am 6. Juny desselben Jahres eintrat.

Buchner war nicht nur ein Gelehrter und Lehrer von solidem Wissen und reellem Verdienst, er war auch ein Mann von fester und ehrenhafter Gesinnung, dabey von einer Milde der Gesinnung und des Urtheils, die ihm in allen Lebensverhältnissen Liebe und Verehrung zuwendeten. Sein Andenken wird darum nicht nur in unserem, sondern auch in weitern Kreisen in dauernder Achtung bestehen.

Joh. Ferdinand Huschberg ist im Jahre 1792 zu Düsseldorf geboren, und hat seine Bildung auf unsern wissenschaftlichen Anstalten, dem Gymnasium zu München und der Universität zu Erlangen gefunden.

Ich selbst hatte Gelegenheit, den ernsten und wissenschaftlichen Sinn des Jünglings kennen zu lernen. Als ich im Jahre 1809 für das Gymnasiallehramt hieher berufen wurde, fand ich ihn in der dritten Classe an der ersten Stelle und erkannte bald, daß sein Eifer allein auf die innere Natur der Sachen gerichtet und von einer sehr lautern Gesinnung getragen wurde. „Lucro praeponere rectum", schien damals schon die Standarte seines Le-

bens und seiner ernsten Studien zu seyn, die er später im Kampfe mit Mißverhältnissen oder unlauteren Begegnungen wiederholt entfaltete. Der ruhige Gang eines dem Ernste gründlicher Studien gewidmeten Lebens wurde nur Einmal auf kurze Zeit unterbrochen; denn gleich Schmeller, hielt auch er sich verpflichtet, dem Rufe des Königs an „die Söhne des Vaterlandes“ zu folgen, der ein neues bayerisches Heer wie durch Zauber schuf, nachdem das frühere, das kräftigste und beste, das die neue Geschichte von Bayern bis dahin kannte, auf den Eisfeldern von Rußland begraben war.

Nach Abschluß des Friedens fand er keinen innern Beruf mehr zum Tragen der Waffen. Er verließ als Oberlieutenant das Heer und kehrte zu seinen historischen Studien zurück, für die er in einer Reihe von Aemtern an den Archiven in München, Bamberg und Würzburg, dort mit dem Character eines Regierungsrathes reichliche Gelegenheit fand.

Der Akademie war er schon seit 1829 durch seine von eben so gründlichen als wohlgeordneten Studien zeugende „Geschichte des herzoglichen und gräflichen Hauses Ortenburg“, bekannt geworden. Diesen folgten die „Aelteste Geschichte des Hauses Scheyern-Wittelsbach“; und die „Geschichte der Franken und Allemanen, bis Chlodwig.“

Die anhaltenden Arbeiten seines Amtes und seiner literarischen Thätigkeit führten im Laufe des letzten Jahres einen plötzlichen Nachlaß seiner physischen Kräfte herbey. Er bat um Versetzung in den Ruhestand; seine Bitte fand das wohlverdiente Gehör, aber noch ehe die Gewährung zu ihm gelangte, hatte der Tod seinem thätigen Leben ein Ziel gesetzt.

Huschberg's historische Schriften tragen sämmtlich das Gepräge gediegener Gelehrsamkeit, ernsten Quellenstudiums, selbstständiger Kritik und einer klaren bündigen Darstellung. Sie werden eine bleibende Stelle in unserer Geschichtsliteratur behaupten und dem Namen unseres dahingeschiedenen Genossen für alle Zukunft ein ehrenvolles Andenken sichern.

Sein handschriftlicher Rücklaß umfaßt dem Vernehmen nach sehr werthvolle Materialien zur deutschen, insbesondere bayerischen Geschichte, darunter einige, der Druckfähigkeit bereits nahe geführte Ausarbeitungen. Die k. Akademie der Wissenschaften, resp. die historische Classe, wird bemüht seyn, die Documente so achtenswerther Bestrebungen der Wissenschaft zu erhalten und vor Zerstreuung zu schützen.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der Société nationale d'agriculture in Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie. Deuxième série. Tom. III. 1. 2. Partie. Année 1850. 1851. ib.

Von der Société Liennéenne in Lyon:

Annales, années 1850. 1851. ib. 1852.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXV. Nr. 24. 25. 26. Dec. 1852. Tom. XXXVI. Nr. 2. 3. 4. Jan. 1853. Paris. 4.

Von dem Herrn Professor Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 19 Thl. 3. u. 4. Hft. 20 Thl. 1 Hft. Greifsw. 1852. 8.

Von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Neun und zwanzigster Jahresbericht v. J. 1851. Bresl. 4.

Von dem Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben in Ulm:

Achte Veröffentlichung. Ulm 1852. gr. Fol.

(Schluß folgt.)



Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23 May.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Zu der Sitzung vom 8. Jänner werden nachträglich die in ihr vom Herrn Hofbibliothekar Krabinger, ord. Mitglied der Classe, gelesenen: Kritischen Bemerkungen zu den Schriften des Cäcilius Cyprianus, Bischofs von Karthago, an Donatus und de mortalitate mitgetheilt.

Gehören auch die Schriften des Cyprianus zunächst dem kirchlichen Gebiete an, so sind sie doch für die Cultur so wie für die politische Geschichte des dritten Jahrhunderts von großem Werthe, besonders was die Afrikanischen Zustände betrifft.

Allein nicht bloß in sachlicher, sondern auch in sprachlicher Beziehung sind die Werke des ehemaligen Lehrers der Beredsamkeit zu Karthago höchst interessant. Während Tertullianus und der spätere Arnobius als die eigentlichen Repräsentanten des harten und dunklen Afrikanischen Styls erscheinen, zeichnet sich Cyprianus durch eine gewisse eigenthümliche Reinheit und Gefälligkeit des Ausdrucks und durch bewunderungswürdige Fülle und Kraft seiner Beredsamkeit aus. Bemerkenswerth ist das Urtheil, welches der größte Meister klassischer Darstellung unter den Lateinischen Vätern, der ciceronische Lactantius[1]), über ihn fällt. „Unus", sagt er, „praecipuus et clarus exstitit Cyprianus, qui et magnam sibi gloriam ex artis oratoriae professione quaesierat; et admodum multa conscripsit in suo genere miranda. Erat enim ingenio facili, copioso, suavi, et (quae sermonis maxima est virtus) aperto, ut discernere nequeas, utrumne ornatior in eloquendo, an facilior in explicando, an potentior in persuadendo fuerit."

Darum ist es auffallend, daß man, ungeachtet seit sechzehn Jahren die Schriftsteller der sogenannten Afrikanischen Schule nach den ältesten und besten Handschriften sehr fleißig bearbeitet und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen versehen wurden, die Werke des Cyprianus ganz unbeachtet ließ, was um so mehr zu beklagen ist, als ihnen seit Etienne Baluze kein Gelehrter seinen kritischen Fleiß zuwandte.

Baluze erwarb sich um die Cyprianische Textkritik unstreitig die größten Verdienste; denn er hatte einen kritischen Apparat gesammelt, wie keiner seiner Vorgänger: er benützte gegen dreyßig unvergleichene, alte und werthvolle Handschriften, verbesserte darnach vielfältig den Text und stattete seinen Schriftsteller mit reichhaltigen kritischen und erklärenden Anmerkungen aus. Bey allen diesen Vorzügen aber, welche seine Ausgabe vor denen der frühern Bearbeiter des Cyprianus besitzt, läßt sich nicht verkennen, daß der Text noch einer sorgfältigern Sichtung bedurft hätte, indem er von den Verunstaltungen des Niederländers van Pamele nicht genug gesäubert ist; daß manche Lesarten, die er zuerst aufgenommen, entweder gar nicht oder nicht gehörig

1) Institut. L. V. c. I. §. 24—25. Aehnlich äußert sich Hieronymus Br. LVIII. §. 10. T. I. p. 324. B. ed. Vallars.: Beatus Cyprianus instar fontis purissimi dulcis incedit et placidus.

begründet sind; daß Manches im Texte nicht getilgt wurde, was in den Anmerkungen mißbilligt wird, und daß sich mitunter mancherley Versehen eingeschlichen haben und hie und da sogar Wörter ausgefallen sind.

Sollte demnach für die Berichtigung des Textes der Cyprianischen Schriften etwas Ersprießliches geschehen und der Schriftsteller durch Beseitigung der häufig vorkommenden Interpolationen und Glosseme und anderer ihm anklebender Fehler seiner ursprünglichen Gestalt näher gebracht werden, so kommt es vor allem darauf an, daß man alte Handschriften zu Grunde legt [2]).

Unter den in Deutschland vorkommenden Cyprianischen Handschriften nimmt die Würzburger (Cod. theol. Nr. 145. fol.) [3]), deren Benützung ich der ausnehmenden Gefälligkeit des Herrn Oberbibliothekars Dr. Ruland verdanke, durch ihr hohes Alter (sie reicht in die zweyte Hälfte des VII. Jahrhunderts hinauf und ist nach der berühmten Veroneser [4]), der Beneventer [5]) und der Seguerischen [6]), welche in das VI. Jahrhundert gerechnet werden, die älteste), und durch ihren vorzüglichen innern Werth die erste Stelle ein.

Am nächsten mit ihr verwandt ist die Benedictbeuerer Nr. 97. aus dem VIII. Jahrh. 4.

Geringern Werth hat die Bamberger 476. (B. IV. 5.) aus dem XI. Jahrh. [7]) zu den interpolirten und corrupten gehören die Schedel'sche oder Münchner 208 aus dem X. Jahrh., die Bamberger 477 (B. IV. 6) aus dem XI. (vielmehr XII.) Jahrh., die Tegernseer 203 und die Ulmer 40, welche in das XV. Jahrh. gerechnet werden. Diese sind sämmtlich in Fol. Die corrupteste von allen aber ist die Augsburger Nr. 65. in Fol. aus dem XV. Jahrh. [8]).

Einen sehr schätzbaren Beytrag zur Cyprianischen Textkritik liefert außerdem eine Variantenlese aus Veroneser, Neapolitanischen und Vaticanischen Handschriften, welche am Rande des in der Göttinger Bibliothek aufbewahrten Exemplars der Manuzischen Ausgabe (Rom, 1563. Fol.), das mir mit der preiswürdigsten Liberalität auf längere Zeit zur Benützung mitgetheilt wurde, sich befindet. Diese Collationen stammen von einem Gelehrten des XVI. Jahrh., welcher sich viel mit Cyprianus beschäftigte. Schade, daß sein Name nicht angegeben und keine Charakteristik der Handschriften beygefügt ist! Was dieser Variantensammlung einen ganz besondern Werth gibt, ist die mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gemachte Vergleichung der oben erwähnten uralten Veroneser Handschrift, deren Lesarten, so wie die der Würzburger und der Benedictbeuerer, als die ächte Grundlage einer verläßigen Textrecension zu betrachten sind.

Ich wende mich nun zu den kritischen Bemerkungen, mit der Schrift an Donatus, dem ältesten der auf uns gekommenen Erzeugnisse des Cyprianus, beginnend.

Der Kürze halber bezeichne ich die Veroneser Handschrift mit V, die Würzburger mit W, die Benedictbeuerer mit B, mit Ba, Bb die Bamberger, mit S die Schedel'sche, die Tegernseer mit T, die Ulmer mit U, die Augsburger mit A.

In der Aufschrift weichen die Codd. und die Ausgaben sehr von einander ab. Der Cod. Seguer. hat am Ende: Caecili Cypriani ad Donatum explicit; vorn von einer neueren Hand: Caecilius

2) „Opitulantur aliquid", bemerkt ganz richtig der gelehrte Latino Latini in seinen Epist. Tom. II. p. 101., „vetusta exemplaria, quorum quo quidque est recentius, eo longius ab Cypriani sincera scriptione discedit."

3) S. Oegg's Versuch einer Chorographie der Erz- und Großherzogl. Haupt- und Residenzstadt Würzburg. Bd. I. S. 385. ff.

4) S. Latini a. a. O. u. in seiner Biblioth. sacr. et profan. T. I. p. 178, col. 2. u. 179, col. 1. Ferner Blume's Iter Italicum. Bel. I. S. 257.

5) S. Rigalt. Observatio galeata gegen d. E.

6) Montefalcon. Biblioth. Coislin., olim Seguerian. P. II. p. 240. seqq.

7) S. Jaeck's Beschreibung d. öffentl. Biblioth. z. Bamberg. S. 63.

8) S. Mezger's Geschichte d. k. Kreis- und Stadt-Biblioth. in Augsburg S. 72.

Cyprianus Donato salutem. W. B. Bb bloß ad Donatum, Ba u. T Epistola ad D. In S. A und im Wiener 559. aus dem XIII. Jahrh. (bey Mich. Denis Codd. Mss. theologg. Biblioth. Palat. Vindob. Lat. Vol. I. P. II. p. 2127.) fehlt die Aufschrift. Morell gab Caecilii Cypr. ad D. Damit stimmen die alten Drucke; jedoch darin von einander abweichend, daß einige liber, andere epistola hinzusetzen. Die meisten Herausgeber betrachteten diese Schrift als eine epistola und räumten ihr eine Stelle unter Cyprianus Briefen ein, indem sie ganz willkührlich noch, wie Baluze, die Grußformel: Caecilius Cyprianus Donato S. beyfügten. Als eine epistola wird sie zwar im Inhaltsverzeichnisse des Cod. B. fol. 64, a und von Augustinus (de doctrina Christ. IV. 14) bezeichnet. Doch ist darauf kein besonderes Gewicht zu legen, weil dieser Kirchenvater die meisten Abhandlungen des Cyprianus, deren er erwähnt, als Briefe aufführt, wie sie auch in T genannt werden. Die Oxforder Herausgeber wählten: Caecilii Cypr. ad D. liber, als Lemma, fügten aber fälschlich den aus Trittenheim geborgten und von keiner meiner Handschriften bestätigten Zusatz de gratia Dei bey. So auch Goldhorn. Der ursprünglichen Hand des Seguerischen Cod. folgend, stimme ich für die Aufschrift: Caecili Cypriani ad Donatum.

S. 1. z. A., wo Baluze quum — solutus animus — solennes ac statas anni fatiscentis inducias sortitur liest, schreibe man vielmehr *quo* — — *sortiatur;* denn so geben alle Handschriften mit Ausnahme der Bongarsischen, welche *quod* — — *sortiatur* hat, und ebenso die Ausgaben vor van Pamele, welcher stillschweigend *in quo sortitur* schrieb. *Quum* — — *sortitur* nahm, ohne einen Grund anzuführen, zuerst Rigault auf, dem die Spätern folgten. Latini vermuthete quom statt quo, wie in dem Göttinger Exemplar der Manuzischen Ausgabe bemerkt wird. Doch kommt weder *quom*, noch *quum* anstatt cum irgendwo in den Cyprianischen Handschriften und Ausgaben vor. Quo steht nämlich hier anstatt *cum eo* (d. i. *tempore*, welches aus dem Vorhergehenden in Gedanken zu ergänzen ist). Richtig bieten sodann W. B. Ba und von verbessernder Hand S *sollemnes*, die andern schwanken zwischen *sollempnes*, *solempnes* und *solemnes*. Statt des von Baluze ex uno libro veteri optimo, wie er sagt, aufgenommenen *fatiscentis* ist *fatigantis*, welches alle übrigen Handschriften bescheinigen und die früheren Ausgaben anerkennen, zu schreiben.

S. 1. Z. 8—9.: Ac ne colloquium nostrum arbiter profanus impediat. *Colloquium* ist eine unglückliche Conjectur Morells, dem die Spätern unbedenklich beypflichteten, *eloquium*, welches die frühern Ausgaben und jüngere, corrumpirte Handschriften befolgen, eine pure Glosse der ächten von V. W. B und T gebotenen Lesart *loqui*. Aehnlich Petronius cap. 52. meum intelligere nulla pecunia vendo. Ueber diesen seltenen Gebrauch des Infinitivus als Substantivum in Verbindung mit einem Pronomen abjectivum s. *Ruddimann.* Institut. Grammat. Lat. ed. Stallb. P. II. p. 228.

— Z. 12.: Bene hic studia in aures damus; et dum in arbores et in vites oblectante prospectu oculos amoenamus, animum simul et auditus instruit et pascit obtutus. Das vor *vites* stehende *in* lassen S. Bb und die meisten Ausgaben mit Unrecht weg. So gebraucht es der Verfasser auch unten, wo es heißt: *in* iudiciis, *in* concione pro rostris u. s. w. u. S. 2. Z. 16: *in* auro atque *in* purpura fulsit. Nach vites haben alle von mir eingesehenen Handschriften *videmus*, die Ulmer ausgenommen, welche mit Zustimmung der Ausgaben vor der des Rigault *quas videmus* bietet. Das matte *quas* für ein pures Glossem haltend, lese ich *in vites videmus* (so Marc. XII. 14.: nec enim vides in faciem hominis), vor oblectante prospectu in Gedanken *et* ergänzend, da Cyprianus die Asyndeta liebt.

— Z. 7. v. u. in me oculus tuus fixus est. So S. Bb. A. und die Ausgg. vor Rigault, denen auch Baluze und Goldhorn folgte. Richtig W. B, ferner die Bongarsische Handschrift und Rigault und die Oxforder: *oculos tuos fixus es*, welches der in dieser Schrift sich sehr zum Dichterischen hinneigenden Diction des Verfassers ganz angemessen ist. Durch ein Schreibversehen hat Ba *oculos tuos fixisses*. Hierauf Baluze und Goldhorn *tam aure, quam* mente totus auditor es. Vortrefflich *W* u.

B *qua ore*, *qua mente*, wie schon Gronov (Observatt. III. 12. p. 262. ed. Frotscher) zu lesen vorschlug. *Quo ore*, *qua mente* bieten mit geringer Abweichung T. A, *quo amore*, *qua mente* Ba und im ersten und zweyten Apographum S, wo dann *o qua recta mente* geschrieben wurde. So hat auch Bb. *Tam* ore, *quam* mente geben U und der Cod. Bongars. mit den Ausgaben, welche vor der Rigaultischen erschienen. Letztere und die Orforder *quam* ore, *quam* mente. Den Sprachgebrauch *qua* — *qua* erläutern Gronov a. a. O. und Hildebrand z. Apuleius Metamorph. IX. 40. S. 863. — Z. 1. v. u., wo es heißt: Cum vero de domino deo vox est, lassen alle meine Handschriften und die Ausgaben vor der des Rigault *vero* weg. Latini (Biblioth. sacr. et prof. T. I. p. 174.) will es hinzugefügt wissen, und im Göttinger Exemplar der Manuzischen Ausg. wird a. R. *vero* und *de*, welches dort ausgefallen, ergänzt [9]). Doch macht *vero* den Satz nur schleppend.

S. 2. Z. 22. ff.: Nam ut ipse quam plurimis vitae prioris erroribus implicitus tenebar, quibus exui me posse non crederem, sic vitiis adhaerentibus obsecundans eram, et desperatione meliorum malis meis veluti propriis ac vernaculis offavebam. Statt *ut* verbessere man *et*, wie W. B. S. Bab. A und die Ausgabe von Deventer [10]) lesen; dann nach sieben Handschriften *implicatus*, welches des Nachdrucks wegen vor *implicitus* den Vorzug verdient. *Sic* ist hier in der Bedeutung so sehr zu nehmen. Im Folgenden erkennen weder alle meine Handschriften, noch die alten Ausgaben nebst der Remboltischen, Erasmischen, Graveschen und Morellischen die Bindepartikel *et* an, so daß sie zu streichen und der Satz absyndetisch zu fassen ist. Anstatt *veluti* gibt W mit den Münchner und Bamberger Handschriften und den ebengenannten Ausgaben passender *velut*. Das wunderliche *offavebam*, welches Baluze aus einigen alten Handschriften aufnahm und Goldhorn ihm nachschrieb, und wofür einige Handschriften und Ausgaben *affavebam* oder *adfavebam*, andere *effavebam*, wieder andere *favebam* bieten, vertausche ich nach dem Vorgang der Codd. W und B mit *et favebam*, welches dem Cyprianischen Sprachgebrauche vollkommen angemessen ist. So heißt es S. 3. Z. 5—4. v. u.: hoc, pro dolor, mater *et* redimit. In gleicher Weise ist etwas oberhalb malis suis miseri *et* gloriantur nach sieben Handschriften und der Ausgabe von Deventer zu verbessern, indem *et* gewöhnlich fehlt; und in der Schrift de lapsis S. 183. Z. 6—5 v. u., wo jetzt quot illic a magistratibus vespera urgente dilati sunt, quot, ne eorum differretur interitus, *etiam* rogaverunt, gelesen wird, haben der alte und vortreffliche Cod. Seguer. W. S. Ba. U. A und von erster Hand T ganz richtig *et* rogaverunt.

S. 2. Z. 25 ff.: Sed postquam undae genitalis auxilio superioris aevi labe detersa in expiatum pectus, serenum ac purum desuper se lumen infudit u. s. w. So Baluze und nach ihm Goldhorn. Das unpassende *serenum* aber ist nach dem Vorgange aller von mir eingesehenen Handschriften und der frühern Ausgaben, die es nicht anerkennen, zu tilgen. *Expiatus* und *purus* verbindet übrigens Cyprianus auch unten S. 3. Z. 17.

— Z. 9 v. u.: Dei est, inquam, dei est omne quod possumus. Das zweyte *est*, dessen mag füglich entbehren kann, lassen alle meine Handschriften, Bb ausgenommen, ferner die Manuzische, Pamelesche, Rigaultische und die Orforder Ausgabe weg. Unten verbessere man iusta *operatione* st. iusta *obtemperatione*.

(Fortsetzung folgt.)

---

9) Daraus und aus dem oben bemerkten *quom* könnte man schließen, daß jene Variantenlese aus Latini's Nachlaß stamme.

10) Diese seltene Ausgabe, welche s. l. et a. erschien, ging aus der Presse des Richard Paffröt zu Deventer um das Jahr 1477 hervor und wurde offenbar mit Zuziehung von Handschriften veranstaltet. Außer Erasmus und Heinrich v. Grave benutzte sie van Pamele, welcher sie als vetus excusum bezeichnet, und Joh. Friedr. Gronov. (Observatt. in scriptoribus eccl. Monobibl. p. 570.) Ich verdanke sie der gefälligen Mittheilung des Herrn Oberbibliothekars Dr. Ruland in Würzburg.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Kritische Bemerkungen zu den Schriften des Cäcilius Cyprianus.

(Fortsetzung.)

S. 2. Z. 4—3. v. u.: Ceterum si tu innocentiae, si iustitiae viam teneas, *si* illapsa firmitate vestigii tui *incedas* u. s. w. *Si* u. *incedas* wurde zuerst von van Pamele aus drey gefälschten Handschriften, mit welchen S u. Bb stimmen, eingefügt. *Inlapsa* steht hier für *non lapsa*.

S. 3. Z. 5—7.: Inde iam facultas datur, castitate sobria, mente integra, voce pura, virtute sincera, in medelam dolentium posse venenorum virus exstinguere. Die Worte *virtute sincera* sind offenbar unächt, da sie in U und in den Ausgaben vor Manuzio und von Pamele vor *voce pura* eingeschoben sind. Rigault tilgte sie mit Recht. Allein Fell führte sie wieder zurück, sie, wie Manuzio's und van Pamele's Ausgabe, nach *voce pura* setzend, und Baluze folgte ihm.

— Z. 12 v. u. Scelus non tantum geritur, sed *et* docetur. Das zuerst von dem Niederländer van Pamele aus dem Cambroner Cod. aufgenommene *et* widerstreitet der grammatischen Regel, gemäß welcher nach *non tantum*, *non solum* im zweyten Gliede, wenn dieses das erste überbietet, was hier offenbar der Fall ist, *et* nicht Statt finden kann (s. Ramshorn's latein. Grammat. Th. II. §. 190. B. 2. S. 832 f.), und wird sonach von allen meinen Handschriften und von den frühern Ausgaben füglich weggelassen.

S. 3. Z. 4 v. u. et in tam impiis spectaculis, tamque diris et funestis esse se non putant oculis parricidas. Die Worte *et funestis*, welche keine meiner Handschriften anerkennt, floßen aus dem Cambroner Cod. in die Pamelesche Ausgabe und aus dieser in die spätern.

— 1. v. u. Cothurnus est tragicus prisca facinora carmine recensere. So der gewöhnliche Text. Gronov (Observatt. in scriptt. eccl. p. 569.) schlug *prisca carminum facinora recensere* vor, was die Orforder Herausgeber aufnahmen und die Codd. S und A, welche zu den interpolirten gehören, anerkennen. Ba hat *prisca carmine* (vel um) *fac. rec.* W. B. Bb und T *prisca carmine fac. rec.*, wofür auch Morell stimmt; *prisco carmine f. r.* U.

S. 4. Z. 14. et peritior, quo turpior iudicatur. T und U mit den ältern Ausgaben und Baluze in den Anmerkungen lesen *et eo peritior*. Doch ist *eo*, weil kein Nachdruck darauf liegt, unnöthig. Man sehe Beier z. Cicero de off. I. 21. T. I. p. 170. u. Ramshorn's lat. Gramm. Th. II. §. 154. B. Not. 3. S. 498. f.

— Z. 24.: O si possis, in illa sublimi specula constitutus, oculos tuos inserere secretis. Nachdrücklicher W. B. Bab. U: O si *et* possis. Ebenso die Ausgaben vor van Pamele.

— Z. 12—11. v. u.: Sed tibi post insidiosas vias, post diversas orbe toto multiplices pugnas u. s. w. Statt *diversas*, welches Baluze's Ausgabe hat und bloß Bb und U anerkennen, le-

sen die frühern Ausgaben mit Zustimmung der übrigen Handschriften ganz passend dispersas.

S. 5. Z. 14. ff.: Sed ne nos videamur eligere fortasse peiora — — —: iam tibi illa, quae ignorantia saecularis bona opinatur, ostendam. Die Partikel *ne* haben bloß S. Ba. A, und zwar die erste über der Linie, eben so T. Latini und Morell ließen sie demnach mit Recht weg.

— Z. 5. v. u.: Suspirat ille in convivio, bibat licet gemma; et cum epulis marcidum corpus torus mollior alto sinu condiderit, vigilat in pluma; nec intelligit miser speciosa sibi esse supplicia, auro se alligatum teneri, et possideri magis, quam possidere *divitias atque opes*. Atque o detestabilis caecitas mentium et cupiditatis insanae profunda caligo! Cum exonerare se possit et levare ponderibus, pergit magis fortunis augentibus incubare. U und die alten Ausgaben nebst der Morelli'schen bieten fälschlich *in gemma*, dagegen die Würzburger Edition *gemmas*. Cyprianus hatte offenbar das Virgilische (Landbau II. 506.): Ut gemma bibat, vor Augen. Vollständig drückt sich Propert. III. 5, 4. aus, wo es heißt: Nec bibit e gemma divite nostra sitis. Man vergleiche Volpi zu dieser Stelle und J. H. Voß z. Virgil. a. a. O. Die Auslassung der Präposition findet auch in der Prosa bey Plin. in d. Naturgesch. XXXIII. z. A. Statt, wo er sagt: *Turba gemmarum* potamus et smaragdis teximus calices. Statt *condiderit* schreiben vielmehr unsere Codd., Ba ausgenommen, *condidit*, wofür Anfangs auch T stimmte. Den matten und unnöthigen Zusatz *atque opes*, den meine Handschriften nicht anerkennen, streiche ich und schreibe sodann: atque (o detestabilis caecitas mentium et cupid. insan. prof. caligo!), cum etc. Ebenso unten: liceat et (o nominum quanta diversitas!) bona appellant, wie schon Gronov (Observatt. p. 264.) zu lesen vorschlug, welcher jedoch mit Zustimmung der Codd. B. Bb. A an der letztern Stelle *o* wegläßt.

S. 6. Z. 14.: Arridet, ut saeviat; blanditur, ut fallat; illicit, ut occidat; extollit, ut deprimat. W und B haben die zwey Mittelglieder: blanditur, ut fallat; illicit, ut occidit, nicht; das dritte hingegen: illicit, ut occidat, lassen Bab. T und A weg. Passender heißt es in der Schrift de habitu virginum: Hic diabolus blanditur, ut fallat; arridet, ut noceat; illicit, ut occidat, und bey Ruricius II. 12: Blanditur, ut capiat; famulatur, ut teneat; illicit, ut occidat. Demnach streiche ich in der fraglichen Stelle die zwey Mittelglieder, welche dort vermuthlich aus der Schrift de habitu virg. am Rande bemerkt waren und später in den Text geflossen sind, da sie, keine regelmäßige Steigerung der Begriffe enthaltend, mit dem ersten und dritten Gliede nicht im Einklange stehen.

S. 6. Z. 17.: Una igitur placida et fida tranquillitas, una solida et firma et perpetua securitas, si quis ab his inquietantis saeculi turbinibus extractus, salutaris portus statione fundatus, ad caelum oculos tollat a terris et ad domini munus admissus ac deo suo mente iam proximus, quicquid apud ceteros in rebus humanis sublime ac magnum videtur infra suam iacere conscientiam glorietur. Die bloß in Bb vorkommenden Worte *et perpetua*, wofür S *perpetuaque* von späterer Hand über der Linie hat, was augenscheinlich auf ein Glossem hindeutet, sind zu tilgen. Auch fand sie Baluze in zwölf seiner besten Handschriften nicht, so daß man sich wundern muß, daß er sie nicht strich. Im Folgenden haben sechs der von mir eingesehenen Handschriften und die alten Ausgaben richtiger *tollit* und alle *gloriatur*. Das von Goldhorn statt *infra* aufgenommene *intra* bestätigen B. S. Bab. T. A und die alten Ausgaben.

— Z. 18 — 17. v. u.: Ut sponte sol radiat, dies luminat, fons rigat, imber irrorat, ita se spiritus caelestis infundit. U hat sol irradiat, dies illuminat, fons rigat, ymber irrigat (sic), Ba nebst T ebenfalls illuminat. Dann W. B u. Bb *irrorat;* S, wo Anfangs *rorat* gelesen wurde, bietet jetzt *irrorat*. Hieraus kann man deutlich sehen, wie die einfachen verba, deren Gebrauch Cyprianus ganz besonders liebt, wie ich unten zeigen werde, von den zusammengesetzten häufig verdrängt wurden. Daher ist nicht im Geringsten zu zweifeln, daß imber rorat die richtige Lesart ist.

— Z. 11 — 10. v. u.: Penuria esse nulla iam poterit cui semel pectus caelestis sagina satura-

mit. Statt *cui*, welches zuerst Rigault einführte, dem Fell, Baluze und Goldhorn folgten, lesen sieben unserer Handschriften und die frühern Ausgaben mit Recht *cum*. Damit stimmen auch die italienischen, mit Ausnahme einer einzigen, welche *cui* hat. Das von Rigault anstatt der frühern Lesart *saturaverit* zuerst aufgenommene *saturavit* bestätigen alle von mir verglichenen Handschriften zugleich mit der Veroneser.

S. 7. Z. 1. ff.: Nam etsi facilem de bonitate patientiam, mentem solidam, fidem tutam salutaris auditus oblectat, nihilque tam tuis auribus gratum est, quam quod in deo gratum est, moderari tamen dicenda debemus simul iuncti et saepius collocuturi. Alle von mir eingesehenen Handschriften geben mentem *in deum* solidam, U ausgenommen, welche *in dominum* hat, wie die Ausgaben vor Erasmus, der zuerst *in deum* setzte, was Latini und van Pamele billigten. Rigault, Fell, Baluze und Goldhorn ließen stillschweigend *in deum* weg. Gronov (Observatt. in Scriptoribus ecclesiast. p. 570.) vermuthet, daß so gelesen werden müsse: facilem *de bonitate patientiae* mentem, *in deum solida fide* tutam, salutaris auditus oblectat. Allein diese Conjectur ist zu gewagt, als daß sie Beyfall finden dürfte. *De bonitate patientiam*, welches alle Handschriften bieten, ist nicht zu ändern; denn die Präposition *de* dient hier, wie so häufig bey den Afrikanischen Schriftstellern, zur Umschreibung des Genitivs (so S. 6. Z. 18., wo gratuitum de deo munus et facile est vorkommt) oder es bezeichnet den Grund oder Ursprung von etwas (man sehe Hildebrand z. Apuleius Bd. I. S. 668. u. II. 300), so daß *de bonitate* für *bonitatis* oder für *e bonitate manantem*, *proficiscentem* zu nehmen ist. Unten strich Rigault mit vollem Rechte die Worte: *quam quod in deo gratum est*, welche sich in W. B. U nicht finden und ursprünglich auch in T nicht standen, und nur zu sehr einem Glosseme ähneln, indem Bb *in deum*, S und Ba *in domino* lesen, die Ausgabe von Deventer hingegen, aus welcher Heinr. von Grave und Gronov schöpften, *quam quod deo carum est*, hat. Dafür ergänze man vielmehr aus dem Vorhergehenden in Gedanken *quam salutaris auditus*. Statt des ächten *locuturi* gab van Pamele, dem Fell, Baluze und Goldhorn sich anschlossen, *collocuturi*, Rigault *colloquuturi*, gegen das Ansehen der Handschriften und frühern Ausgaben und gegen den Sprachgebrauch des Schriftstellers (s. Gronov a. a. O.).

S. 7. Z. 4—6.: Et quoniam feriata nunc quies ac tempus est otiosum, quicquid inclinato iam sole in vesperam diei superest, ducamus hanc diem laeti. Rigault schrieb zuerst *inclinato*, und ihm folgten Fell, Baluze und Goldhorn. Passender aber geben alle Handschriften und die frühern Ausgaben *inclinante*. Sodann alle unsere Codd. und die Ausgaben vor Rigaltius *hunc* diem, was als das Kräftigere den Vorzug verdient.

— Z. 7—8.: Sonet psalmos convivium sobrium; et ut tibi tenax memoria est, vox canora, aggredere hoc munus ex more. W. B. S. Bb. U. A und von der ersten Hand T bieten *psalmus*. So auch die ältern Ausgaben. *Psalmos* schrieben zuerst Latini und Morell, welchen die Spätern folgten. Das widrige, von Latini eingeführte *et* streiche man, vorher einen Punkt setzend, da es alle von mir verglichenen Handschriften, Ba ausgenommen, und die ältern Ausgaben, auch die Morellische, nicht anerkennen. Im Folgenden, wo jetzt magis carissimos *pasces* gelesen wird, haben W. B. Bab und von der ersten Hand T angemessener *pascis*, S durch ein Schreibversehen *pacis*.

Ich gehe nun zur Schrift de mortalitate über, welche von jeher als eines der glänzendsten Muster pathetischer Beredsamkeit bewundert wurde. Mit ausgezeichnetem Lobe erwähnt ihrer Augustinus de praedest. Sanctorum cap. XIV. §. 26. T. X. p. 807. C., ad Vital. Epist. CCXVII. Cap. VI. §. 22. T. II. p. 806. G. und anderwärts. Die Abfassungszeit fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in das Jahr 252, in welchem gegen die Mitte Septembers zu Karthago die Pest ausbrach.

Diese verheerende Seuche nahm, wie einst jene denkwürdige, welche während des Peloponnesischen Krieges in Athen wüthete (s. Thukydides II. 48. u. Lucret. VI. 1140.) ihren Anfang in Aethiopien (s. Kedrenos Bd. I. S. 452. ed. Bekker.), drang nach Alexandria und Aegypten herab und verbreitete sich von da nach Nordafrika. Nach Orosius VII.

21. blieb fast keine Provinz, kein Staat, kein Haus davon verschont und dem Kedrenos zufolge dauerte sie fünfzehn Jahre, indem sie jedesmal im Herbste begann und bis zum Aufgang des Hundssterns anhielt.

Die Krankheit äusserte sich, wie Cyprianus S. 232. berichtet, durch Bauchfluß, welcher die Kräfte des Körpers erschöpfte, durch innere Hitze, die den Hals wund machte, durch immerwährendes und heftiges Erbrechen, durch Entzündung der Augen, welche der Andrang des Blutes erzeugte, durch Fäulniß an den Füssen oder einigen Theilen der Glieder, durch Lähmung des Gangs, durch Taubheit und durch Erblindung bey dem Ausbruche der Krankheit. [11])

„Unerhört war (so erzählt Pontius im Leben des Cyprianus Cap. 9.) die Verwüstung, welche diese scheußliche Krankheit in Karthago anrichtete; sie raffte den Tag hindurch mit dem größten Ungestüm eine unzählige Menschenmenge hinweg und verbreitete sich von Haus zu Haus unter dem angsterfüllten Volke. Alles erschrack, floh und mied die Ansteckung; man warf die Angehörigen lieblos auf die Strassen, als könnte man mit dem, der an der Pest stürbe, auch sogar den Tod ausschließen. Es lagen zuweilen in der ganzen Stadt nicht mehr die Körper, sondern die Leichen gar Vieler umher und flehten das Mitleid der Vorübergehenden durch die Betrachtung gleichen Schicksals an. Niemand sah auf etwas Anderes, als auf grausamen Gewinn; Niemand zitterte vor dem Gedanken an gleiches Ende; Niemand that dem Andern, was er von ihm zu erhalten wünschte.“

Bey dieser schaudervollen Lage der Dinge versammelte Cyprianus seine Gemeinde und ermahnte sie auf das Eindringlichste, die Pflichten der Liebe zu erfüllen und nicht bloß an Freunden, sondern auch an Feinden und Verfolgern. Seine herzergreifende Rede bewirkte, daß Jeder nach Kräften sich bestrebte, die Werke der Barmherzigkeit zu üben. Die Vermögenden spendeten reichliche Gaben, die Armen übernahmen die Pflege der Kranken und man säumte nicht, das Gebot der Liebe sowohl an Christen, als an Heiden zu erfüllen.

11) S. auch Gregorios von Nyssa Opp. T. III. p. 576. C. Vgl. Schnurrers Chronik der Seuchen Th. I. S. 96. f. u. Haesers histor.-patholog. Untersuchungen als Beyträge zur Geschichte der Volkskrankheiten Th. I. S. 77. ff.

Dieß als Vorerinnerung.

Daran knüpfe ich das Resultat meiner kritischen Untersuchungen über den Text dieser Schrift.

S. 229. Z. 3. ff.: turbidos impetus mundi et violentos saeculi fluctus frangit potius ipsa nec frangitur (näml. *mens solida et fides firma et anima devota*). T und die Manuzische Ausgabe, mit welcher die Pamelesche, die Rigaultische, die Orforder und die Oberthürische übereinstimmen, setzen nach *ipsa* Komma, passender vorher die Deventersche, die Gravesche, die Morellsche und Routhische. [12])

— Z. 7.: quod maius est. So T und die Ausgaben des Erasmus und aller Spätern. Richtiger die übrigen Handschriften und die frühern Ausgaben: quod *magis* est, d. i. was mehr der Fall ist, oder was mehr Grund hat.

(Schluß folgt.)

12) Martin Joseph Routh gab vor zwanzig Jahren in seinen Scriptorum ecclesiast. Opusculis praecipuis quibusdam. T. I. p. 265. sqq. diese Rede mit noch drey andern des Cyprianus nach vier Handschriften hie und da verbessert heraus. Zwey derselben benutzte er aus der Bibliothek des neuen Colleg. zu Oxford, von den zwey andern, die er selbst besaß, gehörte die bessere, von ihm öfter genannte, einst dem berühmten Jon. Wilh. Te Water, Professor in Leyden. Nach der Biblioth. Te Waterana. P. II. p. 29., wo sie unter Nr. 8. aufgeführt wird, ist sie auf Pergament im XIV. Jahrh. (nach Rouths eigener Angabe S. 341. im J. 1396; vgl. S. 327. unt.) geschrieben. Die andere wird von ihm S. 327. als cod. membraneus et antiquior bezeichnet.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.
Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Kritische Bemerkungen zu den Schriften des Cäcilius Cyprianus.

(Schluß.)

S. 229. Z. 11. ff.: Agnoscere enim se debet — qui deo militat, qui positus in caelestibus castris divina iam sperat, ut ad procellas et turbines mundi trepidatio nulla sit in nobis. W adgnoscere. S. 229. Z. 3. v. u. adgnovit, S. 233. Z. 20. adgnoscimus. Ueber diese Schreibung sehe man Wagner de orthograph. Vergil. p. 407. Im Folgenden lesen die Veroneser, die Neap. und zwey der Baluzeschen Handschriften, denen W. B. T. U und A beystimmen, *spirat*; ebenso Br. XV. S. 24. die Veroneser und die Beneventer Handschrift nebst den Neap. und Manuzio's, Rigault's und Fell's Ausgaben *spirantes* iam sola caelestia. Die Präposition *in* vor *nobis*, die man füglich entbehren kann, hat von den von mir verglichenen Handschriften bloß T von der zweyten Hand. Auch erkennen sie der Veroneser Cod. und sieben Englische nicht an.

— Z. 15 — 13. v. u.: Praemium vitae et gaudium salutis aeternae et perpetua securitas et possessio paradisi — — iam veniunt. Woher Baluze *securitas* genommen, ist unbekannt. Man setze dafür vielmehr mit den Handschriften und übrigen Ausgaben *laetitia*. So hat auch Augustinus contr. duas epist. Pelag. IV. 8. §. 22. T. X. p. 481. B.

S. 229. Z. 9. v. u. Scriptum est enim iustum fide vivere. *Enim* lassen alle von mir eingesehenen Handschriften nebst der Veroneser und den Neapolit. weg.

— Z. 8. v. u. si vere in Christum credis. Man lese vielmehr mit W. B. S. T. Ba. A und den Ausgaben vor Baluze *in deum* st. *in Christum*.

S. 230. Z. 24. ff.: Cum ergo Christum videre gaudere sit, nec possit esse gandium nostrum, nisi cum viderimus Christum. W. B. S. Bab u. T bieten mit dem Veroneser Cod. *nisi quis viderit* Chr.; *nisi quis* oder *qui viderit Chr.*, sechs und zwanzig alte, von Baluze verglichene Codd. *Nisi qui viderit Chr.* gibt *A.* Mit der *Vulgat.* stimmt bloß *U*, woraus deutlich hervorgeht, daß *cum viderimus* aus einem Glosseme geflossen ist.

S. 230. Z. 17 — 16. v. u.: Si tibi vir gravis et laudabilis aliquid polliceretur, haberes utique pollicenti fidem. Hier lassen W. B. S. T. Bb. U u. A mit der Veroneser und den Neap. Handschriften *utique*, welches einer Glosse ähnelt, weg. Ebenso Z. 15. *nunc* alle diese Handschriften und Ba und Z. 14. mit d. Verones. u. d. Neap. *tibi* nach *deus* und Z. 13. *tu* vor *dubitas*.

— Z. 12. v. u. Christum credentium dominum et magistrum. Ganz richtig W. B. S. Ba. U. A mit dem Veron. u. Benev. Cod. und Anfangs T *credendi. Dominum et* nahm zuerst van Pamele aus vier Handschriften auf, und ihm folgten unbedenklich Fell und Baluze. Durch ein Schreibversehen hat S *magisterium.* Drey italienische Codd., Bb und T (von zweyter Hand) und die Ausgaben vor Pamele, Fell u. Baluze mit Zustimmung Rouths

und Goldhorn's bieten *credentium* (so scheint ursprünglich auch W gehabt zu haben, da die letzte Sylbe von *credendi* in demselben einer spätern Hand angehört) *magistrum*. Während Z. 7. v. u. Baluze, Routh und Goldhorn gauderetis *utique* haben, lassen meine Handschriften, so wie die übrigen Ausgaben, *utique* mit Recht weg. Auch kommt es in dem Briefe an den Presbyter Turasius S. 169. nicht vor.

S. 231. Z. 9—10.: et Christus nos perducat ad deum patrem. Statt *Christus*, welches zuerst Baluze aus vier alten Handschriften aufnahm, lesen alle von mir verglichenen Codd. *spiritus*, und so schrieb auch Routh.

— Z. 23.: homines vero receptibiles in camino humiliationis. So zuerst van Pamele, dem die Spätern unbedenklich folgten. Alle meine Handschriften aber, Bb ausgenommen, nehmen von diesen Worten, die man füglich entbehren kann, Umgang.

— Z. 26. f.: Nudus exivi de utero matris. S und A *de utero matris meae*, entsprechend dem Griechischen ἐκ κοιλίας μητρός μου. Doch ziehe ich die Lesart meiner übrigen Handschriften, welche *de matris utero* lesen, vor. In dem Folgenden schreiben W. B. S. Ba, wie in den alten Ausgaben gelesen wird: Dominus dedit *et* dominus abstulit. Die übrigen Codd. und Ausgaben aber befolgen, wie der griechische Text, das Asyndeton. Hierauf die Veroneser Handschrift: Sicut domino *placuit* (st. *visum est*), wie es in dem Briefe an Turasius S. 168. und III. 6. an Quirinus heißt. Sodann vier Neap. Handschriften und U nebst den alten Ausgaben ita *et*. Doch ist *et* unnöthig. Vgl. d. Br. an Turas. a. a. O. u. III. 6. an Quirin.

— Z. 29.: Et cum eum uxor quoque compelleret. So W. B. Bab. U und Anfangs T nebst der Manuzischen, Routhischen und Goldhornischen Ausgabe; A uxor *quoque eius;* uxor *sua* die alten Ausgaben und die Erasmische, Gravesche und Morellische, uxor *quoque sua* die Pamelesche, Rigaultische und Fellische, uxor *sua quoque* S. Allein *eius* und *sua* sind offenbar pure Glosseme.

— Z. 4 v. u.: quando orabas tu et Sarra nurus tua. Die zwey letzten Worte sind zu streichen, da sie weder von meinen Handschriften noch von der Veroneser, den Neapol., neunzehn Baluzeschen und eilf Englischen anerkannt werden.

S. 232. Z. 5.: fortiter et patienter accipere. So T und zuerst von Pamele; richtig meine übrigen Handschriften und die frühern Ausgaben *excipere* st. *accipere*. Z. 25. Navis gubernator in tempestate dinoscitur. Die ältesten Ausgaben und die Goldhornische lesen *nam* gubernator. Statt *nam* schrieb Baluze nach zwei Handschriften *navis*. Ihm folgte Routh, ohne irgend eine Bemerkung beyzufügen. Sowohl die italienischen, als die von mir eingesehenen Handschriften haben keines von beyden, und damit stimmen auch Latini, von Pamele, Rigault und Fell. Die Bindepartikel *nam* ist hier unpassend, der Zusatz *navis* entbehrlich. Aehnlich sagt Basileios der Grosse in d. Homilie auf die Hungersnoth und Dürre, Bd. II. S. 67. E. ed. Garn.: κυβερνήτην μὲν γὰρ ὁ χειμὼν, καὶ τὸν ἀθλητὴν τὸ ςάδιον, τὸν ςρατηγὸν παράταξις — — δοκιμάζει καὶ βασανίζει u. s. w. — Unten schreibe man conflictatio in adversis probatio est *virtutis* (st. *veritatis*) nach Rouths Vorgang. Schon die Deventersche, nicht die Gravesche Ausgabe, wie Goldhorn irrig angibt, hat *v'tutis*. Im Folgenden, wo Rigault, Fell und Baluze *solida* est lesen, verbesserte schon Routh *solidata* est, was meine Handschriften bestätigen.

— Z. 15—14. v. u.: non vexari, sed emendari se dicit adversis, ut, dum gravius affligitur, verius probaretur. Zwey Neap. Handschriften und Erasmus und Heinr. v. Grave lesen *comprobetur*, T *roboretur*. Ich vermuthe *probetur*.

— Z. 7—6. v. u.: nos adversa non avocant virtutis et fidei veritate, sed corroborant in dolore. So wohl meine, als die italienischen Handschriften lesen comprobant. Daher wurde auch *corroborant* in dem Göttinger Exemplar der Manuz. Ausgabe in *comprobant* umgewandelt, welches dem Sprachgebrauche des Cyprianus ganz angemessen ist, wie man aus dem Vorhergehenden ersieht.

S. 233. Z. 1 ff.: Contra tot impetus vastitatis et mortis inconcussi animi virtutibus congredi quanta pectoris magnitudo est, quanta sub-

limitas inter ruinas generis humani stare erectum —? Richtig meine Handschriften mit Ausnahme der zweiten Bamberger *inconcussis*. So schon Hr. von Grave und die darauffolgenden Herausgeber. Mit Baluze stimmen Routh und Goldhorn. Sodann alle Handschriften und Ausgaben *et* quanta sublimitas. Statt *erectum* verbessere man *rectum* (so meine Handschriften und zwey Veroneser und die alten Drucke), wie schon Gronov (Observatt. p. 570.) zu lesen vorschlug, auf Seneca über die Vorsehung K. II. §. 6.: Catonem iam partibus non semel fractis stantem nihilominus inter ruinas publicas rectum, welche Stelle Cyprianus unstreitig vor Augen hatte, wie denn in dieser Schrift die Diction desselben nur zu oft an jenen Stoiker erinnert, hinweisend. Dem Engländer Routh entging Gronovs Bemerkung. Goldhorn gab stillschweigend *rectum*. Aehnlich sagt Cyprianus in der Schrift an Demetrianus S. 221.: Rectum de deus fecit. In der Schrift de lapsis S. 188., wo jetzt alta et erecta cervix nec quia cecidit, inflexa est gelesen wird, haben W und von der ersten Hand der Cod. Seguer. und B. richtig *recta*.

S. 233. Z. 4—5. Gratulari magis oportet et temporis munus amplecti. So alle Ausgaben vor der Routhischen, in welcher nach *magis* das Verbum *est* eingefügt ist. Da aber in den meisten Handschriften, welche Baluze und in zweyen, welche Routh eingesehen, ebenso in W. B. S. Bb. T. U. u. A *oportet*, wofür Ba *debes* hat, nicht vorkommt, so verknüpfe ich mit Routh und Goldhorn diese Worte mit *et quanta sublimitas inter ruinas generis humani stare rectum, nec cum eis, quibus spes in deum nulla est, iacere prostratum*, vor *gratulari* ein Komma setzend.

— Z. 5—6.: dum nostram fidem fortiter promimus. Statt des von Baluze wahrscheinlich aus dem Beneventer Cod. aufgenommenen *fortiter* führe man *firmiter* aus den frühern Ausgaben, mit welchen auch meine Handschriften stimmen, zurück. Im Folgenden, wo Baluze's Text so lautet: et (dum) labore tolerato ad Christum per angustam Christi viam pergimus, praemium *vitae eius* et fidei ipso iudicante capiamus, schwanken die Handschriften und Ausgaben zwischen *vitae* und *viae* und einige setzen *eius*, welches in S von anderer Hand übergeschrieben ist, hinzu, andere lassen es weg. Routh gab nach vier Handschriften *viae eius*. Allein *eius* ist offenbar ein Glossem. Demnach lese ich *vitae et fidei*.

S. 233. Z. 14—15.: Mortalitas ista ut Iudaeis et gentilibus et Christi hostibus pestis est, ita dei servis salutaris excessus est. Alle von mir eingesehenen Handschriften lassen in Uebereinstimmung mit der alten Veroneser und den Neapolitanischen und mit den ältesten Ausgaben, wozu noch die Morellische kommt, mit vollem Rechte die Vergleichungspartikeln *ut* und *ita* weg; denn durch die Beseitigung derselben gewinnt die Rede ganz besonders an Kraft und Nachdruck. Uebrigens vergl. d. Anmerk. z. Schrift an Donatus S. 2. Z. 22. ff.

Z. 15. ff.: Hoc quod sine ullo discrimine generis humani cum iniustis moriuntur et iusti, non est quod putetis bonis et malis interitum esse communem. W. B. Bab. T u. U *malis et bonis*, was als Gegensatz zu *iniusti et iusti* vor der Vulgat. den Vorzug verdient.

S. 234. Z. 11. f.: Nec enim deus sanguinem nostrum desiderat, sed fidem quaerit. Hier schwankt die Lesart sowohl in den Handschriften, als in den Ausgaben gar wunderbar. W. B. Ba. T. U. A bieten: *nec enim sanguinem deus nostrum, sed fidem quaerit.* S hat: *nec enim sang. nostr. d. quaerit, sed. fid.* Ebenso Morells Ausgabe, nur mit dem Unterschiede, daß sie *vestrum* st. *nostrum* gibt. Die ältesten Ausgaben und die Erasmische lesen: *nec enim sang. vestrum* (sic) *quaerit deus, sed fidem.* Latini, van Pamele, Rigault und Fell schrieben: *nec enim deus sanguinem nostr., sed fid. quaerit*, mit Zustimmung des Cod. Bb. H. von Grave hingegen: *nec enim deus sang. nostr. desiderat deus, sed fid. quaerit.* Routh setzte, der ersten Ausgabe und andern, wie er sagt, und einer seiner Handschriften folgend: *nec enim s. n. quaerit deus, sed fidem*, und nach ihm Goldhorn: *nec enim deus s. n. quaerit, sed fid.*. mit der Bemerkung: *Cum Routhio antiquissimam (!) lectionem restituimus.* Nach meinem Dafürhalten ist die zuerst angeführte Lesart, für welche schon

das Ansehen der Handschriften entscheidet, einer Seits der künstlichern Wortstellung, anderer Seits des oratorischen Nachdrucks wegen die passendste.

Durch diese Bemerkungen glaube ich zur Genüge dargethan zu haben, daß der Text der Cyprianischen Schriften ungeachtet der rühmlichen Bemühungen des gelehrten Etienne Baluze noch sehr im Argen liegt und nur mit Zurathziehung der ältesten und bewährtesten Handschriften und durch sorgfältige und umsichtige Kritik gründlich verbessert und der ursprünglichen Gestalt näher gebracht werden kann.

In der Sitzung vom 12. März wurde von dem außerordentlichen Mitgliede, Herrn Dr. Georg Martin Thomas folgender Vortrag gehalten:

Ueber Ptochoprodromus. Eine Miscelle zur griechischen Litteratur des XII. Jahrhunderts.

Unter den Handschriften, die, einst ein Besitzthum der Familie Nani, jetzt in der Bibliothek von S. Marco aufbewahrt werden, verdient für die mittelgriechische Literatur vornämlich eine besondere Rücksicht. Es ist dieß nach dem Kataloge „Graeci Codices manu scripti apud Nanios patricios Venetos asservati. Bononiae anno MDCCLXXXIV. Typis Laelii a Vulpe. Superiorum auctoritate“ p. 462 sqq. der Codex poeticus CCLXXXI: „codex bombycinus, in quarto, scriptus seculo XIII, vel XIV, constans chartis 189. Fuit Monasterii τῆς ἁγίας Αἰκατερίνης τῶν Σιναιτῶν.“

Der Katalog gibt einen ziemlich genauen Auszug des ganzen Codex. Uns berührt zunächst nur der Anfang; darin heißt es: pag. 1. incipiunt poematia, versibus politicis scripta. Auctor estne Dominus *Theodorus Prodromus?* vide Fabric. Bibl. Gr. vol. 6, p. 815. Joannes Italus fuitne etiam poeta? Auf der innern Seite des Deckels der Handschrift steht gleichfalls eine Inhaltsanzeige, welche für diesen Theil folgendes bemerkt:

1. Poetae cuiusdam Aulae Cpolitanae, qui alicubi Prodromus nominatur, carmina varia, versibus quidem politicis; in laudem Andronici Comneni, Alexii Comneni, Johannis Porphyrogeniti, Cantacuzeni, Manuelis Porphyrogeniti et aliorum ex familiis imperatoriis, quibus interdum res historicae tractantur, puta, victoria in Servia, pugna ad Danubium, contra Antiochenos, constructio pontis ad Abydum, res cum Alamanniae et Franciae regibus etc.

Von diesem Prodromus ist mehr von seinen Schriften als von ihm selbst bekannt. Theodorus Prodromus, so bei Fabricius Bibl. Gr. VI, p. 815, sive ut in manuscriptis codicibus frequenter, Cangio teste, appellatur Ptochoprodromus, inter Monachos Hilarionis cognomen adeptus claruit circa saeculi a Chr. n. duodecimi initia, Alexio et deinde Joanne Comneno imperium tenentibus scripsitque de Rhodanthes et Dosiclis amoribus libr. IX, versu iambico . . . alia Theodori huius scripta, qui honoris causa subinde Cyrus, h. e. κυρὸς sive κύριος, dominus Theodorus (ὁ φιλόσοφος κυρὸς Θεόδωρος) a Graecis dicitur, scripta non pauca exstant ...

Koraës, der im ersten Bande seiner Ἄτακτα zwey Klagegedichte dieses Ptochoprodromus an den Kaiser Manuel herausgegeben und erläutert hat, bemerkt in den prolegomenis unter anderm folgendes: (p. ϛ΄ ζ΄): *πότ' ἐγεννήθη καὶ πόσον ἔζησεν ὁ Πρόδρομος, δὲν εἶναι γνωςόν. Τοῦτο γινώσκεται βεβαίως, ὅτι ἔζη κατὰ τὴν δωδεκάτην ἑκατονταετηρίδα εἰς τὸ μεταξὺ τοῦ* 1143, *καὶ τοῦ* 1180 *ἔτους διάςημα, ὅσον ἐβασίλευσε καὶ Μανουὴλ ὁ Κομνηνὸς, πρὸς τὸν ὁποῖον ἀναφέρει τὰ ποιήματά του.*

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.
Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Ptochoprodromus.

(Schluß.)

Ἀπ' αὐτὰ μανθάνομεν, ὅτι ἦτο Μοναχὸς τὸ ἐπάγγελμα, καὶ ὅτι ἔπασχε πενίαν ἄκραν, τόσον πλέον ἀνυπόφορον, ὅσον ἐλιμοκτονεῖτο ἀπ' αὐτοὺς ἐκείνους τοὺς τρυφηλοὺς Μοναχοὺς, τῶν ὁποίων ἔβλεπε παρὼν τὰ συβαριτικὰ συμπόσια . . . Διὰ νὰ κρίνῃ τις τὸν Πρόδρομον καὶ τοῦ Προδρόμου τὰ ποιήματα, χωρὶς νὰ τὸν ἀδικήσῃ, χρεωςεῖ νὰ ἐρευνήσῃ τὴν σύγχρονον αὐτοῦ κοινὴν τοῦ ἔθνους ὅλου κατάςασιν, τὴν ὁποίαν εἰκονίζει ἀρκετὰ ἡ ποίησίς του.

Ὁ Πρόδρομος ἦτο σοφώτατος, ὄχι διὰ τὰ δύο του ταῦτα βάρβαρα ςιχουργήματα, ἀλλὰ διότι ἔγραψεν ἄλλα πολλὰ, καὶ πεζὰ καὶ ἔμμετρα, εἰς Ἑλληνικὴν γλῶσσαν, γραμματικὰ, ἱςορικὰ, φιλοσοφικὰ, ἀςρονομικὰ καὶ θεολογικὰ συγγράμματα, τῶν ὁποίων ὁ κατάλογος εὑρίσκεται εἰς τὸν Φαβρίκιον. Ἀλλ' ἡ σοφία τοῦ Προδρόμου δὲν ἦτο πλὴν πολυμάθεια χωρὶς κρίσιν, καὶ, ὡς λέγει ὁ Ἐπίκτητος, φιλοσοφία χωρὶς ἐγκέφαλον. Τοιαύτη ὅμως ἦτο, πλὴν ὀλίγων τινῶν ὅλων τῶν συγχρόνων τοῦ Προδρόμου λογίων ἀνδρῶν ἡ σοφία . . .

Noch übler wird unser Poetaster unter andern von Bernhardy (Grundriß der griechischen Litteratur, II. Theil, S. 1069) gezeichnet: „Theodorus Prodromus, oder wie er selber wegen der bittersten Armuth sich nennt, Ptochoprodromus, eine der kläglichsten Erscheinungen um die Mitte des 12. Jahrhunderts, Grammatiker und wider Willen Mönch, ein Mann von guter Herkunft und angemessener Erziehung, zeigt die Bildung und moralische Versunkenheit unter den Komnenen im unerfreulichsten Lichte. Zwar belesen im Profanen wie in der Bibel und emsig in der Behandlung der verschiedensten Stoffe, mit denen seine Zeit- und Berufsgenossen beschäftigt waren, ist er uns nur denkwürdig als derjenige Byzantiner, welcher nicht bloß den Gipfel des Ungeschmackes und der ungenießbarsten Dürftigkeit erreicht, sondern auch durch die volle Barbarey eines Neugriechischen Jargons mit Massen der dunkelsten, gemeinsten, zum Theil neugeprägten Wörter abschreckt. . . . u. s. w." „Von allem abweichend, für Geschichte der Sitten und Sprache wichtig die von Koraës im ersten Bande seiner Ἄτακτα 1828 herausgegebenen, im Romaischen Dialekt abgefaßten zwey Klagegedichte an K. Manuel Komnenus, 1051 Verse des identischen Theodorus Ptochoprodromus. In Prosa schreibt er sicher etwas erträglicher."

Und allerdings, selbst diese letztgenannten Erzeugnisse einer marklosen Muse vermögen kaum uns mit dem armen Dichter als solchen zu befreunden. Um vieles höher aber wird derselbe zu setzen seyn, wenn die historischen Gedichte des obenberührten Codex Nanianus seine Vaterschaft beurkunden dürfen. Denn so viel eine flüchtige Einschau in den zwar ziemlich gut erhaltenen, aber äußerst fein und „*minutissimis litteris*" geschriebenen Codex zu überblicken erlaubt hat, zeichnen sich diese πολιτικοὶ ςιχοὶ durch eine mehr lautere Diction und eine weniger geschmacklose Färbung in Bild und Gleichniß vortheilhaft aus. Selbst der Stegreif des quantitätslosen, im Takte des Mühlrads sich eintönig abklappernden Verses hat, vorzüglich durch den Rhythmus einzelner Worte, eine erträglichere Gestalt gewonnen. Ueberladung und

Uebertreibung im Bombast neugefügter Wörter, wie im Preise seiner Helden und im Prunke der Thaten darf bey Prodromus so wenig als bey irgend einem Hofpoeten auffallen; geschweige bey jenen, welche durch die Pforten des Blachernen- oder Bukoleon-Palastes ihre sanften Schritte lenkten.

Doch wir haben es hier nicht mit der ästhetischen Kritik unseres höfischen Versechmiedes zu thun, das was unsere Aufmerksamkeit auf ihn und die besagte Handschrift überhaupt gelenkt hat, war die Bedeutung, welche ihr Inhalt für die Geschichte zu bieten scheint; für die Geschichte eines Jahrhunderts, das bey aller inneren Verweichlichung und Verdumpfung im byzantinischen Reiche eine Nachblüthe schriftstellerischer Thätigkeit, und aus dem Komnenengeschlecht mehrere Fürsten aufzuweisen hat, welchen wenigstens neben den Fehlern der Gewalthaber doch auch ihre Tugenden innewohnten; Herrscher, die namentlich die gefährlichen Feinde von außen, die Normannen des Westens, die nordischen Nachbarn, die Ungarn und Russen, die Bulgaren und Serben männlich zurückwiesen, während zugleich Fluthen von christlichen Abenteurern und Räubern durch die Kreuzzüge über das griechische Reich sich ergoßen, und von ferne, aber immer näher die Kinder der Hagar (vgl. Eustath. Thessal. bey Tafel Thessalonica p. 405 u. eben denselben: Komnenen u. Normannen p. 209), die Türken, die faulenden Pfeiler desselben erschütterten.

Je vorsichtiger die spärlichen Quellen zur Geschichte dieser Zeit zu gebrauchen sind — ein großer Theil derselben ist entweder in rhetorisierender und einseitiger Annalistik oder in Gelegenheitsreden und geistlichen Ansprachen niedergelegt — um so erwünschter muß jede neue Zugabe der Art seyn, da es hier gilt, aus vielem Sand hie und da ein Korn historischer Wahrheit auszulesen, ähnlich wie im Zeitalter der späteren römischen Kaiser aus Panegyriken, Briefen und Lobesgedichten die Wahrheit der Dinge sorgfältig ausgehülst werden muß.

In diesem Betracht müssen jene historischen Gedichte oder Verse unseres Prodromus als ein nicht unansehnlicher Fund erscheinen, da aus ihm gewiß manches geschöpft werden wird, was die Thatsachen, Personen und Oertlichkeiten vielfach beleuchten und bestimmen läßt. An Wichtigkeit und Reichthum mit unserem Codex wetteifert nur ein Pariser, welchen F. J. G. La Porte-du Theil ausführlich beschrieben und mit äußerst genauen Excerpten begleitet hat in den Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale etc. Tom. VI, p. 516 — 565. Tom. VII. p. 2, p. 235 — 260. Tom. VIII, p. 2, p. 78 — 219. Es ist dieses ein „manuscrit de la bibliothèque du Vatican, coté CCCV, parmi les manuscrits Grecs." Ein griechischer Index der Stücke des Prodromus findet sich auf Fol. 4 des Manuscriptes selbst: denselben hat du Theil (T. VI. p. 516 — 518) abgedruckt, und bemerkt dazu:

D'après cet index on voit que le volume contient un très-grand nombre d'opuscules de Théodôre Prodrome, demeurés, jusqu'à cette heure, non-seulement anecdotes, mais même totalement inconnus.

Je vais en rendre un compte exact. Je ne me bornerai point à donner simplement une notice de chacun de ces opuscules, selon l'ordre dans lequel le manuscrit les présente; il y en aura plusieurs dont je transcrirai le texte en entier.

Je ne manquerai point non plus de marquer les articles qui ont été déja publiés.

Comme un assez grand nombre de ces opuscules, ou se rapportent à des faits historiques, ou sont adressés à des personnages qui ont joué des grands rôles sous le règne des Comnènes, je me persuade que cette notice, et les remarques dont elle sera souvent accompagnée, ne laisseront pas d'intéresser les lecteurs. —

Gelegentlich versprach du Theil auch eine genauere Biographie unseres vielschreibenden Prodromus (vgl. l. l. VII, p. 2, p. 237 n. 5): indépendamment de ce que j'ai déja dit sur cet auteur, je donnerai une notice detaillée de sa vie et un index de tous ses ouvrages, à la suite des articles qui lui appartiennent dans notre manuscrit.

In der bezeichneten Weise und an dem angegebenen Orte ist das nicht geschehen; auch, so viel ich erfahren konnte, nicht an einem zweyten Platze.

Dafür bieten freylich die einzelnen Artikel desselben sowohl eine Fülle historischer Erläuterungen zu jener Zeit als auch manche Notizen zum Leben des Schriftstellers, die aus einzelnen seiner Stücke

sich erheben lassen: so z. B. Artikel XXX (T. VIII, p. II. p. 78 sq.).

Sobald es Muße und Kraft gestattet, wird es mein und meines Hodegeten — des Prof. Tafel — Bestreben seyn, uns abschriftlich in den Besitz des Venetianer Codex zu setzen, der außer jenem Prodromus namentlich noch wichtige Stücke des Nicetas Acominatus und des Georgius Acropolita enthält, (vgl. den Catal. Codd. Gr. apud Nanios p. 474); im Index der Handschrift selbst sind jene Stücke gleichfalls hervorgehoben: Nicetae Choniatae, logothetae secretorum et judiciorum Ephori, et judicis veli etc. orationes variae ad Isaacium Angelum imperatorem et de aliis rebus. — Georgii Acropolitae oratio funebris Johannis Ducae Vatatzis. Neuerdings hat Joseph Müller in Wien*) auf diese Handschrift aufmerksam gemacht: vgl. dessen byzantinische Analekten aus Handschriften der S. Markus-Bibliothek zu Venedig und der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Aus dem Julihefte des Jahrg. 1852 der Sitzungsberichte der philos. histor. Classe der kaiserl. Akad. d. W. (IX. B. S. 336) besonders abgedruckt.

Die Abschrift des fast mehr als winzig geschriebenen und theilweise verblichenen Codex würde die Arbeit eines Jahres ausfüllen. Einer Probe des Prodromus jedoch wollten wir nicht entbehren, und wählten deßhalb ein kleineres Gedicht, das hiermit im Urtexte und in freier Verdeutschung bekannt gegeben wird.

Es feyert den Kaiser Manuel als ritterlichen Kämpfer mit dem Tschupanen der Serben. Manuel, ausgezeichnet durch Größe, Kraft und Gewandtheit des Körpers, (Cinnam. l. III, c. 9. p. 63: ἥρωσι γὰρ ἀτεχνῶς ἐῴκει, ἅτε τῷ ξένῳ τῆς ἱππασίας καὶ τῆς ἀμφιδεξίου περὶ τὰ ὅπλα κινήσεως πολλῷ διηνεγκών. — Eustath. Manuel. Imper. laudat. funebr. c. 23, (opuscul. ed. Tafel p. 201): μεγέθους μὲν γὰρ ἐπέβη, ὅπερ εἴ τις ὑπεραναβαίη, ἐγγραφήσεται ὡς εἰς γίγαντα· καὶ ἡ φύσις ἄλλως αὐτὸν ἢ κατὰ τοὺς λοιποὺς ἐσερέωσεν, εἰς ὀσέωσιν ἁδρὰν καὶ ὡς εἰπεῖν λεοντώδη ἀπευθύνασα ἑαυτήν. Vgl. Tafel Komnenen und Normannen p. 26, Note 36), — that in diesem Feldzuge Wunder der Tapferkeit, dem schwäbischen Konrad jenes Jahrhunderts vergleichbar, (vgl. die ausführliche Schilderung bey Cinnamus l. III, c. 7 — 9. p. 60 — 65, (104 — 113 ed. Bonn.). Denn daß dieser dalmatinisch-serbische Feldzug des Kaisers in unserem Gedichte gemeint ist, geht namentlich daraus hervor, daß in ihm, wie bey Cinnamus (l. l. c. 7: καὶ δὴ συμβολῆς γενομένης Οὖννοι πρὸς τῶν Ῥωμαίων ἡττηθέντες φεύγοντες ἐς τὸ τοῦ ποταμοῦ Στρυμόνος (dieser Name ist verdorben, wahrscheinlich ist der Grenzfluß Bosniens und Serbiens Δρινᾶς gemeint) ῥεῖμα καθῆκαν ἑαυτούς. ἔνθα μετρίους ἀποβαλόντες ᾤχοντο ἀμεταστρεπτὶ, Ῥωμαῖοι δὲ φεύγουσι κατὰ νώτου ἀεὶ εἵποντο, ἐπὶ Τάραν τε ποταμὸν ἐλθόντες, ἐπειδήπερ οὐδένα σφίσιν ἀντεπεξιόντα ἔβλεπον, παλινῳδίας ἐμέμνηντο. ...... μεχρὶ μὲν ποταμοῦ Τάρα γεγονόσιν οὐδὲν οὐδαμόθεν Ῥωμαίοις διεφάνη πολέμιον· ἐπεὶ δὲ ἐνταῦθα ἦλθον, Δαλματῶν ἀνάριθμος ὅμιλος οὔπω ἡλίου τὸν δυτικὸν ὁρίζοντα παραμείψαντος ὅπλοις κατάφρακτος ἐξεφάνη), der Fluß Taras mit als Schauplatz des Krieges erscheint. Einen kurzen Bericht dieses Ereignisses gibt Wilken de Comnenis p. 561: „Imperator Dalmatiam ingressus Rasum castellum evertit, Nicabam expugnavit, alias porro urbes populatus, propter ingruentem hyemem Constantinopolin remigravit. Altero vere Naisum castra movit: ubi, quum Dalmatis ab Hungaris mitti auxilia comperit, Savo et Dravo fluviis transitis Bosniam, regionem Archisupano Serviae haud subjectam, ingressus, felicem ad Taran fluvium cum junctis Dalmatarum et Hungarorum copiis pugnam habuit; ipse Imperator fortissima facta perpetravit, Alexii avi fortitudinem aemulatus.“ Das Jahr ist 1150 n. Chr.

*) Jetzt in Mailand.

Εἰς τὸν αὐτὸν, ὅτε ἐμονομάχησε μετὰ τοῦ παλαμναίου Σέρβου.

1. Ὁ Τάρας ἐκταράττεται καὶ δυσωπεῖ καὶ λέγει· ἐτάραξας τοῦ ῥεῖθρά μου, νεκρῶν ἐγέμισάς με, ἐξώζεσεν ἡ κοίτη μου, τὸ ῥεῦμα μου στενοῦται.	Der Taras tobet aufgestört, schaut finstern Blicks und rufet: Gestöret hast du meine Flut, mit Leichen mich beladen, Aufzischte meines Bettes Grund und meine Strömung seufzet:

κρατεῖ, πορφυροβλάστητε, τὸ ῥεῦμα τοῦ θυμοῦ σου.
Ὁ Σάβας ἱκετεύει σε, κλάδε σεπτῆς πορφύρας,
ἀρκοῦσί σοι τὰ πτώματα τῶν Σέρβων καὶ τῶν Οὔγκρων;
ὁ τῶν αἱμάτων ποταμὸς βάπτει τὰ ῥεύματά μου.
Εἰς τῆς Σερβίας τὸν βουνὸν, τὸν ὑψηλὸν ἐκεῖνον,
τὰς κέδρους ἐπυρπόλησεν ἡ φλὸξ ἡ τοῦ θυμοῦ σου,
καὶ πᾶς ἐκεῖνος ὁ βουνὸς ἐκάπνιζεν ὁ μέγας
ἀπὸ τοῦ φόβου τοῦ θυμοῦ καὶ τῆς πολλῆς ὀργῆς σου.
Ἐπὶ τὴν γῆν ἐπέβλεψας τῶν Σέρβων, αὐτοκράτορ,
καὶ τρόμος κατεσπάραξε τὴν ἅπασαν Σερβίαν·
ἐκ τοῦ σεισμοῦ τοῦ κράτους σου καὶ τοῦ πολλοῦ σου φόβου,
καὶ τῆς κρατίςης σου χειρὸς καὶ τῆς φρικτῆς ἀνδρείας.
Μέσον Σερβίας ἔπηξας τῆς κόρτης τοὺς πασσάλους,
καὶ πᾶσαν ἐπεσάλευσας τὴν χώραν τῆς Σερβίας,
καὶ τοῖς πασσάλοις τῶν βελῶν κατέτρωσας τοὺς Σέρβους.
Ἀπέλυσας τὰς ἀςραπὰς τῆς δόξης σου μακρόθεν·
μυρίας μόνος ἔτρεψας δυνάμεις ἐναντίας,
καὶ τὸν Σατὰν τὸν ἰσχυρὸν ἀνεῖλες αὐτοχείρως.
Τίς ἀριθμήσει, Κομνηνὲ, τὸ κράτος τῶν χειρῶν σου;
χιλίους εἷς ἐδίωξας, κατέβαλες μυρίους,
καὶ τέλος καθυπέταξας τοῦ κράλη τὸν ςρατάρχον.
Εἴδετε, Σέρβοι, Κομνηνὸν, εἴδετε βασιλέα,

ἠκούσατε βρυχήματα βασιλικὰ, ζουπάνοι:

Ἔ λέων, Βουκολεόντιος μεγαλοπαλατίτης,
ἔ λέων μέγας βασιλεὺς, ἔ σκύμνος τῆς πορφύρας,
ὁ μόνοις τοῖς βρυχήμασιν νικῶν τοὺς ἀντιπάλους.

Es waltet nun, o Purpursproß, die Strömung deines Mutes.
Der Sabas fleht um Gnade dich, du Zweig des hehren Purpurs:
Genüget dir der Niedersturz der Serben und der Ungarn?
Die Ströme Blutes färben mir die Wellen meiner Wasser.
Dort auf der Höhe Serbiens, dem steilen Bergesrücken,
Verbrannte deines Zornes Flamm' der Cedern schlanke Stämme,
Und jenes mächt'ge Hügelhaupt aufdampft' es ganz im Rauche,
Aus Furcht vor deinem Zornesmut und deinem argen Grimme.
Du blicktest nur auf's Serben Land, du unbeschränkter Herrscher,
Und grauses Zittern schütterte der Serben ganze Lande;
Es bebt vor deiner Fürstenmacht, aus Furcht vor deiner Rache,
Ob deiner Hände Allgewalt und deiner Kühnheit Schrecken.
Immitten in der Serben Burg schlugst ein du deine Pfähle
Und rütteltest das ganze Land der Serben, daß es schwankte,
Und mit den Pfählen, die du warfst, zerschlugst du graus die Serben.
Die Donnerkeile deines Ruhms entsandtst du weithin leuchtend:
Allein zwangst du die tausende von feindlichen Gewalten,
Und tödtetest mit eigner Faust den Satanas den starken.
Wer könnte zählen, o Komnen, die Thaten deiner Hände?
Allein verfolgst du tausende, zehntausend warfst du nieder,
Zu deinen Füßen lag zuletzt der Kriegshauptmann des Kralen.
Ihr sahet, Serben, den Komnen, ihr saht den großen König,
Ihr hörtet laut das Schlachtgebrüll des Königs, ihr Tschupanen:
He, Löwe, des Bukoleon großfürstlicher Obwalter,
He, Löwe, großer König, he, du Löwensohn im Purpur,
Der mit dem bloßen Schreckgebrüll besiegte seine Gegner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juni.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die Religion der Hellenen, aus den Mythen, den Lehren der Philosophen und dem Cultus entwickelt und dargestellt von Wilhelm Friedrich Rinck. Erster Theil. Von Gott und dem Verhältniß der Welt und der Menschen zu Gott. Zürich. Verlag von Meyer und Zeller. 1853. gr. 8. (Mit der Notiz auf dem Titel: „der zweyte (letzte) Theil, enthaltend den Kultus und die Lehre von der Ewigkeit und der Heiligung, wird spätestens um nächste Michaelismesse erscheinen.)“ S. XXXII. (Vorrede, Inhalts-Anzeige und Verbesserungen,) und S. 1—37 Einleitung; endlich S. 38—368 in 60 Paragraphen der Vortrag selbst, nach der Eintheilung in drey Religionsperioden.

Der ehrwürdige Verfasser, jetzt evangelischer Pfarrer im badischen Oberlande, ehemals unser gelehrter Mitbürger und Mitglied des Heidelberger philologischen Seminars, darauf Prediger der deutsch-protestantischen Gemeinde in Venedig, hat schon in mehrern deutschen und italienischen Schriften über biblische und altclassische Literatur und Kunst hinlänglich bewiesen, wie geschickt und gewissenhaft er jene vortheilhafte Stellung zu benützen verstanden, und tritt nach langen Jahren erst jetzt mit diesem größeren Werke hervor, worin er die Ergebnisse seiner unermüdlichen Forschungen über Religionsgeschichte vom Standpuncte des Griechenvolkes niedergelegt hat.

Das literarische Element betreffend, so erweist sich der Verfasser allenthalben als einen tüchtigen Philologen und Kritiker, und die Stellen der griechischen Dichter, zu denen er aus Marcianischen und andern italischen Codd. ungedruckte Scholien und Varianten mittheilt, so wie seine kritischen Bemerkungen über Stellen der alten Philosophen, als Früchte seiner frühern Studien, verleihen diesem Werke ganz unabhängig von seinem übrigen Inhalt einen eigenen philologischen Werth, namentlich was den Hesiodus, den Plato und die Platoniker betrifft. — Andererseits jedoch, wie zur Steuer der Wahrheit gleichfalls bemerkt werden muß, hat die spätere isolirte Lage des Verfassers und seine langjährige Entfernung von literarischen Hilfsmitteln auf das Buch einen nachtheiligen Einfluß geäußert, der von zwey Seiten hervortritt, einmal, daß er mit einer zu großen Ausführlichkeit mythologische Systeme und Ansichten bespricht, die am Anfang unseres Jahrhunderts ein gewisses Aufsehen erregt hatten, heut zu Tage aber als abgethan betrachtet werden können, wobey ich an Gottfried Hermann's Paradoxien erinnere, eines großen Kritikers, dessen unsterbliche Verdienste aber auf einem ganz andern Gebiete lagen, als dem mythologischen. Daß ich, den unser Verf. (S. XIII.) seinen Lehrer nennt, damals den Lehrsätzen dieses Mannes große Aufmerksamkeit schenkte, rechtfertigt anjetzo solche wiederholte Erörterungen nicht; wogegen ich bedauern muß, daß unserm Verfasser die französische soeben beendigte Ausgabe der Symbolik und Mytholgie, wie es scheint, unbekannt geblieben, die ihm doch für den Abgang so vieler mythologischer und archäologischer

Hilfsmittel hätte Ersatz leisten können. Hiermit abér berühre ich den zweyten Mangel, der aus den späteren Verhältnissen des Herrn Rinck entsprungen ist, nämlich, daß er fast keine der vielen Entdeckungen und Erläuterungen in den Ländern der alten Welt, von Oberasien an bis nach Italien hin, hat benützen können, die in dem letzten Decennium zu Tage gefördert worden, und wovon ich mehrere im vorigen Jahrgange dieser Anzeigen Nr. 35 ff. besprochen habe.

Jedoch können und sollen diese Bemerkungen dem übrigen Werthe dieses Buches keinen Eintrag thun. Im Gegentheil erkennen wir dasselbe als die gereifte Frucht der anhaltenden und vielseitigen Studien eines gelehrten Veteranen an, der immer auf die Quellen zurückweist, die er zum öfteren kritisch behandelt und bey großer Belesenheit in den Schriften älterer und neuerer Mythologen sich doch in allen Punkten die Selbstständigkeit seines Urtheils zu bewahren weiß, und die Klarheit seiner Ideen in einem durchaus verständlichen, edelpopulären Vortrag beurkundet.

Obgleich nun der große Gegenstand, den diese Schrift behandelt, die Fülle ihres Inhaltes und selbst manche Einreden, die gegen mehrere Mythen-Deutungen und Lehrmeinungen des Verfassers zu machen wären, zu einem genauen Eingehen in das Einzelne dieser Paragraphen einzuladen sehr geeignet wären, so muß Referent doch auf eine so interessante Nachweisung verzichten, theils weil der Umfang dieser Gelehrten Anzeigen solche Ausführungen nicht gestattet, theils weil er hoffen darf, daß dieses Werk nach Erscheinung seines zweyten Theils eine gebührende Würdigung, etwa in einer philologischen Zeitschrift finden werde. Hier muß ich mich darauf beschränken, erstens den Standpunkt, von dem der Verfasser ausgeht, im Allgemeinen zu bezeichnen, sodann Rubriken der Gegenstände, die hier abgehandelt werden, in ihrer Folge anzugeben, und endlich einige kritische Punkte hervorzuheben die hier gelegentlich berührt worden sind.

Was nun das erste betrifft, so geht Hr. Rinck von dem Grundsatz aus, daß nur von der Höhe der christlichen Weltbetrachtung sich dem Philologen die classische Welt in ihrer Wahrheit und Schönheit aufschließe, und spricht sich in der Vorrede über seine Intentionen bey dieser Schrift buchstäblich so aus: „Meine Absicht war, nicht den Aberglauben in seinen Verirrungen zu verfolgen und vom christlichen Standpunkte aus zu richten, sondern die Wahrheit, die ihm zu Grunde liegt, und deren sich die besseren Geister mehr oder weniger bewußt waren, aufzusuchen, und die unbestrittene Frömmigkeit der Alten in ihrem Rechte und ihrer ursprünglichen Lauterkeit nachzuweisen. Ist mir dieses Bestreben gelungen, so werden die erstorbenen Götter Griechenlands wieder anheben zu leben, und sich in die Vorhallen des christlichen Tempels stellen, nicht um von neuem angebetet zu werden, nicht um einem neuen Heidenthum Vorschub zu thun, sondern indem sie sich der Religionsgeschichte wie ein Theil dem Ganzen einreihen, wird dadurch, daß eine und dieselbe bald mehr bald weniger begriffene Wahrheit in allen Religionen wiederkehrt, der Unglaube, der diese Wahrheit in Frage oder in Abrede stellt, beschämt, und sowohl der Religionsphilosophie als der allgemeinen Anerkennung der geoffenbarten Religion ein Dienst geleistet.“ Daß diese Worte zu rechter Zeit gesprochen sind, und daß dieses ganze Buch als ein höchst zeitgemäßes zu begrüßen ist, werden mit mir alle Diejenigen anerkennen, welche die Verdächtigungen der classischen Studien, die sich neuerdings unter uns, wenn auch meistens noch schüchtern, hervorwagen, in Frankreich aber von Seiten einer jesuitischen Laien- und Clericalen-Parthey öffentlich und kühner auftreten, mit Betrübniß wahrnehmen müssen. — „Mein Plan ist, fährt der Verf. im Verfolg fort, wie auf dem Titel angedeutet worden, theils ein engerer theils ein weiterer als der meiner Vorgänger: er will nicht alle Mythen des griechischen Volkes behandeln, sondern nur die sich auf die Religionslehre beziehen, dagegen aber zugleich die gottesdienstlichen Einrichtungen und Gebräuche in den Kreis der Untersuchung ziehen, und die nicht in mythischer Form eingekleideten Lehren von Gott und seiner Verehrung, von unsern Pflichten und unserer künftigen Bestimmung berücksichtigen.“ (Aber dieß ist ja in der „Symbolik und Mythologie der alten Völker besonders der Griechen“ und zwar in allen drey Ausgaben geschehen, und wenn der Verfasser von Vorgängern ganz im Allgemeinen spricht, so

hätte er an dieser Stelle hauptsächlich doch wohl den ausdrücklich ausnehmen sollen, den er S. IX. seinen Lehrer nennt, dessen Buch er benutzt habe.)

Nach den obigen allgemeinen Charakteristiken dieser Schrift fürchte ich nicht, daß der Verfasser selbst oder irgend ein anderer Leser in dieser Reclamation den Vorwurf des Plagiats oder auch nur des Mangels an Originalität finden werde. Im Gegentheil, wie man in früheren Rinckischen Arbeiten oft ein zu lebhaftes Streben nach Eigenthümlichkeit hat finden wollen, so lassen sich auch in dieser dergleichen Spuren nicht verkennen. Doch will ich zum Schluß dieser allgemeinen Bemerkungen an einige Stellen erinnern, worin der Geist dieses wahrhaft christlichen Buches besonders entschieden ausgesprochen ist. So heißt es S. 18. — „Aber die Religion der alten Griechen — hat weder die unmittelbare Offenbarung noch die Vernunft als das Vermögen zu philosophiren zu ihrem Princip, sondern dieses Princip wird vom Apostel Paulus folgendermaßen bezeichnet, Apostelgeschichte 17. 27. f.: „„Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir““; Röm. I. 19.: Das Wissen, daß ein Gott sey, ist ihnen kund, deine Gottheit ist ihnen kund gethan. „„Die Mythologie ist der Commentar zu diesen Schriftstellen.““

Den Schluß der Einleitung will ich fast ganz hierhersetzen. (S. 36 f.) „Das Heidenthum ist ja nach dem bildlichen Ausdruck Pauli (Röm. 11, 17) als ein wilder Oelbaum auf den edlen gepfropft worden. Die Möglichkeit dieses Pfropfens setzt einige Aehnlichkeit voraus. Diese nicht etwa bloß in einzelnen äußeren Erscheinungen und religiösen Gebräuchen, sondern vornehmlich im innersten Grund und Wesen zu erforschen und nachzuweisen liegt im Interesse der Wissenschaft und der Religion, und ist ein Hauptzweck dieses Buches. Da die Wahrheit im Christenthum erschienen ist, so haben wir in demselben einen Maßstab, woran wir alle Religionen messen können: An dem Lichte der Offenbarung würdige man das dunkele Ahnen der Vorzeit, an der Rede des Mannes das Lallen der Kinder. Es ist etwas Bleibendes und Festes in Vielerley Gepräge. Den veränderlichen Ansichten von den Glaubenslehren stehen sie selbst vor, das Dogma seiner Geschichte, sowie in der Staatengeschichte über dem Thun und Lassen der Völker die feste Regel des Handels, das Sittengesetz steht, an welchem ihr Leben gerichtet wird. Das Heidenthum wird so eine ehrwürdige Mondnacht, deren Licht von der Sonne des Heils geborgt ist. Im Gegensatz mit der Mondnacht geht die Sonne selbst um so schöner über unsern Häuptern auf; das Christenthum ragt als vollendete Königin über die ältern Schwestern, die Weisen des Alterthums bringen Christo ihre Huldigungen dar; viele Zungen stammeln und singen sein Lob und rufen: in ihm findet, wie das Gesetz, so auch das Heidenthum seine Erfüllung, ihm sey Ehre von Anfang bis in Ewigkeit! Amen“. Referent braucht dem Leser wohl nicht zu sagen, wie sehr diese Ansichten mit den seinigen übereinstimmen.

Der zweyte Punct, der nun zu besprechen wäre, ist der Inhalt selbst in der ganzen Folge der Paragraphen. Aber wenn ich auch nur die Rubriken oder Inhaltsangaben derselben, 60 an der Zahl, aufzählen wollte, die der Verf. zur bequemen Uebersicht für den Leser vorausgeschickt hat, so hätte ich nicht weniger als einunddreyßig Seiten abzuschreiben. Ich beschränke mich daher, um den Gang der Vorträge anzudeuten, auf Folgendes: S. XI.—XIII. Einleitung (S. 1—37; woraus im Vorhergehenden Proben mitgetheilt worden sind.) S. XIII. vergl. S. 38 Eintheilung in drey Religionsperioden. „Wir unterscheiden drey Götterdynastien nach drey Zeitperioden; daher Cicero (N. D. III. 21.) dreyerley Juppiter, d. h. Obergötter kennt: der erste habe den Aether, der zweyte den Himmel und der dritte den Kronos zum Vater. Nennen wir jeden mit seinem eigentlichen Namen, so war der erste laut der Theogonie Uranos, der zweyte Kronos und der dritte Zeus. Die erste Periode ist die der Ureinwohner Griechenlands, die zweyte geht bis Cecrops und ist durch phönicische Einflüße bedingt, und die dritte reicht von Cecrops bis zu den einheimischen Dichtern, welche das Ausländische zusammen verarbeitet und einheimisch gemacht haben.“ Die erste dieser drey Perioden wird in einem einzigen Paragraphen angedeutet: Die älteste Periode der Ureinwohner. §. 1.

„Die Pelasger verehrten den Uranos, die Gäa, Sonne, Mond und Sterne." (S. 38. f.) „Die zweyte griechisch-phönicische Periode bis Cecrops. §. 2. Zwölf Titanen (γηγενεῖς), Kronos-Baal-Moloch (strahlende Sonne) an der Spitze" (S. 38 — 161). „Die dritte ägyptisch-hellenische Periode von Cecrops bis und mit Homer und Hesiod." (S. 161 — 368 womit dieser erste Theil endigt.)

Nach einleitenden Bemerkungen werden beyde letztern Perioden nach folgenden Gesichtspunkten abgehandelt:

A. Von der Gottheit an sich. (§. 34—43 S. 182—214.)

B. Wie verhält sich die Welt zu Gott? (§. 44—47. S. 214).

C. Wie verhält sich der Mensch zu Gott? (§. 48 — 60. S. 243 — 368).

Wenn wir nun bedauren müssen, den gelehrten Verfasser auf seinem ein so großes und reiches Gebiet berührenden Wege nicht selbst begleiten zu können, so müssen wir ihn auch selbst beklagen, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, so vieles zu benützen, was diese letztern Jahrzehnte in Kunst und Literatur zu Tage gefördert; denn wenn man diese Rubriken überblickt, so denkt man unwillkührlich daran, wie sehr diesen forschenden Gelehrten die neueren Entdeckungen über die assyrischen, ägyptischen, phönicischen, lycischen Oertlichkeiten, Religionen, Mythen und Culte hätten fördern können. Daß ihm aber auch Manches von den neuern Kritiken über griechische Poesie und Literatur unbekannt geblieben, davon werden sich einige Beyspiele zeigen, wenn ich zuletzt die kritischen Punkte, worin der Verfasser seinen kritischen Beruf selbst genügend bewährt hat, hervorheben werde.

Daß der Weg, den der Verf. eingeschlagen, hauptsächlich der Hesiodeischen Theogonie folgt, ergibt sich aus der Natur der Sache. Daß er aber dieses Gedicht an sehr vielen Stellen kritisch beleuchtet, und dabey von seinen handschriftlichen Hilfsmitteln fleißigen Gebrauch macht, sehen wir schon bald nach dem Anfange der Einleitung, wo die verschiedenen Namen und Abtheilungen der Poeme besprochen werden, die unter des Hesiodus Namen überliefert sind, wo Hr. Rinck nicht nur seine Vorgänger Clericus, F. A. Wolf, Lennep und Mützel abhört, sondern auch unter andern Citaten auf das eines ungedruckten Scholiasten zu Theogonie vs. 142 aufmerksam macht (S. 14 f.), wo Hesiodus ἐν τῷ τῶν Λευκιππιδῶν καταλόγῳ angeführt wird. — Aber wenn S. 40 f. gesagt wird: „Die Titanen waren die frühern Götter, sagt ausdrücklich Hesiod (Theog. 424). Mit Unrecht hält man sie daher für eine Periode der Kosmischen Entwickelung, für elementarische Kräfte" u. s. w., so ist zu bemerken, daß jener Vers in den Kreis des Gesangs von der Hekate fällt; worüber E. Gerhard's Vorlesung: über Hecate bey Hesiod. vs. 411 — 424 Berlin 1852, unserm Verfasser unbekannt geblieben. — S. 74: „Vom Thierischen, aber nicht von allen Dingen ist nach orphisch-hesiodischer Lehre das Wasser der Urgrund. Der Wundermann Thaumas, aus dem Meere und der Erde entsprossen, erzeugte mit der Okeanine Elektra nicht allein den Regenbogen sondern auch andere seltsame Lusterscheinungen, die Harpyien u. s. w. „Zu Thaumas wird bemerkt: „Der ungedruckte Scholiast zu Hesiod in der von Demetrius Triklinius geschriebenen Marcianischen Handschrift Nr. 464 erklärt den Thaumas τὸ ἐν τῇ θαλάσσῃ θάμβος." Es folgen Erklärungen über die Harpyien; worüber man jetzt vergleiche: Xanthian Marbles: the Harpy Monument. A disquisitional Essay [by W. Lloyd. London 1844]. S. 87 f. not. 1. zu der Stelle über den Typhon bemerkt der Verf.: „Aus jener ganzen Beschreibung ist die Lesart Theog. 307 zu beurtheilen, welche in den gewöhnlichen Ausgaben δεινόν θ'ὑβριστήν τ'ἄνεμον lautet, aber in der florentinischen Handschrift des Herrn von Schellersheim und der gleichfalls von mir eingesehenen von Triklinius geschriebenen Marcianer Handschrift Nr. 464 und vielen andern zu verbessern ist, wie schon das Versmaß erfordert: δεινόν θ'ὑβριστήν ἄνομον θ'."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juni.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

1. **Le Parthenon**, Documents pour servir à une restauration réunis et publiés par **L. de Laborde**, Membre de l'Institut, avec la collaboration de **M. Paccart**, Architecte. Paris chez Leleux libraire. 1848.

2. Archäologisch-artistische Mittheilungen mit 22 Platten über die Ausgrabungen auf der Akropolis zu Athen 1835, 36 u. 37, gezeichnet und beschrieben von L. K. Heller, Bildhauer und Professor an der Königl. polytechnischen Schule zu Nürnberg, früher Lehrer an der Königl. technischen Schule zu Athen und Conservator, und von demselben seiner Majestät Otto I. von Griechenland allerehrfurchtsvollst gewidmet. Verlag von Baur und Raspe in Nürnberg (s. a.) Querfol. *)

3. Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Eine archäologisch-topographische Abhandlung von Ludwig Roß. Umgearbeitet und erweitert aus dem Griechischen. Mit einem Plane des Marktes. Halle, G. M. Pfeffer. 1852. 8. XVI. 72 S.

Wenn die Acropole Athens schon im Alterthum ein Lieblingsthema der Touristen und Poeten*) war und dem Periegeten Polemon Stoff zu vier, dem Periegeten Heliodoros zu fünfzehn Büchern bot, so bedarf es keiner Rechtfertigung, wenn in unserer Zeit alle Ueberreste dieser verschwundenen Herrlichkeit mit Bewunderung betrachtet, und zu einer wenigstens annähernden Reproduction des Gewesenen zusammengestellt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus war es sehr dankenswerth, daß der Träger eines um die Archäologie wohl verdienten Namens sich entschloß, alle zur Restauration des Parthenon in irgend einer Weise dienlichen Bruchstücke in einem Prachtwerke zu vereinigen; und wirklich sind die gleich zum Anfang ausgegebenen 30 Tafeln durch ihre schöne Ausstattung ebensowohl als durch ihr wissenschaftliches Interesse vollkommen befriedigend. Eine colorirte Ansicht des Parthenon von der nordwestlichen Seite und eine zweyte unter der südlichen Colonnade aufgenommene, geben uns ein lebendiges Bild von dem für das Auge wohlthuenden Lichte, in welchem der pentelische Marmor vermöge des im Laufe der Jahrhunderte angenommenen milden Colorits unter dem heitern Himmel Griechenlands er-

*) Erschienen am Ende des Jahres 1852. Die Bibliographie muß sich aber entschieden gegen die Erneuerung einer, wie es seit einiger Zeit den Anschein hatte, verschwundenen Unsitte erklären, daß die Verlagshandlungen durch Weglassung der Jahreszahl ihren Werken ewige Jugend zu sichern suchen. Wenn französische und englische Buchhandlungen (z. B. das **Office of the illustrate London library** bey dem schönen Werke von **Jos. Bonomi: Niniveh and its Palaces**) diesen Unfug in neuester Zeit wieder anfangen, so ist damit keine Aufforderung zur Nachahmung gegeben.

*) Horat. Od. I, 7, 5. Sunt quibus unum opus est intactae Palladis arces Carmine perpetuo celebrare.



scheint. Eine in der Größe und Farbe des Originals gegebene Abbildung von dem obern Theile der Stele des Aristion, welche in der Ebene von Marathon gefunden wurde, so wie die in großem Maaßstab gehaltene Zeichnung von drey Platten des Frieses, welche bey den neueren Grabungen an das Licht gezogen worden sind, bringen uns Bildwerke zur Anschauung, welche wir bisher nur in kleinen Skizzen gesehen haben; die Copien der von J. Carrey im Jahr 1674 zu Athen gemachten Zeichnungen von den Bildwerken des Parthenon, welche die auf der Bibliothek der Handschriften zu Paris befindlichen Originale getreu wieder geben, der Plan der Acropole, den die mit der Belagerung derselben im Jahr 1687 beauftragten Ingenieurs an F. Fanelli (Atene Attica descritta da suoi principii fino all' acquisto fatto dall' armi venete nel 1687 etc. Venez. 1707. 4.) mittheilten, die Ansicht des Arsenals in Venedig mit der von Morosini vor demselben aufgestellten Löwen, zahlreiche statuarische und architectonische Fragmente aus Marmor und Terracotta — kurz alles, was uns vorgelegt ist, erregt unser Interesse, aber — es fehlt an dem erklärenden Text. Alles, was wir bis jetzt vom Texte besitzen, besteht in zehn Zeilen auf der Rückseite des Umschlages zur ersten Lieferung, woraus wir erfahren, daß das Ganze aus zwey Bänden bestehen werde, der eine mit hundert Tafeln, der andere mit hundert Blättern Text. Der Herausgeber, mit Publication seiner Reise in den Orient beschäftigt, müsse den Druck des Textes zu den ersten Lieferungen um zwey bis drey Monate verzögern, er werde aber vereint mit dem Text zu den folgenden Lieferungen erscheinen; alle Monate soll eine Lieferung ausgegeben werden. Dieses Programm wurde sammt den drey bis jetzt erschienenen Doppellieferungen vor sechs Jahren ausgegeben, aber seitdem ist nichts mehr nachgefolgt. Wohl wissen wir, daß die Stürme der Jahre 1848 und 49 manche literarische Unternehmung gelähmt haben, aber damit wäre nur die Unterbrechung in der Anfertigung der kostbaren Tafeln, nicht aber das Ausbleiben des Textes zu den bereits ausgegebenen Tafeln gerechtfertigt. Es ist nicht der erste Fall dieser Art, daß französische Dilettanten oder Gelehrte Reisen in den Orient machen, ihre Mappen mit Zeichnungen eigener oder fremder Hand füllen und nach ihrer Rückkehr zur Herausgabe eines Prachtwerkes schreiten. Zahlreiche Hände werden mit Ausstattung des Werkes beschäftigt, der Autor aber treibt während dieser Zeit alles Andere, nur nicht das, wozu er sich anheischig gemacht hat, und so erhalten denn die Abonnenten ein Bilderheft um das andere, können aber in Ermanglung eines erklärenden Textes Jahre, oft Jahrzehende, keinen wissenschaftlichen Gebrauch davon machen.

In der Regel haben sich solche Männer durch Ankündigung eines umfassenden Textes eine ihre Kräfte übersteigende Aufgabe aufgebürdet, und wie mag es auch einem bescheidenen Schriftsteller zu Muthe seyn, wenn er denkt, seine Worte sollen in Gr. Royal-Folio gedruckt werden, als wären es lauter χρυσᾶ ἔπη? Dieß bringt uns auf einen andern Uebelstand, der h. z. T. mit der Herausgabe von Prachtwerken so häufig verbunden ist: wir meinen die in jeder Beziehung zweckwidrige Einrichtung der Texte. Gehen wir vom vorliegenden Werke aus, so kündigt Herr L. de Laborde zu hundert Bildertafeln ebenso viele Blätter Text an. Daraus können wir abnehmen, daß wir keine zusammenhängende, tief eingehende Erklärung, sondern eine Blatt für Blatt beschreibende Inhalts-Angabe zu erwarten haben, wobey wir nach bekannter Weise eben so viel weißes, als bedrucktes Papier erhalten, und mit hundert und mehr Franken bezahlen müßen, was sich bey einem ökonomisch eingerichteten Drucke auf wenigen Blättern oder gar auf der Innenseite der Umschlagbogen geben ließe. Setzen wir aber auch den Fall, die hundert Blätter liefern einen fortlaufenden Text, wozu soll es frommen, denselben in Gr. Folio zu drucken? Jeder Schriftsteller schreibt doch in der Absicht, gelesen zu werden; dieß aber wird durch das gewählte Format bedeutend erschwert. Am angenehmsten und zweckmäßigsten lesen sich solche Werke, wenn man den Text neben den Bildertafeln auflegen kann; dieß ist aber bey zwey Bänden in Gr. Folio geradezu unmöglich: hat man aber auch nur einen Band aufgelegt, welche verschiedene Biegungen des Körpers sind erforderlich, bis man nur eine Seite gelesen hat, welche Schwierigkeit hat man, um auf dem von dem Buche bedeckten Tische noch Raum zu finden, sich

das Interessanteste niederzuschreiben! Das Resultat des Ganzen ist, daß man für schweres Geld ein Buch erwirbt, das man wegen der Unbequemlichkeit des Gebrauches nur an den wichtigsten Stellen nachschlägt, selten aber ganz liest, während man für den zehnten Theil denselben Inhalt in bequemem Octavformat erhalten und vollständig benützen könnte. Je mehr der Reichthum an descriptiven Werken in allen Fächern der Wissenschaft wächst, je schwerer eben damit Vollständigkeit des Apparates nicht nur für den Privatmann sondern selbst für anständig dotirte öffentliche Bibliotheken zu erreichen ist, desto nothwendiger wird ein Zusamenwirken aller Männer der Wissenschaft, um den Luxus der Ausstattung, der bey Bildwerken seine empfehlende Seite hat, wenigstens auf der Seite, wo er der Wissenschaft schädlich ist, in seine Schranken zurückzuweisen.

Die bisher geschilderten Inconvenienzen sind glücklich vermieden in dem Werke des Herrn B. K. Heller, der seine Studien als praktischer Bildhauer mehrere Jahre hindurch an den Antiken der Glyptothek in München gemacht hat und bey der Restauration der Akropolis in den Jahren 1835, 36 und 37 dem damaligen Oberconservator Dr. Roß als Bildhauer beygegeben war. Die Entdeckungen im Gebiete der Architektur und Sculptur, welche während dieser Zeit gemacht wurden, den Freunden der Kunst und des Alterthums bekannt zu machen, die Lücken in den älteren Beschreibungen der Akropolis auszufüllen und ihre Irrthümer zu berichtigen, dieß ist die Aufgabe, die sich Hr. Heller gestellt und in anspruchloser Weise befriedigend ausgeführt hat. Wir erhalten einen Plan des heutigen Athens, einen Grundriß und Durchschnitt der Propyläen und des Niketempels, Ansichten der Propyläen in ihrem ehemaligen und jetzigen Zustande. Bey letzterer Ansicht ist der nach Leake's Vermuthung von dem fränkischen Herzog von Athen, Nerio, 1371 aufgeführte Thurm mit besonderer Rücksicht behandelt. Derselbe ist das einzige nicht antike Gebäude, welches bey der Restauration der Akropolis verschont worden ist, einmal weil seine Abtragung einen großen Theil der zur Restauration angewiesenen Summe verschlungen haben würde, sodann aber auch, weil er der Akropolis besonders gegen Westen, wovon eine Ansicht gegeben wird, in malerischer Beziehung zur Zierde dient. Die Rundsicht von demselben ist nach Herrn H's Gefühl die interessanteste und schönste Europa's, daher hat eine Aktien-Gesellschaft in Athen den Aufgang dazu wieder hergestellt, so daß man von der Plattform desselben, alle noch vorhandenen Reste der größesten Zeit Athens und die ganze Umgegend mit einem Blick übersehen kann.

(Schluß folgt.)

Die Religion der Hellenen ꝛc.

(Schluß.)

Weiter hin fährt Hr. Rinck fort: „Aus der Handschrift des Hrn. von Schellersheim, die auch den Theokrit enthält, und von mir verglichen worden ist, läßt sich Hesiod noch an mehreren andern Stellen verbessern, von denen ich folgende anzeichne“. Es folgt nun eine ganze Reihe von Emendationen, die ich aber hier der Kürze wegen übergehen muß und auch füglich kann, weil ich selbst jene Handschrift, deren Gebrauch nebst mehrern andern mir Jahre lang vom Besitzer gestattet war, von Hrn. Rinck vergleichen lassen, und diese sämmtlichen Varianten dem Hrn. Kießling mitgetheilt hatte; s. Theophili Kiessling Praefat. ad Theocriti Reliquias. Lips. 1819 p. VII sq.; wo auch meine Beschreibung dieser Handschrift mitgetheilt worden ist. — Jedoch auch von andern Stellen der hesiodischen Theogonie werden im Verfolge aus jenen Handschriften Verbesserungen so wie aus den Scholien Erklärungen mitgetheilt (3. B. S. 220 von Theog. 903), die ich jedoch hier ebenfalls unterdrücken muß.

Unter den griechischen Prosaikern ist, wie billig, auch Pausanias besonders beachtet worden; wovon ich hier eine Probe geben will. S. 159: „Bey den Pheneaten in Arkadien schlug am Jahresfeste der eleusinischen Demeter der Priester in der Maske seiner Göttin mit Stäben die irdischen Menschen (τοὺς ἐπιχθονίους παίει). Die sinnlichen Menschen

werden gezüchtigt, wenn sie an der hehren Festfeyer Theil haben wollen, wie sich auch der Apostel Tit. 2 ausdrückt: Die heilsame Gnade Gottes züchtigt uns. Es war ohne Zweifel ein sinnbildlicher Schlag, wie der am Aschermittwoch, mit dem memento mori begleitet" u. s. w.

Der Verf. verweiset auf Pausanias VIII. 15, und folgt der von mir gewählten Lesart ἐπιχθονίους und deutet die Stelle im Geist meiner Erklärung (Symbolik IV. S. 318 f.) Jetzt hätte er noch bemerken können, daß Schubart und Walz in ihrer Ausgabe (III. p. 74.) ὑποχθονίους edirt, und jene Erörterung nicht gekannt zu haben scheinen.

Man wird erwarten, daß unter den Philosophen Plato und die Platoniker sehr fleißig berücksichtigt werden; namentlich auch Plotinus; wozu ich selbst mittelbar Veranlassung gegeben, indem ich diesen meinen Schüler und Freund gebeten, die Marcianer Handschriften dieses Philosophen zum Behuf der Orforder Ausgabe zu vergleichen; welches denn auch zu meiner großen Zufriedenheit geschehen ist (s. Index Apparatus critici Vol. I. p. XLIV sq.). Wegen der vom Verf. kritisch berührten Stellen verweise ich beyspielsweise nur auf S. 23 u. 135 ff.

Daß unter den römischen Autoren Cicero de Natura Deorum vorzüglich Beachtung gefunden, hat sich schon oben gezeigt. Jetzt vergl. man noch S. 225 not. 7., wo zugleich zur Erklärung von Pan's Geburt (Homer. hymn. XVIII. 34) ein Marmor-Relief Grimani in Venedig zu Hilfe genommen wird. — Aber zum Schluße dieser kritischen Proben will ich hier die neue Darstellung des Verfassers einer von ihm schon ehemals vorgetragenen Conjectur über jene Ciceronische Schrift mit seinen Worten mittheilen: S. 255 f. „Fassen wir nach diesen Vorbemerkungen die Stelle des Cicero N. D. III. 21 von den attischen Anakes in's Auge, nachdem wir die Verbesserung des Hemsterhuis Tritopatores anstatt Tritopatreus aufgenommen haben; so passen zwar die zwey von Cicero namhaft gemachten Eubuleus und Dionysus sehr gut, jener als Hirte und dieser als der Kabirische Gott, durch dessen Kraft die menschlichen Patriarchen den Samen des Volkes für und für fortpflanzen. Weil aber Cicero selbst sagt, es seyen ihrer drey gewesen, so ist einer von den Abschreibern ausgelassen worden. Auf wen dürften wir anders verfallen als auf den Bruder des Eubuleus, auf den gegenüberstehenden Ackermann Triptolemus? um so mehr als dieser Name wegen des gleichen Anfangs, den das Wort Tritopatres hat, leicht übersehen wurde und ausfiel; zumal wenn die Abschreiber irrig Tritopatres selbst für einen der drey Anakes hielten. Die Stelle ist demnach also zu verbessern: Tritopatres, Triptolemus, Eubuleus, Dionysus. Daß Triptolemus einer von den eleusinischen Kabiren war, geht auch daraus hervor, daß Demeter ihm ihre Orgien zeigte (Homer. h. in Cer. 474). Mit seinem Verhältniß zu Dionysos hat es auch sonst seine Richtigkeit, wodurch unsere Lesung bestätigt wird. Osiris, d. i. Dionysus soll dem Triptolemus in Attika den Ackerbau anvertraut haben (Euseb. P. E. I. 1. p. 46). Zu Mesatis, einer Stadt in Achaja, welche Triptolemus und Eumelus gründeten, soll nach der Sage der Patrenser, der Gott Dionysus erzogen worden seyn, wo er durch die Nachstellungen der Pana in große Gefahr gerathen sey (Pausan. VII. 18. 3.). Mit Cicero steht auch Orpheus (h. XXIX, 8.) in Uebereinstimmung, welcher den Eubuleus theils als brausenden Stürmer (also als einen von den Tritopatres, als Wächter der Winde), theils einen Sohn der Persephone nennt." — So weit der Verf. zur Bekräftigung seiner scharfsinnigen Conjectur. Was ich zu Cicero N. D. III. 21. p. 587. und Symbolik III. S. 25 und IV. S. 289, dritte Ausg., über diese vielbesprochene Stelle beygebracht habe, will ich hier nicht wiederholen; aber das muß ich bemerken, daß eine andere Emendation Lobeck's (Miscell. critt. I. 4. p. 624.): — „Britomarte, Hyes, Eubuleus" unserm Verfasser entgangen ist.

Und hiermit beschließe ich diese kurze Anzeige, mit dem beygefügten Wunsche, daß dieses Werk, dessen äußere Ausstattung auch dem Verleger Ehre macht, die verdiente Anerkennung finden möge.

Fr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juni.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

1. **Le Parthenon** etc.

2. Archäologisch-artistische Mittheilungen ꝛc.

3. Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen.

(Schluß.)

In Beziehung auf das Olympieion, von dem eine Ansicht gegeben wird, mögen die Mittheilungen eines alten griechischen Geistlichen als Beytrag zu der noch zu schreibenden Geschichte des Vandalismus hier eine Stelle finden. Ein Pascha von Athen ließ die Marmormassen des colossalen corinthischen Tempels zu Kalk brennen, und hätte nicht Lord Elgin im Jahr 1804 diesen Kalkbrenner veranlaßt, die jetzt noch stehenden sechzehn Säulen von 70 Fuß Höhe zu schonen, er hätte auch diese nach und nach zu gleichem Zwecke verwendet.

Die mitgetheilten Sculpturen bestehen aus lauter Stücken, welche während Hrn. H's Aufenthalt in Athen gefunden wurden: es sind mehr oder minder verstümmelte Fragmente von Statuen aus verschiedenen Epochen der griechischen Kunst, Grabreliefs und Bruchstücke der decorativen Architektur aus Terra cotta und Marmor; unter letzteren nennen wir die Ansicht eines am südöstlichen Fuß der Akropolis gefundenen jonischen Capitäls einer Rotunda, was daraus erhellt, daß die obere Fläche des Capitäls, worauf der Architrav gelegen hat, die Peripherie der Rotunda ermeßen läßt und daß die Schnecken der Rückseite näher aneinander sind.

Merkwürdig ist, was Herr H. über die Technik der alten Bildhauer sagt. Einige unvollendete Sculpturen geben ihm die Ueberzeugung, daß die alten Bildhauer eine ganz andere Verfahrungsweise hatten, als die modernen. „Ich habe, sagt er, genaue Untersuchungen vorgenommen an allen diesen aufgefundenen nicht vollendeten Fragmenten, und ich konnte keine Spur von einer mechanischen Punktsetzerey und Auszirkeley irgendwo finden, welcher Methode wir modernen Plastiker uns bedienen: sondern diese unvollendeten Arbeiten lassen klar sehen, daß die Alten in genialster Weise ihre Figuren nach dem Modell, ohne Punkte zu setzen, mit Spitzeisen und Hammer aus dem rohen Marmorblock herausboßirten. Wenn aus dem Marmor mit Anwendung erst großer und dann kleinerer Spitzeisen sich nach und nach die Stellung und die Hauptform der Figur gestaltet hatte, bezeichneten sie die Eintheilung des Körpers und die Muskulatur mit einem Rundeisen näher, d. h. sie hauten unter fortwährender Anschauung der Natur oder des Modells mit Bestimmtheit und Genauigkeit die tieferen Theile an dem Körper ein, wie z. B. die Begränzung der Brust und des Rippenkastens, die Magen-Gegend, die Bauch- und übrigen Muskeln u. s. w. Die Felder oder Erhöhungen zwischen den Rinnen, welche sich durch das Rundeisen ergaben, wurden dann auf die bekannte Weise mittelst Zahneisen, Flacheisen und Raspel der Natur getreu, mit den gegebenen tieferen Linien in Harmonie, resp. in richtige Verhältnisse gebracht."

Diese Bemerkungen eines praktischen Bildhauers, „der schon vor seiner Reise nach Griechen-

land an den Antiken der Glyptothek zu München die verschiedenen Meisel der Alten kennen gelernt hatte" sind uns um so schätzbarer, da wir sichere Spuren haben, daß den Römern die heutige Manier des Punktirens nicht unbekannt war. Nach einem Bericht im Kunstblatt 1844. Nr. 76. sieht man an der Statue eines gefangenen Barbarenkönigs im Museum des Lateran eine große Zahl von Punkten ganz deutlich, und es dürfte zu interessanten Aufschlüssen über die Technik der alten Meister führen, wenn erfahrene Künstler diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit schenken wollten.

So sehr wir uns Hrn. H. für seine Mittheilungen verpflichtet fühlen, so können wir doch einen minder angenehmen Punkt nicht mit Stillschweigen übergehen, wir meinen seine barbarische Schreibart, welche die Licenz, die dem Künstler zugestanden wird, bis zum Mißbrauche in Anspruch nimmt. Z. B. S. 1. „Nachdem wir durch Spon und Wheler — und endlich durch Leake die große Lehrerin der Künste Hellene selbst näher kennen lernten." S. 2. Das Pandrosium der Pandrosia Tochter des ersten Erbauers der Akropolis, Kekrop geweiht, ist eine kleine durch 6 Kariatiden getragene Halle. S. 5. das Theater des Dyonisius das Bett des Illisus, — der Pnyx — das Agora (ohne Zweifel wegen der Analogie mit: das Forum) — das Erechteum — das Anticapitäl am Poliastempel — Traperie u. s. w. Doch hat auch der französische Edelmann in den wenigen Worten, die er seinen prachtvollen Abbildungen beygegeben hat, Gelegenheit gefunden, uns einen Vorschmack davon zu geben, was wir auf diesem Gebiete von ihm zu erwarten haben. Bekanntlich steht auf der Stele des Aristion der Name des Helden im Genitiv: *ΑΡΙΣΤΙΟΝΟΣ*. Herr L. de Laborde aber, für den die Observations sur les noms propres seines geehrten Collegen vergebens geschrieben worden sind, nimmt dieß für den Nominativ und setzt auf seine Platte die Inschrift; „le guerrier Aristionos."

Wir ersehen aus diesen Beyspielen, wie ersprießlich für derartige Arbeiten ist, wenn sich Künstler und Gelehrte zu gemeinsamer Thätigkeit verbinden.

Eine musterhafte Frucht solcher geeinter Thätigkeit ist die im Jahre 1839 begonnene Beschreibung der Akropolis von Athen nach den neuesten Ausgrabungen von Ludwig Roß und den beyden Architekten E. Schaubert und Chr. Hansen. Obwohl dieses Werk schon nach Ausgabe der ersten Abtheilung ins Stocken gerathen ist, so hat man wenigstens mit der gegebenen Beschreibung des Tempels der Nike Apteros ein abgeschlossenes Ganzes, das für sich einen Werth hat und während wir der Fortsetzung dieses nach allen Seiten abgerundeten Werkes entgegen sehen, wenden wir uns für jetzt zu einer kleineren Arbeit des vielverdienten Professors Roß, über den Theseus-Tempel.

Schon im Jahre 1838 gab Herr Roß eine in neugriechischer Sprache geschriebene Abhandlung heraus: *Τὸ Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως. Ἀθήν.* 1838. 8. worin er zu beweisen suchte daß der nach Theseus benannte Hexastylos nicht diesem Heros, sondern dem Ares zugehörte. Das Original des kleinen Aufsatzes fand der Natur der Sache nach in Deutschland wenig Verbreitung, der Inhalt aber wurde durch die eingehende und zustimmende*) Anzeige von E. Gerhard in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1839. Nr. 159, durch Zachariä's Reise nach Griechenland und sonstige gelegenheitliche Anführungen allgemein bekannt; es genügt daher, die Hauptgründe, auf welche er diese Behauptung zu stützen suchte, unseren Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen. Diese sind 1) daß wir durch kein altes Zeugniß ermächtigt seyen, den fraglichen Tempel für ein Theseion zu halten. 2) Daß das von Pausanias beschriebene Theseion anders gebaut gewesen sey, indem die alten Schriftsteller nie von einem Tempel, sondern nur von einem Heiligthum (*ἱερὸν*, *ἡρῷον*, *σηκὸς*, *τέμενος*) des Theseus sprachen. 3) Daß das Zeugniß des Plutarch (Thes. 35.), Theseus sey „mitten in der Stadt" begraben, nicht auf den am Westende der Stadt

*) Referent erinnert sich übrigens nicht, in Gerhard's Werken Anwendung von dieser Entdeckung gefunden zu haben; in seiner neusten Schrift: Grundriß der Archäologie für Vorlesungen nach Müllers Handbuch Berlin 1853 ist das Theseion ohne Zeichen eines Zweifels aufgeführt (S. 27.)

liegenden **Hexastylos** paße. 4) Daß dieser Tempel von Cyriacus aus Ancona dem Ares zugeschrieben werde.

Es läßt sich denken, daß dieser Angriff auf einen Namen, den man so sicher constatirt glaubte, wie wenige, nicht ohne Erwiderung blieb. Pittakis wollte daraus, daß der Tempel nicht drey sondern nur zwey Stufen habe, und daß Fries und Metopen nicht um den ganzen Tempel herumgehen, sondern auf die beyden schmalen Seiten beschränkt sind, beweisen, daß derselbe nicht einem Gotte, sondern einem Heros geweiht gewesen sey. Diese Argumentation war nun freylich nicht geeignet den Angriff abzuwenden, um so weniger, da nach einer Bemerkung von E. Curtius in der Archäol. Zeitung 1843 S. 98 der Tempel wenigstens an der östlichen Seite drey Stufen hatte, während auf der westlichen Seite durch den ansteigenden Felsboden nur zwey möglich waren; gewichtigere Gründe aber wurden von Professor Ulrichs in seiner Abhandlung über den östlichen Fries des Theseion (Annali dell' Instituto 1842 p. 74) und von E. Curtius a. a. O. geltend gemacht. Wir enthalten uns eines Urtheils über die aus der Topographie pro et contra entnommenen Gründe; denn wenn Männer, welche die Lokalitäten mit eigenen Augen gesehen und untersucht haben, miteinander streiten, so ist ein Dritter, welcher nur nach Planen und Stellen der Classiker mitnurtheilen kann, nicht zum Schiedsrichter berufen; aber so viel ist klar, daß bey einer noch so wenig aufgehellten Lokalität, wie der athenische Markt und seine nächste Umgegend, die topographischen Gründe nur als Hilfsbeweise für eine anderweitig begründete Ansicht aufgeführt werden können. Von diesen anderweitigen Gründen wäre, wie uns scheint, der von dem Zeugniß des Plutarch entnommene noch am plausibelsten; denn wie sollte die Lage des Theseion, nur einige hundert Schritte von der westlichen Stadtmauer entfernt, zu der Aussage paßen: „Theseus sey mitten in der Stadt begraben worden?“ Curtius aber hat richtig nachgewiesen, daß die Worte im Zusammenhang betrachtet einen ganz andern Sinn bieten, indem Plutarch bey seiner Beschreibung der feyerlichen Heimführung der Gebeine des Theseus zwey Punkte hervorhebt: einmal, daß er gegen das ausdrückliche Verbot „hominem mortuum in urbe ne sepelito neve urito (XII. tabb. bey Cic. d. legg. 2, 23)“ mitten in der Stadt begraben; zweytens, daß sein Grab zum Asyl für flüchtige Sclaven gemacht wurde. Hier liegt also der Nachdruck darauf, daß Theseus sein Grab i n n e r h a l b d e r R i n g m a u e r n bekam, und wie hoch diese Ausnahme von dem Gesetze in dem Zeitalter Cimon's anzuschlagen war, mag man ermessen, wenn man bedenkt, daß noch in einer Zeit, wo so vieles durch altes Herkommen Geheiligte gefunden war, Sulpicius in einem Brief an Cicero (ad Fam. IV, 12) klagen mußte: ab Atheniensibus, locum sepulturae intra urbem ut concederent, impetrare non potui, quod religione se impediri dicerent; neque tamen id antea cuiquam concesserant.

Herr Roß fand jedoch nicht für gut, bey der umgearbeiteten und erweiterten Ausgabe seiner Abhandlung, welche er schon im J. 1842 zu Athen im täglichen Anblick der Monumente vorbereitet hatte, auf die Einwürfe der genannten Gelehrten Rücksicht zu nehmen; erst eine Aeußerung von Raoul-Rochette, der sich in seinen lesenswerthen Abhandlungen S u r l a t o p o g r a p h i e d'A t h è n e s. Articles extraits du Journal des Savants. Paris 1852. 4. in Betreff der Benennung des Theseions auf „eine fast unvordenkliche Ueberlieferung“ berief, veranlaßte ihn, das Alter dieser Ueberlieferung näher zu beleuchten. Durch eine genaue Prüfung der ältesten Nachrichten über die Denkmäler Athens im Mittelalter und in der Neuzeit kommt er zu dem Ergebniß, daß der Jesuit Babin der erste ist, welcher in seiner im J. 1672 in Smyrna verfaßten und von Dr. Spon im J. 1674 mit Anmerkungen herausgegebenen R é l a t i o n d e l'é t a t p r é s e n t d e l a v i l l e d'A t h è n e s den bekannten Hexastylos für einen Tempel des Theseus erklärte (?), und daß sofort die übrigen Archäologen dieser Autorität folgten. Dagegen fand er unter den griechischen Inschriften des Cyriacus von Ancona, welcher im J. 1437 einen Theil von Griechenland bereiste, als Fundort eines Verzeichnißes von Prytanen, welches auf einem runden, zu einem Taufbecken ausgehöhlten Säulenschaft eingegraben ist und noch h. z. T. in der Kirche des hl. Georgios steht, einen marmornen Tempel des

Mars bezeichnet, und da ihm die Benennung „Theseion“ mit den oben angeführten Gründen verdächtig war, so glaubt er dafür den Namen ναὸς τοῦ Ἄρεως substituiren zu dürfen. Allein hier erhebt sich und gleich beym Titel ein Bedenken. Herr Roß behauptet S. 25, daß unter einem heiligen Gebäude, welches von allen Schriftstellern, die es erwähnen, überinstimmend nur ἱερὸν genannt wird, nicht ein mit Säulen umgebener Tempel verstanden werden dürfe, sondern nur ein Bau einfacherer Art, eine bloße Cella oder Capelle, ein Gemach ohne äußere Säulenstellungen oder auch bloß ein mit einer Mauer eingefaßtes Temenos. Nun ist die einzige Stelle, wo von dem Tempel des Mars die Rede ist, Paus. 1, 8, 4., τῆς δὲ τοῦ Δημοσθένους εἰκόνος πλησίον Ἄρεως ἐστιν ἱερόν: man sollte also vermuthen, die Ausdrücke des Pausanias 1, 17, 2. Θησέως ἱερὸν und 1, 8, 4. Ἄρεως ἱερόν werden eine und dieselbe Art von heiligen Gebäuden bezeichnen; ganz anders aber verfügt Herr Roß; dem Heiligthume des Theseus wird die Qualification zu einem Tempel abgesprochen, obwohl nach seiner eigenen Anführung (S. 32 und 36) das Etym. Pl. und Hesychius von einem ναὸς τοῦ Θησέως sprechen, das Heiligthum des Ares dagegen wird ohne weiters zum ναὸς erhoben, weil Cyriacus Pizzicolli, ehrsamer Handelsmann aus Ancona, von einer marmorea aedes Martis spricht. Woher diese Benennung geschöpft sey, wissen wir eben so wenig anzugeben, als wie die Correspondenten unseres gelehrten Martin Crusius, Theodor Zygomalas und Simeon Kavasilá dazu kamen, den Parthenon als Pantheon oder als Tempel des unbekannten Gottes zu bezeichnen. Letztere Benennung wird von Deshayes, der im J. 1621 als französischer Gesandte bey der Pforte seinen Weg über Athen nahm, wiederholt. Ebenso nannten die Griechen jener Zeit die Propyläen das Zeughaus des Lykurgos und sprechen von einer Laterne des Demosthenes, einem Tempel der Winde, einem Pallast des Themistocles u. s. w. s. Leake Topographie Athens S. 74. ff. der Uebers. von Rienäcker.

Wollten wir also die Bestimmungen des gelehrten Archäologen über ἱερὸν adoptiren, so müßten wir nach seinem System erklären, daß die heutige Kirche des hl. Georg weder das alte ἱερὸν des Theseus noch das des Ares seyn könne. Da uns aber Herr R. durch seinen eigenen Vorgang belehrt, daß dieser sein Canon kein unverbrüchlicher sey, so treten wir an den Tempel ohne alle vorgefaßte Meinung. Wir erblicken am Friese und an den Metopen Sculpturen, welche nach Styl und Composition Aehnlichkeit mit den entsprechenden Werken am Parthenon darbieten, aber in beyden Rücksichten um eine Stufe tiefer stehen. In der Zeichnung ist noch nicht die Präcision wie in dieser, die Figuren haben noch nicht die edle, schlanke Haltung, in dem Friese ist noch nicht das lebhafte Ineinandergreifen der Handlung, die Metopen haben noch nicht die über das Relief hinausstrebende Kühnheit. Das Alles paßt in die Periode unmittelbar vor dem Auftreten des Phidias. Während die Bausteine des Gebäudes von pentelischen Marmor sind, sind die Sculpturen nach der von E. Curtius angeführten Bemerkung Sachverständiger aus porischem Marmor, was auf eine Zeit weist, in welcher man die Verwendung des pentelischen Marmors noch nicht auf die Sculpturen auszudehnen wagte, und nach dem Allen sieht man in den Metopen der Pronaos nicht etwa die stereotypen Centaurenköpfe, sondern einen sonst nirgends wiederholten Gegenstand, die Thaten des Theseus; wir möchten gerne sehen, ob nicht Hr. Roß, wenn dieser Tempel den Namen des Mars trüge, der Erste wäre, der uns sagen würde, das Alles treffe so unvergleichlich zusammen, daß man hier das von Cimon in Ol. 78. errichtete Heiligthum des Theseus erkennen müsse.

Chr. Walz.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juni.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters in literaturgeschichtlichen Uebersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken von Karl Gödeke. Hannover, Louis Ehlermann. 1852. Lex. 8. 1. bis 3. Lieferung.

Mit dem Erscheinen von Wilh. Wackernagels altdeutschem Lesebuche (1834) und der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Gervinus (1835) erwachte auf dem vorher so einsamen, nur von wenigen treuen Jüngern gepflegten Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft eine Lebendigkeit und eine Rührigkeit, die man wenige Jahre früher kaum für möglich gehalten hätte. Das ruhige Bächlein wuchs allmählig zum mächtigen, alle Ufer überstürzenden Strome an und das heimliche Thal, wo die Forscher in glücklicher Entlegenheit ihren stillen Studien oblagen, wurde zum wilden Tummelplatz, zu dem Unberufene schaarenweis sich drängten. Jene beyden Bücher, jedes vortrefflich in seiner Art, zündeten wie ein Blitz, und viele hundert Hände regten und regen sich seitdem in geschäftiger Eile, die Denkmäler alter Sprache und Literatur, die beharrliche Forscher mit Mühe und Fleiß aus dem Staube der Bibliotheken an das Tageslicht ziehen, in einzelnen Fetzen und Stücken von allerley Form und Gestalt zum Gemeingut des Volkes, wie sie sagen, zu machen. Die Lesebücher und Anthologien, die Handbücher, Lehrbücher, Grundrisse, Leitfäden und wie die Bücher alle heißen, die durch jene Epoche machenden Werke in das Leben gerufen und weitaus zum größten Theil aus ihnen geflossen sind, wer kann sie zählen und nennen? Sie sind bereits zu einer ansehnlichen Bibliothek angeschwollen, und noch sieht man des Segens und der Fruchtbarkeit kein Ende. Die Einführung des historischen Sprachunterrichts in die deutschen Schulen hat einen förmlichen Industriezweig hervorgebracht. Der Gymnasiallehrer, der dem neuen Schulplane gemäß mit dem Beginn des Wintersemesters 30, wenn es hoch kommt 50 Schüler in der altdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten hat (einer Wissenschaft, von der er selbst bey Uebertragung des Faches oft kaum die Anfangsgründe kennt), denkt schon im Sommersemester darauf, das eben erst eingeführte Lesebuch, an dessen Einrichtung, Umfang, Preis u. s. w. er allerley auszusetzen weiß, durch ein eigenes, selbst fabricirtes, natürlich ganz neue und eigenthümliche Vorzüge in sich vereinigendes zu ersetzen. Solchen Gedanken folgt in der Regel die Ausführung (sie ist freilich darnach) auf dem Fuße, und bald wird es leichter seyn, diejenigen mit dem deutschen Sprachunterricht betrauten Lehrer zu zählen, die kein altdeutsches Lehr- und Lesebuch geschrieben haben, als umgekehrt.

Ueber den Werth dieser Bücher äußerte sich jüngst ein geistreicher Sprachforscher vortrefflich folgendermassen: das größte Verdienst jener Unzahl von Lehrbüchern &c., bis auf wenige allbekannte Ausnahmen,

die man nicht erst namentlich aufzuführen brauche, bestehe in der That darin, daß sie zeigen, ihre Verfasser haben zu lernen angefangen, und oft scheine auch dieß nicht einmal der Fall zu seyn. Gewiß ein vollkommen richtiges Urtheil, das jeder kundige, ganz besonders auch in Bezug auf den letzten Satz, unterschreiben und bestätigen kann. Man darf aber hinzufügen, daß diese Bücher noch etwas Anderes und Schlimmeres zeigen, nämlich die bedauerlichste Begriffsverwirrung von Seiten der Verfasser über Mein und Dein. Vorzugsweise ist es das überaus reichhaltige, durch Anordnung, Bearbeitung und feine, geschmackvolle Auswahl noch immer unübertroffene altdeutsche Lesebuch von Wilh. Wackernagel, das von jenen Industriellen als willkommene Beute betrachtet wird. Zur Abwehr dieser Ungebühr, und zum Schutze literarischen Eigenthumes hat W. vor nunmehr vierzehn Jahren ernste und eindringliche Worte gesprochen. Was war der Erfolg? Daß sein Buch, die Frucht jahrelangen Fleißes und umfassender Studien, noch viel fleißiger benützt, ja auf wirklich schamlose Weise geplündert wird.

Vor zwey Jahren erschien in Jena ein Lesebuch, dessen erster Theil, wie mit naivem Selbstgeständnisse in der Vorrede gesagt ist, einen buchstäblichen Auszug aus Wackernagel enthält, mit Hinzufügung einer neudeutschen Uebersetzung, die durch die kläglichsten, schülerhaftesten Schnitzer Heiterkeit erregen könnte, wenn die Sache keine so ernste Seite hätte. Der Mann ist seit Jahren Professor an einem deutschen Gymnasium und das Plagiat oder besser der Nachdruck hat schon die zweyte Auflage erlebt! Seinem (Wackernagels) Handbuch der Literatur-Geschichte scheint, wie einzelne Spuren da und dort schon erkennen lassen, ein ähnliches Schicksal bevorzustehen. Es wäre aber ein schlimmes Zeichen, wenn dieses aus der gründlichsten Kenntniß der Sprache und Literatur hervorgegangene Buch, das mit einer keuschen, ja fast strengen Form doch die wohlthuendste Wärme verbindet und durch seine classische Objectivität ein Muster deutscher Geschichtschreibung genannt werden darf, nicht im Stande wäre, die bisherigen Lehrbücher aus den deutschen Schulen, wo sie sich zum größten Nachtheil des Unterrichts wie Unkraut eingenistet haben, zu verdrängen und dieser Art handwerksmäßigen Production zu steuern*). Sollten die obersten Unterrichtsbehörden deutscher Staaten nicht die Macht haben, ein als ausgezeichnet anerkanntes Lehrbuch, dessen Umfang und Preis der Einführung in Schulen kein Hinderniß bietet, zum Segen der Lehrer wie der Lernenden in die ihm gebührenden Rechte und Ehren einzusetzen? Leider herrscht auch auf diesem Gebiete, wie auf dem politischen, eine unseelige Zersplitterung und ein Zwiespalt der Meinungen über die einfachsten Dinge, so daß selbst Dasjenige, was als dringendes Gebot der Nothwendigkeit erscheint, vorerst noch mit vielen Andern in das Reich der frommen Wünsche gehört. Einstweilen ist es aber Pflicht Derer, die dazu den Beruf haben, die Industrie, die mit dem stolzen Namen der Wissenschaft prunkt, als das zu bezeichnen was sie ist, und Einsprache zu erheben gegen den Mißbrauch, der auf Kosten des Publikums wie wahrer gründlichen Bildung mit einem wichtigen Unterrichtszweige getrieben wird.

Vorstehende Gedanken sind mehr nur angeregt und geweckt, als eigentlich hervorgerufen worden durch das Buch, dem diese Anzeige gewidmet ist. Denn zum Schulbuche eignet es sich schon durch Umfang und Preis nicht und auch in die Reihe der obenbezeichneten Plagiate kann man es nicht stellen.

Der Verfasser hat sich im Gegentheil die löbliche Mühe gegeben, in der Regel (nicht überall) zu den Quellenschriften zu greifen und sein Buch zählt nicht zu den geringsten der in den letzten Jahren zu Tage geförderten Anthologien. Dennoch ist es ein Produkt der Industrie und der Spekulation, nicht mehr und nicht weniger, und die Prätension, mit der es auftritt, macht daran nichts besser. Des Verfassers Bekanntschaft mit unserer

*) Ein überraschendes Beyspiel, wie erfinderisch in Entdeckung neuer Wege und Bahnen die Industrie nachgerade wird, zeigt der Michaeli Meßkatalog von 1852, der uns Kunde bringt von dem Erscheinen eines „altdeutschen Lesebuchs für Frauen." Man traut seinen Augen kaum, so neu und eigenthümlich ist der Gedanke. Und wie rührend die Sorgfalt, die geistigen Bildungsmittel jeder Art auch den armen Frauen zugänglich zu machen!

alten Literatur datirt offenbar nicht weit zurück, seine wissenschaftliche Kenntniß der Sprache hat weder Umfang noch Tiefe und trotz der Sicherheit, womit er sich überall ausspricht, zeigt jedes Blatt, daß er ohne rechte, gründliche Vorbereitung an die Ausführung seines Werkes gegangen ist, zeigt: daß er, wie oben gesagt, eben auch erst zu lernen angefangen hat. Hr. Gödeke hat vordem schon ein paar ähnliche Sammlungen, die neuere und neueste Literatur umfassend, herausgegeben. Wir kennen beide nicht näher, bedauern aber, das Lob, das man jenen gespendet, nicht auf die vorliegende ausdehnen zu können. Die rechte, tiefere Kenntniß unserer ältern Sprache und Literatur erwirbt man sich nicht im Fluge, und wer auf diesem Felde, wie überall, etwas Erkleckliches und Befriedigendes hervorbringen will, der darf nicht wähnen, daß ein kühner Griff nach den Quellen und ein tumultuarisches Zusammenraffen von allerley bibliographischen Notizen hiezu schon genüge und befähige.

Das Bestreben des Herausgebers ist dahin gerichtet, in seiner Sammlung ein umfassendes Handbuch der deutschen Literatur des Mittelalters herzustellen, ein Handbuch, das die Vorzüge eines Lesebuchs und einer Literaturgeschichte zugleich in sich vereinige. Der Gedanke ist zwar nicht neu: wir erinnern hier nur beyspielsweise an die deutschen Dichtungen des Mittelalters von Genthe und an die Denkmäler von Pischon. Doch geben wir gerne zu, daß das Buch des Hrn. G. sowohl durch die Anordnung und Ausführung als auch durch Geschmack und größere Belesenheit vor jenen beyden Ausbünden von Geschmacklosigkeit sich vortheilhaft auszeichnet.

„Das Mittelalter“ hat sich, wie im Prospektus gesagt wird, zur Aufgabe gesetzt, sowohl in die Forschungen der deutschen Literarhistoriker, als in die deutsche Literatur selbst orientirend einzuführen. Das klingt bescheiden und das könnte man ohne Anstand gelten lassen. Aber der gute Eindruck, den diese Aeußerung erweckt hat, wird wieder vernichtet durch die gleich darauf folgende Behauptung, daß das deutsche Publikum hiemit zum erstenmal eine thatsächliche Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters erhalte. Mit Verlaub, Herr G., das ist nicht wahr. W. Wackernagels Lesebuch mit der dazu gehörenden Literaturgeschichte giebt hievon ein viel deutlicheres, treueres und „thatsächlicheres“ Bild, als die Arbeit des Hrn. G. je vermag und es vermöchte, selbst wenn der Umfang noch einmal so groß wäre. Dort systematische, wissenschaftliche Darstellung des ganzen Ganges und der Entwickelung unserer Literatur; hier ein schwankendes, verschwommenes Bild, durch die Zerlegung des Stoffes in zwölf Abtheilungen oder Bücher ein rechtes Vexierbild.

Die Mängel dieser Anordnung, die höchstens zur Befriedigung eines falschen ästhetischen Geschmackes dient, und jedenfalls gegen die historische (die einzig wahre wissenschaftliche) weit zurücksteht, sind allgemein bekannt und es herrscht hierüber bey den Einsichtsvollen so wenig Meinungsverschiedenheit, daß es unnöthig erscheint, hier das Weitere darüber zu reden *).

Die literargeschichtlichen Uebersichten und Einleitungen sind zum Theil nicht ohne Geschick abgefaßt; doch steht der Herausgeber hierin durchaus auf den Schultern seiner Vorgänger und von tieferem, selbständigem Studium sind nirgends zweifellose Belege zu finden, ebensowenig von eigener Forschung; ja wir glauben behaupten zu dürfen, daß auf den bis jetzt erschienenen 30 Bogen im Ganzen keine zwey Blätter Ungedrucktes oder Unbekanntes enthalten. Und doch war die letztere bey dem sichtbaren Streben des Herausgebers nach möglicher Vollständigkeit selbst in unnöthigen Dingen unerläßlich, indem von einer Reihe nicht unwichtiger alter Dichtwerke eine nähere, genauere Kunde und Einsicht noch fehlt. Hier war Gelegenheit gegeben, durch Erforschung und Aufhellung dunkler, noch wenig bekannter Punkte unserer alten Literatur sich ein un-

*) Daß die Legende von Mönch Felix und seiner Verzückung nach dem Paradiese S. 136b mitten unter den Marienlegenden steht, und daß die Marienlegenden losgetrennt und weitab liegen von dem Passional, zu dem sie gehören (die gesonderte Herausgabe ist ein reiner Zufall und kann zu keiner Entschuldigung dienen), daran ist freylich nicht die stoffliche Anordnung schuld, sondern nur die Gedankenlosigkeit des Herausgebers.

läugbares Verdienst zu erwerben. Ohne Mühe und Opfer war dieß freylich nicht zu erreichen: es ist aber unendlich bequemer, aus Anderer mühsam gesammelten Aehren volle Garben zu binden. Auch von neuen und eigenthümlichen, ein tieferes Studium beurkundenden Ansichten ist wenig zu spüren, und wenn man zuweilen auf Aeußerungen und Behauptungen stößt, die hierauf Anspruch machen, so sind sie bey näherer Prüfung wenn auch neu doch nicht wahr.

Die ausgewählten Probestücke bilden eine wahre Musterkarte guter und schlechter Texte, wie es eben kommt, und je nach den Quellen, die der Herausgeber hiebey zu Rathe gezogen hat. Wo er auf eigenen Füßen steht und etwas unternimmt, das wie eine Bearbeitung aussehen soll, sind die Texte in der Regel kläglich. Von einer eigentlichen, auf sichere kritische Grundsätze gestützten Bearbeitung ist natürlich überall nicht die Rede (Rec. hat im Ganzen etwa 3—4 wirkliche Besserungen bemerkt, auf die dann jedesmal unter dem Texte mit großer Genugthuung hingewiesen wird); aber selbst in der Längenbezeichnung, die für jeden mit der Grammatik nur halbweg vertrauten ein Kinderspiel ist, hat er entschiedenes Unglück, und unzählige Stellen zeigen, daß er mit der mitteldeutschen Lautlehre auf dem gespanntesten Fuße lebt. Für feinere Bezüge und tiefer gehende Forschung hat Hr. G. überhaupt weder Sinn noch Verständniß und seine Proben, auch wo sie ihm in verschiedenen Bearbeitungen zur Auswahl vorliegen, weiß er häufig nicht mit Sicherheit zu wählen. So ist z. B. von den S. 137—144 abgedruckten Legenden die eine Hälfte den Gesammtabenteuern, die andere den Marienlegenden entnommen, wahrscheinlich, um keinen der beyden Herausgeber zu beleidigen. Herr G. hat aber nicht eingesehen, daß bey der einander direct entgegengesetzten Behandlungsweise in den genannten Ausgaben nur die eine (entweder oder) richtig seyn kann.

Wie verschieden und unsicher seine eigene Bearbeitung oft in einem und demselben Gedichte ist, möge an einem Beyspiele gezeigt werden. Von den Proben aus dem Passional erscheinen die ersten Abschnitte S. 210ᵃ—214ᵃ, 24 in mittelhochdeutscher Schreibweise und mit Längenbezeichnung (doch auch hier wie immer ungleich: neben genuoc, guot ꝛc., liest man zu für zuo, bluttropfen, für bluottropfen u. s. f.); von S. 214ᵃ, 26—216ᵇ, 64 wird dieser Weg verlassen und der Text zum Hahnischen Abdruck gemäß in mitteldeutscher Schreibung ohne Accente mitgetheilt. S. 217ᵃ—217ᵇ, 64 ist die Schreibweise wieder die mittelhochdeutsche, aber ohne Accente, und auf S. 218ᵃ—219ᵇ herrscht abermals die mittelhochdeutsche Orthographie, aber dießmal mit den Circumflexen. Also auf ein paar Blättern bey einem und demselben Dichter eine dreyfache, immer verschiedene Behandlung in Bezug auf die Sprache.

Hie und da begegnet es Herrn Gödeke, daß er seine Proben Büchern entnimmt, die er gar nicht nennt, und dadurch den Leser irre zu führen sucht. Man merkt aber den Unterschied bald. Bey Herrn Georg von Reinbot von Turne sagt der Herausgeber „die nachfolgenden Proben seyen mit Rücksicht auf die Fragmente der Hdschr. gewählt und suchen, ohne auf etwas Weiteres Anspruch zu machen, einen verständlicheren Text zu bieten.“ Das ist bescheiden, aber es ist nur zur Hälfte wahr. Die Bearbeitung des Anfangs und des Endes (S. 193ᵇ, 57—194ᵇ, 28 und 195ᵇ ff.) scheint wirklich von Hrn. G. herzurühren; das zeigt schon die Schreibung hâbent mit dem Circumflex. Aber für die mittleren Stücke hatte er keine Bruchstücke und es sind die Zeilen 2771—2875 aus Scholls Literatur-Geschichte 1,295 zweyte Ausgabe, und die Zeilen 4750—4794 aus J. Grimms Frau Aventiure S. 13. 14., wenn nicht direkt, doch ganz bestimmt mittelbar entnommen, — ohne diese Quellen mit einer Silbe zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juni.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters rc.

(Fortsetzung.)

Schon oben wurde bemerkt, daß der Herausgeber ein sichtbares Streben nach Vollständigkeit zeige. Dieses Streben erstreckt sich nicht nur auf die Sprachdenkmäler selbst, sondern auch auf die Handschriften, die er der Länge und Breite nach selbst da verzeichnet, wo eine einfache Hinweisung auf die Quellen, die in Jedermanns Händen sind, und aus denen auch er geschöpft, vollkommen genügt hätte. Denn als Ersatz für die schon längst schmerzlich vermißte Quellenkunde altdeutscher Poesie kann kein Buch, das überall nur Nachrichten aus zweyter und dritter Hand giebt, unmöglich dienen. Vollständig, auch nur einigermaßen vollständig, ist jedoch das „Mittelalter" weder in Bezug auf die Denkmäler noch auf deren Handschriften, so sehr es auch das Verzeichniß der Ersteren durch Aufnahme der unbedeutendsten Gedichte, die kaum für die ausführlichste Literatur-Geschichte Werth haben können, zu schwellen sucht. Von zahlreichen Beyspielen hieraus ein paar. Das Margareten-Leben von Hartwich von dem Hage wird S. 162. verzeichnet; aber das Gedicht der sieben Tagszeiten von dem Leiden Christi desselben Verfassers, wovon Docen im altdeutschen Museum 2,265—268 Nachricht gibt, wird vermißt, obschon es neben den Tagszeiten Mariä S. 156 nicht fehlen sollte. — Die Tochter Syon wird S. 245ª—249ᵇ vollständig mitgetheilt (nicht nach der krit. Bearbeitung von O. Schade, sondern nach dem mangelhaften Abdrucke in Graffs Diutiska); aber von dem Buch der sieben Grade, einem anderen, gleich nicht weniger merkwürdigen Gedichte desselben Verfassers (es war ein Mönch von Heilsbronn s. altd. Blätter 2,354. und Mystiker I,XLIII.), dem Gervinus, obwohl für geistliche Poesie nicht besonders eingenommen, in der Literaturgeschichte 2. (24. Ausgabe), 147—149 eine ausführliche Besprechung gewidmet hat, erfährt man keine Sylbe.

Von der Tochter Syon (wir wollen hier für Hrn. G. einige Nachträge zu seinem Handschriftenverzeichniß anreihen), gibt es noch zwey weitere Hefte, die Herr Schade bey seiner Bearbeitung, die sich nur auf den Abdruck bey Graff stützt, freylich auch nicht gekannt hat. 1. Cod. palat. Nr. 417. Bl. 108—119. s. Wilken 471. — 2. Cod. Joh. A. 98 zu Straßburg, 14. Jh. 4. Bl. 188ª—194ᵇ.

Zu den S. 240ᵇ verzeichneten Hds. von der Sibyllen Weissagung kommen sieben (oder wenn man eine Münchener in Abzug bringt) sechs weitere, nebst einer Incunabel. 1—3. München: Cod. germ. 393. Pap. vom J. 1469. 1470. 4. Bl. 284ª—301ᵇ. Cod. germ. 746. Pap. 15. H. 4. Bl. 257ª—276ᵇ. Cod. germ. 1020. Pap. 15. Jhdt. 4. Bl. 1—17ᵇ. — 4. Stuttgart, kgl. Handbibliothek I. 28. 4. s. Mone's Anzeiger 1838, 288. — 5. Wallerstein, fürstl. Bibliothek. Pap. 15. Jhdt. hinter Boner's Fabeln. — 6. Wien Cod. 3027. Pap. 15. Jhdt. 8. Bl. 179ᵇ — 201ª: Hoffmann S. 184. — 7. Aarau, Kantonsbibliothek: Kurz und Weissenbach Beyträge z. Geschichte und Literatur,

1,275. — Eine alte Incunabel c. a. 962 befindet sich auf der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München: gedruckt zu Bamberg von Mark Ayrer 1492. 4. 14 Blätter, die Seite zu 30 Zeilen.

Die 20 oder wenn man die 3 niederdeutschen hinzuzählt 23 Hdschr. von Bruder Philipps Marienleben lassen sich um 6 vermehren. 1. 2. München. Cod. germ. 353 u. 827. Papierhdsch. des 15. Jhs. — 3. Frankfurt im Besitze des Dr. Kloß. Perg. 14. Jhdt. 8. zu Anfang und Ende mangelhaft. — 4. Zürich, Wasserkirchbibliothek. C. $\frac{148}{45}$. Perg. 14. H. 8. noch 128 Blätter. Anfang und Ende fehlt, und auch in der Mitte mangeln Blätter. 5. Stuttg. k. Privatbibliothek, hinter Rudolfs Weltchronik Bl. 256—342. s. Diutiska 1,74. — 5. Stuttgart, k. öffl. Bibliothek. theol. et philos. 4. Nr. 104. Pap. 15. Jhdt. Letztere Hdschr. ist dieselbe, die Hr. G. S. 128ᵃ Nr. 41 als besonderes Gedicht verzeichnet.

Diese Nummer wäre also zu streichen. Ebenso Nr. 68: die Legende des hl. Hieronymus S. 197 ff. Gegen alle Vermuthung des Herausgebers gehört sie dennoch zum 3. Theile des Passionals und entspricht von Z. 25 an dem Abdruck von Köpke 509,90—511,24. — Auch die Nr. 19. S. 108ᵃ—109ᵃ fällt weg: die dort abgedruckten Bruchstücke, die hier die Aufschrift: Leidensgeschichte Jesu führen, gehören zum Evangelium Nicodemi, das nun in drey mehr oder weniger vollständigen Handschriften und drey Bruchstücken nachgewiesen werden kann. 1. Die Görlitzer Handschrift: Hoffmanns Fundgruben 1,128. — 2. Eine Handschr. zu Schwerin: Lisch Jahrbücher 2,166. Dieser Hdschr., die auch das Vaterunser des Heinrich von Kröllwitz enthält, fehlen zu Anfang einige hundert Verse. Der Schluß weicht von der Görlitzer Hdschr. ab. — 3. Stuttg. k. öff. Bibliothek. theol. et philos. 4. Nr. 98. Bl. 1ᵃ—28ᵃ Pap. 14. Jhdt. Anfang und Ende fehlt. — 4. das Perg.-Bl. in 4., das im Anzeiger 1835, 326—329 abgedruckt ist. — 5. Vier Perg.-Blätter, von K. Roth unter der Aufschrift Veronika in s. Denkmälern 103—105 in ganz zerrütteter Ordnung mitgetheilt. Die rechte Reihenfolge ist: Bl. 1ᵇ. 1ᵃ. 4ᵃ. 3ᵇ. 4ᵇ. 3ᵇ. 4ᶜ. 3ᶜ. 4ᵈ. 3ᵈ. 2ᵃ. 2ᵇ. Sie fallen zwischen Bl. 48—50 der Görlitzer Hdschr. — 6. Mehrere Pergamentfalze mit je 2—3 Zeilen auf der k. Bibliothek zu Berlin. Weil der Herausgeber den Inhalt des Evangelium Nicodemi, der aber aus Thilo's Codex apocryph. N. T. 1,487—802 leicht zu entnehmen war, nicht kannte, gab er ihm eine ganze falsche Stellung: es gehört, auch der Zeit nach, gerade dorthin S. 108, wo jetzt schon die Bruchstücke stehen. Von der Maria enthält es nicht mehr, als die wirklichen Evangelien selbst.

Zum Judel in der ältern Fassung, die Hahn aus einer Wiener Hdschr. hat abdrucken lassen, kommt noch ein Bruchstück, die Zeilen 131ᵃ, 27—133ᵃ, 5 umfassend: Serapeum 1842, 343—345.

Von dem Marienleben des Walther von Rheinau hat A. Keller die beyden ersten Bücher, theils nach der Stuttgarter, theils nach der Karlsruher Hdschr. herausgegeben. Tübingen 1849. 52. 4. Ein Bruchstück, aus dem Ende, 2 Perg.-Blätter in 4., findet sich auf der Wasserkirchbibliothek in Zürich.

Zu dem Gedichte von Adam und Eva S. 255. möge der Herausgeber Vilmars Abhandlung über Rudolf v. Ems S. 30 ff. nachschlagen, wo vier bis fünf weitere Hdschr. verzeichnet stehen.

Und so ließe sich das Handschriftenverzeichniß des Hrn. G. überall beträchtlich erweitern und ergänzen. Zum Beweise, daß eine auch nur annähernde Vollständigkeit nirgends erreicht ist, mögen vorstehende Nachträge genügen, und wir behalten uns vor, je nach der Beschaffenheit der folgenden Bücher, überhaupt auf das Buch zurückzukommen.

Soviel von dem „Mittelalter“, seiner Einrichtung und Bearbeitung im Allgemeinen. Nun zum Einzelnen.

Was gleich von vornherein auffällt und unangenehm berührt, sind öfter wiederkehrende, absprechende Urtheile über Dinge, die entweder unter den Kundigen als ausgemacht gelten oder deren endgültige Entscheidung nur der sorgsamsten Erwägung, nimmermehr aber vorlautem Absprechen gelingen kann, Urtheile, zu denen der Verfasser, der mit dem vorliegenden Buche dieses Gebiet zum erstenmale betritt, die Be-

rechtigung gar nicht mitbringt, noch weniger sie sich durch die vorliegende Arbeit erworben hat. Daneben laufen, meist völlig überflüssig und wie vom Zaune gebrochen, allerley Mäckeleyen und spitze Bemerkungen gegen Andere, deren Fleiß und Mühe der Herausgeber einen erklecklichen Theil des in seine Sammlung übergegangenen Stoffes und Anderes mehr zu danken hat. Da sie meist neben das Ziel oder darüber hinaus fallen, so könnten sie als unschädlich ihrem Schicksal überlassen bleiben. Aber in einem Buche, das so wenig auf eigener, selbständiger Forschung beruht, und so sehr von fremdem Mark und Fette zehrt, klingen sie befremdlich und fordern zu einer Beleuchtung recht eigentlich heraus. Diese soll denn Herrn G. auch nicht geschenkt seyn.

Ueber die Identität des Verfassers der Klage und des Niterolf und Dietleib, die Lachmann zuerst behauptet, und W. Grimm durch eine Reihe von Beweisen festgestellt hat, herrscht längst kein Zweifel mehr, nachdem auch Gelehrte wie W. Wackernagel, Müllenhoff und Andere beygestimmt haben. Hr. Gödeke jedoch kann sich dabey nicht beruhigen und macht S. 304. 305. unter flüchtigem Hinweggleiten über die wahren Angelpunkte dieser Frage allerley heftige Einwendungen. Daß er sich in Widerspruch setzt mit solchen Autoritäten, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Aber dessen darf man versichert seyn, daß, wenn Männer, wie die genannten, in einem Urtheil so entschieden zusammentreffen, dieses nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern auf festem, sicherm Grunde ruht, zu dessen Erschütterung mehr erforderlich ist, als Hr. G. sich träumen läßt. In der Einleitung zu Müllenhoffs Gudrun S. 101 steht eine Stelle, die sich gerade auf den vorliegenden Fall bezieht, und die wir Hrn. G., für den sie wie gemacht ist, empfohlen haben wollen. Sie lautet: „Lachmanns Behauptung und W. Grimms Beweis, daß beyde Gedichte (die Klage und Niterolf) ihre vorliegende Gestalt von einem und demselben Verfasser erhalten haben, kann von keinem sonst bestritten werden, der nicht gerade glaubt, über jede Sache seine besondere Meinung haben zu müssen.“

Die S. 145—153 vollständig mitgetheilte Legende: Fremenhort von Sigfried dem Dorfer hat Hr. G. verschmäht in der Bearbeitung nach allen drey bekannten Handschriften, wie sie in Haupt's Zeitschrift 7,109—128 steht, zu geben und folgt lieber dem mangelhaften Abdruck der Einen Heidelberger Hdschrift. in den Gesammtabenteuern. Warum? Weil der Verfasser jener Bearbeitung einiger Reime wegen den Dichter nach Mitteldeutschland setzt und danach die Schreibung durchgeführt hat. Einiger Reime wegen! „Wie viele solcher muß denn ein Gedicht von etwa 700 Zeilen bieten, um bey Herrn G. in's Gewicht zu fallen, und welches andere und bessere Kriterium für die Heimath und die Mundart eines unbekannten Dichters des deutschen Mittelalters kennt er als den Reim? Ueberdieß ist der Abdruck in den Gesammtabenteuern gegen die Heidelberger Handschrift in's Mittelhochdeutsche umgeschrieben, während umgekehrt die „Bearbeitung“ in Bezug auf die Orthographie an die beyden Haupthandschriften sich anschließt. Bey Hrn. G. fehlt denn auch (neben andern Fehlern) richtig S. 150 nach Zeile 4 ein Vers, der füglich nicht zu entbehren ist. Um dem Verfasser jener Bearbeitung (man sieht nicht recht ein warum) einen Treff zu geben, glaubt Herr Gödeke, der sonst in Bezug auf Anmerkungen eine löbliche Sparsamkeit zeigt, nicht verschweigen zu dürfen, daß S. 145 in der ersten Zeile: zehant sô wart der ritter gram dem reinen gûten wîbe, bey P. (d. i. Zeitschrift 7,110) wart fehle. Diese Bemerkung wäre besser unterblieben; denn dieses auch in der Hdschr. fehlende und durch v. d. Hagen hinzugesetzte wart ist eben so entbehrlich als was, welches Haupt vorschlägt. gram ist nämlich hier nicht das Adjectiv, sondern das Präd. des starken Verbums grimmen, wie bram von brimmen, klam von klimmen etc. Es bedeutet zürnen, wüthen (S. Beneckes Wörterbuch 1573) und der Vers: zehant sô der ritter gram dem reinen gûten wîbe ist somit vollkommen tadellos und bedarf keines Zusatzes.

Die von dem Unterzeichneten zuerst erhobenen Zweifel gegen die bisherige Annahme, Konrad von Fußesbrunnen sey im Berner Oberlande zu Hause, so wie die Hindeutung auf einen Niederösterreichischen Ort dieses Namens (die seitdem durch Diemer, der diesen Dichter in österreichischen Urkunden aufgefunden hat, volle Bestätigung erhielt) sind aus einer sorgfältigen Erforschung der Sprache und des Reims hervorgegangen; ebenso die Vermuthung, daß Kon-

rad von Heimsfurt der Dichter der Urstende sey, und nicht minder W. Wackernagels noch weiter gehender Schluß, der von Heimsfurt und der von Fußesbrunnen könnten eine und dieselbe Person seyn. Solche auf ernsten Untersuchungen beruhende Behauptungen dürfen nicht in einen Topf geworfen werden mit wunderlichen, lustigen Einfällen, wie der von d. Hagens über den Verfasser des Passionals, sondern wollen mit Gründen bekämpft und widerlegt seyn. Ein fader und abgeschmackter Spaß wie der S. 121[a] aufgetischte, genügt hiezu noch nicht, neben dem sich das schülerhafte Mißverständniß des Wortes körder S. 118[b] höchst lustig ausnimmt. (Körder bedeutet nämlich nicht Körper, Hr. G., sondern Lockspeise, köder). Und vollends in Gedichten, wie die Urstende, Mariä Himmelfahrt und die Kindheit Jesu, die erweislich nach lateinischen Vorbildern gearbeitet sind, von roher Motivirung, wie S. 117[c] geschieht, und sonstigen Mängeln der Darstellung zu sprechen, ist eine Lächerlichkeit, indem jeder Kundige weiß, wie streng und ängstlich sich die Dichter in solchen Fällen an ihre Quellen hielten, besonders, wenn es geistliche Materien betraf.

Von Reinbot von Turne wird S. 192[a] die alte Fabel wiederholt, die dessen Heimath nach Waldürn im Badischen versetzt. Nach Bayern aber weisen nicht nur die Beziehungen des Dichters zu Herzog Otto dem Erlauchten und dessen Gemahlin, die Erwähnung bayerischer Orte und Klöster, sondern auch, was viel mehr und entscheidend in's Gewicht fällt, die Sprache und der Reim. Warum also nicht, statt in der Ferne zu suchen, das gar nicht weitabliegende Thurn im Landgerichte Herzogenaurach in Oberfranken? In der neuen Jenaischen Literaturzeitung 1842. Nr. 1002, die Hr. G. zwar citirt, aber offenbar nicht gelesen hat, wurde nicht nur zuerst festgestellt, daß unter Werth, wo Reinbot einen Theil des hl. Georg gedichtet hat, der zwischen Straubing und Regensburg liegende alte Marktflecken Wörth zu verstehen sey, sondern Reinbot selbst mit großer Wahrscheinlichkeit als Schreiber des Herzogs Otto von Bayern in einer zu Straubing ausgestellten Urkunde vom J. 1240 nachgewiesen. Davon weiß Hr. G. nichts, eben so wenig von einer dritten vollständigen Hdschr. des hl. Georg, die sich auf der Züricher Stadtbibliothek (Collectio Simleriana, Papier, 15. Jhdt. 4.) befindet und einen bessern Text bietet, als die Möser'sche oder die Wiener. Der Anstoß, den Hr. G. an der Erwähnung der Nonnen von Geisenfeld nimmt, ist unbegreiflich: es ist ein durchaus harmloser, vielleicht auf ein bestimmtes Ereigniß sich beziehender Scherz, ganz in der Weise, wie auch Reinbots Vorbild, Wolfram, und überhaupt das ganze Mittelalter ihn liebt.

Das über allen Begriff rohe Spruchgedicht*) von St. Georg (S. 230—231) hätte der Herausgeber füglich zurückhalten dürfen. Zu lernen ist nichts daraus. Als Beyspiel „bis zu welcher Rohheit der Darstellung die Legendenpoesie gegen Ende des 15. Jahrhunderts entartet war," kann es nicht dienen, indem aus jener Zeit eine Menge Gedichte dieser Gattung sich erhalten haben, die auch formell viel höher stehen, und es überhaupt schwer fallen dürfte, ein zweytes Beyspiel obiger Art aufzufinden. Zudem fällt die über alles Maß verwahrloste Form ganz gewiß nur der Quelle (einem Drucke vom J. 1625) zur Last, aus welcher Hr. Gödeke, dem die Fassung im Wunderhorn zu gut war, glaubte schöpfen zu müssen. Wenn ferner behauptet wird, die Besiegung des Drachen, die dem Gedichte Reinbots noch fremd war, erscheine erst so spät in der deutschen Poesie, so sagt Hr. G. mehr als er weiß. In einer gereimten Bearbeitung (der Bericht der deutschen Gesellschaft zu Leipzig vom J. 1831 giebt S. 113—134 Auszüge und Stellen daraus), die etwa zu Ende des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts, jedenfalls viel früher als obiges Spruchgedicht enstanden seyn mag (Hr. G. kennt sie nicht), bildet die Besiegung des Lindwurms durch St. Georg schon den Hauptbestandtheil der Legende.

*) So nennt es der Herausgeber; es ist aber kein Spruchgedicht, sondern ein Ruf.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juni.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae, edidit Theodorus Mommsen, Lipsiae, 1852, fol. pp. XXIV, 486 et 40 mit 2 Landkarten.

In einem Aufsatze in der Allgemeinen Monatsschrift, Febr. 1853, p. 157—184, über die lateinische Epigraphik und ihre gegenwärtigen Zustände, habe ich bereits in der Kürze obiges Werk angezeigt und meine innerste Ueberzeugung ausgesprochen, daß dasselbe in der epigraphischen Literatur Epoche machen werde; daß es als ein Musterwerk dastehe, dem in Zukunft jedes ähnliche Unternehmen sich anzuschließen habe; daß es zuerst die einzig wahren Grundsätze der epigraphischen Kritik nicht nur theoretisch aufgestellt, sondern auch in großartigem Maßstabe durchgeführt, sie praktisch in glänzendster Weise bewährt und damit für die Epigraphik das gethan habe, was einst Eckhel für die Münzkunde geleistet. Indeß die Bestimmung jenes Aufsatzes, das Deutsche gelehrte Publicum in weiteren Kreisen auf den jetzigen Zustand der lateinischen Inschriftkunde aufmerksam zu machen und (ich will es nicht leugnen) die öffentliche Meinung zu gewinnen für die nach meiner Ansicht allein gültigen Grundsätze ihrer Behandlung gegen die Bestrebungen derer, die noch immer im Ausschreiben der Bücher, im Conjiciren und sog. Corrigiren ein Genüge finden; hinzuweisen auf die Gefahr, die unserer Wissenschaft droht, wenn gar ein Corpus Inscriptionum Latinarum aus Büchern zusammengetragen werden sollte, ohne Anschauung der Originale, ohne feste kritische Principien, die nur durch diese zu gewinnen sind: diese Bestimmung, sage ich, zugleich mit der auf einen größeren Leserkreis berechneten Tendenz des Blattes selber erlaubte mir nicht, das Mommsensche Werk in so eingehender Weise zu besprechen, wie es dasselbe verdient. Umsomehr mußte mir die Aufforderung der Redaction dieser Blätter und insbesondere des Herrn Geheimeraths von Thiersch willkommen seyn, es ausführlich hier anzuzeigen, und, wiewohl es weder herkömmlich, noch passend ist, daß ein Werk zweymal von demselben Recensenten behandelt werde, glaubte ich doch, aus den obigen Gründen im vorliegenden Falle eine Ausnahme machen zu dürfen. Bey der geringen Betheiligung des deutschen Gelehrtenthums an epigraphischen Studien ist überdieß vielleicht von keiner andern Seite her eine ähnliche Anzeige zu erwarten. Um so mehr hoffe ich, wird man mir verzeihen, wenn ich in dem Wunsche, für die gute Sache Propaganda zu machen, hier zum zweyten Male über Mommsen's Werk das Wort ergreife.

Für diejenigen, welchen etwa weder das Buch selbst, noch der kurze, aber vortreffliche, von gründlicher Kenntniß zeugende Artikel der Leipziger Centralblätter, noch auch mein mehrerwähnter Aufsatz zu Gesicht gekommen ist, möge hier in wenigen Worten die Entstehungsgeschichte der Sammlung der I. R. N. L. wiederholt werden.

Ihr Verfasser kam im Spätherbste des Jahres 1844 nach Italien, eigentlich mit dem Plane einer

neuen Ausgabe der Monumenta legalia. Es war in der Zeit, wo das durch Kellermann's Tod verwaiste Projekt eines allgemeinen Corpus Inscriptionum Latinarum von Villemain in Paris neu aufgenommen war und mit einer Energie betrieben wurde, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Auch Mommsen war in Paris für das Unternehmen gewonnen worden, und, wenn auch dasselbe bald nachher durch den Rücktritt des Ministers eine Unterbrechung erlitt, die noch fortdauert, so stand doch bey ihm bereits der Entschluß fest, die epigraphischen Studien in größerem Umfange aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters ꝛc.

(Schluß.)

Dasselbe ist ohne Zweifel der Fall mit einer weitern Bearbeitung: de St. Georgio, die sich in einer Handschrift vom J. 1472 Bl. 74[b] — 118[a] zu Wien befindet, s. Hoffmann S. 178. Auch diese ist Hrn. G. unbekannt geblieben und mit Befremden vermißt man das merkwürdige, fast ganz mit Reinbot stimmende althochdeutsche Gedicht aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, von dem in Hoffmanns Fundgruben 1, 11, 13 eine ziemlich gelungene Herstellung zu finden ist. Der Abdruck desselben würde dem „Mittelalter,“ dessen althochdeutscher Theil überaus dürftig und mager ausgefallen ist, sehr gut gestanden haben. Jedenfalls hätten die drey ebengenannten Bearbeitungen gewiß eher Berücksichtigung verdient, als der Ruf von 1625. Herr Gödeke sagt zwar S. 22, wo er von der Poesie der Geistlichen in der althochdeutschen Zeit handelt; „anderen Arbeiten geistlicher Dichter dieses Zeitraumes werde man bey der Heldensage (Buch II.), den geschichtlichen Stoffen (V) und den Legenden (VII.) begegnen.“ Aber die Legenden sind in den vorliegenden Lieferungen bereits abgethan, ohne das Lied auf den hl. Georg gebracht zu haben. Die Legenden bilden nämlich hier nicht das siebente, sondern schon das zweyte, sowie die Heldensage das 3. Buch, woraus gelegentlich zu ersehen ist, daß der Herausgeber mit dem Drucke seines Werkes begonnen hat, ehe er mit der Ordnung seines Stoffes im Reinen war.

Auf den Grund der Auszüge, die Docen (Misc. 2, 66—94) von Bruder Philipps Marienleben aus der alten Jenaer Hs. gegeben hat, stellte der Unterzeichnete schon 1845 in der Einleitung zum ersten Bande der deutschen Mystiker S. XXI. die Behauptung auf, der Verfasser gehöre den Reimen und der Sprache zufolge Mitteldeutschland an, eine Behauptung, die seitdem durch W. Grimms sorgfältige Untersuchung über die Spracheigenthümlichkeiten der mitteldeutschen Dichter (im Athis und Prophilias) volle Bestätigung und nähere Begründung fand. Durch den Umstand, daß nach der Angabe einiger Hdsch. (andere lesen wieder anders) Bruder Philipp das Gedicht in der Steirischen Karthause Seitz geschrieben, glaubt sich nun Hr. G. zu dem Ausspruche berechtigt: „das niederdeutsche der Sprache komme also gerade wie bei Reinbot auf Rechnung der Abschreiber, nicht auf die des Dichters selbst.“ Mit nichten, Hr. Gödeke! Daß Reinbot, trotz der niederdeutschen Hs., aus der der Abdruck des hl. Georg geflossen ist, kein niederdeutscher sondern ein Bayer sey, hat J. Grimm schon vor 30 Jahren im ersten Bande der Grammatik aus den Reimen nachgewiesen. Daß aber auf der andern Seite Reime wie verkâren; swâren (mhd verkêren: swaeren), grede: staete, sîden: zîten, êre: verre, wurden: hôrten (d. i. worden: hôrden), sinewel: meil (lies mêl), rede: gebete, sehen (lies sên): gestên, würde: gebürte (d. i. wurde: geburde), berwaeret: bewert, êrten: werden, herre: swaere: schepfaere, du solt: scholt (:schulde), vîhe: lie, geleite: heide, schaten: entladen, neigte: leite (d. i. nêgte: legte:) weere: herre, wolten: sich gefulten (d. i. wolden: gefolden), lac: dach, erschrac: gesach, reden: zertreten er huob: uf (d. i. er hup: ûp), tôde: gemuete (d. i. tôde gemôde), er stên: sehen, zîten: lîden, sun: abetuon, maere: herre, triwen: vrowen, und noch mehr solche Reime, die alle den kaum 1000 Verse umfassenden Auszüge bey Docen entnom-

men sind, daß, sagen wir, diese Reime unmöglich von einem Oesterreicher oder Süddeutschen überhaupt herrühren können, daß sie aber vollkommen der mitteldeutschen Lautlehre gemäß sind, wie sie aus zahlreichen Denkmälern gewonnen und aufgestellt wurde, das begreift Jeder, der von der Sache überhaupt etwas versteht; ebenso daß Philipp, weil er sein Gedicht in Seitz geschrieben hat, darum noch kein Steirer zu seyn braucht. Hr. G. aber zeigt durch diese und ähnliche Behauptungen, daß alle die Dinge, worauf es bey solchen Unternehmungen ankommt, ihm völlig fremd geblieben sind.

Die in der Vorrede zu den Marienlegenden aufgestellte und mit allerley Beweisen hinsichlich des Reims, des Ausdrucks und sonstiger Eigenthümlichkeiten unterstützte Behauptung, daß der Verfasser des Passionals auch das in Leipzig handschriftlich vorhandene Gedicht: Leben der Väter, geschrieben habe, wird unter unglaublichem Kopfschütteln mit der Bemerkung mitgetheilt: daß die Beweiskraft der S. XVI. angeführten Stellen aus letzterem Werke dem Herausgeber gar nicht deutlich sey. Der entscheidende Beweis jener Stelle liegt darin, daß wie im Passional so auch im Leben der Väter hie und da zweymal drey gleiche Reime unmittelbar sich folgen: eine Eigenthümlichkeit, die auch Grimm (s. Geschichte des deutschen Reims S. 100, 101.) bey keinem Dichter des Mittelalters sonst nachweisen kann, und die zusammen mit den übrigen Parallelen wirkliche Beweiskraft hat. Uebrigens haben andere, z. B. W. Wackernagel (s. Lit. Gesch. S. 170.) sich davon überzeugen lassen und Köpke sagt in seiner eben erschienen sorgfältigen Ausgabe des dritten Theils des Passionals S. XI. darüber: „die mitgetheilten Proben seyen für den Kenner vollkommen überzeugend.“ Für den Kenner: das ists! wer jedoch über die Principien der altdeutschen Lautlehre noch so wenig im Klaren ist, der sollte über solche Dinge, zu deren Erforschung mehr gehört, als Hr. G. und Andere mit ihm glauben, gar kein eigenes Urtheil haben wollen: denn für solche sind jene Beweise gar nicht vorhanden. Eigenthümlich nimmt sich neben seinen Mäckeleyen aus, daß der Herausgeber dennoch von der Richtigkeit obiger Behauptung überzeugt scheint, indem er unter der Aufschrift: der Vàter buoch S. 218 ff. eine Probe mittheilt, statt aus der rechten Quelle zu schöpfen freylich nur eine solche, von der es noch gar nicht ausgemacht ist, ob sie diesem Dichtwerke auch wirklich angehört.

Hier ein lehrreiches Beyspiel, wie man falsche Nachrichten fabricirt. Hr. G. sagt S. 114[a]: „in den Fundgruben 1, 128 wird auf eine Kloster Neuburger Hs. vom Jahre 1338 verwiesen, die nach Fischer (in Hormayr's Archiv 1819. S. 205) ebenfalls eine poetische Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi enthält.“ Die hier angezogene Stelle in den Fundgruben aber lautet: „Ob eine Perg. Hs. des Stiftes Kloster Neuburg, — deren Inhalt aus den apocryphischen Evangelien geschöpft ist, das Evangelium Nicodemi in dieser von mir erwähnten (d. i. der Görlitzer) oder in einer andern poetischen Bearbeitung enthält, kann ich nicht näher angeben, da die darüber von M. Fischer in Hormayrs Archiv 1819. S. 205—212 ertheilten Nachrichten zu unbestimmt sind.“ Wie man sieht, steht bey Hoffmann keine Silbe von einer Behauptung Fischers, die Kl. Neuburger Hs. enthalte das Evangelium Nicodemi. Uebrigens ist an diesen beyden Notizen nur so viel wahr, daß Hoffmann den Aufsatz in Hormayrs Archiv höchstens ganz oberflächlich, Hr. Gödeke aber gar nicht gelesen hat, indem sonst ein Blick in die sehr ausführlichen Auszüge Beyde überzeugt haben müßte, daß die Hs. nichts weiter als Bruder Philipps Marien-Leben enthält. M. Fischer theilt nicht weniger als etwa 180 Zeilen aus dem Anfang: Maria mueter chuniginne aller der Welt loserinne etc. mit, nebst sämmtlichen Capitel-Ueberschriften und den Schlußzeilen. Und solche Nachrichten heißt man unbestimmt! Zum Ueberfluß verzeichnet Hr. G. dieselbe Hs. noch einmal an ganz richtiger Stelle, nach Graffs Diutiska 3, 276, unter den Hs. des Bruder Philipp als Nr. XII. S. 130[a].

S. 228[b] wird die Vermuthung ausgesprochen, in der Legende vom hl. Placidus, welche sich in einer Stuttgarter Handschrift Cod. poet. et philog. 4. Nr. 83 befinde, sey vielleicht der bis jetzt bekanntlich noch nicht aufgefundene Eustachius des Rudolf von Ems enthalten: denn „die Eine Zeile, die daraus bekannt geworden, sey wenigstens hinreichend, um die Identität der Personen erkennen zu lassen.“ Welcher Personen, von Placidus und

Eustachius? Darüber konnte und kann doch kein Zweifel seyn, aber die Logik ist wirklich kühn: weil sich die Identität der Personen **wenigstens** erkennen lasse, so könnte hier der Eustachius des Rudolfs von Ems vorliegen! Hr. Gödeke mag sich beruhigen: es ist nichts mit seiner Vermuthung. Die Hs. ist längst untersucht: sie enthält nichts weiter, als eine rohe Reimerey des 15. Jahrhunderts.

Noch ein paar weitere Beyspiele mögen zeigen, welch leichtfertige Vorwürfe und ungehörige Zweifel und Bedenken Hr. G. zuweilen vorbringt. S. 152[b] wird behauptet, der Herausgeber des gereimten Gebetes einer Frau (Zeitschrift 8, 298 ff.) nenne seine Quelle nicht. Hätte Hr. Gödeke die Einleitung zu den Mariengrüßen, die er selbst unmittelbar vorher S. 150 behandelt, zu Ende gelesen, so würde er auf Seite 275 gedachter Zeitschrift die Bemerkung gefunden haben, daß am Ende der aus dem Koloczaer Codexe abgedruckten Mariengrüße noch weitere 122 Verse angehängt seyen, die auf den ersten Blick als ein für sich bestehendes Gedicht erscheinen, und, weil von einer Frau verfaßt, der Seltenheit wegen mitgetheilt werden. Man sieht, mit welcher Genauigkeit Hr. G. seine Quellen liest! — Ebendaselbst bezweifelt er, daß das Gebet wirklich von einer Frau verfaßt sey, und meint es sey einer solchen bloß in den Mund gelegt. Warum sollte aber jenes nicht der Fall seyn? Man sieht gar keinen vernünftigen Grund: haben wir doch in der Klausnerin Ava, früher ebenfalls verheirathet und Mutter zweyer Söhne, ein noch viel älteres Beyspiel einer Dichterin, und wie viele geistliche Gedichte mögen, ohne daß wir's wissen, von Nonnen und Klosterfrauen verfaßt seyn? Aber was vermag vor der allzeit lebendigen Tadel- und Zweifelsucht der Oberflächlichkeit zu schützen?

Hr. Gödeke gibt davon noch stärkere Proben. Durch W. Wackernagels Literaturgeschichte S. 169 ist aus Pisansky's preußischer Lit.-Geschichte, einem Buche, das wie es scheint wenig verbreitet ist, (auch Hr. G. citirt es bloß nach Wackernagel, doch ohne es zu gestehen) zuerst in weitern Kreisen bekannt geworden, daß der Herzog Luderus von Braunschweig, von 1331 — 1335 Hochmeister des deutschen Ordens, ein Leben der heil. Barbara in Versen geschrieben habe. Hr. G. glaubt das S. 225[a] bestreiten zu müssen und vermuthet: diese Nachricht beruhe auf einem Mißverständnisse (Wackernagels oder Pisansky's?) und wolle bloß besagen, daß diese Arbeit, wie noch ein anderes Gedicht: die Weissagungen Daniels, unter Herzog Luderus geschrieben worden sey. Aus purer Zweifelsucht will Hr. G. seine eigene Heimath eines alten edlen Dichters berauben, auf den sie stolz zu seyn Ursache hat. Aber er hat entschiedenes Unglück, so bald er sich auf das Gebiet der Vermuthungen begibt. Wie wahr und richtig die vorliegende sey, möge Nicolaus von Jeroselin ihm sagen; dessen Deutschordenschronik Pisansky seine Nachricht entnommen hat. Bl. 44[b] der Stuttgarter Handschrift heißt es wörtlich so:

Swer daz nû wil irjagin
und ouch wizzin ebin
di martir und daz lebin
Barbarin der hêrin,
den wil ich wege lêrin:
er suche an dem bûche,
daz mit grôzim rûche
von der selbin magit zart
der herzoge lichtir art
brûdir Lûdir von Brûnswîc,
des stammis ein furstlichir Zwîc
unde hômeistir ouch irkorn
den dûtschin ordene bevorn,
hât gebrâcht zu dûtsche ganz
mit getichte âne schanz.
dâ vindit er daz sundir wân.

Ist das deutlich? Nicolaus fügt noch hinzu: hi mite sî daz hin getân: und mit diesem Spruche wollen auch wir diese Anzeige schließen.

Dr. Franz Pfeiffer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juni.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae edid. Theod. Mommsen etc.

(Fortsetzung.)

Im Frühlinge 1845 ward Borghesi in San Marino besucht, und von ihm dem damaligen Anfänger das Königreich Neapel angewiesen als die Provinz, welche vor allen anderen einer gründlichen Behandlung bedürfe, die fast terra incognita in ihrem Innern sey und daher eine besondere reiche Ausbeute gewähren werde. Und in der That, wer nur einiger Massen die Verhältnisse kennt, wird dem großen Meister leicht Recht geben. Das Königreich Neapel begreift die alten Landschaften der Bruttii, Lucanien, Calabrien, Apulien, Campanien, Samnium, die späteren Provinzen Valeria und Picenum Suburbicarium zum Theile, Gegenden, von denen freilich einige, wie das früh verödete Land der Bruttii, in der Römerzeit arm an blühenden Städten waren und daher arm an Inschriften sind, andere dagegen, reich an großen und glänzenden Colonien und Municipien, keinem anderen Theile Italiens an Zahl und Bedeutung ihrer inschriftlichen Denkmäler nachstehen. Fast alle diese Gegenden aber waren in epigraphischer Hinsicht wenig durchforscht. Es ist, wie überhaupt bey den Italienern, so zumal bey den Neapolitanern, Reisescheu ein allgemeiner Charakterzug, und bis in die neueste Zeit herab ist es beinahe unerhört, daß ein Gelehrter der Hauptstadt wissenschaftlicher Forschungen halber die Provinzen durchreist. So kam es, daß alle irgend zuverlässigen Nachrichten aus dem Königreiche sich nur auf die nächsten Umgebungen der Hauptstadt bezogen, daß fast allein Pompeji's und Herculanum's Inschriften wenigstens bis zu einem gewissen Grade genau publicirt und in einem größeren Kreise bekannt waren, obwohl immer noch selbst in den Räumen des königl. Museo Borbonico zu Neapel Entdeckungen zu machen waren. Zwar hatte, wie überall in Italien, beinahe jede Stadt ihren Lokalantiquar, ihre Specialgeschichte, häufig nur im Manuscript, sehr oft aber auch gedruckt; allein wenige dieser Werke überschritten die Grenzen des Reichs oder gar die Alpen, manche kamen kaum in die Hauptstadt; mußte doch Mommsen nach einigen vergeblich suchen, bis er sie erst an dem Orte auffand, auf den sie sich bezogen. Dabey wollte es das Schicksal, daß gerade diejenigen Werke außerhalb der Gränzen Verbreitung erlangten, welche vorzugsweise mit Fälschungen und Interpolationen angefüllt sind, z. B. Pratilli's Antonini's, Lupoli's Schriften. Zwar sind die beyden ersten der genannten früh entlarvt worden, wenn gleich ihr Machwerk unter fremdem, ehrlichem Namen noch immer täuscht; aber gefährlicher war Lupoli, der durch unerhörte Dreistigkeit im Behaupten, im Schmähen seiner Vorgänger, im Erheucheln eigener Autopsie und scrupulöser Genauigkeit sich den Namen eines durchaus zuverlässigen Gewährsmanns erworben hatte, bis ihn Mommsen in Folge seiner epigraphischen Reisen des Betrugs zu überführen im Stande war, und ihn als Interpolator der schlimmsten Sorte hinstellen konnte. Pratilli's und Antonini's Fälschungen sind durch fremde Hand in die großen Thesau-

ren übergegangen, Lupoli wird in den neueren Inschriftwerken, wie bey Orelli, als Autorität behandelt. Nachdem ihr wahrer Charakter bloßgestellt war, mußte nothwendig Zweifel an allen neapolitanischen Inschriften entstehen; man mußte an Allem irre werden, was von dort kam, und Neapel stand auf gleicher Stufe mit Spanien, dem Lande der größten epigraphischen Unsicherheit, dessen Steine von vornherein als verdächtig angenommen zu werden verdienen.

Unter solchen Umständen war es ein eben so schwieriges, als verdienstliches Unternehmen, zu dem sich der Verfasser entschloß. Der natürlichste Anfang war, durch Copiren aller Steine des Museo Borbonico eines Theils sich die praktische Uebung im Abschreiben und Beurtheilen der Originale zu verschaffen, deren er bedurfte, anderen Theils für die kritische Behandlung der Neapolitanischen Inschriften selbst eine feste Grundlage zu gewinnen. Der damalige Director des Museums, Avellino, gewährte mit der ihm eigenen, hier zu Lande seltenen Liberalität alle mögliche Freyheit. Zugleich wurden die Municipalschriftsteller, so weit sie in Neapel sich auftreiben ließen, excerpirt, und so schon eine Menge trefflichen bisher unbekannten und unbenutzten Materials zusammen gebracht, damit aber zugleich für die nachfolgenden epigraphischen Reisen die nothwendigen Vorbereitungen getroffen. Zu diesen wurde M. durch die k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und in's Besondere durch Herrn von Savigny unterstützt, der schon früher seine epigraphisch-juristischen Pläne mit thätiger Theilnahme befördert hatte. Unterdessen war nämlich der Plan des allgemeinen Corpus Inscriptionum Latinarum zu Berlin wieder aufgenommen worden, und es konnte daher der Akademie nur erwünscht seyn, zu solchem Zwecke mit einem Gelehrten anzuknüpfen, der bereits damals zu dem schweren Werke, den Augias-Stall der Italienischen Epigraphik auszufegen und auf neuer Grundlage ein neues und festes Gebäude aufzuführen, Muth und Befähigung in ausgezeichnetem Maße besaß. Zunächst ward ihm die Aufgabe, Samnium's Inschriften zu sammeln und als eine Art von Specimen der später zu unternehmenden Arbeiten der Akademie einzureichen. Deßhalb wurde das ganze Land in allen Richtungen bereis't; aber, wie es bei solchen Unternehmungen zu geschehen pflegt, es stellte sich bald die Unmöglichkeit oder doch Unthunlichkeit heraus, ohne Ausdehnung auf die angrenzenden Gebiete diese Aufgabe in genügender Weise zu Ende zu führen. Vielmehr hatte M. schon bei seinen Arbeiten in Neapel selbst das ganze Königreich im Auge gehabt; er besaß bereits in den Abschriften der Steine des Museum's ein reiches Material für Campanien, zumal für Capua, Misenum, Puteoli, der Pompejanischen und Herculanensischen Steine nicht einmal zu gedenken. Es war daher natürlich, daß er seine Reisen auch über andere Theile des Königreichs ausdehnte, daß er bald Apulien, Calabrien, Lucanien dem größten Theile nach bereiste, Gegenden, die nicht weniger selten von wissenschaftlichen Reisenden durchforscht sind, als Samnium selber. Alle hauptsächlicheren Städte jener Provinzen wurden von ihm durchsucht und reiche Ausbeute zurückgebracht, die theils in neuen Steinen bestand, die höchstens einmal ein Localantiquar in irgend einer obscuren Schrift mehr oder weniger schlecht edirt hatte, theils in der Berichtigung schon bekannter Monumente. Was aber höher anzuschlagen ist, als alle solche noch so werthvolle Einzelheiten: es gelang erst dadurch, für die Behandlung der neapolitanischen Inschriften eine feste kritische Basis zu gewinnen und in Folge davon aus der Gesammtmasse von 8297 Inschriften, die das vorliegende Werk umfaßt, nicht weniger als 1003 als verdächtig oder geradezu falsch auszuschließen. — Mommsen's Reisen erstreckten sich, wie gesagt, über den größten Theil des Königreichs; nur die Gegenden der alten Bruttii, sowie die Umgebungeu des Fuciner See's, einige Theile Campaniens und der Provinz Valeria mußten unbesucht bleiben. Aber für die wenigen Inschriften der erstgenannten war unsers unglücklichen Landsmannes Gualterus Werk eine vortreffliche Hülfe, und keines Falls würde die vermuthliche Ausbeute Mühe und Kosten aufgewogen haben. Für die Districte um den Fucinus gewährten frühere Reisen erfahrner Freunde Kellermann's eine Aushilfe, die mangelnde Autopsie und eigene Nachforschungen großen Theils ersetzte, und noch nach des Verfassers Abreise aus Italien war es der treffliche, leider so früh verstorbene E. Philippi (vergl.

Rhein. Mus. f. Philol. N. F. VIII. p. 530), der im Herbste 1851 bey der Rückkehr von Neapel nach Rom es sich zur Pflicht machte, mehrere von Mommsen nicht gesehene Städte Campaniens, namentlich Casinum, Arpinum und Aquinum für dessen Zwecke zu besuchen. Sora war schon früher einmal von Brunn mit Erfolg durchforscht worden. Daß übrigens M. selbst den Besuch dieser Gegenden aufgeben mußte, daran war der Umstand schuld, daß im Jahre 1847 seine Gegenwart in Deutschland durch das seiner Verwirklichung sich scheinbar nähernde C. I. L. wünschenswerth wurde. Ich habe mich in dem oben erwähnten Aufsatze ausführlich über das Berliner Project ausgesprochen und das innige Bedauern nicht verhehlt, das mir die Richtung eingeflößt, welche man in Berlin damals hinsichtlich desselben einschlagen zu müssen glaubte. Hier genüge es zu bemerken, daß wider das gegründete Erwarten aller Einsichtigen Mommsen von der Betheiligung an demselben ausgeschlossen wurde, eine Betheiligung, die freilich zur Unmöglichkeit wurde, da man seinen Grundprincipien schnurstracks entgegen trat. Indeß fand sich die k. Akademie später veranlaßt, das Besitzrecht der von Mommsen gesammelten Inschriften in der Art an sich zu bringen, daß ihm das Recht der Publication erhalten blieb, und ihn dadurch in den Stand zu setzen, unter Aufopferung der Ankaufssumme und Verzichtleistung auf jeden eigenen Vortheil die Publication seiner großen Sammlung zu ermöglichen. Herr G. Wigand in Leipzig übernahm mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit den Verlag derselben, der trotz jenes akademischen Zuschusses noch immer höchst ansehnliche Geldmittel in Anspruch nahm, ohne einen raschen Absatz zu versprechen, den eines Theils die geringe Betheiligung an epigraphischen Studien im deutschen Vaterlande und in den andern nordischen Ländern, anderen Theils der unbedeutende, aller Organisation ermangelnde literarische Verkehr in und mit Italien zur Unmöglichkeit machen. Dessenungeachtet ist das Buch, das XXIV, 486 und 40 Folioseiten umfaßt und von Kiepert mit 2 Karten ausgerüstet ist, auch äußerlich auf das Glänzendste ausgestattet. Die Inschriften, mit möglichster Raumersparniß eng zusammengedruckt, gewähren dennoch durch ihre sorgfältige Anordnung ein, soweit es im Druck erreichbar ist, treues Bild der Originale; archaische Inschriften sind durch besondere Lettern ausgezeichnet, einzelne, wie die Kalendarien, wahre typographische Meisterstücke zu nennen. Kurz, auch äußerlich ist das Werk jedes Lobes werth. Gehen wir jetzt zur näheren Betrachtung seines Inhaltes über.

Wie schon der Titel besagt, umfaßt das Mommsensche Werk alle lateinische Inschriften des Königreichs Neapel, d. h. nicht nur alle in demselben gefundene, sondern außer diesen auch alle diejenigen, welche anderswo gefunden, jetzt, meist durch die Farnesische Erbschaft, sich im Museo Borbonico aufgestellt befinden. Daß letztere mit aufgenommen, rechtfertigt sich vollkommen daraus, daß bey ihnen der Täuschung vorzubeugen war, als gehörten auch sie dem Königreiche an, während es nur dankenswerth ist, daß auch diese, theilweise schon bey Gruter herausgegebenen Monumente, hier uns in authentischen Abschriften wieder gegeben werden. Dagegen vermißt man mit Leidwesen diejenigen Pompejanischen Inschriften, welche mit Griffel oder Pinsel leicht in Cursivschrift auf die Wand gekritzelt, ihrer Natur nach eine Veröffentlichung in Fasimile verlangen, und die, vom Verfasser mit gleicher Sorgfalt gesammelt, nur deßhalb zurückbehalten sind, weil sie die Kosten der Herausgabe des Gesammtwerkes unverhältnißmäßig würden gesteigert haben. Möchte er bald Gelegenheit finden, auch diese so ungemein schwierige Classe der lateinischen Inschriften zur öffentlichen Kunde zu bringen. Zwar hat der neapolitanische Jesuit P. Garrucci eine der Zahl nach vielleicht noch bedeutendere Sammlung dieser interessanten Documente in Aussicht gestellt; allein die Proben, die er daraus im neuen Bullettino Napoletano gegeben, sind nicht geeignet, uns mit großem Vertrauen zu seiner Genauigkeit, Treue und Nüchternheit zu erfüllen. Die Schwierigkeit, diese Inschriften zu entziffern, ist so groß, daß ihr gegenüber Mommsen's außerordentliche Erfahrung, wenn irgend wo sonst, unumgänglich ist. — Eine andere Gattung von Documenten ist aus andern Gründen weggefallen, die Senatusconsulta und leges des römischen Volkes, die theils im Reiche gefunden, theils dorthin übertragen, gerade in Neapel in besonders großer Zahl aufbewahrt werden. So sehr

es zu wünschen gewesen, daß auch von ihnen uns gleich hier ein authentischer Text gegeben werde, so können wir doch ihre Ausschließung kaum bedauern, wenn der Verfasser bald sein Versprechen erfüllt, und uns seinem ursprünglichen Plane gemäß eine vollständige Sammlung aller uns erhaltenen leges und Senatusconsulta giebt; ein Werk, das leider nach einer Aeußerung desselben in den Berichten der Sächs. Ges. f. W. 1852, Epigr. Analekten 27, p. 273, noch nicht so bald zu erwarten seyn dürfte. Die Rücksicht auf diese beabsichtigte Gesammtausgabe war es, die den Verfasser abhielt, sie in die hier zu besprechende Sammlung aufzunehmen.

Jenes reiche Material nun von mehr als 8000 Monumenten ist von dem Herausgeber, was die eigentlich Neapolitanischen Inschriften angeht, in streng geographische Ordnung gebracht. Eine Rechtfertigung derselben ist hier kaum am Platze. Böckh hat sie in seinem griechischen Corpus praktisch durchgeführt, und, wenn er und mehrere Andere ihr für die lateinischen Inschriften die gleiche Anwendbarkeit abgesprochen haben, so hatten sie dabey jeden Falls ein Gesammtcorpus im Auge, bey dem sich allerdings darüber streiten läßt, ob rein geographische Anordnung, oder die vorläufige Absonderung der den ganzen Staat betreffenden Inschriften angemessener sey. Mommsen selbst hat in seinem früher der Berliner Akademie eingereichten Entwurf zu einem C. I. L. der letzteren Einrichtung den Vorzug gegeben. Hier können wir von der ganzen Frage füglich absehen; denn bey einer Sammlung der Inschriften einzelner Länder kann vernünftiger Weise von Anordnung nach Classen keine Rede seyn. Die geographische ist in ihr die einzig anwendbare. Dieser zufolge theilte nun der Verfasser sein großes Werk in 11 Abschnitte, deren acht die Provinzen Bruttii, Lucania, Calabria, Apulia, Campania, Samnium, Valeria, Picenum Suburbicarium in sich begreifen, so weit sie eben dem jetzigen Königreich Neapel angehören, und denen sich in einem neunten Abschnitte Viae publicae populi Romani anschließen. Ein zehnter umfaßt die Aufschriften häuslichen Geräths, der Lampen, kleinen Bronzen, Tesseren, Ziegel, deren geographische Anordnung bey der Leichtigkeit ihrer Verschleppung unmöglich, und denen überdieß nur durch Zusammenstellung in größerer Anzahl ein Interesse abzugewinnen ist. Folgt schließlich als Anhang in zwey Capiteln ein 11. Abschnitt von im Reiche vorhandenen Inschriften ungewisser und fremder Herkunft. Jedem Abschnitt ist eine allgemeine Uebersicht der für ihn benutzten Hülfsquellen vorangeschickt, die mit einer genauen Kritik der Gewährsmänner für die einzelnen Territorien sich bey diesen wiederholt. Zugleich sind sowohl die Grenzen der Provinzen, als der einzelnen Stadtgebiete möglichst genau ermittelt, jene namentlich mit Hülfe der Monumente ihrer Praesides, diese durch Magistratsdenkmäler und Inschriften, welche die Tribus anführen. Die falschen Inschriften sind, mit besonderer Paginirung und in Cursivschrift gedruckt, in einem ganz für sich bestehenden Theile zusammengestellt. 35 verschiedene Indices verleihen dem Werthe jenen Grad von leichter Brauchbarkeit, den man bis jetzt bey epigraphischen Sammlungen noch immer mehr oder weniger vermissen mußte.

Zu der kurzen Betrachtung des Einzelnen übergehend, beginnen wir mit dem Verfasser vom Lande der Bruttier. 79 Inschriften sind die ganze Ausbeute dieser weiten Strecke, und von diesen kommen auf Vibo allein 52, die namentlich durch Capialbi's Fleiß zusammengebracht sind, während die übrigen sich auf Regium (7), Locri (8), Scylacium (1), Sybaris (3), Croto (5), Petelia (3), vertheilen. Vielleicht mehr, als irgend etwas Anderes, dienen solche Zahlen dazu, den traurigen Zustand klar zu machen, welchem jene einst so reichen Gegenden in der Römerzeit anheim gefallen waren. Uebrigens sind selbst unter diesen wenig zahlreichen Inschriften manche, welche jenseits der Alpen vielen Gelehrten neu sein möchten, hergenommen aus jenen Lokalpublikationen, deren ich oben gedachte, oder aus den ephemeren Erzeugnissen von Tagesblättern der Provinz.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juni.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Instructiones regni Neapolitani Lationae etc.

(Fortsetzung.)

Unter den Inschriften von Locri mache ich auf Nr. 10 aufmerksam, welche uns außer den gewöhnlichen Magistraten IIII vir aedilicia potestate und juri dicundo auch den Titel Quaestor Pecuniae Publicae ET ALIMENTARIAE bringt. Die schöne, jetzt im Museo Borbonico aufbewahrte Inschrift aus Vibo, bezüglich auf die Herstellung und Aufrichtung des Bildes der Proserpina (Orell. 1476) ward nach so vielen Vorgängern richtig zuerst von Mommsen gegeben, früher schon, als in diesem Werke, im Bulletino d. Inst. Arch. 1846, p. 143. Erwähnenswerth ist in Vibo namentlich der municipale Pontifex maximus, der sich aus zwey Inschriften ergiebt, welche zuerst Capialbi in den Memorien des Instituts bekannt gemacht hat, eine Würde, die so leicht nicht anderswo wieder vorkommen dürfte, sich aber aus der Annahme eines municipalen Collegs von Pontifices erklärt, dessen Vorsitzer oder Magister in Nachahmung des Römischen Pontifex maximus diesen Namen führte. — In der merkwürdigen Inschrift von Scylacium n. 68. v. 4. ist MINERVAE bloßer Druckfehler statt MINERVIAE. Mommsen hat in den Berichten d. Sächs. Ges. d. W. 1849, p. 51 ff. die Echtheit des von mehreren glaubwürdigen Männern im heutigen Squillace gesehenen Steines außer Zweifel gesetzt und durch denselben zugleich seine Erklärung der Stelle Vellej. I, 15 über die im Jahre 631 deducirten Gracchanischen Colonien zu stützen gesucht, der zufolge Scylacium den Namen Minervium erhielt, Tarent Neptunium genannt sey, wie Carthago Junonia. Die Inschrift selbst hat Scolacium statt Scylacium; aber gerade darin liegt ein Beweis ihrer Echtheit, da gerade diese Form auch die urkundliche des Vellejus ist, die nur durch willkürliche Correctur mit der herkömmlichen vertauscht ward. Ueberdieß ist die Genauigkeit in den Kaisertiteln mit Recht von Mommsen als unmöglich in einer Italienischen Fälschung hervorgehoben und die einzige Schwierigkeit, welche in der Seltenheit des Ausdrucks aquam dat zu liegen schien, immerhin genügend beseitigt worden. Der Name colonia Nervia darf, wie Mommsen anführt, keinen Verdacht erregen, wenn wir auch keine ausdrückliche Nachricht von Militärcolonien dieses Kaisers haben. Jetzt aber geben uns allerdings mehrere Inschriften von Sitifis in Afrika, die jener damals noch nicht kannte, eine direkte Stütze; denn in ihnen finden wir die colonia Nerviana Augusta Martiana veteranorum Sitifensium (Journal des Savants 1847, p. 730. 732; v. Hefner, R. Inschriften mit Bemerkungen n. XXIII) und die Res Publica SITIFENSIVM NERvianorum ANTONIANORum (Exploration de l'Algérie, Archéol. pl. 85, 1) erwähnt, so daß also der Zweifel, ob Nerva wirklich Colonien deducirt habe, abgethan ist. — Die in den letzten Jahren hie und da auch als Juno Lucina publicirte JVNO LACINIA von Croton möge aus diesem Grunde hier erwähnt seyn. — Bey seinem Abdrucke des Testaments des Meconius von Petelia legt M. Text und

Zeilenabtheilung des Gualterus als die richtigsten zu Grunde und stellt es darnach in lesbarer Weise her. — Zehn Inschriften der Bruttii mußten dem Verzeichnisse der falsae vel suspectae zugewiesen werden.

Der zweyte Abschnitt umfaßt in den Nr. 80—432 Lucanien mit 13 Städten, die größten Theils vom Verfasser selbst besucht wurden. Unter seinen Gewährsmännern ist Gatta der bedeutendste (memorie topografico-storiche della provincia di Lucania, Nap. 1732, 4, und ein nach seinem Tode erschienener Anhang), ehrlich, aber unerfahren und hie und da betrogen; dann Lombardi in den Memorie dell' Instituto. Dagegen war in dieser Provinz vor allen Anderen Antonini als Fälscher thätig, und 108 falsche Lucanische Steine fallen der größeren Anzahl nach ihm zur Last; nur wenige gehen auf Ligorio zurück, während die von Eboli ihr Daseyn einem Philelphus Filiulus und Nicolaus de Nigris verdanken und auch Erzbischof Lupoli nicht unterlassen hat, Einiges zur Vermehrung dieser Schätze beyzutragen. Die zahlreichen falschen Inschriften von Grumentum sind Produkte des Roselli, dessen Janus Oenotrus würdig dem Saturnus profugus zur Seite steht, den man noch jetzt sogar in Stein gehauen zu Sezza am Volskergebirge sehen kann, nicht zu gedenken des numen porcinum und ähnlicher Fabrikate. Auch Pratilli hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einige Monumente seiner Erfindung an den Mann zu bringen. Schließlich sind noch ganz neuerdings von dem oben genannten Garrucci in seinen Iscrizioni antiche di Salerno, p. 27. vier der fabelhaftesten Inschriften vorgebracht worden (990*—993*), die auf Ziegel gekritzelt, im J. 1814 gefunden seyn sollen, und die der Herausgeber auch durch die Natur solcher gekritzelter Sentenzen zu rechtfertigen suchte, ohne jedoch wohl so leicht Jemanden überzeugen zu können.

Unter den Lucanischen Städten ist namentlich Salernum reich an wichtigen Steinen, von denen Mommsen die noch ziemlich zahlreich vorhandenen abschrieb. Bey der Ungewißheit, ob Amalfi eine alte Stadt gewesen, verbindet er dessen Monumente mit den Salernitanischen. Von letzteren erwähne ich den der Kaiserin Helena, Mutter Constantins (106), auf welchem Garrucci (Iscr. di Salerno p. 19), noch deutliche Spuren des getilgten Namens Crispus zu sehen geglaubt hat, der jeden Falls an jener Stelle gestanden hat. Borghesi erinnert eben daselbst (p. 21), daß dieses Monument zwischen den Jahren 323, in welchem Constantius Cäsar wurde, und 326, dem Todesjahre des Crispus, gesetzt seyn muß. In dem schönen Steine des Arrius Mäcius Gracchus liest Garrucci v. 9. SVI ET statt des von Mommsen mit sic bezeichneten SVET, wohl irrthümlich. Zum ersten Male edirt erscheint bey M., da man Garruccii's Publikation kaum wird in Anschlag bringen können, die Inschrift Nr. 111 nach der Abschrift des Herrn Augelluzzi in Eboli. Nr. 117 in Amalfi ist nach meiner Meinung, die M. in den Nachträgen bereits anführt, sicher nach Puteoli zu setzen, wo allein, so viel mir bekannt, Augustales dupliciarii vorkommen, und die Inschriften der fabri tignuarii Ostienses (120. 123), aus deren Vorhandenseyn der Verfasser auf eine in Amalphi bestehende Station dieses Collegs zu schließen sich berechtigt glaubte, dürften, wie so viele andre, nach jener Seestadt verschleppt seyn, eine Ansicht, die, nachdem ich sie ihm mitgetheilt, in den angeführten Nachträgen von dem Verfasser gleichfalls als die wahrscheinlichere angenommen wird.

Es kann einer Anzeige, wie sie hier beabsichtigt ist, nur verstattet seyn, Hauptsachen hervorzuheben; daher übergehe ich die übrigen Monumente von Salern und Amalfi, der Zahl nach im Ganzen 86, und bemerke nur noch, daß aus dem Beynamen Aemilianus in Nr. 172 sich für die Mutter mit aller Zuverlässigkeit der Gentilname Aemilia ergiebt.

Zu den Pästanischen Monumenten 89—99 kann ich zwey nicht unwichtige hinzufügen, welche ich der gütigen Mittheilung des Herrn Dr. P. Heyse aus Berlin verdanke, der sie, die kurz zuvor aufgefunden waren, zu Pästum selbst abschrieb. Sie beziehen sich offenbar auf ein und dieselbe Person und befinden sich an großen Basen von Statuen:

DIGITIAE. L. F. RVFINAE
OBEXIMIAM CASTITATEM. EI (l. FI)
DEMVERECVNDIAMQVE
EIVS.
M. TVLLIVS. M. F. MAECIA CICERO
EQ.R.L.L.P.C.CONIVGI REMIS
SO SVMPTV PVBLICO. DE SVO
POSVIT

L. D. D. D.

. . . .
CICER . . . .
E Q. R. P. c.....patrono (?)
VOLCEIANorum . . . .
VM ACERENTINORum . . . . .
EIENSIVM BVXENTInorum
TEGIANENSIVM INTEGRo
ETRARISSIMO VIRO
ꝺ M. TVLLIVS COMMVNiO
NVTRITOR. MVLTIS LAR
GITIONIBVS EIVS IN SE
CONLATIS. L. D. D. D

Die Siglen in der sechsten Zeile der ersten Inschrift erklären sich leicht: EQuiti Romano Laurenti Lavinat. Patrono Coloniae. Bey Ergänzung der zweyten habe ich das L. L. ausgelassen, weil das P. noch vorhanden war und eine solche Auslassung zu motiviren schien. — In der fünften Zeile dieser letzteren würde ich die Einwohner von Treia suchen, wäre diese Stadt nicht gar zu entlegen, während alle übrigen Orte aus derselben Gegend sind. Da, so viel man weiß, die Söhne des Redners und seines Bruders keine Nachkommen hinterließen, so meint Borghesi, dem ich die Inschriften mittheilte, unser Cicero möge wohl von L. Tullius, Vetter des Redners und sein Legat in Cilicien, abstammen; man könne zu Ehren des großen Verwandten den Beynamen in dieser Familie angenommen haben

Eburum, jetzt Eboli, zeichnet sich durch das schöne Denkmal des Flavius Silvanus aus (189), das zuerst dem Verfasser vollgültigen Beweis von Lupoli's Interpolationen an die Hand gab (Bull. d. Inst. 1847, p. 119). In Z. 15. möchte ich statt des sevir ISS des Verfassers singul ISS lesen, weil sich, wie es scheint, in jener Gegend keine Sevirn aufweisen lassen (vgl. Ztschr. f. A. W. 1848, p. 202). — Nach Compsa kam Mommsen nicht, benutzte jedoch außer den gedruckten Hülfsmitteln, die auf des Cittadinus Autorität zurückgehen, die Scheden Cassito's, der, durchaus zuverlässig, wo er selbst sah, aus gedruckten Büchern jedoch Gutes und Schlechtes ohne Sichtung zusammentrug. Letztere geben außer mehreren Kaiserinschriften ein Colleg von Mercurialen (194), das jedoch mit Recht von M. für verdächtig erklärt wird, und verschiedene für die Municipalverhältnisse des Orts interessante Inschriften. Diese beweisen, daß IIIIviri der Stadt vorstanden; doch scheint mir M. die Inschrift Nr. 196 mit einem IIVIRQVINQ deßhalb mit Unrecht zu verdächtigen, da dieselbe ganz den Charakter der Echtheit trägt; sie muß irrthümlich nach Compsa gesetzt seyn. — In Nr. 197 ist IIII. vir. I. D. Q. VIR. QVINQ. doch wohl unzulässig und hinter dem Quästor das IIIIVIR zu wiederholen, wie es z. B. in Nr. 199 steht. Letztere Inschrift möchte ich übrigens nicht mit dem Verfasser für zusammengeflickt aus Nr. 197 und 198 halten; denn die ersten 6 Verse sind in vollkommener Ordnung, nur die 3 letzten ungeschickt angeheftet. Caposele und seine schöne Silvanus-Inschrift werden den Compsanischen Monumenten beygefügt; in der Edition derselben folgte M. besonders dem von Avellino gegebnen Texte, der aber auch nur von einem Municipalabschreiber herrührt. Ich selbst habe mir durch einheimische Correspondenten vergebens eine neue Collation zu verschaffen gesucht; man schickte nach gut Italienischer Sitte stets eine Abschrift, sey es nach Avellino, sey es nach Guarini. — Zahlreich vermehrt und verbessert sind die Monumente von Volceii; namentlich hebe ich die Inschrift Grut. 1095, 1, hervor, die eine völlig andere Gestalt erhält:

L. FVLVIO. C. F. POM . . . .
BRVTTIO. PRAESENTI. MIN . . . .
VALERIO. MAXIMO POMPEIO. L . . . .
VALENTI. CORNELIO. PROCVLO . . . . : .
AQVILIO. VEIENTONI. COS. II. Praef. urbi. (oder PRocos. prov.) patri
c Ris PINAE. AVG. SOCERO. IMP. Commodi aug. sodali
HADRIANALI SODALI ANTONINiano aureliano
MARCIANO. COMITI. IMPP. ANTonini et commodi
EXPEDITIONIS SARMATICAE Praetori tr. pl. quaes
TORI. AVG. TR. MIL. LEG. III. GALLIcae donis. milit. donato
AB. IMP. DIVO. ANTONINO AVG. Pio . . . .

Der Stein ist vollständig, so daß die Inschrift auf zwey an einander gefügten Stücken geschrieben gewesen seyn muß. Das PR in Z. 5. kann man für PRocos. prov. (inctae alicuius) oder auch für PRraefecto urbi nehmen, weil die Prätur an dieser Stelle nicht angebracht erscheint, Präsens vielmehr nach Bekleidung des ersten Consulats ohne Zweifel andre Aemter bekleidet haben wird, und überdieß gerade mit der Stadtpräfectur oft ein zweytes Consulat verbunden ward. — Die Nr. 213—215, die offenbar falsch sind, hat M. nur deßhalb nicht unter die falsae eingereiht, weil sie auf Gatta zurückgehen, der nicht des Betrugs überführt ist. — Die Inschriften von Tegianum und Atina sondern sich von denen von Volceii nicht mit der wünschenswerthen Sicherheit ab, da die Hülfsmittel zur Bestimmung der Territorialgränzen fehlen, wie es denn in topographischen Untersuchungen dieser Art natürlich sehr oft bey der bloßen Wahrscheinlichkeit bleiben muß. Die Atinatische Inschrift Nr. 250 ist die einzige, in welcher der Name der Bantini vorkommt. — Grumentum mit seinen 69 Monumenten ist ein schlagender Beweis von der Nothwendigkeit der Autopsie, um in epigraphischen Dingen zu fester kritischer Grundlage zu gelangen. Ich gedachte des albernen und zugleich schamlos lügenhaften Buches des Roselli. Gewiß wird Niemand, wie M. richtig bemerkt, sich durch die thörichten Erfindungen desselben irren lassen; allein neben diesen enthält das Buch eine große Anzahl existirender Steine, die aber von ihm auf das Ungenaueste abgeschrieben und nach seiner Meinung corrigirt, d. h. corrumpirt und interpolirt wurden. Da galt es zu entscheiden, wo bloß interpolirt, wo ganz und gar gefälscht sey. Der Verfasser erklärt, an der Möglichkeit sicheren Urtheils in so schwieriger Sache ohne Hülfe der Autopsie verzweifelt zu haben. Er unternahm daher mitten im Winter die beschwerliche Reise und mit Hülfe der theils in der Stadt, theils in dem Danischen Garten erhaltenen Originale, so wie durch Einsicht der eignen Scheden des Roselli, die dessen Familie aufbewahrt, gelang es ihm, die Sachlage klar zu durchschauen und deutliche Beweise des geübten Betrug's, hie und da zwey verschiedene Recensionen eines und desselben Steines zu finden. Nur über einige wenige Inschriften von keiner Bedeutung blieb es ungewiß, ob sie echt, oder ersonnen. Möge dieser Fall denen zur Lehre dienen, welche im eigenen Scharfsinn das Mittel zu besitzen wähnen, jede Frage über Echtheit epigraphischer Documente schlagend zu entscheiden! — Die Steine von Grumentum aber sind nicht bloß zahlreich, sondern auch für die Municipalalterthümer von besonderer Wichtigkeit, indem die seltenen, offenbar ursprünglich vorzugsweise Latinischen Municipalprätoren hier, wie in Abellinum und Telesia als pr. IIviri vorkommen (313. 323. 327). Wegen archaischer Form und Diction sind die Nr. 321. 322. bemerkenswerth, in den Jahren 697 und 703 gesetzt und bezüglich auf die Erbauung von Mauern, doch wohl der Stadt. Das in Nr. 321 erwähnte Amt eines Aedilis pro q (uaestore) ist auch wohl neu in Municipalstädten.

(Fortsetzung.)



# Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	20. Juni.
Nro. 76.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1853.



Inscriptiones regni Neapolitani Latinae, etc.

(Fortsetzung.)

In Nr. 307. haben wir die Mefitis fisica, in andern Steinen die sacralen Collegien der Augustales Herculanei und Augustales Mercuriales, wie es denn auch nicht an Militärinschriften und solchen fehlt, die auf den Gesammtstaat Bezug haben. Thermen, Gladiatorenspiele, Dedicationen u. s. w. finden sich ebenfalls, und Grumentum kann jetzt als eine von den am besten durch ihre Inschriften vertretenen Städten dieser bisher so dunkelen Gegenden gelten. Eine ganze Reihe unedirter Documente, zu denen freylich für den Nichtneapolitaner auch die von Roselli schon herausgegebenen füglich zählen können, war gleichfalls Frucht jener Reise; doch sind dieselben von geringerer Bedeutung.

Für Potentia hat M. 54 Inschriften zusammen gebracht, unter ihnen sehr merkwürdige, wie die den Cult der Mefitis Utiana (376. 377) betreffenden. Ceres und Vertumnus (375), denen eine von den Römischen XVviris S. F. eingesetzte Priesterin (sacerdos XVviralis) einen Stein weiht, und selbst die Venus Erycina (374) gehören wenigstens zu den wichtigeren Monumenten, wie denn auch die Ministri Larum Augustorum (379) hier namhaft gemacht seyn mögen. Eine Inschrift des Collegs der muliones und asinarii (381) ist dadurch merkwürdig, daß sie in den Fundamenten einer alten Kapelle des heil. Stephanus gefunden wurde, die jetzt zwar Apotheke ist, um die aber noch immer nach altem Brauche am Tage des Heiligen Maulthier- und Eseltreiber ihre Thiere führen, so daß offenbar die Kapelle an die Stelle eines alten Heiligthums getreten ist, die Sitte aber von jener Zeit her sich erhalten hat. Zu der sehr beachtenswerthen, freylich schon von Muratori gegebnen Inschrift Nr. 383 beachte man meine in den Nachträgen vom Verfasser angenommene Verbesserung des ITem in Z. 5. in E T, da der Suebische und Sarmatische Krieg ein einziger waren. Der Vorname PACius, sonst auch PAQuius (276), alterthümlich und von den ursprünglichen Einwohnern her beybehalten, darf in Nr. 389 nicht übergangen werden; NOVius in Nr. 418 ist, wenn auch archaisch, doch bekannter. — Der Abschnitt schließt mit den wenigen Steinen von Bantia (429) und Aceruntia (430—32).

Calabria ist arm an Lateinischen Inschriften. Die dort gefundnen, bis jetzt wenig verständlichen Monumente in einheimischer Messapischer Schrift hat M. selbst zuerst in den Annalen des Archäol. Instituts, nachher in den Unterital. Dialekten zusammen gestellt. Leuca bietet ein merkwürdiges Beyspiel von der Unfähigkeit der Lokalantiquare, die in einer rein Lateinischen Inschrift, gesetzt von Schiffern (pleromarii), ich weiß nicht welche fremde Sprache entdeckt zu haben glaubten.

Die drey Inschriften von Callipolis, schon sonst bekannt, bieten wenig Interesse dar, wogegen die zwey zu Ehren des M. Aurel und L. Verus in Hydruntum gesetzten (442. 443) deßhalb an-

zuführen sind, weil sie gerade in das Jahr fallen, in welchem der letztere nach dem Orient abging. Mommsen schließt daraus wohl mit Grund, er habe sich in Hydruntum eingeschifft. — Die wenigen Steine von Lupiae und Rudiae werden zusammengefaßt. Neu sind Nr. 444 und 449, ein Votivstein, den Göttern Isis und Serapis geweiht, und eine Sepulcralinschrift; das schöne Monument von Rudiä bey Marini, p. 21, das uns daselbst Augustalen und Mercurialen nennt, den Ort als Municipium bezeichnet und als seine Magistrate IIII viri und Aedilen erwähnt, fand M. noch vor (445). — Am zahlreichsten sind in Calabrien, wie vorauszusetzen, die Inschriften der Colonie Brundisium (450—560), um deren Erhaltung sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Erzbischof de Leo große Verdienste erwarb, aus dessen zerstreutem Museum sich wenigstens noch manche Reste bey dem Baron Villanova befinden. Indeß sind die Brundisinischen Steine im Ganzen von geringer Bedeutung. Nr. 451, dem C. Julius Cäsar als Pontifex maximus mit dem Beynamen pater patriae gewidmet, möchte doch aus den vom Verfasser selbst als Schwierigkeiten anerkannten Gründen für unecht zu halten seyn; daß er den Stein nicht verwirft, zeigte nur von strenger Consequenz in Befolgung des Princips, alle von zuverlässigen Gewährsmännern überlieferten Steine bis auf Weiteres für echt zu halten, die Ausscheidung einzelner der Specialuntersuchung anheim zu stellen. Außer einigen Kaiserinschriften (452. 53. 54) würden allenfalls die IIII viri und das in der Handelsstadt sehr natürliche Colleg der Mercuriales (466. 467) zu erwähnen seyn, dessen Magister in Nr. 465 vorkommt. Der Seltenheit wegen mag ein Schiffsmusikant angeführt werden (symphoniacus de triere Quadriga (457), so wie ein Brundinsiischer Stadtsoldat (miles Brundisinus, 487), von Mommsen selbst gesehen und wohl kaum anders zu verstehen. Man vergleiche die bekannten Vigiles in Nismes. Die übrigen sind einfache Grabschriften. In Nr. 507 korrigire man den Beynamen MAESCHALVS in MAEC (die Tribus von Brundisium) CALVS. — Mesagne hat unter seinen Monumenten (561—569) mehrere nicht unbedeutende Kaiserinschriften, die hier nach Pacichelli's Abschrift von Pratilli's Interpolationen befreyt werden. Auch dort sind Mercuriales und Augustales und die Magistratur der IIII viri; ob aber daselbst ein alter Ort gewesen sey, oder diese Steine einem anderen Municipium zugetheilt werden müssen, läßt der Verfasser unentschieden. — Die Steine von Uria (570—576) sind von geringem Werthe. Wie sehr aber in diesen Gegenden schon in der Römerzeit Alles verfallen und verödet seyn muß, zeigt mehr, als alles Andre, der Umstand, daß das einst so reiche und mächtige Tarent nur 14 Lateinische Inschriften besitzt (577—590), deren erste (577) ohnehin sehr verdächtig und von M. nur deßhalb nicht geradezu verworfen ist, weil sie sich nicht auf einen überführten Fälscher zurückführen läßt. Merkwürdig ist hier nur die Inschrift des L. Junius L. f. Gal. Moderatus Columella (578) die, unzweifelhaft echt, von Grotefend, Zschr. f. A. W. 1835, p. 1, als solche nachgewiesen und auf den bekannten Schriftsteller bezogen ist. — Nach Genucia gehört die, man weiß nicht wo, gefundne Patronatstafel (591), jetzt im Museo Borbonico, herausgegeben von Gazzera, Diplomi di patronato n. XXVII (Atti dell' Accad. di Torino, vol. XXXV), in deren Ueberschrift M. das unverständliche IELIA beseitigte und FELIX las. — Daß die Fälscher es sich ganz besonders angelegen seyn ließen, die berühmten Städte dieser Gegend mit ihren Produkten zu versorgen, beweist die im Verhältniß zu den 159 echten Steinen wahrhaft ungeheure Zahl von 50 falschen, von denen wieder 24 auf Tarent allein fallen, letztere vorzüglich das Werk Polliboro's, dessen Entlarvung wir gleichfalls unserem Verfasser verdanken; ihm eiferte mit Erfolg Pratilli nach, indem er theils neue Documente schmiedete, wie für Brundisium, Mesagne, Uria, auch Tarentum selbst, theils die Polliboro's, Pacichelli's und Andrer entweder ohne Weiteres aufnahm, oder ex ingenio verbesserte. Aeltere Fälschungen giebt es namentlich für Brundisium und Lupiae. Wichtig ist besonders die Entdeckung, daß die bekannte Inschrift von Neretum (123*, bey Orelli 4035), die so Manchem Kopfbrechen verursacht hat, eine Fälschung ist, sey es des Polliboro, sey es eines würdigen Vorläufers.

Wir kommen zum 4. Abschnitte, der die Apulischen Steine umfaßt, für die im Einzelnen mehr

geschehen war, als für die früher behandelten Provinzen. Um Aelterer nicht zu gedenken, möge doch Emmanuelle Mola und für Aedanum der fleißig sammelnde, wenn auch sonst höchst nachlässige und unkritische Guarini erwähnt werden. M. selbst besuchte alle ansehnlicheren Städte des Landes, zum Theil mit glänzenden Resultaten. Ich übergehe als unbedeutend die Inschriften von Gnatia (592—596), Neapolis (597—598), Barium (599—614), unter letzteren mehrere neu, Caelium (615—621). In der nach Rubi gesetzten, hier zuerst edirten Inschrift des M. Aurel ist statt ab IV zu Anfange von V. 6. pro IV zu lesen; eine ähnliche von Decurionen und Augustalen dem Gordian errichtete, ward bereits von Mola edirt. Die übrigen Inschriften des Orts sind ohne Werth, wie auch folgende, gerade in den letzten Tagen mir von dort mitgetheilte, die der Vollständigkeit wegen hier stehen mag.

AVILLIA. P. L. PRIMALLVOI
LIOL. F. ERGRVFO AVILLIA
EP. ITERTIA AVILLIAE
ↃL. POTESIA †
AVILLIAE ↃL LASCIVAE

die ungefähr so zu verbessern ist:

AVILLIA. P. L. PRIMA L . . . .
LIO. L. F. sERG. RVFO. AVILLIA
E. P. L. TERTIA cet.

Wichtiger sind einige der wenigen Steine von Cannae (631—634), namentlich der des Corrector Arrius Antiochus aus Julian's Zeit (631), und des Philodespotos, Vicarius des Adiutor, Sklaven des Kaisers Claudius, von ihm errichtet ZOSIMENI. CONSERVAE. LANIPENDI. — Dagegen gewährte ein Besuch in Canusium reiche Ausbeute, selbst an unedirten Monumenten. Das bekannte, in Florenz befindliche aes Canusinum mit dem Album seiner Decurionen wurde von dem Verfasser nicht neu verglichen; doch dürfte dessen Lesung sicher stehen. Von neuen, oder doch nur in Italien bekannt gewordenen Inschriften hebe ich hervor einen Stein der Vesta (637), dem längst bekannten des Vortumnus entsprechend (636), von dem M. noch ein Stück sah; die Inschriften des Consuls Calvisius Sabinus (639), des Articuleius Regulus (640), L. Silanus (641), letztere kürzlich von Borghesi in den Annalen des Archäol. Instituts für 1849 ausführlich behandelt; die Basis der Statue des L. Annius Rufus Athenasius (643), errichtet, nachdem das Volk aput indices für ihn eine Reiterstatue verlangt hatte; den Stein der Annia Rufina, Gemahlin des P. Cassius Dexter, Septemvir Epulonum (645), und vor allen andern den des M. Antonius Vitellianus vir egregius (646), der die durchaus unerhörte Stelle eines praepositus tractus Apuliae, Calabriae, Lucaniae, Bruttiorum bekleidete, offenbar ein außerordentliches und wahrscheinlich militärisches Amt, wie der Rang des Inhabers andeutet, dem die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in jenem Distrikte anvertraut seyn mochte, da ihm das Denkmal ob . . . singularem industriam ad quietem regionis servandam errichtet ward. Für die Verfassung der Stadt ist das Vorkommen von IIII viris zu erinnern. Unter den zahlreichen Grabschriften steht die auf dem Kalküberwurf im Innern eines Canusinischen Grabes geschriebne der Medella Dasmi filia oben an, vom Jahre 687 der Stadt, vom Verfasser bereits in den Annalen des Instituts 1848, tav. d' agg. D. und in seinen Unterital. Dialekten Taf. IV. und p. 50 edirt, zumal durch die in demselben Grabe gefundenen Vasen wichtig, deren viel besprochene Chronologie dadurch mit einem wichtigen Factum bereichert wird. Ich übergehe Dinge von geringerer Bedeutung und längst bekannte, hier zum Theil verbesserte Inschriften. Als Fälscher erscheint in den bis jetzt erwähnten Städten schon Ligorio und neben ihm der unermüdliche Pratilli. Auf wessen Namen die neuerdings von Castaldi aus Molfetta, Trani, Cannä und Canosa bekannt gemachten, untergeschobenen Steine eigentlich zu setzen sind, konnte M. nicht mit Sicherheit ermitteln.

Aus Venusia, das seit früher Zeit durch Cyriacus in die Epigraphik eingeführt war, brachte, von Anderen abgesehen, Fabretti später viele gute Monumente, dann im vorigen Jahrhunderte der sorgfältige Cimaglia, der dem Verfasser bey seinen Arbeiten von großem Nutzen war. Ihn schrieb Lupoli aus, indem er ihn zugleich auf das Schamloseste interpolirte und seine Genauigkeit herabsetzte. Zu-

gleich versäumte Pratilli nicht, Venosa in seiner Weise zu bearbeiten, wie denn auch schon Ligorio der wichtigen Stadt seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, und Lupoli selbst begnügte sich nicht einmal mit Interpolationen, sondern erfand offenbar mehrere Steine ganz, da dieselben nur auf seinen Namen zurückgehen (vgl. Nr. 196*—218*). Die echten Inschriften von Venosa umfassen die nn. 697—904, und unter ihnen stehen oben an die bis jetzt fälschlich Capua zugeschriebnen Municipalfasten, welche der Verfasser bereits in den Ber. d. Sächs. Ges. d. W. 1850, p. 224 ff., gestützt auf einen Brief des Pomponius Laetus an Politianus, für Venosa in Anspruch genommen hatte. — Bey der größeren Aufmerksamkeit, welche von jeher dieser wichtigen Stadt zugewandt gewesen war, konnte die Ausbeute des Neuen hier nicht so reich seyn, wie z. B. in Canosa; dagegen fand M. noch eine große Anzahl der früher herausgegebenen Steine vor und konnte sie berichtigen, wie er unter Anderen hinsichtlich der großen Inschrift des Amphitheaters (717) Lupoli's Betrug vermittelst seiner Autopsie nachzuweisen in den Stand gesetzt ward. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet sowohl der Zweck einer Anzeige, als der Raum dieser Blätter.

Ausculum Apulum (907—923) besuchte der Verfasser nicht selbst, und seine Sammlung beruht hier für die neuen Steine wesentlich auf Cimaglia. Herdonia und Sipontum (924—929) besitzen jedes überhaupt nur drei Monumente, von denen die Sipontinischen nicht ohne Werth sind, namentlich das neuerdings von Gervasio, man begreift nicht weßhalb, in zweyter Ausgabe herausgegebne Monument eines beym Alimentarwesen sub cura praefectorum beschäftigten öffentlichen Sklaven. — Wir gehen auf Luceria über, das zwar von Falsaren ziemlich verschont (nur zwey falsche Inschriften 220*, 221* kommen hier vor), zugleich aber auch von rechtschaffnen Sammlern sehr vernachlässigt geblieben war. Die großen Thesauren enthalten nur wenige Luceriner Steine; in einzelnen Monographien von bloß localem Interesse waren andre edirt und daraus in Giustiniani's Dizionario geografico übergegangen. Mommsen hat ihrer nicht weniger, als 128 (923—1057 vereinigt, hauptsächlich durch Hülfe des würdigen Canonicus Lombardi, der ihm nicht nur die Denkmäler der Stadt eifrig nachwies, sondern auch sein Museum öffnete und seine Sammlungen zur Verfügung stellte. Am wichtigsten ist das Fastenfragment, welches Borghesi in den Annalen des Instituts 1848, p. 219 ff. ergänzt und erläutert hat; daneben mehrere Kaiser-, Militär- und Municipalinschriften, und unter letzteren besonders ein archaisches Fragment, das uns drey Präfecten nennt, welche die Thürme, Thore und Mauern der Stadt erbauten. Neben den Augustalen bestanden in Luceria nicht etwa Mercurialen, sondern die seltneren Apollinaren. — Unter den Vibinatischen Inschriften (1058—1067) würde ich die erste getrost unter die falsae setzen, schon wegen des bey Hercules ungewöhnlichen Epitheton's sanctissimus, und ihre Provenienz erkennt auch M. als verdächtig an.— Aeca (1068—1078) ward nicht von ihm besucht, doch ersetzen die Mittheilungen der Herrn Hofrath Schulze in Dresden und Canonicus Lombardi in Lucera einiger Maßen diesen Ausfall, zumal unter den dortigen Monumenten gerade keine von hervorragender Bedeutsamkeit sind. — Sehr zahlreich ist Aeklanum vertreten, das mit seinen Umgebungen, zu denen der Verfasser auch Frigentum rechnet, die Nummern 1079—1353 umfaßt. Mommsen besuchte Mirabella, Grottaminarda und Bonito, woselbst die Sammlung Cassitto viele Aeclanensische Monumente enthält. Er bringt uns viel Neues und noch mehr Verbessertes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juni.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich war in neuerer Zeit der kürzlich in hohem Alter verstorbene Guarini vornehmlich für Aeclanum thätig; allein, während er selbst wenige der von ihm publicirten Steine gesehen, waren eines Theils seine Gewährsmänner allzu unerfahren im Abschreiben, anderen Theils er selbst über alle Massen nachlässig, so daß eine Revision aller auf seiner Autorität beruhenden Abschriften dringend von Nöthen ist. Es konnte daher nicht fehlen, daß Mommsen's Ernte in Aeclanum auch in dieser Hinsicht reichlich genug ausfallen mußte. Daß auch Lupoli sich mit Vorliebe den Monumenten von Aeclanum gewidmet, ist bekannt; sein Iter Venusinum enthält ihrer eine ganze Reihe, zum Theil aus Pratilli entnommener, in denen oft Veränderungen angebracht wurden. Dazu kommen Fälschungen bey della Vecchia und Guarini, ohne daß man letzterem ihre Verfertigung zur Last legen kann. Alle diese falschen und verdächtigen Steine (233*—278*) ausgesondert zu haben[1]), ist kein geringes Verdienst des Verfassers, dem wir es ohnehin zu verdanken haben, daß wir fortan uns nicht mehr mit den unzähligen Commentarien Guarini's herumzuschlagen brauchen, die in der Unsicherheit ihrer Lesarten so weit gehen, daß sie nicht selten ganz naiv dieselben Inschriften in etwas veränderter Gestalt mehrmals vorbringen.

1) Ich möchte ihnen noch den Stein Nr. 1085 hinzufügen, der mir sowohl durch Form und Inhalt, als auch der Provenienz nach sehr verdächtig erscheint. Er kommt überall nur aus Scheden vor und wird bey Gudius sogar aus Ligorio angeführt.

Die Masse des Wichtigen unter den Aeclanensischen Steinen ist so groß, daß ich nur wenige daraus hervorheben kann. Zu diesen gehören vor allen die beyden Gracchanischen Marksteine (1094), die, obwohl längst in einer topographischen Monographie gedruckt, doch so lange unbenutzt gelegen, bis sie Mommsen zuerst im Bulletino des Instituts bekannt machte. Dahin rechne ich ferner mehrere Kaiserinschriften, zwey von ihnen mit Erwähnung von Correctoren von Apulien und Calabrien, über deren einen, Nonius Verus (1107), man bis jetzt hinsichtlich des Zeitalters in Zweifel gewesen war, und der nun als der Zeit Constantin's des Großen angehörig sich ausweist. Die Inschrift des Betitius Pius Maximilianus (1160) ist zu beachten wegen des Amtes VICE OPERVM PVBLICorum, von dem mir nur noch ein anderes Beyspiel bekannt ist. Eine schöne Inschrift des Eggius Ambibulus, cos. 126, ward vom Verfasser glücklich aus zwey Fragmenten des Museo Cassitto zusammengesetzt und von Borghesi supplirt. Für das Municipalwesen ist bemerkenswerth, daß IIIIviri und IIviri vorkommen, und zwar letztere, seit die Stadt unter den Flaviern Colonie geworden. Daß eine zweyte Colonie unter den Aureliern dahin geführt ward, geht aus einem Dacischen Stein hervor, der Aeclanum Flavia Aurelia nennt. — Der Stein des Duumvir quinquennalis Pomponius Bassulus, des Uebersetzers Menandrischer Komödien (1137), den Ritschl ehemals in einem

Programm zum Bonner Lectionskatalog restituirt hatte, wird hier zugleich mit Haupt's und Lachmann's Supplementen gegeben. Ich übergehe die große Zahl der Sepucralsteine und allzu fragmentirten Monumente, so wie die dem Frigentinischen Theile beygelegten Inschriften, und bemerke nur, daß ich mich von der Echtheit von n. 1317 (Or. 3108) keineswegs zu überzeugen vermag. Man beachte das wunderliche Durcheinanderwerfen der Worte; denn, wollte man selbst das pater senatoris zu Anfange gelten lassen, so fehlt uns doch theils die Angabe des Vaternamens, während Großvater, Urgroßvater und Urältervater genannt sind, auch diese aber nicht einmal am gehörigen Orte, sondern nach der Standesbezeichnung. Auffallend ist ferner die Bezeichnung curator civitatium complurium, ganz besonders aber das Vorkommen der Fratuertiner und Neretiner in dieser einzigen Inschrift, und daß jene hier Fratuentini heißen gegen Plinius III., 11, 16. Es käme darauf an zu ermitteln, woher Bellabona und Santoli, beydes zuverlässige Leute, den Stein nahmen.

Der 5. Abschnitt begreift Campanien und zählt 36 Städte mit 3247 Inschriften (1354—4600), denen die sehr bedeutende Zahl von 472 falschen (274*—746*) gegenüber steht, zum größten Theile das Werk Pratilli's, der seine Consolari della Campania und Via Appia mit ihnen zu füllen hatte. Es ist, wie kaum erwähnt zu werden braucht, die reichhaltigste Provinz an Zahl und Wichtigkeit der Monumente. Ihre Grenzen lassen sich nicht überall mit Bestimmtheit fest stellen, und namentlich ist es nicht gelungen, darüber zur Gewißheit zu kommen, ob die Ligures Baebiani und Corneliani zu Campanien, oder zu Samnium gerechnet wurden. Der Mangel an Denkmälern von Provinzialmagistraten trägt davon die Schuld. — Die Ligures Baebiani und Corneliani, nach Mommsen's Erörterungen im Bullett. 1847, p. 172 ff. ein einziges Gemeinwesen bildend (meine frühere Ansicht gründete sich vorzugsweise auf eine von Guarini unrichtig publicirte Inschrift, deren wahre Lesung erst Mommsen festgestellt hat, J. N. 4771), waren bis vor Kurzem fast unvertreten in der epigraphischen Litteratur. Zu den wenigen unter de Vita's Beneventaner Inschriften bekannt gewordenen Steinen hatte Guarini einige neuere hinzugefügt; allein erst die Entdeckung der neuerlich wiederholt besprochenen tabula alimentaria lenkte die Aufmerksamkeit auf diesen abgelegenen Winkel. Es ist das Verdienst unseres Archäologischen Instituts, diese Tafel zuerst an's Licht gefördert zu haben; denn obwohl schon im J. 1832 im Bullettino desselben Nachricht von ihrer Entdeckung gegeben war und Guarini im folgenden Jahre ein bescheidenes Stückchen der Inschrift edirt hatte, fand sich dessenungeachtet kein Neapolitanischer Gelehrter, der die kleine Reise hätte machen mögen, um den Schatz zu heben. Ja, vergebens bemühte sich das Institut selbst, durch Correspondenten, die dem Aufbewahrungsorte nahe wohnten, zu einer Abschrift zu gelangen, die jedoch bey der Beschaffenheit des Monuments schwerlich von Werth gewesen seyn würde. Erst im Jahre 1844, bey zufälliger Anwesenheit Herrn Dr. Brunn's in Neapel, beschloß die Direction von derselben Nutzen zu ziehen und ihn nach Campolattaro zu senden, wo es ihm mit unsäglicher Mühe gelang, die schwer lesbare Erztafel zu entziffern und eine verhältnißmäßig genaue Abschrift anzufertigen, die von mir commentirt und in den Annalen desselben Jahres herausgegeben wurde, nachdem kurz zuvor der mehr genannte Garrucci, damit nicht dem Fremden der Ruhm der Priorität zu Theil werde, eine von Fehlern wimmelnde Ausgabe veranstaltet hatte. Ein Facsimile, das mit Zugrundelegung des Brunnischen Textes bald nachher von ihm veröffentlicht ward, hob die meisten Fehler, welche sich noch in letzterem befanden, und, nachdem schließlich noch Mommsen Beyder Varianten mit dem Original verglichen, Garrucci die Resultate dieser Vergleichung fast sämmtlich anerkannt hat, ist nun wohl das schwierige Monument, wie es bey Mommsen erscheint, als in seiner Lesung völlig festgestellt zu betrachten. Es ist dieß um so wichtiger, als unstreitig diese Bronzetafel neben dem später zu besprechenden Dekrete von Venafro die bedeutendste epigraphische Entdeckung der letzten Jahrzehnte ist. Es konnte nicht fehlen, daß bey Gelegenheit der verschiedenen Arbeiten über diese Tafel auch das Gebiet der Ligures genauer durchforscht

ward, und in Folge davon kamen mehrere nicht unwichtige Steine zu Tage, die meistens nach Abschriften des fleißigen Besitzers der Tafel theils in den Annalen des Instituts, theils in den verschiedenen Schriften Garrucci's erschienen. Wir finden ihnen zufolge bey diesem Völkchen quattuorviri, und die Collegien der fabri und dendrophori. Eine Militärinschrift (1361) ist wichtig, da sie den Namen der legio V als alaudae angibt, nicht alauda, wie man gewöhnlich schreibt.

Benevent können wir troß der großen Zahl und Wichtigkeit seiner Monumente (1375 — 1851) kurz behandeln. Mommsen besuchte die Stadt, fand aber troß alles Suchens nur wenige Inschriften erhalten, vielmehr im Ganzen mehr Barbarey in Vernachlässigung, Uebertünchung und Zerstörung der Steine als an den meisten andern Orten Italiens. Schon durch Cyriacus in die Epigraphik eingeführt, wurde Benevent auch später von den Sammlern Lateinischer Inschriften nicht vernachlässigt, und bey Apian, Smetius, Gruter, Gudius, Donius, Fabretti finden sich aus mehrfachen Quellen dortige Inschriften, während von dem vortrefflichen Gualterus ein Manuscript über sie auf der Barberinischen und Albanischen Bibliothek zu Rom existirt. Endlich umfaßte de Vita in seinen Alterthümern von Benevent die sämmtlichen bis dahin bekannt gewordenen Inschriften, leider nicht mit der wünschenswerthen Sorgfalt und Genauigkeit. Mommsen weist nach, wie er oft ohne Kritik verfuhr, aus verschiedenen Abschriften seinen Text willkürlich zusammensetzte, oder sie als verschiedene Monumente behandelte und wiederholte; wie er corrigirte und corrumpirte, schlecht abschrieb, Lücken und Brüche ungenau angab, und wie daher manchmal ältere Abschriften den seinigen vorzuziehen sind. Eigentliche Fälschungen kann ihm M. nicht nachweisen, doch sind seine Quellen nicht immer rein. So ist mir außer Nr. 1375, 76, 81, 84. auch Nr. 1389 in hohem Grade verdächtig, sowohl wegen des dem Hercules gegebenen Beynamen's, als weil bey dem Namen des Commodus der Titel Cäsar und der Beyname Antoninus fehlt, den er zu der Zeit, wo er sich M. Aurel nannte, nicht wegzulassen pflegte; cf. Eckhel, D. N. VII, p. 135. Von Fälschern wurde Benevent von Alters her heimgesucht. Während schon bey Apian sich einzelne untergeschobene Monumente von Benevent finden, ermangelte Ligorio nicht, es mit seinem Machwerk zu schmücken; Pratilli jedoch verwandte verhältnißmäßig wenig Mühe auf diese Stadt (274* — 295*). — Viel Neues bringt das Capitel der Beneventaner-Steine nicht; dagegen war gerade hier die ganze Sorgfalt und Genauigkeit, alle kritische Consequenz des Vf's. nothwendig, um in solchem Chaos von Lesarten, Correcturen, Fälschungen aufzuräumen, und wir brauchen kaum zu erwähnen, daß derselbe auch hier seine Aufgabe vollkommen gelös't und uns auch diejenigen Beneventaner-Monumente, die er nicht gesehen, gleichwohl in möglichst reiner Gestalt und zugleich mit vollständigem kritischen Apparat vorgeführt hat. In Bezug auf die geographische Begrenzung des Gebiets von Benevent verweist er auf Bull. d. Inst. 1847, p. 167 ff. In der Municipalverfassung der Stadt sind die Praetores Cereales iuri dicundo auffällig, deren Amt auch mit der Quinquennalität verbunden wird (1479); neben ihnen kommen duumviri iuri dicundo und aediles iuri dicundo vor, daher M. in Zweifel ist, ob nicht alle drey nur verschiedene Namen eines einzigen Amtes seyen. Die Bekleidung des Censorischen Amtes läßt die Praetores Cereales unzweifelhaft als die höchsten Magistrate erscheinen, und, da nun gar auch noch IIIIviri in Benevent vorkommen, so würde ich eher geneigt seyn, an mehrere Verfassungsänderungen zu glauben, als alle jene Namen für verschiedene Bezeichnungen desselben Amtes zu nehmen. Einer genauen Erforschung der Municipalalterthümer im Allgemeinen und der Beneventanischen in's Besondere gelingt es vielleicht noch einmal, über diesen und ähnliche Punkte Aufklärung zu verschaffen. — Indem ich die interessanten Inschriften der mannigfachen Collegien von Benevent hier übergehe, nicht weniger die Masse der Sepulcralinschriften, erwähne ich kurz die Steine von Montesarchio, Arpaja, S. Agata de' Goti, die von M. unter Caudium zusammengefaßt werden (1852 — 1870), dessen Gebiet mit Benevent vereinigt worden war, während jedoch der Ort selbst mit Stadtrechten weiter bestand (1411). Uebrigens gesteht der Vf., daß manche Caudinische Inschriften sich von den Beneventanischen nicht mit Sicherheit

trennen lassen und unter diesen mitbegriffen sind. 26 Steine (296* — 321*) mußten als falsch beseitigt werden, und von diesen fallen 24 Pratilli zur Last.

Unter den Inschriften von Abellinum (1871 — 1942), von denen viele von M. gesehen und verglichen wurden, andere auf Bellabona's zuverlässigem Zeugnisse beruhen, während wunderbarer Weise ausser 2 Ligorianischen Inschriften keine Fälschungen vorkommen (322*, 323*), und nur Lupoli hie und da corrigirt und corrumpirt hat (vgl. auch die zu Nr. 1916 angegebene Interpolation), sind bekanntlich mehrere von großer Wichtigkeit. Der Name der Stadt als Colonie wird als Colonia Veneria Livia Augusta angegeben (1875); doch verändert M. gewiß mit vollem Rechte das LIVIA in IVLIA. Ist diese Verbesserung richtig, so wird das von Borghesi mit gewohnter Sorgfalt und Gelehrsamkeit in Vieusseur's Archivio storico zusammengetragene Verzeichniß der Italischen Colonien des Augustus dadurch wieder um eine Stadt vermehrt. Bemerkt zu werden verdient ausser dem längst bekannten Präfecten von Abella (1871) und mehreren Inschriften von Kaisern und hohen Magistraten, die zwar längst entdeckte, aber erst von Borghesi in den Atti der Akademie von Turin (dichiarazione d'una lapide Gruteriana pag. 39) nach einem Vaticanischen Codex herausgegebene Inschrift des Ti. Claudius Saethiades. Und als neu, wenn auch von Guarini edirt, kann man gleichfalls den Stein des C. Lucceius Petilius Gaudentius (1882) ansehen, der das sonst nicht vorkommende Amt eines praepositus in urbe Roma thermarum felicium Constantinianarum bekleidete. Nicht glücklich hat M. die Inschrift 1884 restituirt. Der Präfect der Ravennatischen und Misenatischen Flotte, der nicht Senatorischen Ranges, sondern einfacher Ritter war, konnte nicht legatus Syriae werden, was die höchste Stelle unter den kaiserlichen Provinzialämtern war. Es ist daher procurat zu ergänzen, und in den Z. 7 u. 8 ebenfalls zu lesen proc. Aug. reg (ionis) TRANSPADAN; eine Ergänzung, die keineswegs zu lang ist, wenn man bedenkt, daß man in den ersten Zeilen allenfalls größere Buchstaben voraussetzen, auch den Beynamen Rufinus einschieben kann.

Uebrigens sind in den beygefügten Noten durch Druckfehler die Nr. 1404 und 1405 statt 1460 und 1461 citirt. — In Nr. 1889 zu Ende möchte ich die Ergänzung IIvir PRAEt nicht annehmen, da die Municipalämter bereits zu Anfange aufgeführt sind, vielmehr dort das militärische Amt eines Reiterpräfecten suchen, wie es der Ordnung gemäß auf das Legionstribunat folgte. — Die Verfassung der Stadt ist merkwürdig durch die IIviri praetores, die wir schon bey Grumentum kennen lernten und bey Telesia wieder finden werden. — Die Steine von Abella (1943 — 1967) sind durch die Fürsorge des Herrn des Ortes, Ottavio Cataneo, bereits vor mehreren Jahrhunderten vor dem herrschaftlichen Palaste eingemauert worden, so daß der Vf. den größten Theil der dort gefundenen Monumente selbst sah und verglich. Sie sind meist von Interesse für die Municipalalterthümer der Stadt. Nr. 1951, in Neapel befindlich, und früher nur in seinen ersten Zeilen bekannt, ward vom Vf. mit großer Mühe entziffert und nach seiner Abschrift zuerst von mir in den Analen des Arch. Instituts 1849, p. 235, edirt. Ganz neuerlich hat Herr Gervasio in Neapel in einer schon vor Jahren in der Herculanischen Akademie vorgetragenen Abhandlung sowohl diese Inschrift mit einem ausführlichen Commentar versehen, als auch bey dieser Gelegenheit die übrigen Inschriften von Abella zusammengestellt (intorno all' iscrizione onoraria di C. Celio Vero ecc. Napoli, 1852, 4, pg. 74 mit 7 Kupfertafeln), eine Publication, die nach dem Erscheinen des Mommsenschen Werkes besser unterblieben wäre, wenigstens in den Theilen, welche die falschen Inschriften betreffen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Inscriptiones regni neapolitani Latinae etc.

(Fortsetzung.)

Indeß, es ist nicht gerade angenehm, einmal ausgesprochene Ansichten in Folge besserer Ueberzeugung öffentlich zurückzunehmen, und Herr G. beschränkt sich daher in seinen Zugeständnissen auf das ganz Unabweisliche; wenigstens kann ich nicht glauben, daß nicht auch er einsehen müsse, daß Inschriften, wie Nr. 325*, 326*, 327* ganz unhaltbar sind, sollte auch etwa ein Fünkchen Wahrheit in ihnen zu entdecken seyn. Wenn aber Herr G. den defensor provinciae Campaniae mit der lex 4. lib. L, tit. 55 de defensoribus (sein Citat ist falsch angegeben) zu schützen sucht, so verdreht er unwillkürlich den Sinn der Worte, in denen nicht von einem defensor universarum provinciarum die Rede ist, auch nicht von Defensoren einzelner Provinzen, sondern von provinziellen Defensoren überhaupt, so daß also zu übersetzen wäre: die Defensoren in allen Provinzen, d. h. der einzelnen Städte in denselben. Wenn ferner der genannte Vf. sich auch in der Interpretation dieser Stelle irren konnte, so zeugt es doch von grober Unkenntniß aller municipalen Verhältnisse, sich einzubilden, daß ein Sevir Defensor einer Provinz hätte werden können, angenommen, daß ein solches Amt existirt hätte. Daß die colonia iuris Latini foederat (a, oder orum? ich weiß nicht, wie Herr G. auflösen würde) nach Fälschung aussieht, dürfte, meine ich, ihm nicht minder klar seyn, und höchstens könnte man für die Avillia Aeliana die Möglichkeit zugeben, daß eine schamlose Interpolation ein vorhandenes kleines Fragment benutzt habe. Ein Römischer Ritter als Sevir hätte selbst Herrn G.'s Gläubigkeit erschüttern sollen; und mit der Voraussetzung bloß ungenauer Copien ist wenig gewonnen. Es ist indeß anzuerkennen, daß wenigstens der procurator clientium Augusti preis gegeben wird. Mommsen führt gewiß die drey falschen Inschriften von Abella (die vierte ist Ligorianisch) mit Recht auf Pratilli zurück, und Herrn Gervasio, der seinen Landsmann Marco Mondo als einen nicht unbedeutenden Philologen des vorigen Jahrhunderts zu vertheidigen sucht, kann man nur zugeben, daß sich derselbe von Pratilli mißbrauchen und betrügen ließ. Ich habe ausführlicher seyn zu müssen geglaubt, da Herr G. auch jenseits der Alpen bekannter ist und seine Vertheidigung der falschen Inschriften hie und da Eindruck machen könnte.

Die Inschriften von Nola (1968 — 2094) befanden sich in besserer Lage, als die der meisten anderen Städte, und zwar durch die Sorgfalt, welche ihnen Remondini gewidmet hatte, wenn auch die von ihm im Seminar gesammelten nur noch dem geringeren Theile nach dort vorhanden sind. Ihm verdankt es die Stadt auch, daß sie von neueren Fälschern verschont blieb; ihre untergeschobenen Steine (328*—337*) sind aus älterer Periode. — Mommsen war mehrere Male in Nola, wo er verschiedene wichtige Inschriften von Kaisern und großen Magistraten abschrieb, deren Lesung bis jetzt noch wenig gesichert war. Ich erwähne namentlich die des Petronius Probatus (1988). Auch verdient angeführt zu werden, daß die Echtheit der Inschrift des Marcellus Romanorum ensis (1984) von ihm

anerkannt wird; natürlich ist sie aus späterer Zeit. — Die christlichen, in Nola ziemlich zahlreichen Inschriften konnte er aus Mangel an Hülfsmitteln nicht so vollständig geben, wie es wünschenswerth gewesen wäre.

Unter den Steinen von Nuceria Alfaterna (2095 — 2110; 338* 340*) hebe ich nur Nr. 2096 hervor wegen des ungewöhnlichen V.VIR. Mommsen will dieses Amt nicht auf Nuceria bezogen wissen; doch gebe ich zu bedenken, daß wir das Römische Municipalwesen allzu ungenügend kennen, um das Vorkommen eines solchen Magistrats zu leugnen, obwohl zugleich das Duumvirat als Magistratur von Nuceria genannt wird. Mag es allenfalls ein außerordentlicher Beamter gewesen seyn. Leicht wäre ein VIVIR hinein emendirt, stimmte anders das Sevirat mit den übrigen bekleideten Aemtern. — Reicher an Inschriften ist Surrentum (2111 — 2172; 341* — 344*). Der Stein der Kaiserin Fausta, Gemahlin Constantins d. Gr., erscheint erst hier in ganz genauer Abschrift (2114); ebenso das interessante Monument eines L. Cornelius ..... (2123), das von Spielen und Festen handelt, gegeben am Tage der Annahme der Toga virilis und wegen Bekleidung des Duumvirats. In Z. 6. würde ich zwischen GLADIAtorum und CIRCENSIVM ein et einschieben. Die Verbesserung EDIDIT statt DEDIT ist schon in den Nachträgen vom Vf. aufgenommen. In Nr. 2124 kann die Ergänzung des Vs. nicht gebilligt werden, da eine solche Legation ad census accipiendos, die er hier annimmt, ein senatorisches Amt seyn würde. Der von mir befragte Borghesi meint, es könne in dem LEG der 5. Zeile etwa eine zweyte Legion angedeutet seyn, deren Tribun Clodius nach seinem ersten Tribunat gewesen sey, wie denn in ähnlichen Fällen oft weder ein et gesetzt, noch der Titel wiederholt wird. Dann kann die Ergänzung der letzten Zeilen stehen bleiben, in denen dann aber nicht von einem Legaten die Rede ist, sondern von einem untergeordneten censorischen Beamten. Ueber diese vergl. man die Annali des Instituts 1846, p. 316 ff. Zu den schon bekannten Surrentiner Inschriften kommen zahlreiche, nur bey einem Localschriftsteller edirte, also so gut, wie neu, großen Theils von M. revidirt und meistens auf Sclaven und officia domus Augustae et privatae bezüglich. — Stabiae mit 15 Inschriften (2173 — 2187), unter denen ein summar. magister (2174) zu bemerken, und einer falschen (345*), nur berührend, gehen wir zu Pompeji über und treten damit zugleich in den näheren Umkreis der Hauptstadt ein, welcher den Gelehrten derselben und durch deren Mittheilung auch dem Auslande bekannter, wenn auch keineswegs so durchforscht und mit solcher Genauigkeit behandelt war, wie man es zu erwarten und zu verlangen berechtigt war.

Bekanntlich sind die genauen Relationen der mit den Ausgrabungen von Pompeji seit dem Beginne derselben beauftragten Beamten noch immer ein Geheimniß. In der Zeit der Revolution von 1848, als auch für eine Reform des Museums eine Commission niedergesetzt war, fand der bekannte Fiorelli Gelegenheit sie durchzuarbeiten, und kündigte in Folge davon die Herausgabe eines Journals der Pompejanischen Ausgrabungen von ihrem Anfange bis auf den heutigen Tag an, dem namentlich alle Inschriften beygedruckt, auch die nöthigen Pläne und Abbildungen beygegeben werden sollten. Es erschien in der That ein Heft (mir wenigstens ist nicht mehr zu Gesicht gekommen); aber sofort bemächtigte sich Eifersucht der Accademia Ercolanese, welche die Ausgrabungen von Pompeji als ihr ganz ausschließliches Eigenthum ansieht, und dem Herausgeber ward die Fortsetzung seines Unternehmens verboten. Glücklicher Weise hatte jedoch Mommsen bey seiner Anwesenheit in Neapel durch die Liberalität von Freunden (ohne Zweifel wohl Avellino's und des genannten Fiorelli) Gelegenheit gehabt, jene Berichte einzusehen und für seine Zwecke durchzugehen. Sie reichen in wöchentlichen Berichten vom 30. May 1748 bis zum Jahre 1814, dann in monatlichen oder vierteljährlichen vom 1. October 1825 bis zum Jahre 1831. Außerdem konnte er ein Tagebuch des früheren Directors der Ausgrabungen, Amicone, benutzen, das vom November 1814 bis zum Jahre 1846 sich erstreckt, jedoch eine Lücke vom July 1831 bis zum May 1837 hat. Mit Hülfe dieser Documente gelang es dem Vf., für die meisten Steine, die etwa nicht mehr in Pompeji selbst, sondern im Museo Borbonico sich befinden, genau die Stellen zu ermitteln, an denen

sie gefunden sind, und so beschloß er, die topographische Anordnung in Pompeji sogar auf das Innere der Stadt selbst auszudehnen, indem er die Steine nach den Localitäten, an denen sie entweder noch befindlich, oder an denen sie ausgegraben sind, zusammenstellt. Dadurch gewinnen wir ein sehr klares Bild des alten Pompeji. Mit den Inschriften des Forum's beginnend, führt er uns durch den Tempel der Venus, die Basilica, das Chalcidicum, den s. g. Juppiter-Tempel, die Thermen, die Theater, das Amphitheater u. s. w., sammelt sodann die innerhalb der Mauern gefundenen heiligen und profanen Inschriften, deren Fundort nicht feststeht, und schließt mit den verschiedenen Gräberstraßen, denen sich zuletzt die wenigen Grabsteine ungewisser Provenienz anschließen. Die Pompejanischen Steine (2188 — 2382) sind mit wenigen Ausnahmen theils in der alten Stadt, theils im Museo Borbonico noch vorhanden, und, da sie demnach vom Vf. verglichen werden konnten, so kann man wohl sagen, daß dieser kleine Abschnitt sowohl hinsichtlich der Anordnung, als der Authenticität sich dem Ideale, das man bey Inschriftsammlungen im Auge haben soll, so nähert, wie es überhaupt möglich ist. Neues war hier nicht zu erwarten; wer aber weiß, mit welcher Nachlässigkeit die Neapolitanischen Gelehrten mit wenigen rühmlichen Ausnahmen auch dieses ihr Privilegium der Herausgabe der Schätze ihrer untergegangenen Städte zu verwalten pflegten, wird mit uns hoch genug den Gewinn anschlagen, den Inhalt dieser werthvollen Documente hier vollkommen festgestellt zu sehen. — Von Büchern über die epigraphischen Alterthümer Pompejis benutzte der Vf. ausser Avellino's trefflichen Werken, besonders de Jorio, Millin, Clarac und Arditi, spricht dagegen den vielen Guarinischen Schriften für Pompeji allen und jeden Nutzen ab. In der Einleitung erwähnt er kurz die früheren zufälligen Entdeckungen Pompejanischer Inschriften im 16. und 17. Jahrhunderte; auf erstere gehen die Nr. 2253 und 2300 zurück. Es braucht kaum erinnert zu werden, daß auch dem Inhalte nach die Inschriften von Pompeji von ganz besonderem Interesse sind, insofern sie ein ungemein reiches Material für die Municipalalterthümer liefern. Meistens sind die Dedicationsinschriften sey es von öffentlichen Gebäuden oder von Altären und Statuen, zu Ehren bald der Götter, bald von Kaisern und Römischen Staatsbeamten, oder auch von bloßen Magistraten der Stadt selber, nun von Municipalbeamten und Priestern geweiht, und nun von Collegien und Privatpersonen. Dazwischen plötzlich etwa das Aushängeschild der Thermen, das Bäder in süßem oder in Meerwasser ausbietet. Während im Allgemeinen der Natur der Sache nach in den Inschriftssammlungen die Zahl der Grabschriften überwiegt, stellt sich bey Pompeji eben so natürlich das Verhältniß umgekehrt, und selbst unter seinen Grabschriften sind mehrere sehr wichtig. Dahin rechne ich vor allen Nr. 2378 mit den ausführlichen Angaben über die von A. Clodius Flaccus zu wiederholten Malen veranstalteten Spiele. Um uns das Bild der alten Municipalstadt ganz zu veranschaulichen, fehlen nur die mehr auf das tägliche Leben, sowohl das politische oder städtische, als das gesellschaftliche, sich beziehenden Mauerinschriften, über deren Weglassung ich schon zu Anfange mein Bedauern äusserte.

Im Museo Borbonico sind die Pompejanischen und Herculanensischen Inschriften untereinander gemischt, und nicht selten fehlen die nöthigen Notizen, um mit Sicherheit zu bestimmen, ob ein Stein diesen oder jenen angehöre. Wir besprachen oben die Hülfsmittel, welche dem Vf. für Pompeji zu Gebote standen. Dazu kam für die geringeren Grabsteine ihre eigenthümliche Form, indem dieselben ein menschliches Haupt mit Hals und Brust darstellen, hinten zuweilen mit Andeutung des Haares, an der Stelle des Gesichts aber die Inschrift. Für Herculaneum fehlen nicht nur diese äußeren Kennzeichen, sondern auch ähnliche schriftliche Aufzeichnungen, und der Vf. war auf die wenig genauen Publicationen der Neapolitaner beschränkt, so wie auf die Berichte, welche Gori und Venuti gleichzeitig mit den Ausgrabungen gaben. Das große Werk der antichità d'Ercolano berührt selten die epigraphischen Monumente, die meistens, aber auch mit ungenauen Fundnotizen, in der dissertatione isagogica von Rossini nachgetragen wurden. Wo Mommsen nicht mit Sicherheit entscheiden kann, daß ein Stein nach Herculaneum gehört, setzt er ihn nach Pompeji als dem Fundorte der größeren Menge. Es braucht

kaum bemerkt zu werden, daß bey Weitem der größere Theil auch der Herculanensischen Steine noch im Museo zu Neapel vorhanden ist und vom Vf. abgeschrieben wurde; doch sind auch einzelne Steine schon vor langen Jahren bey zufälligen Ausgrabungen an's Licht gekommen und haben sich nur in Abschrift erhalten. Die Zahl der Herculanensischen Steine beträgt 61 (2383—2443). Pompeji sowohl, wie Herculaneum sind von Fälschern verschont geblieben; denn die Pompejanischen Nr. 346*—354*, die Pococke in Portici angibt, können allenfalls schlecht abgeschriebene Mauerinschriften seyn.

Folgen die Inschriften von Neapolis, Puteoli, Cumae, Misenum, zusammengefaßt als Monumente des ager Neapolitanus (2444—3511). Es zeigt sich nämlich bald, daß nach der Hauptstadt aus der ganzen Umgegend Steine zusammengeschleppt wurden, nicht bloß in die Museen, sondern auch zu Bauten, und daß es bey gar vielen völlig unmöglich sey, ihren wirklichen Fundort zu ermitteln. Der Vf. sah sich daher genöthigt, hier von seiner gewöhnlichen Anordnung abzuweichen, und alle Militär- und Privatinschriften in zwey Abtheilungen zu vereinigen und nur die sacralen und öffentlichen, so weit es die Umstände erlaubten, den einzelnen Orten zuzuschreiben, auch von diesen aber alle unbestimmbaren als publicae agri Neapolitani in einen gemeinschaftlichen Paragraphen zu bringen. Es ist natürlich, daß die Monumente der Hauptstadt und ihrer Umgegend schon von frühen Zeiten her behandelt und gesammelt wurden. Cyriacus, Pontanus, Fr. Jucundus haben ihrer mehrere, Benedictus de Falco wenige. Apianus entnahm die seinigen dem Pontanus, A. Manutius bekam sie von einem gewissen Bongianello. Pighius besuchte Neapel zweymal, und ihm verdanken wir viele der dortigen Monumente. Es würde zu weit führen, wollte ich dem Vf. in der sorgfältigen Aufzählung der einschlägigen Literatur noch weiter folgen. Ich will nur erwähnen, einerseits, daß schon im 16. Jahrhundert Guilelmus Spadafora eine Sammlung von Steinen anlegte, andern Theils, daß auch Fälscher sich früh an Neapel versuchten. Schon bey Apian und Mazocchi finden sich falsche Inschriften, Spadafora besaß mehrere auf Stein gefälschte, von denen einige noch jetzt das Museo Borbonico bewahrt, und Ligorio bereicherte die Stadt mit einer ganzen Reihe seiner Fabrikate (374*—414*), denen Mazzella nicht viel wenigere an die Seite stellte (415*—443*). Die Gesammtzahl der von Mommsen ausgeschossenen Inschriften beläuft sich auf 117 (355*—471*). — Die reichhaltigen Sammlungen des Fabio Giordano aus dem Ende des 16. Jahrhunderts konnte der Vf. nicht benutzen, da der bekannte Bibliothekar Jannelli mit abgeschmackter, in Italien leider nicht seltener Eifersucht, deren Einsicht ihm verweigerte, weil dieselben ausschließliches Eigenthum Neapolitanischer Forscher seyen und bleiben müßten! Zwar fand er Mittel, durch Herrn Minieri Ricci sich Abschriften der in ihnen enthaltenen Steine zu verschaffen, doch ohne die Fundnotizen.

Es versteht sich, daß eine große Anzahl der hier zusammengestellten Inschriften noch jetzt im Museo Borbonico aufbewahrt wird; allein sie sind dort mit Monumenten aus allen Theilen des Reichs, wie auch mit Römischen der Farnesischen und Borgianischen Sammlungen, so vermischt, daß es für viele ganz unmöglich ist, ihre Provenienz zu ermitteln, die deßhalb am Schlusse des Werks unter den Inschriften originis incertae haben aufgeführt werden müssen. Der Vf. äußert die Hoffnung, daß, wenn einmal die Acten des Museo Borbonico sollten benutzt werden können, für manche sich noch die Herkunft werde bestimmen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juni.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.



K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.
Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

Fr. v. Mieris, Historie der Nederlandsche Vorsten. Deel I — III. Gravenhage 1732 — 35.

A. Cordier, L'Abbaye de Loos. Chroniques flamandes XI — XIII siècles. Lille 1850.

C. Fr. König, Das Luxemburger Land. Abth. 1. Luxemburg 1850.

N. Considérant, Etudes sur la révolution des XVI siècle dans les Pays-Bas Espagnoles. Mons 1851.

Th. Wright, The Celt, the Roman and the Saxon. London 1852.

C. J. Lyon, Personal history of King Charles the Second. Edinb. 1851.

A. Roebuck, History of the Whig Ministry of 1830 to the passing of the Reform Bill. Vol. 1. 2. London 1852.

J. Macgregor, The history of the British Empire, from the accession of James the First. Vol. I. II London 1852.

R. G. Latham, The Ethnology of the British Colonies and Dependencies. Lond. 1851.

J. M. Kemble, The Saxons in England. Vol 1. 2. London 1849.

Historiae Anglicanae circa tempus conquestus Angliae a Guilielmo Notho, Normannorum duce, selecta Monumenta. Cum notis. ed. Franc. Maseres. Lond. 1807.

A. Teulet, Papiers d'état inédits ou peu connus relatifs à l'histoire de l'Ecosse au XVI. siècle. Par. 1852.

The operative classes of Great Britain: their existing state and its improvement. Prize Essay. London 1851.

E. S. Creasy, The Invasions of England from the Saxon Times. London 1852.

B. Knut Bonde, La Suède et son commerce. Par. 1852.

F. G. B. van Lynden, Verhandeling over de droogmaking van de Haarlemmer Meer. Gravenh. 1821.

Sammlung der wichtigsten Abhandlungen zur Erläuterung der vaterländischen Geschichte und des vaterländischen Rechts, welche in den Schleswig-Holsteinischen Anzeigen erschienen sind. Bd. 1 — 6. Tondern 1820 — 1840.

Beretning om Kongeriget Norges okonomiske Tilstand Aarene 1840 — 1845. med tilhorende Tabeller. Christiania 1847.

G. Forvler, Lives of the sovereigns of Russia, from Rurik to Nicholas. Vol. I London 1852.

C. Ritter, Ein Blick auf Palästina und seine christliche Bevölkerung. Berlin 1852.

A. Boué, La Turquie d'Europe. Vol. 1 — 4. Paris 1852.

Dr. Sprenger, The Life of Mohammed from original sources. Vol. I. Allahabad 1851.

S. G. Kerst, Die Länder am Urugay. Berlin 1852.

— — — Die Länder im Stromgebiete des La Plata mit Rücksicht für den deutschen Handel und die deutsche Auswanderung. Berlin 1852.

Ph. de Kerhallet, Considérations générales sur l'Océan Indien, pour faire suite à celles sur l'océan Atlantique. Par. 1851.

G. Bancroft, History of the American revolution. Vol. I. London 1852.

D. C. Smyth, Original Bengalese Zumeendaree accounts. Calcutta 1823.

Report of the commissioners of patents for the year 1849. P. 1. 2. Washington 1850.

E. Prisse, Characters, customs and modes of life in the valley of Nile. P. I. London 1850.

Proceedings of the Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa. London 1791.

E. G. Squier, Nicaragua; its people etc. Vol. 1. 2. London 1852.

J. M. Phillipo, Jamaica. London 1843.

Frz. Junghuhn, Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Leipzig 1852.

G. Campbell, Modern India, Lond. 1852.

A. W. Cole, Das Cap und die Kaffern. A. d. Engl. v. J. K. Haßkarl. Leipzig 1852.

E. H. Röttger, Thien, Ti, Hoih. Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erden der communistischen Propaganda China's. Berlin 1852.

Mittheilungen über die Verhältnisse in den Ländern am Plata. I. Hamburg 1852.

Dr. F. X. Wegele, Dante's Leben und Werke. Jena 1852.

R. Fr. v. Schwartzenau, Der Konnetable Karl von Bourbon. Berlin 1852.

Ph. Luzzatto, Notice sur Abou-Jousouf Hasdaï Ibn-Schaprout. Par. 1852.

Lebensbilder aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Kaiserreiches. Bd. 1. Franz Ludwig von Erthal, von Bernhard. Tübingen 1852.

A. de Lamartine, Jeanne d'Arc. Bruxelles 1852.

N. Vuillemin, Biographie Vosgienne. Nancy 1848.

J. Lewis, Lives of the friends and Contemporaries of Lord Chancellor Clarendon. Vol. 1 — 3. Lond. 1852.

A. Kahl, Tegnér och hans samtida i Lund. Lund 1851.

W. Henrici, Lebensbeschreibung des weil. Superint. Dr. G. H. Henrici. Braunschweig 1852.

H. Düntzer, Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttg. 1852.

M. J. F. S. Devic, Histoire de la vie et des travaux scientifiques et littéraires de J. D. Cassini IV. ancien directeur de l'Observatoire. Par. 1851.

The life of John Sterling. By Th. Carlyle. Lond. 1852.

C. A. F. Brückner, Leben des M. Tullius Cicero. Th. 1. Das bürgerliche und Privatleben des Cicero. Götting. 1852.

Dr. W. v. Bippen, Georg Arnold Heise. Halle 1852.

Baruffaldi, Vite inedite di quattro pittori e scultori Ferraresi. Venezia 1850.

De Caroli Timothei Zumptii vita et studiis narratio Aug. W. Zumptii. Berl. 1850.

Young, The life of the Rev. John Tillotson, Arch-Bishop of Canterbury. Lond. 1717.

Notice sur la vie de M. Nakar, archevêque au Mont-Liban, écrite par lui-même en langue Syriaque, traduction par A. Baume. Par. 1849.

Notice sur la vie et les ouvrages de Luigi Boccherini, par L. Piquot. Paris 1851.

E. Noël, Rabelais. Par. 1850.

C. F. Ranz, Emanuel Swedenborg, Schw. Hall 1851.

Memoirs of the political and literary life of Rob. Plumer Ward. By Ed. Phipps. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Mémoires du comte de Mérode d'Ongnies. Mons. 1840.

Life of Th. M'Crie by his son Th. M. Crie. Edinb. 1840.

M. Hertz, Karl Lachmann. Eine Biographie. Berlin 1851.

G. H. Francis, Opinions and policy of Viscount Palmerston. Lond. 1852.

Ch. Nisard, Le triumvirat littéraire au XVI. siècle. Juste Lipse, Jos. Scaliger et J. Casaubon. Paris 1852.

Em. Cicogna, Cenni interno alla vita ed agli scritti del Dottore Giov. Rossi del fù Gerardo. Venezia 1852.

Nouvelle biographie universelle publiée par M. le Dr. Hoefer. Vol. I. Par. 1852.

B. Bianchi, La vita di Benvenuto Cellini. Firenze 1852.

J. Golovine, La France et l'Angleterre comparées. Turin 1852.

Tagebuch des Generals Patrik Gordon, während seiner Kriegsdienste in Schweden und Polen. Durch Fürst M. A. Obolenski und Dr. M. C. Posselt. Bd. 1. 2. Petersb. 1849 — 51.

A. Gainet, Etudes critiques sur les travaux historiques de M. Guizot. Par. 1851.

IV. Mathematica.

G. v. Lamezan, Beyträge zur Philosophie der Mathematik. Würzburg 1851.

M. Chasles, Traité de géometrie superieure. Par. 1852.

Ch. Krick, Anleitung zur Differenzialrechnung. Bd. 1. Berlin 1852.

A. Beer, Tabulae curvarum quarti ordinis symmetricarum etc. Bonn 1852.

A. Moigno, Stéréoscope, ses effets merveilleux. Pseudoscope, ses effets étranges. Par. 1852.

F. Redtenbacher, Principien der Mechanik und des Maschinenbaues. Mannheim 1852.

M. Villarceau, Théorie de la stabilité des machines locomotives en mouvement. Par. 1852.

Dr. C. G. W. Schiller, Die mittelalterliche Architektur Braunschweigs. Braunschweig 1852.

A. F. v. Quast, Die alten christlichen Bauwerke von Ravenna vom 5. bis zum 9. Jahrhundert. Berlin 1852.

G N. Love, Mémoire sur la résistance du fer et de la fonte. Par. 1852.

Th. Weishaupt, Untersuchungen über die Tragfähigkeit verschiedener Eisenbahnschienen, angestellt im Sommer 1851. Berlin 1852.

v. Streffleur, Einiges über Wasserstands- (Pegel-) Beobachtungen und deren Aufzeichnung. Wien 1852.

Dr. F. Piper, Von der Harmonie der Sphären. Berl. 1850.

M. A. Guynemer, Dictionnaire d'Astronomie à l'usage des gens du monde. Par. 1852.

Dr. Busch, Beobachtungen und Wahrnehmungen bey der totalen Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851. Königsberg 1852.

G. Bishop, Astronomical Observations taken at the observatory, South Villa, in London, during the years 1839 — 1851. Lond. 1852.

V. Physica.

Fr. Schmidt, die Gesteine der Centralgruppe des Fichtelgebirges. Nürnberg 1850.

Dr. Schafhäutl, Geognostische Untersuchungen der Bayerischen Lande. 1. Beytrag. München 1851.

D. Grothe, Die Experimentalphysik. Hagen 1850.

Dr. J. Wenck, die Physik mit Rücksicht ihrer Anwendung auf die Technik. Leipz. 1852.

Dr. O. Eisenlohr, Untersuchungen über den Zusammenhang des Barometerstandes mit der Witterung im Winter. Karlsruhe 1852.

Fr. C. Zantedeschi, sulla deviazione del pendolo della sua trajettoria. Padova 1852.

C. J. Puschl, Mechanische Theorie der Naturkräfte. Wien 1852.

J. R. Mayer, Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme. Heilbronn 1851.

B. A. Gould, On the velocity of the galvanic current in telegraph wires. New-Haven 1851.

A. Cima, su le contrazioni galvaniche e su le correnti elettrofisiologiche. Cagliari 1846.

E. Plantamour, Resumé météorologique de l'année 1849 pour Genève et le Grand St. Bernhard. Genève 1850.

W. Weber, Elektrodynamische Maaßbestimmungen. Leipzig 1850.

Dr. A. F. P. Nowak, Das Räthsel unserer Quellen. 2. verm. Aufl. Leipzig 1852.

— — Der Ocean. Leipzig 1852.

A. Quetelet, Sur le climat de la Belgique. Pressions et ondes atmosphériques. Bruxelles 1851.

Dr. F. Piper, Das St. Elmsfeuer. Berlin 1851.

H. W. Dove, Die Witterungsverhältnisse von Berlin. 2. verm. Aufl. Berlin 1852.

G. Cerutti, Einfluß des magnetisch-electrischen Sauerstoffs in der Atmosphäre auf die Erde und die Kulturgewächse. Leipzig 1852.

H. Delaage, Le monde occulte ou mystères du magnétisme. Par. 1851.

Dr. Ch. F. Zimpel, Naturgemäße und spirituelle Verhältnisse des Mondes. Stuttgart 1852.

Dr. Fr. Rochleder, Die Genußmittel und Gewürze in chemischer Beziehung. Wien 1852.

Dr. A. Duflos, Die Chemie in ihrer Anwendung auf das Leben und die Gewerke. Th. 1. Breslau 1832.

J. Th. May, Der doppeltphosphorsaure Kalk. A. d. Engl. übers. Wien 1852.

Dr. A. F. Dittmann, Unsere Zeit und die Naturwissenschaft. Kiel 1852.

Dr. A. Rueff, Ueber den Bau und die Verrichtungen des Körpers unserer Hausthiere. Stuttgart 1852.

J. F. Royle, On the production of Isinglas along the coasts of India, with a notice of its fisheries. Lond. 1842.

Dr. H. Löw, Bemerkungen über die Familie der Asiliden. Berl. 1851.

Dr. R. Hensel, Die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte für die systematische Zoologie. Bresl. 1852.

Dr. G. A. F. Keber, Beyträge zur Anatomie und Physiologie der Weichthiere. Königsberg 1851.

M. E. Gray, Figures of molluscous animals selected from various authors. Vol. 1 — 4. Lond. 1842.

Illustrations conchyliologiques par J. C. Chenu. T. 1 — 6. Par. 1851 — 52.

A catalogue of the Mammalia in the Museum of the Hon. East India Company. Lond. 1851.

Dr. C. W. Posner, Das Seelenleben der Thiere mit Berücksichtigung der Menschenseele und des Menschengeistes. Görlitz 1852.

F. J. Pictet, Description d'un veau monstrueux. Genève 1850.

L. Bechstein, Der Heerwurm. Nürnberg 1851.

C. Mathieu, Flore générale de la Belgique. Livr. 1. Bruxelles 1852.

Dr. J. A. Schmidt, Beyträge zur Flora der Cap Verdischen Inseln. Heidelberg 1852.

J. v. Jüngst, Flora Westfalens. 2. Aufl. Bielefeld 1852.

L. Ch. Treviranus, de compositione fructus in cactearum atque cucurbitacearum ordinibus. Bonnae 1851.

J. F. Sehlmeyer, Index alphabeticus specierum hymenomycetum in epicrisi systematici mycologici Friesii descriptarum. Coloniae 1852.

C. Montagne, Fungorum species novae Surinamenses. Amsterd. 1851.

F. A. G. Miquel, Cycadeae quaedam Americanae partim novae. Amsterd. 1881.

C. Lorscher, Die Königliche Wasserlilie Victoria Regia, ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Cultur. Hamburg 1851.

Dr. F. Unger, Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden. Wien 1851.

Dr. C. Herzog, Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbergbaues. Dresden 1852.

J. F. L. Hausmann, Bemerkungen über den Zirkonsyenit. Götting. 1852.

L. Bortisch, Die jüngste Katastrophe des Erdballs. Braunschweig 1852.

Ad. Schlagintweit, Ueber den geologischen Bau der Alpen. Berlin 1852.

Ab. Massalongo, Sopra le piante fossili dei terreni terziarj del Vicentino osservazioni. Padova 1851.

Dr. H. Löw, Ueber den Bernstein und die Bernsteinfauna. Berlin 1850.

Dr. A. K. Koch, Die sechs Schöpfungstage oder die Mosaische Schöpfungsgeschichte in vollem Einklange mit der Geognosie. Wien 1852.

Dr. H. R. Geinitz, die Versteinerungen der Grauwackenformation in Sachsen. Heft 1. Die Graptoliden. Leipzig 1852.

C. Ehrlich, Geognostische Wanderungen im Gebiete der nordöstlichen Alpen. Leipzig 1852.

K. Doblicka, Tirols Mineralien. Wien 1852.

Dr. G. und Fr. Sandberger, Versteinerungen des Rheinischen Schichtensystems in Nassau. Lief. 1. 2. Wiesbaden 1851.

R. Owen, A history of British Fossil Reptiles. P. II — IV. Lond. 1851.

Dr. C. F. Rammelsberg, Lehrbuch der Krystallkunde. Berlin 1852.

Dr. Fr. v. Alberti, Halurgische Geologie. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

C. F. Reichel, Die Basalte und säulenförmigen Sandsteine der Zittauer Gegend in Sachsen und Böhmen. Leipzig 1852.

F. J. Pictet, Description de quelques poissons fossiles du Mont Liban. Genève 1850.

F. A. W. Miquel, Over de rangschikking der fossiele cycadeae. Amsterd. 1851.

B. Cotta, Geologische Bilder. Leipzig 1852.

H. W. Landgrebe, Die Seidenzucht in Deutschland. Cassel 1852.

C. Hartstein, Ueber Zweck und Einrichtung höherer landwirthschaftlicher Lehranstalten. Bonn 1852.

Dr. J. Papon, Der Weinbau des bündnerischen Rheinthales. Chur 1852.

H. Settegast, Eine landwirthschaftliche Reise durch England. Breslau 1852.

W. Scheifers, Der Auerhahn und dessen Jagd. Arnsb. 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Fortsetzung).

Die Masse des Stoff's erlaubt bey den Inschriften dieser Gegend noch weniger als bey den übrigen, auf Einzelheiten einzugehen, und ich bemerke daher nur, daß gerade hier, wo man nicht darauf rechnen sollte, manche neue, oder nur in Guiden und sonstigen ephemeren Schriften edirte Inschrift sich gefunden hat. Namentlich ist die bey S. Francesco in Puteoli gebildete Sammlung Puteolanischer Monumente in dieser Hinsicht wichtig geworden. Einige Verbesserungen zu den von ihm gegebenen Lesarten und Ergänzungen hat der Verf. bereits auf p. XXIII als Corrigenda nachgetragen. Die Inschriften 2623 und 2624 möchte ich unbedenklich nach Puteoli setzen, nicht bloß weil Smetius die erstere in littore maris Puteolano gefunden seyn läßt, sondern ganz besonders wegen des Titels ornatus vir, der, so viel ich sehe, nur dort vorkommt; vgl. Nr. 2517. In Nr. 2623 ist gewiß, wie in Nr. 2624, die Basilica AVGVST ANNIANA als richtige Lesart anzunehmen. Auch setzt Gervasio Nr. 2625 nach Puteoli wegen der darin vorkommenden gens Lucceia (Iscr. puteol. de Luccei, p. 7.). Dieselbe Inschrift, welche wegen des vermeintlichen Consuls M. Bennius den Gelehrten viel zu schaffen gemacht hat, wird jetzt von Garrucci (Bull. Nap. nuova serie I., p. 131) richtig dahin erklärt, daß nur die erste Zeile das Consulat (Q. CAECILIO. METELLO ... LVCILIO. LONGO. COS) enthalten habe, in der zweyten aber die Municipalmagistrate genannt seyen. Und zwar nennt er die Inschrift Cumanisch aus dem guten Grunde, daß kürzlich bey Ausgrabungen, welche S. K. H. der Graf von Syracus auf dem Grund und Boden des alten Cumae machen ließ, nicht bloß folgende Fragmente von Inschriften der Lucceji gefunden sind, deren erste sogar großen Gebäuden angehört haben:

LVCCE ..... ETIS . S . P

CN . LVCCEIVS . CN . F . GEMEL
FRATER

...... LVCCEI ......
A

sondern auch auf einer Bleyröhre folgende Inschrift zum Vorschein kam:

M. BENNI . RVFI,

Entdeckungen, die zugleich genügen dürften, um auch die Inschriften Nr. 2459 und 2460 für Cumae zu beanspruchen, und zwar um so sicherer, als der Titel Prätor, den jene Lucceji führten, Name der höchsten Cumanischen Magistrate war (vgl. 2558). Leider war ich noch nicht im Stande, mich auf diese Notizen zu stützen, als ich im Jahre 1851 einen Brief über die Municipalprätoren an den oben genannten Herrn Gervasio richtete (Bull. d. Inst. 1851, p. 186 ff.); ich mußte damals nach dem Beyspiele

desselben die Inschrift für Puteolanisch halten und war daher außer Stande, sie mit meinem Systeme vollständig in Einklang zu bringen (p. 198). Ist sie Cumanisch, so fällt die letzte Schwierigkeit hinweg. Daß in Cumae Prätoren gewesen, wird wohl Niemand mehr bezweifeln, wie zuletzt A. W. Zumpt, der noch in seinen Commentationes epigraphicae (p. 54) sich nicht entschließen konnte, seine dortigen Präfecten aufzugeben, obgleich ich ihm Mommsen's Autopsie entgegensetzte, und die Versicherung, selbst auf einem Papierabdrucke deutlich in Nr. 2558 PRAET gelesen zu haben. — Zu den Puteolanischen Inschriften füge ich folgende aus christlicher Zeit, bekannt gemacht im oben erwähnten Bull. Nap. p. 15:

C . NONIVS . FLAVIANVS
PLVRIMIS ANNIS ORATIONIBVS PETITVS NATVS VIXIT ANNO VNO
M . XI . IN CVIVS HONOREM BASILICA HAEC A PARENTIBVS ADQVISITA
CONTECTAQVE EST REQVIEVIT IN PACE . XVIII . KAL . IAN

besonders interessant durch den Gebrauch des Wortes basilica für eine Grabkapelle. Der Herausgeber Minervini setzt die Inschrift, der Buchstabenform nach, in's 4te Jahrhundert.

Die Inschriften der Misenatischen Flotte bieten, in einen Abschnitt vereinigt (2646 — 2840), reichen Stoff für eine Monographie über das Römische Flottenwesen, der mit leichter Mühe durch die wenigen anderswo gefundenen Steine vervollständigt werden kann, während für Ravenna das Material bey Spreti in ähnlicher Weise gesammelt ist. Für die Misenatische Flotte hat beynahe gleichzeitig mit dem Erscheinen des Mommsenschen Werkes Garrucci einen solchen Versuch gemacht (Classis Praetoriae Misenensis cet. monumenta quae exstant, Neapoli 1852, 4). Der Entscheidung eines unparteyischen Dritten wird es vorbehalten bleiben müssen, in einzelnen ungewissen Lesarten das Richtige herauszufinden; im Allgemeinen wird man nicht zweifelhaft seyn können, wem man zu folgen habe? — Unter den neueren oder doch erst kürzlich zur Anerkennung gekommenen Flottenämtern verdient vor allen der praepositus reliquationis classis Praetoriae Misenatis (2651) erwähnt zu werden, den ich im Jahre 1848 zu Misenum abschrieb und im Bullettino des Instituts 1850, p. 126 zuerst herausgab, ein Amt, von dem ich nur noch eine Erwähnung kenne, in der Inschrift des C. Sulgius Caecilianus im Florentiner Museum, nach Mur. 855, 6 und Fabr. 385, 221 besser von Kellermann, Vig. 34, not. edirt und zuletzt von mir mit großer Mühe fast vollständig entziffert (Bull. 1851, p. 117). Die Misenatische Inschrift, von der ich nur zwey Stücke sah, hat Garrucci (Op. cit. Nr. 21) durch ein drittes ergänzt, das der Finder an Ort und Stelle gelassen hatte. Dadurch gestalten sich die letzten Zeilen so:

CLASS . PRAET . MISENAT
C . VALERIVS . FLAVIVS . PICENTINVS
CONIVGI . MIRI . ERG . MARI . AMORIS,

oder wohl ERG . MARIT . AMORIS, da ich das T meiner Abschrift verbürgen zu können glaube, während das Wort maritus wenigstens nicht leicht in MARI abgekürzt werden kann. Außerdem nenne ich einen stolarchus (2685), doch wohl den Befehlshaber einer Division der Flotte, und neben zahlreichen Navarchen und Trierarchen die untergeordneten Aemter des proreta, des unerklärten STRIG(anus?), dem ein Juppiter STRIGANVS entsprechen dürfte (2735; 2662), des subunctor (2736), des sonderbaren pitulus (2722, 2723), dessen Name doch wohl mit dem Griechischen πίτυλος zusammenhängen und sich auf die taktmäßige Leitung des Rudern's beziehen muß, etwa dem Griechischen κελευστής entsprechend, u. a. m. Die Restitution der Inschrift 2653 scheint mir nicht ganz gelungen. Dieselbe beruht auf der Annahme, es habe jedes Schiff früher zwey höhere Offiziere, den Trierarchus und Navarchus, beyde von Centurionenrang, gehabt, M. Aurel aber und L. Verus, denen der Stein

gesetzt ist, hätten die principes entweder hinzugefügt, oder, wenn sie schon früher vorhanden gewesen, auch ihnen den Rang von Centurionen verliehen. Ueber das Verhältniß der Trierarchi, Navarchi und Principes zu einander, und ob sie auf einem und demselben Schiffe dienten, und nicht etwa Schiffe von verschiedener Größe befehligten, wage ich ohne tiefere Untersuchungen über das Flottenwesen kein Urtheil abzugeben. Im gegenwärtigen Falle jedoch ist mir noch immer die Ergänzung wahrscheinlicher, die ich im Bull. 1851, p. 175 vorschlug. Ich setze dabey voraus, Trierarchen und Navarchen hätten durch Antoninus Pius den Rang von Centurionen erhalten, die divi fratres aber den tertius ordo hinzugefügt, den ich hier nicht auf das Militärwesen beziehe, sondern auf die Verleihung des Decurionat's in den resp. Municipien. Primus ordo wären die Senatoren, secundus ordo die Ritter, tertius aber die Decurionen.

Ich übergehe die nicht beträchtliche Zahl von Militärinschriften (2841 — 2867), meistens von Prätorianern, unter denen Nr. 2842 auf eine dort stationirte Abtheilung dieser Truppen zu deuten scheint, so wie die um so größere Menge einfacher Grabschriften (2868 — 3483), von denen freylich gar manche wohl geeignet wären, Bemerkungen hervorzurufen; nicht weniger die christlichen Steine (3484 — 3511). Bey den Inschriften der Campanischen Inseln (3512 — 3534) genügt es, auf die nicht geringe Anzahl derer aufmerksam zu machen, welche den Nymphen der Bäder von Ischia (Nymphis nitrodis oder nitrodibus), zum Theil gemeinsam mit dem Apollo geweiht sind, oder auch auf die metrische Inschrift des Metrobius, der lange Zeit hindurch der Insel Pandataria vorstand, doch wohl als kaiserlicher Procurator, da ein libertus Augusti weder als Municipalbeamter noch als ein Befehlshaber höheren Ranges gedacht werden kann (3528). Die Inschrift von Capri: Mainiae m. s. (472*) wird mit Fug und Recht verworfen. — Volturnum (3535 — 3539), Atella (3540 — 3548), Acerrae (3549), Suessula (3550 — 3558) haben unter ihren nicht zahlreichen Steinen mehrere von besonderer Wichtigkeit für Staaten- und Municipal-Alterthümer; alle aber sind zugleich mit Capua von Pratilli und selbst zum Theil schon von Ligorio mit besonderer Vorliebe behandelt worden, wie die vielen Inschriften beweisen, die Mommsen unter die falschen verwiesen hat, und die von 473* bis 595* reichen. Der Vf. giebt zwar bey einzelnen die Möglichkeit ihrer Echtheit zu; allein da sie nur auf Pratilli's Namen stehen, verfährt er völlig consequent, indem er sie bis auf Weiteres verurtheilt.

Vor allen Städten Campaniens ist Capua selbst reich an Monumenten, die auf alle Zeiten dieser wichtigen Stadt Licht werfen. Mommsen erörtert, wie nach der Besiegung derselben im Hannibalischen Kriege und der Aufhebung ihres Staatswesens ihr Gebiet 150 Jahre lang in pagi eingetheilt gewesen, von denen zahlreiche epigraphische Zeugnisse in den archaischen Inschriften Nr. 3559 ff. vorliegen. Von Cäsar ward im J. d. St. 695 die erste Colonie dorthin deducirt, die von den Kaisern bestätigt und vermehrt ward; doch lasse sich das Gebiet derselben nicht genau bestimmen, wenn auch fest stehe, daß Casilinum und Calatia (wohl zu unterscheiden von Cajatia) zu irgend einer Zeit zu demselben geschlagen seyen, eben so wie Sulla's Colonia Urbana. Hiernach hat M. alle in jenem Umkreis gefundenen Inschriften unter Capua vereinigt, sorgfältig jedoch alle ausscheidend, die nachweislich von benachbarten Städten, wie Cales, Forum Popilii, Teanum dahin verschleppt worden. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten der gründlichen Vorerinnerung eingehen; in welcher die einschlägige Litteratur besprochen, namentlich Pratilli's Verfahren geschildert und der muthmaßliche Werth der jetzt von der Herculanensischen Akademie aufbewahrten Scheden Mazocchi's erörtert wird. Ich bemerke nur kurz, daß sich großes Verdienst um die Erhaltung der Capuaner-Steine Camillo Pellegrini erwarb, der schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihrer viele in seiner Villa zu Casapulla sammelte, wo noch manche derselben vorhanden, nachdem andere in's Museo Borbonico übergegangen sind. Ihn besuchte Gudius und erhielt von ihm eine Reihe trefflicher Abschriften, die von seinem Herausgeber auf das Nachlässigste benutzt wurden, wie der Vf. sich durch Einsicht der Gudianischen Manuscripte in Wolfenbüttel überzeugen konnte. Eine bedeutende Zahl von Stei-

nen hat sich außerdem in Capua selbst, den umliegenden Orten und namentlich im Garten Teti zu S. Maria di Capua erhalten, derer nicht zu gedenken, die in's Museo Borbonico gekommen sind. Der Vf. hebt hervor, wie sich die Monumente von Capua sowohl durch ihre äußere Gestalt (Aediculae mit dem Bilde des Verstorbenen, die Schrift an diesem oder öfter am Giebel der Aedicula), als durch ihre eigenthümlichen Formen auszeichnen, von denen zumal das OSSA HIC SITA SVNT häufig ist. Die Sprache zeigt viele Archaismen. Das Material ist selten Marmor, deßhalb und wegen der vielen Nexe sind die Inschriften oft schwer zu lesen. — Zu den durch Sprache und Inhalt merkwürdigen Documenten der Magistri und Ministri verschiedner Götter (Venerus, Cererus, Castori et Polluci) kommt jetzt ein neues hinzu, publicirt von Garrucci, Bull. Nap. nuova serie I, 2 p. 13, von Dr. Wentrup, damals in Neapel, für mich collationirt:

.. ALFIDIVS . C . F . STRAB	C . N . . VS . CN . F	M . PONTIVS . M . L . SAL
M . PANDIVS . M . F	M . C I OELIVS . C . F	A . OCRATIVS . M . L . ALEX
P . OCTAVIVS . P . F	M . HE . . CIDIVS . M . F	C . HOSTIVS . M . L . HERM
C . CORNELIVS . C . F . SAP	L . DECVMIVS . N . F . STAB	A . RVBRIVS . A . F . PRAEC

HEISC . MAGISTR . EX . PAGEI . SCITV . IN . SERVOM . IVNONIS . GAVR . (1) AR. . . . T TVLE . . . . (2)
P . CORNELIO . LENTVLO CN auFIDIO . ORESTE . COS (3) M M . . .

Auf der Seitenfläche desselben Steines liest man:

. . . . N . F . FABER . M . FISIVS C . F . M . VIBIVS . P . f
. . . . SIVS . ST . F . M . BAIBILIVS . L . F . TI . HOSTIVs . . .
. . . . CuneOS . DVOS . IN . TEATRO . FACIENDOS . COIraverunt.

Demselben Werke entnehme ich folgendes Fragment:

M . AR . . . .
M . FIL . A . . .
M . PRC . . .
FAL . PV . . .
VICIRIO . . .
M . VICIRIV . . .
V . C . FRATR . . .

das in Nr. 5, p. 38 mit einigen Bemerkungen Borghesi's über die gens Vicíria publicirt ist; und schließlich füge ich ein mir von Dr. Wentrup mitgetheiltes und im Bull. d. Inst. 1852, p. 138 herausgegebenes Monument hinzu, gefunden in S. Maria di Capua und später im Bull. Nap. n. 11, p. 88 von Garrucci wiederholt und corrigirt:

. . . SVLPICIO . QVIRIN . C . VALGIO Cos (cos. im Jahre 742)
SEX . PONTIDIO . BASSO . M . IVNIO . CELERE . IIVir
SEX . HELVIO . C . F . P . TITIO . FALERNO . AED
P . RAMMIVS . P . L . CHRESTVS
NAVIGATOR . I . O . M

Unter der Inschrift die Figur eines Schiffes mit ausgespannten Segeln, auf der Rückseite die Buchstaben I . O . M wiederholt. —

(Schluß folgt.)

1) GAVRanae, Garr. 2) Statt AR kann nach Wentrup auch AP und AF gelesen werden. Am Ende las derselbe TVLE. 3) Consuln im Jahre 683.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Dezember.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

T. C. Banfield, The statistical Companion for 1852. Lond. 1852.

M. Jameson, Sketches in Canada and rambles among the red men. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

C. W. T. Ballenstedt, Beschreibung meiner Reise nach den Goldminen Californiens. Schöningen 1851.

Al. de Garaudé, L'Espagne en 1851. Par. 1852.

H. M. Engelhardt, Das Monte-Rosa und Matterhorn- (Mont-Cervin-) Gebirg. Mit Atlas. Straßburg 1852.

Dr. T. Tobler, Denkblätter aus Jerusalem. St. Gallen 1852.

Dr. F. Epp, Schilderungen aus Holländisch-Ostindien. Heidelberg 1852.

How. Stansbury, An expedition to the valley of the great saltlake of Utah. Philad. 1852.

F. Gerstäcker, Reisen. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

J. v. Gumpach, Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrer. Heidelb. 1852.

J. Scaliger, Prolegomena de Olympiadum recensu universo et de auctore ejus J. Scaligero scripta praemisit E. Scheibel. Berl. 1852.

J. Krätzer, Der Kalender, seine Geschichte und Einrichtung. Mainz 1852.

Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart. Bd. 1. Leipz. 1852.

G. C. Rossi, L'arco Trajano di Benevento. T. I — III. Napoli 1816.

Dr. Th. Panofka, Gemmen mit Inschriften in den K. Museen zu Berlin, Haag, Copenhagen ꝛc. Berlin 1852.

Dr. G. F. Grotefend, Erläuterung der Keilinschriften Babylonischer Backsteine. Hannover 1852.

Fr. Ritschel, Monumenta epigraphica tria. Berl. 1852.

G. F. Grotefend, die Tributverzeichniße des Obelisken aus Nimrud. Götting 1852.

H. de Luynes, Numismatique et inscriptions cypriotes. Par. 1852.

M. Berry, Etudes historiques sur les monnaies et le monnoyage des Romains. Par. 1852.

Dr. C. Ph. Schönemann, Zur vaterländischen Münzkunde vom 12. — 15. Jahrhundert, oder Grundzüge der Bracteatenkunde. Wolfenbüttel 1852.

Münzsammlung aller seit dem Westphälischen Frieden bis zum Jahre 1800 geprägten Gold- und Silbermünzen sämmtlicher Länder und Städte. Lief. 1 — 10. Leipzig 1853.

E. Lefranc, Histoire moderne depuis le grand schisme d'Occident (1378) jusqu'a 1789. 8me edit. T. 1. 2. Par. 1848.

Fr. Jacobs, Hellas. Berlin 1852.

Dr. A. Bormann, Altlatinische Chorographie und Städtegeschichte. Halle 1852.

H. Kletke, Das Alterthum in seinen Hauptmomenten dargestellt. Breslau 1852.

F. G. O. Mullachius, Conjectaneorum Byzantinorum libri duo. Berl. 1852.

Dr. C. Hopf, De historiae ducatus Atheniensis fontibus. Bonn 1852.

Dr. Brandstäter, Die Weichsel von ihrem Ursprung bis zur Mündung. Lief. 1. Danzig 1852.

J. Fr. v. Minutoli, Spanien und seine fortschreitende Entwickelung. Berlin 1852.

J. de Burgos, Anales del Rein ado de Donna Isabel II. T. 1—6. Madrid 1850—52.

Mémoires sur la cour du prince Eugène et sur le royaume d'Italie pendant la domination de Napoléon Bonaparte. Par. 1824.

C. Della Rena, Serie de duchi e marchesi di Toscana. T. 1—4. Firenze 1761—89.

G. Marcucci, Origine e cattolicità della lingua e delle arti in Italia. Lucca 1850.

A. Mariotti, Saggio di memorie istoriche civili ed ecclesiastiche della città di Perugia e suo contado. T. I. p. 1. 2. 3. Perugia 1806.

G. Terraneo, La principessa Adelaide contessa di Torino con nuovi documenti illustrata. P. 1. 2. Torino 1759.

M. Bianchi, Geografia politica dell' Italia. Firenze 1845.

de St. Aulaire, Histoire de la Fronde. T. I—III. Par. 1827.

Al. de Masson, Les limites de la France. Bruxelles 1853.

J. Ch. Laveaux, Histoire des premiers peuples libres qui ont habité la France. Vol. 1—3. Par. 1798.

L. Ranke, Französische Geschichte. Bd. 1. Stuttg. 1852.

de Joinville, Essais sur la Marine française. Bruxell. 1852.

M. Capefigue, Trois siècles de l'histoire de France; monarchie et politique des deux branches de la maison de Bourbon 1548—1848. T. 1. 2. Par. 1852.

Fr. v. Reden, Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den 4 letzten Regierungsformen. Darmstadt 1853.

Ch. de Montigny-Turpin, Grands épisodes inédits et causes secrètes de la politique et des guerres sous le directoire exécutif, le consulat et l'empire. Par. 1852.

C. de Marcellus, Politique de la restauration en 1822 et 1823. Par. 1853.

E. v. Wietersheim, Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipz. 1852.

Dr. H. Fr. O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe Berl. 1852.

G. Rink, Erinnerungen an Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1852.

H. Ch. Heimbürger, Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Celle 1852.

Dr. L. Schneegans, Straßburger Münstersagen aus Urkunden, Chroniken . . . St. Gallen 1852.

Teleki Jozsef, Hungadiak kora Magyarországon. Bd. I. Pest 1852.

Dr. A. Schmidl, Oesterreichische Vaterlandskunde. Wien 1852.

J. V. Zingerle, Tyrol. Innsbruck 1852.

J. S. Schlager, Alterthümliche Ueberlieferungen von Wien, aus handschriftlichen Quellen. Wien 1853.

B. Weber, Andreas Hofer und das Jahr 1809. Innsbruck 1852.

J. Trinker, Höhenbestimmungen von Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1852.

Jahrbuch der K. K. Geologischen Reichsanstalt. 1.—3. Jahrg. 1850—1852. Wien

Das Kronland Salzburg vom geschichtl. topograph. statist. und landwirthschaftlichen Standpunkte dargestellt. Salzburg 1852.

R. Fr. v. Stillfried und Dr. T. Märcker, Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Bd. 1. Urkunden der schwäbischen Linie. 1095—1418. Berlin 1852.

J. C. J. Weitling, Geschichte des großen Friedrichs-Hospitals und Waisenhauses zu Berlin. Berl. 1852.

J. B. Prechtl, Chronik der ehemals bischöflich Freysingischen Grafschaft Werdenfels in Oberbayern. Augsb. 1850.

L. Rau, Studien über die süddeutsche Landwirthschaft. Speyer 1852.

L. Ph. C. van den Bergh, Handboek der middelnederlandsche Geographie. Leiden 1852.

B. G. Niebuhr, Grundzüge für eine Verfassung Niederlands, 1813 geschrieben. Berlin 1852.

Publications de la société pour la recherche et la conservation des monumens historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg. Année I—VII. Luxemburg 1845—1852.

Report from the select comittee on Indian Territories. Lond. 1852.

Publications of the Celtic Society. Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. 1. 2. Dublin 184—1850.

Liber munerum publicorum hiberniae, ab an. 1152 usque ad 1827. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

Fr. Bremer, England im Jahre 1851. Altona 1852.

H. E. Smith, Reliquiae Isurianae; the remains of the Roman Isurium illustrated. Lond. 1852.

R. Scott, The history of England during the reign of George the third. Vol. 1—5. Lond. 1820—21.

W. Maitland, The history of London from the foundation to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

Fr. B. Head, A fortnight in Ireland. Lond. 1852.

Th. Braklow, Geschichte Schleswig-Holsteins von 1848 — 1852. Altona 1852.

Norske Samlinger udgivne af et historisk Samfund i Christiania. Hefte 1 — 4. Christiania 1849 — 52.

Th. Halley, Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la cour de Russie sous les règnes de Pierre le Grand et la Catharine I. Par. 1853.

L. Starost, Zur Geschichte der Polnischen Bestrebungen im Anfange des Jahres 1846. Berlin 1852.

Bory de St. Vincent, Histoire et description des îles Joniennes. Par. 1823.

F. C. L. Koch, Die Mineral-Regionen der obern Halbinsel Michigan's am Lake Superior und die Isle Royal. Göttingen 1852.

E. Schoenberg, Patnakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Thl. 1. 2. Leipzig 1852.

Vollständiges Ortslexikon der vereinigten Staaten von Nordamerika. 1. Hälfte. Hildburghausen 1852.

B. Mayer, Mexico; Aztec, spanish and republicain. Vol. 1. 2. Hartford 1852.

Dr. A. Heising, Die Deutschen in Australien. Berl. 1852.

Hoo Peih Seang, The ceremonial usages of the Chinese B. C. 1121. Transl. by W. B. Gingell. Lond. 1852.

W. D. Cooley, Inner Africa laid open, in an attempt to trace the chief lines of communication across that continent South of the Equator. Lond. 1852.

G. Gade, Bericht über die deutschen Colonien der 3 großen Grundbesitzer am Rio preto in Brasilien. Kiel 1852.

Convention de l'état de la Louisiane. Vol. 1. 2. New Orleans 1845.

J. C. G. Kennedy, History and statistics of the state of Maryland. Washington 1852.

Dr. P. Frisch, Die Staaten von Mexiko, Mittel- und Südamerika u. s. w. Lübeck 1853.

Ch. St. Hardinge, Recollections of India. P. 1. 2. Lond. 1847.

J. Phillips, Mexico illustrated. Lond. 1848.

R. Hay, Illustrations of Cairo. Lond. 1840.

W. Douglas, A summary, of the first planting and pres. state of the British Settlements in North-America. Vol. 1. 2. Lond. 1760.

W. F. Daniell, Sketches of the medical topography and native diseases of the Gulf of Guinea, Western Africa. Lond. 1849.

A. Brasseur de Bourbourg, Histoire du Canada, de son eglise et de ses missions. Vol. 1. 2. Par. 1852.

S. C. Belnos, The Sundhya, or daily prayers of the Brahmins. Lond 1851.

J. Witt, Les sociétés secrètes de France et d'Italie. Par. 1830.

G. de Nerval, Les Illuminés ou les précurseurs du Socialisme. Par. 1852.

Alexander von Humboldt. Cassel 1853.

A. de la Gueronnière, Portraits politiques contemporaines. I. Napoléon III. Par. 1853.

M. J. G. Hess, Vie d'Urich Zwingli, reform. de la Suisse. Par. 1810.

A. de Beauchamp, Vie politique, militaire et privée du général Moreau. Par. 1814.

Memoires pour la vie de François Petrarque. T. I — III. Amsterd. 1764 — 67.

M. Arago, Analyse de la vie et des travaux de S. Will. Herschel. Par. 1852.

Dr. L. Tonini, Memorie storiche intorno a Francesca de Rimini. Rimini 1852.

Dr. E. Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Berl. 1852.

Dr. K. W. Bouterweck, Leben und Wirken Rudolfs von Rodt. Elberf. 1852.

J. J. Bernet, Nekrolog von Peter Scheitlin. St. Gallen 1852.

Fr. A. Berger, Felix Fürst zu Schwarzenberg. Leipz. 1853.

A. Mar. Bandini, De vita et scriptis Joannis Bapt. Doni, Patricii Florent. libri quinque. Florentiae 1755.

E. v. Hammerstein, Memoiren. Hamb. 1852.

H. L. Pertz, De Johanne Arndtio ejusque libris quì inscribuntur . . de vero christianismo. Hannoverae 1852.

L. Nicolardot, Etude sur les grands hommes. Par. 1851.

L. Feugère, Etude sur la vie et les ouvrages de Du Cange. Par. 1852.

Dizionario biografico universale. Vol. 1 — 5. Firenze 1842 — 1850.

E. Carmoly, Notice historique sur Benjamin, de Tudèle. Nouv. édition. Suivie del' examen géographique de ses voyages par J. Lelewel. Bru-

A. Helfferich, Engländer und Franzosen. Berl. 1852.

IV. Mathematica.

J. Riedl von Leuenstern, Bahnen höherer Zahlengleichungen verschiedener Grade berechnet und metrisch dargestellt. Wien 1852.

C. Bremiker, Logarithmorum VI decimalium nova tabula. Berl. 1852.

Dr. C. H. Schnuse, Die Grundlehren der Theorie der Kreisfunctionen. Stuttg. 1852.

— —, Die Grundlehren der ebenen analytischen oder Coordinatengeometrie. Stuttg. 1852.

Dr. A. F. Schneitler, Die Instrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst. 2te verm. Aufl. Leipz. 1852.

M. Poinsot, Théorie nouvelle de la rotation des corps. Par. 1851.

W. Becker, Erfahrungen über den Portland-Cement. Berl. 1853.

J. Britton, Architectural Illustrations of Windsor Castle. Lond. 1842.

F. E. Bernhardi, Asträa. Hannover 1853.

Ad. Erman, Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.

J. F. J. Schmidt, Resultate aus zehnjährigen Beobachtungen über Sternschnuppen. Berl. 1852.

G. D. E. Weyer, Ueber die Differentialformeln für Cometenbahnen von großer Excentricität. Berlin 1852.

V. Physica.

G. Venerio, Osservazioni meteorologische fatte in Udine nel Friuli quarantennio 1803 — 1842. Udine 1851.

Fr. v. Reichenbach, Odisch-magnetische Briefe. Stuttg. 1852.

J. B. Dalmas, La cosmogénie et la géologie. Lyon 1852.

Dr. C. H. D. Buys Ballot, Meteorologische Waarnemingen in Nederland 1851. Utrecht 1852.

H. D. Otto, Zur Theorie der Wärme. Nordhausen 1853.

J. C. Booth and C. Moreit, Smithsonian report on recent improvements in the chemical-arts. Washingt. 1851.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Die allg. Formenlehre als Vorschule der Naturgeschichte. Breslau 1852.

Fr. Th. Frantz, Die Offenbarung der Natur. Landau 1852.

Daumas, Die Pferde der Sahara. A. d. Franz. v. C. Gräfe. Berl. 1853.

Dr. Th. C. W. Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Meerschweinchens. Gießen 1852.

Naumannia. Archiv für die Ornithologie, vorzugsweise Europa's. Herausg. von Baldamus. 1850 — 1852. Köthen.

Dr. L. K. Schmarda, Die geographische Verbreitung der Thiere. Abth. 1. 2. Wien 1853.

H. C. Geubel, Zoologische Notizen. Landau 1852.

J. H. Hochhuth, Beyträge zur näheren Kenntniß der Staphylinen Rußlands. Moskau 1852.

S. B. Gorski, Analecta ad Entomographiam provinciarum occidentali-meridionalium Imperii Rossici. Fasc. I. Berolini 1852.

Gleanings from the Menagerie and aviary at Knowsley Hall. Hoofed quadrupeds. Knowsly 1850.

J. H. Hochhuth, Beyträge zur näheren Kenntniß der Rüsselkäfer Rußlands. Moskau 1852.

Dr. M. Seubert, Lehrbuch der gesammten Pflanzenkunde. Stuttg. 1853.

Asa Gray, Plantae Wrigtianae Texano-Neo-Mexicanae. P. I. Washingt. 1852.

L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde. Berl. 1852.

— —, Atlas der Pflanzengeographie über alle Theile der Erde. Berlin 1852.

W. Hoffmeister, Beyträge zur Kenntniß der Gefäßkryptogamen. Leipzig 1852.

J. Ott, Catalog der Flora Böhmens. Prag 1851.

Fr. Tr. Kützing, Tabulae phycologicae. Bd. 1. 2. Nordhausen 1845 — 52.

Dr. C. Koch, Hortus dendrologicus. Sect. I. Berol. 1853.

Dr. H. Hoffmann, Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung. Darmstadt 1852.

Fr. Voltz, Geologische Bilder aus dem Mainzer Becken. Mainz 1852.

H. Bach, Die Theorie der Bergzeichnung in Verbindung mit Geognosie. Stuttg. 1853.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Schluß des ersten Artikels).

Ich unterlasse es, Einzelnes aus dem Reichthume der Capuanischen Inschriften hervorzuheben. Eben so muß ich mich begnügen, Forum Popilii (3901. 3902) und Cajatia (3903—3935) einfach namhaft zu machen; daß letzteres von Calatia verschieden, beweist nach Lepsius' Vorgange der Vf. jetzt mit sicheren Inschriften (3626; 3912; 3919), die er zum Theil selbst gesehen, gegen die falsche Hebon's-Inschrift und zwey andere schlecht überlieferte (3903. 3922). Cubulteria (3936—3945) besuchte er zufällig nicht; doch wurde es ihm auch ohne dieß möglich, sechs Steine (598* — 603*) auszumerzen. Wichtiger sind Cales (3946—3982), dessen vom Vf. vergeblich gesuchtes Fastenfragment (3946), das späteste das wir haben, namentlich dadurch großen Werth hat, daß es zeigt, wie noch zu Diocletian's Zeit jährlich vier Consulcollegien die fasces führten, und dessen bedeutendste sonstige Inschriften sich jetzt zu Capua und Neapel befinden, mit falschen Inschriften schon von Ligorio und Pratilli freygebig ausgestattet, denen Zona's Interpolationen und schlechte Abschriften sich beygesellen (604* — 622*); ferner Teanum Sidianum (3983—4020), merkwürdig durch die, wenn auch schon früher in corrupter Gestalt publicirten, doch erst von Mommsen eigentlich an's Licht gezognen Documente der Juno Populona, über die derselbe im Bull. Nap. IV, p. 64 ff. und in seinen Unterital. Dialekten zu vergleichen ist, nicht weniger durch mehrere Kaiserinschriften, den auffallenden tribunus plebis, den M. mit eigenen Augen sah (3998), und die Inschrift eines Bades ausgezeichnet, die der pecunia Augustal. gedenkt (4000); ebenfalls von Ligorio und Pratilli reichlich bedacht (623* — 635*). Sinuessa hat durch desselben Pratilli Gunst seinen wenigen echten Steinen 11 falsche an die Seite zu stellen (636* — 646*), und noch besser ist Suessa damit ausgestattet (647* — 661*), wo sich zu den übrigen noch der Localschriftsteller Masi mit eignen oder fremden Fälschungen gesellt. Bekanntlich sind an letzterem Orte besonders die Monumente der Frauen aus der Familie Trajan's merkwürdig, denen sich mehrere nicht unwichtige Denksteine großer Magistrate anschließen. Zu Nr. 4040 schlug ich bereits in der Zeitschr. f. A. W. 1848, p. 305 eine Verbesserung vor, die der Vf. übersehen haben muß, da ich an seiner Billigung nicht zweifle, zumal er ganz denselben Gedanken ausspricht. Der 2. Vers wird so gelesen: CHRESIMO. AVG. II, oder LI; LIB; FIL; VI. VIR. Es braucht keines Beweises, daß letzteres Pratillische Interpolation, daß Augusti filius eine Unmöglichkeit ist, AVGusti LIBertus nur bey großer Unkenntniß angenommen werden kann, während LI gar nichts ist. Bleibt also nur AVG. II, wie Manutius und Wälscapple haben. Ein Augustalis iterum nun ist gleichfalls unerhört, wohl aber gibt es AVGustales BISelliarii, und für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß so auf dem Steine stand, der Abschreiber jedoch BIS mit dem Zahlzeichen II vertauschte, aus dessen Mißverstand sich dann alle ferneren Corruptelen ganz natürlich ergeben. — Minturnae (4053 — 4076) zählt zu seinen Monumenten die Inschrift des Consuls Burbuleius, die

durch den Mustercommentar Borghesi's berühmt geworden, ohne daß ihre Provenienz bis dahin bekannt gewesen. — Um die Monumente von Formiae (4077 — 4138) hat sich der Fürst Caposele großes Verdienst erworben, der in seiner Villa Ciceroniana zu Mola di Gaeta eine große Anzahl derselben zusammenbrachte, die noch jetzt dort vorhanden sind, freylich untermischt mit einzelnen von Minturnae und anderen, wie denn z. B. die Sammlung des B. Rota von Neapel dorthin gebracht wurde, und Gervasio, Iscrizione de' Luccei p. 45 ff. die Inschrift 4094 nach Aquino setzt, wo ganz ähnliche Würden vorkommen. Einen schlagenden Beweis von der grenzenlosen Ungenauigkeit epigraphischer Ueberlieferung gibt unter anderen die berühmte Inschrift des Grabmahls des Munatius Plancus auf der Höhe oberhalb Gaëta's, die erst bey Mommsen ganz genau gegeben wird. Besonders erwähnenswerth sind noch die tensae, die der Minerva aus Silber gemacht werden (4093), während die Inschriften 4097? 4098. eine sonst unbekannte Stadt Solum in jenen Gegenden anzugeben scheinen, die der Vf. durch das Solanon, welches der Geogr. Rav. nach Venafrum nennt, wahrscheinlich zu machen sucht. Daß die Inschriften von Formiae die erste Veranlassung zur Aufdeckung der Pratillischen Betrügereyen wurden, indem sich Gesualdo durch die seine Gegend betreffenden Fälschungen zu seinen Osservazioni critiche bewegen ließ, verleiht ihnen noch ein gewisses Nebeninteresse. Mommsen hat bey Minturnae acht (662* — 669*), bey Formiae sogar 24 (670* — 693*) als verdächtig bezeichnet, denen mit 14 (694* — 707*) sich Fundi zugesellt, das zu den Anderen noch Notarjanni, vielleicht mehr Betrogner als Betrüger, mit Fälschungen heimsuchte. Der Vf. hat leider selbst zwar Fundi mehrmals besucht, aber sich dort nicht aufhalten können, so daß bey der großen Unsicherheit und Ungenauigkeit in den Ueberlieferungen die Fundanische Epigraphik noch immer auf sehr schwachen Füssen steht. Unter den dahin gehörigen Inschriften (4139 — 4194) ist das kleine Fragment einer Patronatstafel in Gestalt eines Fisches (4139) durch hohes Alterthum und die entsprechenden archaischen Formen bemerkenswerth; vgl. Bull. Nap. III, p. 90, tav. 3. n. 20, und Gerhard's Arch. Ztg. IV, p. 329. Wichtig für die Municipalalterthümer ist, daß auch in Fundi drey Aediles als höchste Magistrate erscheinen, wie es für Arpinum Cicero angibt und Monumente bestätigen.

Es war dem Vf. nicht vergönnt, die folgenden Ortschaften: Interamna Lirinas, Casinum, Aquinum, Arpinum, Sora, Atina selbst zu besuchen; doch half hier namentlich der treffliche Philippi aus, wie bereits oben bemerkt ward; dessen Zusätze und Verbesserungen werden im Auctarium Nr. 7234 — 7254 mitgetheilt. Die Steine der erstgenannten Stadt (4195 — 4220), die ganz vom Erdboden verschwunden ist, sind über die benachbarten Orte zerstreut und namentlich in's Museum von Monte Cassino gekommen, ohne daß sie sich immer mit Sicherheit erkennen lassen. Von Wichtigkeit ist zunächst, daß die im Museo Capitolino befindlichen sogenannten fasti Casinates für Interamna vindicirt werden, über welche Frage die Magistratur der quattuorviri endgültig entscheidet. Die Lesung der so viel besprochenen, so oft schlecht abgeschriebenen Inschrift Nr. 4209 hat der eben genannte Philippi endlich auf's Reine gebracht (7234). Von Fälschungen blieb die Stadt verschont, wogegen Casinum, dessen zahlreiche Steine großen Theils im Museo von Monte Cassino aufbewahrt werden (4221 — 4309), wiederum von Ligorio zu leiden gehabt hat (708* — 716*). Ich erwähne hier außer mehreren Kaiserinschriften die Monumente des Ummidius Quadratus (4234), eines andern hohen Beamten, dessen Name verloren gegangen (4237) und des Futius (4241 und 7236. 7237), Präfecten der Casinaten, die später durch Duumvirn regiert wurden. Uebrigens besuchte schon Smetius Monte Cassino, und ihm verdanken wir eine Anzahl genau copirter Monumente; andere, besonders der Umgegend, dem Arzte Casaro, dessen Buch durch den Haß der von ihm geschmähten Mönche von Monte Cassino sehr selten geworden ist, endlich dem Cassinesen Gattola. — Zu Aquinum (4310 — 4469) rechnet M. wegen Uebereinstimmung der Tribus Oufentina und der Magistratur der Duumvirn auch die Inschriften zu Rocca d'Arce, dem durch Q. Cicero's Villa bekannten Orte, ferner die von Pontecorvo, und, da auch zu S. Giovanni a Carico dicht an der alten Liris-Brücke ein Stein ausgegraben ist, der die decuriones Aquinates namhaft macht, so nimmt er mit

Recht an, daß diese zum Gebiete des alten Fregellae gehörigen Ländereyen den Aquinaten zugetheilt und der an die Stelle jener zerstörten Stadt getretenen Colonie Fabrateria nova nur Ceprano und Falvatera, d. h. der nördliche Theil des Fregellanischen Gebietes, überwiesen seyen. — Für Aquinum ist der Codex des Marcellus Cervinus, Cardinals von St. Croce, wichtig, der Inschriften noch ganz zeigt, die Smetius schon verstümmelt sah; aber selbst Ligorio hatte hier gute Gewährsmänner. In neuerer Zeit ist Capro für diese Gegenden von Bedeutung, der mit Sorgfalt abschrieb und genau angab, was er selbst gesehen, was von Anderen erhalten, weniger die Signora Dionigi, der man nicht trauen darf. Merkwürdig ist, außer den bekannteren Steinen der Familie des Cicero, besonders das Monument des Juvenalis, den M. mit Recht für den Dichter zu nehmen scheint (4312). Ich habe durch Vermittlung Herrn Garrucci's die Nachforschungen, von denen er spricht, nochmals ohne Erfolg erneuern lassen; indeß hat die Inschrift nichts Verdächtiges, und gewiß verdient auch die Bemerkung Mommsen's alle Beachtung, daß ein Falsar die Ceres Helvina, auf die sich der Stein bezieht, ganz anders würde benutzt haben. — Mehrere der wichtigsten Steine sind von Philippi noch aufgefunden und collationirt, auch einige nicht ganz uninteressante neue hinzugefügt worden (7243 — 7251). Die Gesammtzahl der Aquinatischen Inschriften (4310 — 4454) beläuft sich mit jenen auf 164 Nummern, nachdem 23 (717* — 739*) als falsch beseitigt sind, denen jedoch noch eine und die andere als verdächtig hinzugefügt werden kann (4322 und die interpolirte 4324, welche Mommsen im Rh. Mus. N. F. VI, p. 41 vertheidigt, und die auch wohl in der That ursprünglich echt ist). — Bey Fabrateria irrt der Vf., der richtig Fabrateria vetus und nova unterscheidet, wenn er dem ersteren, das bey Ceccano lag, die von Muratori nach Caecilianum gesetzten Inschriften zuschreibt, da letzteres Ciciliano ist, gelegen an der kürzeren Bergstraße zwischen Tivoli und Subiaco. — Arpinum, mit Isola di Sora verbunden (4470 — 4485; 740* — 743*), ist durch die schon bey Fundi erwähnte Magistratur der drey Aedilen ausgezeichnet, deren hier Cicero gedenkt, und die in dem archaischen Steine Nr. 4472 und dem von Philippi corrigirten Nr. 4475 vorkommen (vgl. Nr. 7254); Cereatae Marianae (4486 — 4494), dessen Lage durch Nr. 4486 nach Casamare gesetzt wird, durch den in Arpinum aufbewahrten Stein des C. Marius; Sora endlich (4495 — 4534) durch den in Saturnischem Maß abgefaßten uralten Stein der Vertuleii (4495), das Decret über die Ernennung von Quinquennalen (4496), die freylich längst bekannte legio Sorana (4498), u. a. m. — Zahlreicher sind die Monumente von Atina (4535 — 4600), für welche neben den großen Sammlungen Tauler wichtig ist, den der Vf. gegen Orelli in Schutz nimmt, da, was er Falsches hat, nicht von ihm selbst ausgeht.

Wir verlassen hier Campanien, um auf Samnium überzugehen, das, wie oben angeführt, der Vf. fast auf allen Punkten besuchte (4601 — 5327), und dessen Grenzen er mit Hülfe der Monumente, welche Präsides erwähnen, so bestimmt, daß er außer dem eigentlichen Samnium mit den Städten Saepinum und Aesernia sowohl die nach Campanien zu belegenen Orte Venafrum, Allifae, Telesia, als auch auf der andern Seite das Frentaner-Land von Teanum Apulum bis Histonium und Anxanum hinzurechnet. Er beginnt mit Venafrum, dessen Monumente (4601 — 4740), erst seit Muratori bekannt geworden, später durch Valla, Monachetti und de Uttris nicht ohne Sorgfalt gesammelt und von Cotugno edirt, durch ihn eine große Bereicherung erfahren haben, wie denn auch überhaupt jene Localschriftsteller wenig genug bekannt geworden waren. Von Fälschungen ist Venafrum wenig betroffen worden (747* — 755*). Unter seinen Steinen nimmt unbedingt den ersten Rang das Edict des Kaisers Augustus über die Wasserleitungen der Stadt ein, das, seit vielen Jahren ausgegraben, erst von M. an's Licht gezogen und gewürdigt wurde. Es ist durch das Bull. d. Inst. 1850, p. 44 ff. und die Zeitschr. f. gesch. R. W. XV, p. 287 ff. zur allgemeinen Kunde gebracht worden. Der Stein, der etwa 70 Zeilen Schrift enthält, hat sehr gelitten und ist um so schwerer zu lesen, als er platt am Boden und quer

in die Wand eines Bauerhauses vermauert ist, so daß M., um ihn nur einiger Maßen übersehen zu können, sich der Länge nach in eine Art von Grube hineinlegen mußte, die man ihm machte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er nur die beßer erhaltenen Theile des Stein's mit Sicherheit zu entziffern vermochte, wie er denn auch selbst gesteht, daß, wenn etwa in späteren Zeiten der Stein sich in beßerer Stellung befinden werde, gar Manches noch gelesen werden könne. Diese Aufgabe hat der mehr genannte Garrucci zu lösen versucht, indem er nicht nur den Stein an Ort und Stelle neu verglich, sondern auch sich einen Gypsabguß verschaffte, nach welchem nun auf Tafel 2 des neuen Bullettino Neapolitano eine Abbildung herausgekommen ist, die sich für ein Facsimile ausgeben möchte, und deren weitläufigen Commentar die folgenden Blätter der Zeitschrift enthalten. Eine genauere Ansicht dieser Tafel wird sofort Jedem zeigen, daß ein so zusammenhangloser Styl, wie er hier dem Kaiser Augustus schuld gegeben wird, auch in den schlimmsten Zeiten nicht möglich seyn würde, und daß auch nicht einmal ein municipaler Auszug eines kaiserlichen Decrets so hätte aussehen können. Dennoch muß man zugeben, daß der gelehrte Pater viel mehr gelesen, als es Mommsen möglich gewesen war, und man kann nicht leugnen, daß er stellenweise vortrefflich gesehen, und im Allgemeinen große Ausdauer bewiesen hat. Aber, was ihn irre leitete, war die Sucht, Alles zu lesen, und der Wunsch, seinen Vorgänger, koste es, was es wolle, um die Ehre dieser Entdeckung zu bringen. Ueberhaupt ist es nur zu oft Italienische Sitte, was man zu lesen glaubt, oder auch nur lesen möchte, für gelesen auszugeben, eigene Vermuthungen und Träume in den Text aufzunehmen und so zu Interpolationen zu kommen, ohne sich des eignen Treibens recht bewußt zu werden. Ungefähr so muß es auch Herrn G. ergangen seyn. Bey allem Lobe für seine Bemühungen um diese Inschrift (ein Lob, das ich auch im Bull. d. Inst. offen aussprach, ehe ich noch den ganzen Umfang der von ihm vorgebrachten Unrichtigkeiten hatte übersehen können), ward es mir doch bald klar, daß um jeden Preis eine Revision des wichtigen Documents bewirkt werden müsse. Eine Vergleichung des Originals, das noch immer trotz Mommsen's und des verstorbenen Avellino und neuerdings auch Garrucci's Bemühungen in jener unwürdigen und unbequemen Lage geblieben ist, würde schwerlich viel Ausbeute geliefert haben; wo Mommsen's Erfahrung und Ausdauer nicht mehr erreicht hatte, da blieb für einen Nachfolger wenig zu hoffen. Herr Dr. Wentrup, damals Correspondent unseres archäologischen Instituts in Neapel, jetzt am Gymnasium zu Roßleben, übernahm es mit bereitwilligster Gefälligkeit, uns einen Gypsabguß zu verschaffen, indem er selbst sich nach Venafrum begab. Die Größe des Steins machte die Sache ungemein schwierig und kostspielig; indeß die Direction des Instituts glaubte, keine Kosten scheuen zu dürfen, um von einem Steine, dem man wohl den ersten Rang unter den epigraphischen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte zuschreiben muß, einen möglichst correcten Text zu liefern. Ich bin seit geraumer Zeit mit seiner Entzifferung beschäftigt und hoffe, ihn in den dießjährigen Annalen des Instituts herausgeben zu können. Die Arbeit ist im höchsten Grade langwierig und angreifend. Die Oberfläche des Steins hat sehr gelitten und fehlt theilweise ganz; an anderen Stellen sind nur schwache Spuren von Buchstaben sichtbar, die sorgfältigst zu ermitteln und zu combiniren sind. Was die Sache erschwert, ist, daß Herrn G's Lesung auch solche Stellen in sich begreift, an denen gar keine Oberfläche vorhanden, sondern statt ihrer tiefe Löcher sind. Da gilt es dann, sich zu überzeugen, daß Nichts mehr herauszubringen sey, während anderswo seine falschen Lesarten irre zu führen geeignet sind. Wenn es später möglich werden sollte, eine passende Aufstellung des Originals zu erreichen, kann vielleicht noch etwas mehr entziffert werden. — Ich habe geglaubt, von dieser Sache ausführlich reden zu müssen, weil der Garruccischen Publication auch in Deutschen Blättern gedacht worden, was es nöthig macht, ihr vorläufig die Autorität abzusprechen, die man ihr beyzulegen geneigt seyn könnte.

(Schluß des ersten Artikels).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Beati Caroli magni imperatoris opera omnia juxta editiones Baluzii, Pertzii, Cajetani Cenni, ed. J. P. Migne. Vol. 1. 2. Par. 1851.

Theodoreti Episcopi Cyri Commentarius in omnes B. Pauli Epistolas. P. I. Oxford 1853.

Inni funebri di S. Efrem Siro, tradotti dal testo syriaco per A. Paggi e F. Lasinio. Firenze 1851.

Vindiciae Epistolarum S. Ignatii auctore Joanne Pearson, Episcopo Cestriensi. Editio nova . . . ed. Cureton. Vol. 1. 2. Oxford 1852.

H. A. Kienemund, Palästina in geogr. und historisch. Hinsicht. Heiligenstadt 1852.

Dr. G. Volckmar, Das Evangelium Marcions. Text und Kritik. Leipzig 1852.

Dr. Ad. Maier, Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. Freiburg 1852.

Dr. C. P. Caspari, Ueber Micha den Morasthiten und seine prophetische Schrift. Christiania 1851.

J. v. Gumpach, Alttestamentliche Studien. Heidelberg 1852.

Ed. Reuss, Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique. Vol. 1. 2. Strasbourg 1852.

Ad. Schumann, Christus oder die Lehre des Alten und Neuen Testamentes von der Person des Erlösers. Bd. 1. Hamburg 1852.

Dr. Fr. Richter, Der Gottes-Begriff und seine Ergänzung durch den Majestäts-Begriff. Leipzig 1852.

A. Ginoulhiac, Histoire du dogme jusqu'au concile de Nicée. Vol. 1. 2. Par. 1852.

J. Martin, Etude sur la foi. Par. 1851.

Dr. D. Schenkel, Gesetzeskirche und Glaubenskirche. Heidelberg 1852.

Dr. G. O. Piper, Das Christenthum und die Gegenwart. Bernburg 1852.

Ueber die kirchliche Reaction der Gegenwart. Bremen 1852.

C. Hildenbrand, Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher. Würzburg 1851.

F. A. Löwe, Kritische Musterung der Traktate deutsch-evangelischer Gesellschaften. Hamburg 1852.

J. M. A. du Pont, Oeuvres pastorales. Paris 1848.

E. Jonas, Die Kanzelberedsamkeit Luthers. Berlin 1852.

Dr. J. B. v. Hirscher, Beyträge zur Homiletik und Katechetik. Tübingen 1852.

W. Bauer, Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Frankfurt 1852.

Dr. J. K. Schauer, Geschichte der biblisch-kirchlichen Dicht- und Tonkunst. Jena 1850.

K. J. Nachbar, Der Gregorianische Kirchengesang. Schwiebus 1852.

G. v. Lechler, Das Apostolische und Nachapostolische Zeitalter. Gekrönte Preisschrift. Haarlem 1851.

Dr. H. Thiersch, Geschichte der christlichen Kirche im Alterthum. Th. 1. Das apostolische Zeitalter. Frankfurt 1852.

Ed. J. Shepherd, The history of the church of Rome to the end of the Episcopate of Damascus, A. D. 384. Lond. 1851.

C. Val. Krasinsky, Sketch of the religious history of the Slavonic nations. Edinb. 1851.

A. Archinard, Les origines de l'église romaine. T. 1. 2. Par. 1852.

M. Garruba, Serie critica de sacri pastori Baresi. Bari 1844.

Dr. F. Ch. Baur, Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852.

White Kennett, Parochial antiquities. A new edition. Vol. 1. 2. Oxford 1818.

J. M. Neale, A history of the Holy Eastern Church. P. I. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Fr. X. Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speyer. Bd. 1. Mainz 1852.

— — — Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speyer. Bd. 1. Aeltere Urkunden. Mainz 1852.

H. G. Hasse, Ueber die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Obergewalt im Römischen Kirchenstaate. Gekrönte Preisschrift. Amsterdam 1852.

J. Lorentz, Sixtus V. und seine Zeit. Mainz 1852.

Fr. Jos. Buß, Die nothwendige Reform des Unterrichts und der Erziehung der katholischen Weltgeistlichkeit Deutschlands. Schaffhausen 1852.

M. Matter, Une excursion gnostique en Italie. Strasb. 1852.

M. Capefigue, L'église au moyen âge. Vol. 1. 2. Par. 1852.

P. H. Baer, Diplomatische Geschichte der Abtey Eberbach. Herausgegeben von F. G. Habel. Bd. 1. Hft. 1. 2. Wiesbaden 1851 — 52.

A. Fr. Cucherat, Cluny au onzième siècle. Mémoire couronné. Par. 1851.

R. M. Taurel, Les Jésuites dans l'Amérique méridionale. Par. 1851.

Dr. K. J. Nitzsch, Die Wirkungen des evangelischen Christenthums auf kulturlose Völker. Berlin 1852.

J. Taylor, Wesley and Methodism. Lond. 1851.

B. Botfield, Original letters relating to the ecclesiastical affairs of Scotland. Vol. I. 1603—1614. Vol. II. 1614 — 1625. Edinb. 1851.

J. Schmidt, Jahrbuch für die protestantische Geistlichkeit Deutschlands. Berlin 1852.

Dr. C. A. Cornelius, Der Antheil Ostfrieslands an der Reformation bis zum Jahre 1535. Münster 1852.

Lebensbeschreibung des Kirchenvaters Aurelius Augustinus, Bischofs von Hippo. Zürich 1850.

Ed. Muscutt, The history of church laws in England, from 602 to 1850. Lond. 1851.

Don G. Mayans y Siscar, Observaciones sobre el Concordato de 1753. Madrid 1847.

G. J. Thorkelin, Jus eccles. vetus sive Thorlaco-Ketillionum constitutum an. Chr. 1123. Havniae 1776.

Dr. A. E. Knoes, Darstellung der vornehmsten Eigenthümlichkeiten der schwedischen Kirchenverfassung. Stuttgart 1852.

Fr. Chr. v. Arnold, Die christliche Eidesformel. Erl. 1851.

W. Ziemsen, Ueber Ehe und Ehescheidung nach schwedischem Rechte. Greifswald 1841.

Der christliche Staat und die bischöflichen Denkschriften. Heidelberg 1852.

E. Willich, Ueber das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Oldenburg 1852.

Dr. D. Schenkel, Die Schutzpflicht des Staates gegen die evangelische Kirche. Heidelberg 1852.

Dr. C. Scheele, Die Kirchenzucht der evangelischen Kirche. Halle 1852.

W. Löhe, Kirche und Amt. Erlangen 1851.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Manuscripte.

Curiae Basiliensis statuta de anno 1612. Codex chartac. in fol.

Altdeutsche Predigten aus dem 12. Jahrhundert. 13 Folioblätter.

Druckwerke.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

Dr. W. Herbst, Das klassische Alterthum in der Gegenwart. Leipzig 1852.

J. C. Poggendorff, Lebenslinien zur Geschichte der exakten Wissenschaften seit Wiederherstellung derselben. Berlin 1853.

Dr. Th. Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart. Von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1853.

J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beyträgen zur Charakteristik der Meusebach'schen Bibliothek. Leipzig 1852.

Catalogue of the New-York State Library. Albany 1850.

C. J. Tornberg, Codices orientales bibliothecae regiae universitatis Lundensis. Lundae 1850.

Catalogue of the library of the royal geographical Society, corrected to May 1851. Lond. 1852.

Dr. Pertz, Die K. Bibliothek zu Berlin im Jahre 1846 — 1850. Berlin 1851.

J. Ristic, Die neue Literatur der Serben. Berlin 1852.

Dr. J. A. M. Brühl, Geschichte der katholischen Literatur. Bd. 1. Lief. 1. 2. Leipzig 1852.

J. Nordmann, Dante. Literar-historische Studien. I. Dante's Zeitalter. Dresden 1852.

F. W. Ebeling, Englands historische Literatur seit den letzten 5 Jahren. Berlin 1852.

V. Capialbi, Memorie delle tipografie Calabresi. Napoli 1835.

Fr. Schleiermacher, Briefwechsel mit J. C. F. Gaß. Herausgegeben von Dr. W. Gaß. Berlin 1852.

Institution of civil Engineers. Minutes of proceedings. Sessions 1837 — 1850. Vol. 1 — 9. London 1843 — 1850.

Transactions of the New-York state agricultural society for the years 1841 — 1850. Vol. I — X.

Transactions of the Kilkenny Archaeological Society for the years 1849 and 1850. Vol. I. p. 1. 2. Dublin 1851.

W. Rauschenberger, A notice of the origin, progress and present condition of the academy of natural sciences of Philadelphia. Philadelphia 1852.

Ch. Fr. Adams, The Works of John Adams, second president of the united states. Vol. II. Bost. 1850.

The whole works of King Alfred the Great. Vol. I. Oxford 1852.

Ugo Foscolo, Opere edite e postume. Vol. 1 — 4. Vol. unico. Firenze 1850 — 51.

J. Douglas, Select works, with a biographical memoir. By W. Macdonald. Salisbury 1820.

Dan. Webster, Works. Vol. 1 — 6. Boston 1851.

Dr. Guyono, Exposé des travaux et publications. Alger 1852.

S. R. Maitland, Eight essays on various subjects. Lond. 1852.

Lübker, Gesammelte Schriften zur Philologie und Pädagogik. Halle 1852.

S. Marc-Girardin, Souvenirs de voyages et d'études. Par. 1852.

J. Lemoinne, Etudes critiques et biographiques. Par. 1852.

II. Philologia.

J. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache. Berlin 1852.

P. Bötticher, Wurzelforschungen. Halle 1852.

M. Rapp, Grundriß der Grammatik des indisch-europ. Sprachstammes. Bd. 1. Stuttgart 1852.

H. J. E. Parrat, Principes d'etymologie naturelle. Par. 1851.

H. C. von der Gabelentz, Beyträge zur Sprachenkunde. Heft 1 — 3. Leipzig 1852.

Ibn 'Akîl's Commentar zur Alfijja des Ibn Mâlik. Aus dem Persischen übersetzt von F. Dieterici. Berlin 1852.

C. Burnouf, Etudes sur la langue et sur les textes Zends. T. I. Par. 1840 — 50.

Dr. Lehmann, Göthe's Spcache und ihr Geist. Berl. 1852.

O. Carisch, Grammatische Formenlehre der deutschen und rhätoromanischen Sprache. Chur 1852.

Eberhard, Maaß u. J. G. Gruber, Deutsche Synonymik. 4. Aufl. von C. H. Meyer. Bd. I. Leip. 1852.

N. Webster, A dictionary of the English language. Revised by Ch. A. Goodrich. Lond. 1851.

J. Barclay, A complete and universal English Dictionary. Lond. 1824.

Vuk Steph. Karadschitsch, Lexicon serbico-germanico-latinum. Vindob. 1852.

S. Crowther, A vocabulary of the yorubal Language, by O. E. Vidal. Lond. 1852.

Ch. C. Mrongovius, Ausführlich Deutsch-Polnisches und Polnisch-Deutsches Wörterbuch. 1. Deutsch-Polnischer Theil. 3. Aufl. von Dr. W. Wyszomierski. Königsberg 1853.

R. v. Liliencron u. K. Müllenhoff, zur Runenlehre. Halle 1852.

A. Pierron, Histoire de la littérature Romaine. Par. 1852.

J. Tzetzae, Epistolae. Ex cod. Mss. Bibl. reg. Par. nunc primum ed. . . . Th. Pressel. Tubing. 1851.

Theodosius Trip., Sphaericorum libros tres Ern. Nizze recognovit. Berol. 1852.

Sibyllae liber XIV. Editore et interprete Angelo Maio. Mediol. 1817.

Saadi, Der Fruchtgarten. A. d. Pers. übertrag. von O. M. Fr. von Schlechta-Wssehrd. Leipzig 1852.

Dr. H. Rumpf, Beyträge zur Homerischen Wörtererklärung und Kritik. Gießen 1850.

H. J. Remacly, Observationum in Luciani Hermotimum specimen. Bonn 1851.

Plutarch, Ueber Isis und Osiris. Herausgegeben von G. Parthey. Berlin 1850.

Platon's Euthyphron übersetzt und mit Anmerkungen von G. F. Drescher. Gießen 1850.

K. W. Piderit, Scenische Analyse des Sophokleischen Dramas Ajas Mastigophoros. Cassel 1850.

Fr. Osann, Anecdotum Romanum de notis veterum criticis imprimis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia. Gissae 1851.

Nicolas de Damas vie de César, fragment récemment découvert et publié pour la première fois en 1849. Nouvelle edition par M. Piccolos. Par. 1850.

Dr. E. H. F. Meyer, Botanische Erläuterungen zu Strabo's Geographie und einem Fragmente des Dikäarchos. Königsberg 1852.

P. L. Lezaud, Platon. Aristote. Exposé substantiel de leur doctrine morale et politique. 4. ed. Par. 1851.

K. Koch, Der Zug der Zehntausend nach Xenophon's Anabasis, geographisch erläutert. Leipzig 1850.

Flav. Josephus, Die jüdischen Alterthümer. Uebersetzt von Dr. K. Martin. Bd. 1. Köln 1852.

Heracliti allegoriae Homericae ed. E. Mehler. Lugd. Bat. 1851.

Oracula Sybillina, ed. Friedlieb Lips. 1852.

Euripidis Medea ed. A. Kirchhoff. Berol. 1852.

Empedoclis Agrigentini fragmenta disposuit H. Stein, Bonn 1852.

A. Böckh, Untersuchungen über das kosmische System des Platon. Berlin 1852.

Apsinis et Longini Rhetorica. E codicibus rec. J. Bakius. Oxford 1849.

Apollonii Rhodii Argonautica ad cod. Mss. Laurentianum rec. R. Merkel. Lips. 1852.

Aeschyli Prometheus vinctus. Brevi commentario instr. F. A. Paley. Lond. 1846.

Oeuvres d'Oribase par Dr. Bussemaker et Daremberg. T. I. Par. 1851.

Letronne, Recherches critiques, historiques et géographiques sur les fragments d'Héron d'Alexandrie. Ouvrage couronné. Par. 1851.

Aretaci Cappadocis quae supersunt. Rec. et illustr. F. Ermerins. Traj. ad Rhenum 1847.

Aeschylus, Tragoediae. Rec. G. Hermannus. T. 1. 2. Lips. 1852.

P. Matranga. Anecdota graeca e Mss. bibliothecis Vaticana, Angelica, Barberiniana . . . Vol. 1. 2. Romae 1850.

Dr. Völker, Juvenal. Ein Lebens- und Characterbild aus der römischen Kaiserzeit. Elberfeld 1851.

Dr. J. Horkel, Anecdota Horatiana. Berol. 1852.

Dr. C. E. Geppert, Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf d. Plautinische Kritik. Leipzig 1847.

H. E. Foss, Quaestiones Curtianae. Altenb. 1852.

J. Kossarski, Sagen des Morgenlandes. Berlin 1851.

M. Enger, De vita et scriptis Maverdii commentatio. Bonn 1852.

Galenus, Dialog über die Seele. Aus dem Arabischen in's Hebräische übersetzt von Ichuda ben Salomo Alcharisi. Mit einer Einleitung, herausgegeben von A. Jellinek. Leipzig 1852.

Abu'l-Mahasin Ibn Tagri Bardi, Annales e codd. Mss. nunc primum Arabice editi. T. I. p. 1. ed. T. G. J. Juynboll et B. J. Matthes. Lugd. Bat. 1852.

Summary of the principal Chinese treatises upon the culture of the mulberry and the rearing of silk worms. Washington. 1838.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O. W. Frhr. v. Schlechta-Wssehrd. Leipzig 1852.

J. J. L. Bargès, Histoire des Beni Zeiyan, Rois de Tlemcen par L'Iman Cidi Abou-Abd'-Allah-Mohammed. Trad. de l'Arabe. Par. 1852.

III. Historia.

(Archaeologia. Geographia. Bavarica. Itinera. Biographia).

F. Chauvin, Die Darstellung der Berge in Karten und Plänen. Berlin 1852.

Catalogue of Maps and surveys in the offices of the Secretary of state. Albany 1851.

R. Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und von der Halbinsel Sinai, geschrieben in den Jahren 1842 — 45. Berlin 1852.

(Fortsetzung folgt.)

